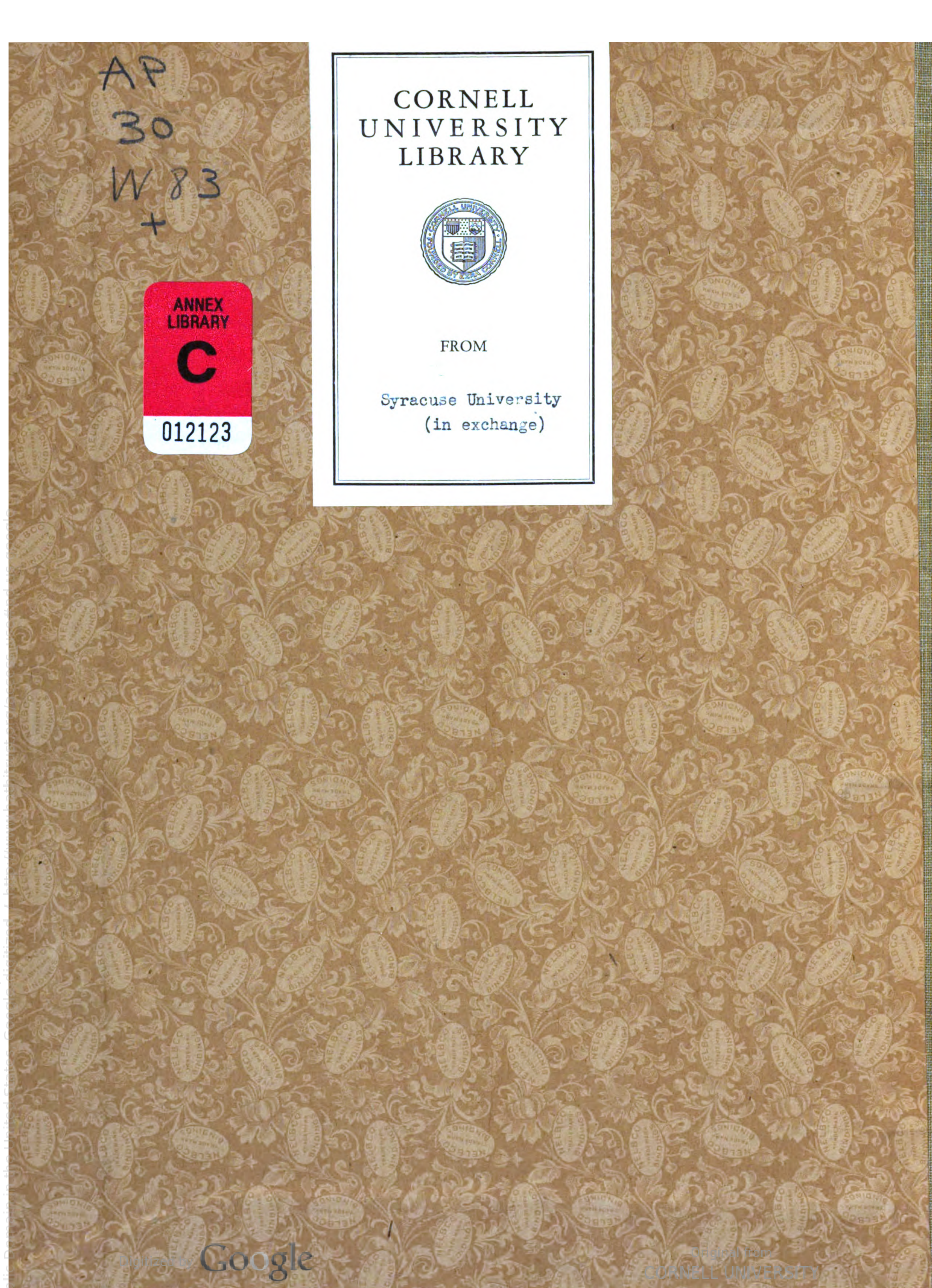
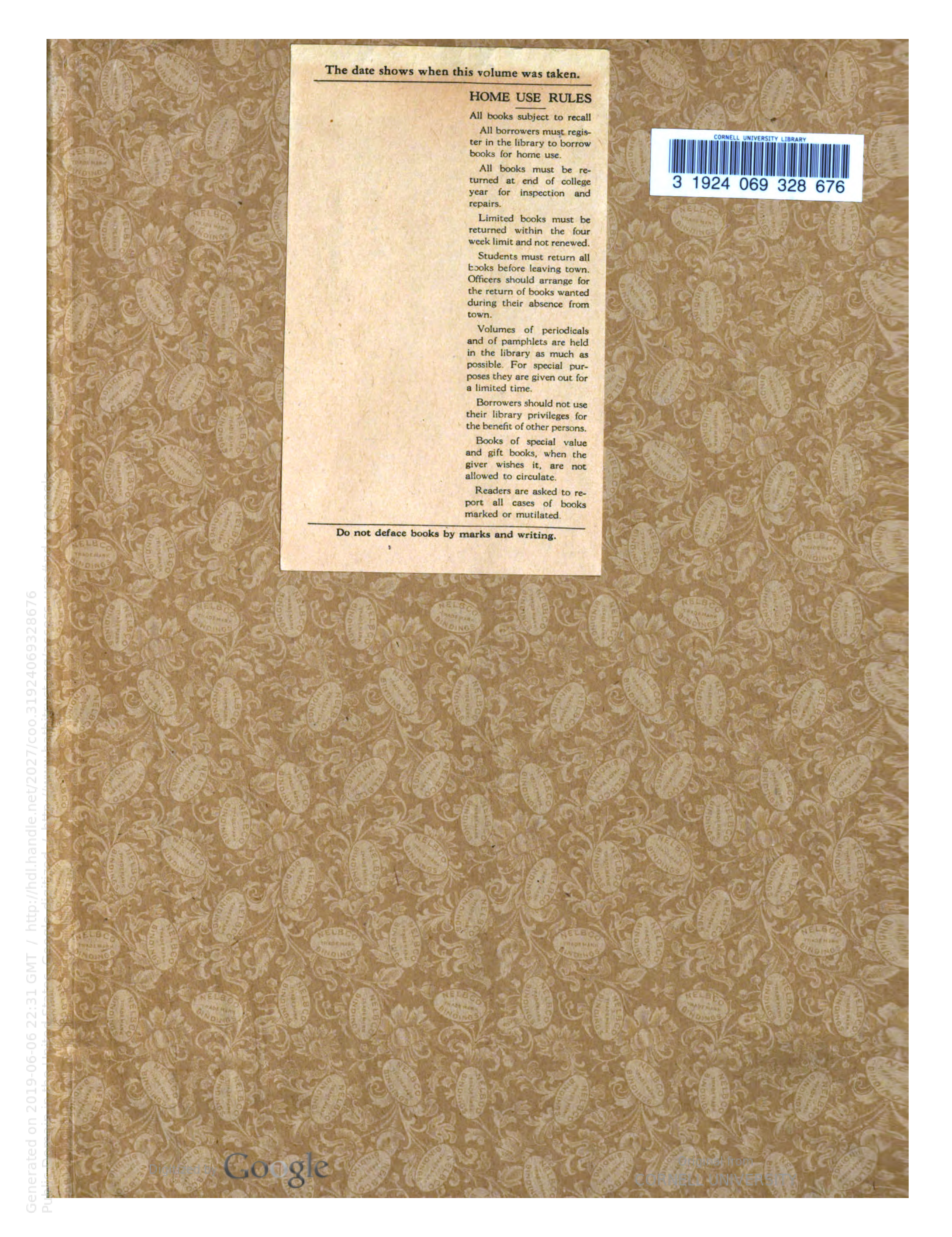


AP
30
W83
+
ANNEX
LIBRARY
C
012123
CORNELL
UNIVERSITY
LIBRARY
FROM
Syracuse University
(in exchange)



DIE·WOCHE

MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

Band 3 (Heft 27—39)

vom 1. Juli bis 30. September 1914.



Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.





Sachregister.

Romane, Erzählungen und Skizzen.

Belehrende Aufsätze.

Unterhaltende Aufsätze.

Gedichte, Sprüche.

Ständige Rubriken.

Alphabetisches Register.

Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert.

A

B

C

Seite

L

M

Seite

N

O

P

R



S

T

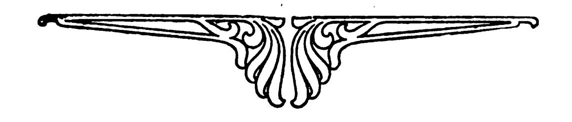
U

V

W

Y

Z

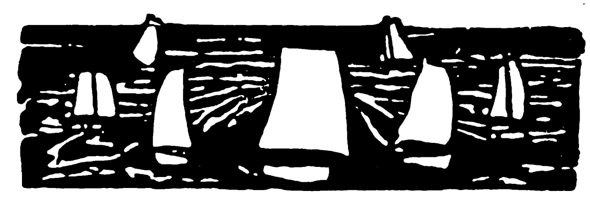




DIE·WOCHE

Nummer 27. Berlin, den 4. Juli 1914. 16. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 27.



Die sieben Tage der Woche.

25. Juni.

Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen und Hildburghausen stirbt im Alter von 88 Jahren in Bad Wildungen.

Der Kaiser besucht in Kiel das englische Flaggschiff „Georg V." Die Stadt Kiel veranstaltet zu Ehren der Mannschaften des englischen Geschwaders ein Sportfest.

26. Juni.

Der 61. Deutsche Aerztetag wird in München eröffnet.

In der amerikanischen Fabrikstadt Salem (Massachusetts) vernichtet eine Feuersbrunst an tausend Gebäude.

Ein Werbebureau für Albanien wird in Wien von dem Bildhauer Gurschner eröffnet.

27. Juni.

Die Offiziere der englischen Flotte in Kiel nehmen an einem von der Stadt gebotenen Frühstück im Rathaus teil. Oberbürgermeister Dr. Lindemann, Großadmiral von Koester und Admiral Warrender tauschen Trinksprüche aus.

Die Düppelveteranen treffen zur Fünfzigjahrfeier in Sonderburg ein.

In Leipzig, Dessau, Wittenberg und Umgebung werden in der Nacht zwei heftige Erdstöße gespürt.

Die Wiener Polizei verbietet die Anwerbung von Freiwilligen für Albanien.

28. Juni.

In Sarajewo werden Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich-Ungarn (Portr. 1121) und seine Gemahlin Herzogin Sophie von Hohenberg (Portr. S. 1122) ermordet. Auf der Fahrt zum Rathaus wird ein Bombenattentat verübt, durch das einige Personen verletzt werden. Nach dem Besuch des Rathauses werden während der Fahrt durch die Stadt auf das im Auto sitzende Thronfolgerpaar mehrere Schüsse abgegeben, die tödlich wirken.

Das Deutsche Derby in Hamburg-Horn gewinnt Freiherrn von Oppenheims „Ariel" unter Jockei Archibald.

29. Juni.

Das deutsche Kaiserpaar verläßt Kiel und trifft in Potsdam ein.

Kaiser Franz Josef kehrt von Ischl nach Wien zurück.

In Sarajewo und Mostar finden serbenfeindliche Kundgebungen von seiten der Kroaten und Moslims statt. Serbische Institute und Geschäftsläden werden zerstört. Infolge der Ausschreitungen wird der Belagerungszustand über den Bezirk Sarajewo verhängt.

Die Leichen des Erzherzogpaares werden zur Ueberführung nach Wien von Sarajewo nach Metkowitz gebracht, wo das Schlachtschiff „Viribus unitis" sie aufnimmt.

Turkhan-Pascha begibt sich von Durazzo nach Italien und Oesterreich, um in Rom und Wien energische Hilfe zur Unterdrückung des Aufstandes zu erbitten.

30. Juni.

Das englische Geschwader verläßt Kiel.

In Wien finden vor dem Haus der serbischen Gesandtschaft Demonstrationen deutsch-nationaler und katholischer Studenten gegen Serbien statt.

Im kroatischen Landtag kommt es anläßlich der Trauerkundgebung für das ermordete Erzherzogpaar zu serbenfeindlichen Kundgebungen.

1. Juli.

Die Konferenz von Niagarafalls zur Vermittlung in den mexikanischen Streitigkeiten vertagt sich auf unbestimmte Zeit.

o o o

Erzherzog Franz Ferdinand †

Von Universitätsprofessor Dr. Paul Herre (Leipzig).

Verruchter Mörderhand ist Erzherzog Franz Ferdinand mit seiner Gemahlin am 28. Juni in der bosnischen Hauptstadt zum Opfer gefallen: der Erbe der österreichisch-ungarischen Monarchie, auf den die Augen der Welt hoffend oder befürchtend, aber in jedem Fall erwartungsvoll gerichtet waren. Über das selbstverständliche Mitgefühl hinaus, das im weiten Erdenrund den Völkern des Donaureichs und ihrem schwer geprüften Herrscher in diesen Tagen entgegengebracht wird, erhebt sich die bedeutungsvolle Frage: was war der so jäh aus dem Leben Geschiedene seinem Staats- und Völkerganzen; wer und was war Franz Ferdinand?

Auffällig wenig ist über seine Persönlichkeit bekannt geworden, und was wir wissen, wird außerordentlich widerspruchsvoll beurteilt. Erst seit der Balkankrise von 1908 hat man begonnen, sich eingehender literarisch und publizistisch mit ihm zu beschäftigen, aber in mannigfachen Abstufungen bewegt sich die Bewertung zwischen so gegensätzlichen Äußerungen wie der Lobrede des Panegyrikers v. Sosnoskys (November 1913) und der durch und durch unfreundlichen Antwort Stefan Großmanns (Dezember 1913). Des Erzherzogs streng geübte Zurückhaltung hat eine Mauer um ihn gezogen, die kaum möglich ist zu übersteigen, und wenn wir heute den Versuch wagen, ihn und sein Werk zu würdigen, so sind wir uns bewußt, mehr Eindrücke wiederzugeben als beweiskräftig zu argumentieren, mögen die Anhaltspunkte noch so sorgsam ins Auge gefaßt sein.

Über die wenigen Tatsachen des Lebenslaufs ist schnell zu berichten. Franz Ferdinand wurde am 13. Dezember 1863 in Graz als der Sohn des Erzherzogs Karl Ludwig, des wohlmeinenden und kunstsinnigen, aber zäh am Alten

festhaltenden jüngeren Bruders Franz Josefs, und der Erzherzogin Annunciata Isabella aus dem Haus Bourbon-Sizilien geboren. Seine Erziehung, die zunächst in keiner Weise auf die Thronfolge gerichtet war, hatte einen vorwiegend militärischen Charakter und entsprach der im habsburgisch-lothringischen Herrscherhaus üblichen. Aber während er die Bildung seinerzeit in sich aufnahm, wirkte die religiöse Strenge des Elternhauses bestimmend auf ihn ein. Mochten die Brüder in wildem Trotz sich gegen den elterlichen Zwang auflehnen: seine Anlage ließ ihn willig auf diese ernste Weltanschauung eingehen. Schon die Jugenderzieher urteilten, daß der junge Prinz schwer zu beeinflussen und nicht zu lenken sei. Verschlossen und pflichteifrig — nüchtern ging er seinen Weg. Er stieg die militärische Stufenleiter empor und widmete sich zugleich mit wachsender Freude den gutsherrlichen Aufgaben, die ihm als einem der reichsten Grundherrn der Monarchie erwuchsen. In voller Zurückgezogenheit, zu der ihn auch ein körperliches Leiden nötigte, verlebte er die ersten 25 Jahre.

Da brachte der tragische Tod des Kronprinzen Rudolf 1889 eine unerwartete Wendung seines Lebenschicksals. Es eröffnete sich ihm die Aussicht auf die Thronfolge, und mit starker Willenskraft bereitete er sich nunmehr bewußt auf das Herrscheramt vor. Auf einer Weltreise, die er in den Jahren 1892—1893 unternahm und in einem beachtenswerten Werk schilderte, schaffte er sich die völlige Gesundung, und es gelang ihm, alle seiner Person entgegenstehenden Bedenken zu beseitigen. Nach dem Tod seines Vaters 1896 war er der anerkannte Thronfolger, aber aus seiner Zurückhaltung trat er auch jetzt nicht heraus. Lernend versenkte er sich in seine neuen Aufgaben, schweigsam verrichtete er seine berufliche Arbeit, ein Mann der harten Pflicht, sehr unösterreichisch und sehr unpopulär. Er blieb vor allem Offizier, und bald gewann er entscheidenden Einfluß auf die Gestaltung der Armee. 1898 wurde er zur Disposition des allerhöchsten Oberbefehls gestellt, 1902 wurde er zum Admiral ernannt, und 1913 wurde ihm mit der Beförderung zum Generalinspekteur der gesamten österreichisch-ungarischen Kriegsmacht der tatsächliche Oberbefehl über Heer und Flotte übertragen. Um die Hebung der militärischen Schlagfertigkeit der Donaumonarchie zu Wasser und zu Lande hat er sich große Verdienste erworben, und es darf auch rühmlich hervorgehoben werden, daß er es verstand, im Kriegsministerium wie Generalstab hervorragende Helfer und Berater an seine Seite zu ziehen.

Im weiteren Sinne bekannt wurde Franz Ferdinand durch eine menschliche Handlung. Gegen alle Widerstände setzte er im Juli 1900 seine Vermählung mit der Gräfin Sophie Chotek durch, der Hofdame der ihm als Braut zugedachten Erzherzogin Gabriele. Mit unbeugsamer Charakterfestigkeit nahm er das Recht für sich in Anspruch, nach eigener Wahl sein menschliches Glück zu suchen, und er war bereit, dafür das Opfer des Verzichtes auf das Thronfolgerecht für sich und seine Nachkommen zu bringen. Es liegt kein ernster Grund vor, zu zweifeln, daß er bis in seine Todesstunde hinein entschlossen war, daran festzuhalten. Mochte diese morganatische Verbindung Sympathien in den weiteren Kreisen der Völker erwecken, populär hat auch sie den Thronerben nicht gemacht. Man nahm nicht nur Anstoß an seiner Verschlossenheit und Zurückhaltung. Auch die überall beobachtete haushälterische Sparsamkeit und die offen bezeugte Abneigung gegen den fürstlichen Prunk und Glanz mißfiel dem großen Publikum, das von den übrigen Erzherzögen und der hohen Aristokratie eine andere Hof- und Lebenshaltung gewohnt war und selbst leicht dahinzuleben liebte. Und Franz Ferdinand seinerseits kam solchen Wünschen und Forderungen der öffentlichen Meinung keinen Schritt entgegen. Es war ihm nicht gegeben, freundlich und liebenswürdig zu erscheinen, und um die Gunst der Menge zu buhlen, war ihm ganz fremd. Seine nüchterne Art, seine Strenge gegen sich selbst machten ihn auch streng gegen die Außenwelt; er wäre wohl auch als Herrscher niemals beliebt geworden.

Eben der Ernst seiner Weltanschauung und Lebensbetätigung ließ ihn aber kurz darauf einen Schritt tun, der ihn plötzlich mitten in die Öffentlichkeit führte. Er übernahm 1901 das Protektorat über den katholischen Schulverein, der von vorwiegend klerikalen Tendenzen bestimmt wird. Es war sicherlich eine beabsichtigte Kundgebung, aber man geht durchaus fehl, wenn man darin eine Abhängigkeit vom Klerikalismus zu finden sucht. Es ist bekannt, daß Franz Ferdinand ein strenggläubiger Katholik war, und es ist anzunehmen, daß ihn die in jenen Jahren einsetzende Los-von-Rom-Bewegung im Innersten geschmerzt hat. Mit seinem offenen glaubensfreudigen Eintreten für katholisierende Bestrebungen wollte er sich offenbar gegen die libertine Lebensführung seiner Generation wenden, die er scharf verurteilte. Im Zusammenhang damit steht seine Verbindung mit der christlich-sozialen Partei Oesterreichs. Allerdings mischte sich hier mit dem religiösen Ziel vielleicht eine Art Kronprinzenpolitik. Es mochte ihn reizen, die mächtigste Partei für sich eingenommen zu wissen, sicherte ihm dies doch einen sehr viel bestimmenderen Einfluß auf die Regierung, als er ihn sonst hätte ausüben können.

Aber entscheidend für des Thronfolgers Stellungnahme war eine in voller Selbständigkeit vertretene politische Idee: der Machtgedanke der österreichisch-ungarischen Monarchie, wie er ihn erfaßt und sich zu eigen gemacht hatte. Diese Erkenntnis gibt uns das Verständnis seines gesamten Wirkens.

Vier Punkte werden bei Beurteilung der Persönlichkeit Franz Ferdinands im guten oder bösen Sinne betont: er sei ein Freund des Klerikalismus, ein Freund der slawischen Nationalitäten, ein Feind des Magyarentums und ein Betreiber des Krieges gewesen. Jede der Feststellungen ist falsch, aber jede hat einen richtigen Kern. Es kommt darauf an, diesen herauszuschälen und zu würdigen.

Daß der Klerikalismus für Österreich-Ungarn eine andere Bedeutung hat wie für Deutschland und die übrigen europäischen Staatswesen, liegt auf der Hand. In der Tat läßt sich nicht verkennen, daß die inneren Schwierigkeiten der Monarchie ins Ungeheure wachsen würden, wenn zu den Nationalitätenkämpfen noch die konfessionelle Spaltung träte, und es muß für den Staatsleiter, der das innerlich zerrissene Gebilde einer sicheren Zukunft entgegenführen will, eine der vornehmsten Aufgaben sein, über die konfessionelle Einheit zu wachen. Prinz Ferdinand handelte somit in einem berechtigten dynastischen und staatlichen Interesse, wenn er sich entschloß, mit den Machtorganisationen des Katholizismus ein Bündnis einzugehen, das den bestehenden Verhältnissen real Rechnung trug. Es hieße den Charakter einer solchen Verbindung völlig verkennen, wenn man daraus auf eine innere Abhängigkeit vom Klerikalismus schließen wollte.

Der Äußerungen von Tschechenfreundlichkeit besitzen wir viele. Sie ist nicht nur auf die Gemahlin zurückzuführen; auch die engen Beziehungen zu dem tschechen-



freundlichen böhmischen Feudaladel spielen eine Rolle. War Franz Ferdinand deshalb den Deutschen abgeneigt? Gewiß nicht mit Bewußtsein, aber vielleicht doch der Tatsache nach. Ausgang für seine Stellungnahme war und blieb der Nationalitätenstaat, wie er seit 1860 entstanden war, und wie er der Gegenwart angehört. Seine Erhaltung zur Erfüllung bedeutender staatlicher und kultureller Funktionen aber schien ihm die gleichmäßige Behandlung der einzelnen Nationalitäten zur Pflicht zu machen, sofern diese bereit waren, im Rahmen des Staatsganzen und im angemessenen Kräfteaufwand ihres Teils an der Lösung jener Aufgaben mitzuwirken. Wenn man dem Dahingegangenen einen Vorwurf machen will, so kann dieser vom österreichischen Standpunkt nicht der Grundanschauung an sich gelten, sondern lediglich der Einschätzung der Bereitwilligkeit der slawischen Nationalitäten, in dem entsprechenden Maße den Staatserfordernissen zu genügen. Man kann indessen vermuten, daß auf der einen Seite der verantwortliche Herrscher sich in dieser Hinsicht gerechter verhalten hätte, auf der andern Seite das Slawentum ihm gegenüber weniger Halsstarrigkeit gezeigt hätte. Der streng wägende Mann rechnete, daß man in diesen slawischen Stämmen die österreichisch-ungarische Staatsidee durch eine wohlwollend gerechte Behandlung fest begründen müsse, und so sah er im Sinne des von ihm verstandenen Staatsgedankens im Panslawismus den eigentlichen Widersacher der Donaumonarchie. Es ist kein Zufall, daß gerade er einem großserbischen Komplott zum Opfer fiel, und es bedeutet wiederum eine völlige Verkennung der Zusammenhänge, wenn man das Tragische seines Todes darin erblickt, daß der „Slawenfreund" von slawischer Hand hingemordet wurde.

Daß Franz Ferdinand gewissen Kreisen des Magyarentums in scharfer Abneigung gegenüberstand, ist vielfach bezeugt; trotzdem geht es nicht an, von einer Feindseligkeit des Thronfolgers gegen die Magyaren überhaupt zu sprechen. Was er bekämpfte, und was er als Herrscher in irgendeiner Weise zu beseitigen immer von neuem erstrebt hätte, war die Ausnahmestellung, die das Magyarentum noch immer in Ungarn und damit im Gesamtstaat einnimmt. Während die Deutschen in Österreich zu einer Nationalität herabgedrückt worden sind, haben die Magyaren jenseit der Leitha ihre Macht als Staatsvolk über den in ihren Rechten unterdrückten Nationalitäten behauptet. Je mehr die Donaumonarchie aber darauf gewiesen wurde, eine überlegte Balkanpolitik zu führen, um so schärfer mußte diese auswärtige Politik des Gesamtstaates in Widerspruch geraten mit den magyarischen Machtansprüchen. Zweifellos gehört es zu den Lebensfragen des Donaureiches, wie dieser Widerspruch auszugleichen ist, und es ist mit Deutlichkeit zu erkennen, daß Franz Ferdinand sich die Erreichung dieses Ziels als Hauptaufgabe gesteckt hatte. Wenn er also als ein Feind des Magyarentums angesprochen worden ist, so trifft das nur insoweit zu, als dessen Ansprüche eine unerträgliche Belastung der auswärtigen Politik Österreich-Ungarns bedeuten. Daß auch eine scharfe Gegnerschaft gegen den 1867 eingeführten Dualismus bei ihm vorhanden war, scheint ebensowenig zu bestreiten, doch steht sie nicht entscheidend im Vordergrund, wie denn die Überbrückung der dualistischen Teilung eine sich von selbst ergebende Folgeerscheinung der Aufhebung der magyarischen Ausnahmestellung werden dürfte.

Franz Ferdinand war der überragende Träger der Staats- und Kulturidee des Donaureichs, nicht nur im Kreis der Dynastie, sondern der Staatsregierung überhaupt; das macht seine große Bedeutung aus. Die Verwirklichung des Nationalitätenstaates an der Pforte des Orients mit seinen besonderen staatlichen und kulturellen Aufgaben: das war das großerfaßte Ziel, dem er nachstrebte. Und wenn er in der Verfolgung dieser Bahn als ein Mann erschien, der bereit war, sich kriegerischer Mittel zu bedienen, wen will das wundernehmen? Für ihn und alle, die seine Anschauung teilen, soll eben an Stelle des unfruchtbaren Gedankens der Verteidigung die aktiv wirkende Idee treten, deren Organ das Heer und die Flotte ist. Ihn deswegen kriegslustig zu nennen, ist einseitig, und in späterer Zeit wird sicherlich nachzuweisen sein, daß er wohl zeitweilig an der Spitze einer Kriegspartei stand, der es versagt blieb, die Konsequenz ihrer Erkenntnis zu ziehen, daß er in anderer Lage jedoch sich dem Krieg auch entgegenstemmte. Unser sonstiges Wissen von seiner Persönlichkeit verbietet, ihn als den erklärten Feind des Friedens anzusehen.

Bei aller Verschlossenheit, bei allem Ernst seiner Weltanschauung war Franz Ferdinand ein Optimist, der leidenschaftlich dem Ziel zustrebte, das er sich gesteckt hatte. So war er ein Tatenmensch, so war Aktivität sein Lebenselement. Es bleibt die Tragik seines Lebens, daß er das Werk, das ihn erwartete, und für das er nach Anlage und Verständnis hervorragend geeignet war, nicht mehr hat in Angriff nehmen können. Für Österreich-Ungarn aber erscheint sein Tod geradezu katastrophal. Weit mehr noch als in anderen staatlichen Verhältnissen bedeutet in der politischen Wirrnis der Donaumonarchie die starke Persönlichkeit. Franz Ferdinand hatte sich mit der Staatsidee identifiziert, die allein Österreich-Ungarns Existenz gewährleistet. Wer soll sein Erbe sein?

Reisephantasie.

Von Dr. Ernst Franck.

Es gibt Freunde des Reisens, die die ganze Welt besuchen, ohne ihre vier Wände, ohne auch nur die behagliche Sofaecke zu verlassen. Sie breiten bunte Karten vor sich aus, sie bauen die Werke der Geographen und Forschungsreisenden, der Kunst- und Kulturhistoriker um sich her auf, sie schlagen emsig Kursbücher und Reiseführer nach, haben vielleicht auch noch ein gediegenes Bildermaterial zur Hand, und machen so alljährlich die schönsten und komfortabelsten Reisen, ohne für Eisenbahnfahrten und Hotelverpflegung, für Museumsbesuch und Trinkgelder auch nur einen Pfennig auszugeben. Von ihnen bevorzugen manche die Reisen im deutschen Vaterland, das noch so viele unentdeckte Schönheiten hat; andere sind wieder mehr international gesinnt, und wenn sie schon mal auf diese Weise reisen, dann muß es wenigstens Indien oder Südamerika, müssen es wenigstens die deutschen Kolonien sein, wohin sie aufbrechen. Das sind die Menschen mit der echten grenzenlosen Reisephantasie, die sich wirklich fünf Minuten lang einbilden können, daß sie in der Morgensonne auf einer Pyramide herum-

klettern, auch wenn von der Küche her die in der Pfanne bruzelnden Schnitzel für den Abendtisch prosaisch, wenn auch nicht unerfreulich ins Zimmer duften und in der Nebenwohnung ein Klavier serienweise den Feuerzauber wimmert. Reisephantasten sind es, die man beneiden darf und bewundern muß, solange sie ihre Phantasiereisen nicht für historische ausgeben und als fabelhaft orientierte Globetrotters mit ihnen renommieren — was auch vorkommt.

Aber auch wir weniger mit Einbildungskraft gesegneten Menschenkinder kommen in der Reisezeit ganz ohne einen guten Schuß Reisephantasie nicht aus. Wahrscheinlich würde die Mehrzahl der Menschen überhaupt nicht reisen, wenn ihnen die Reisephantasie nicht schon vorher die ganze Reise im rosigsten Licht darstellte und selbst die kleinen Wölkchen, mit denen erfahrene Leute immer rechnen, nur golddumrändert oder mit herrlicher Regenbogeneinlage zeigte. Alle die Bedauernswerten, die später seufzen: „Ach, hätte ich gewußt, daß hier so wenig Betrieb ist“ — „daß wir hier so miserables Wetter haben würden“, — „daß ausgerechnet Tante Emerentia auch hierher kommen mußte“, — „daß man hier für sein Geld nicht mal einen anständigen Mosel bekommt“, — „daß hier eine frischgestrichene Bank stehen würde, auf die ich auch prompt mein neues seidenes Cape lege“ — alle diese, denen die Reisephantasie so schlimme Streiche gespielt hat, könnten unschwer dazu kommen, an den geheimnisvollen „Reiseteufel“ zu glauben, von dem die Sage wissen will, daß er alljährlich aus tückischer Freude an fremder Verwirrung und Enttäuschung die Menschen durcheinanderquirle, indem er ihnen lockende Phantasiebilder fremder Städte und ferner Gegenden zeige. Wer zum erstenmal nach Italien oder nach Island oder nach Schweden fährt, nimmt schon ein fertiges Bild dieser Länder mit auf die Reise, das ihm seine Reisephantasie aus allerlei Gehörtem, Gelesenem und Geschautem kunstvoll zusammengewoben hat. Und wenn die Reisefreude, die sie mit hineingesponnen hat, nicht verloren gehen soll, etwa weil man in Italien möglicherweise seinem Koffer nachreisen muß, oder weil die schwedische Landschaft einem wider Erwarten eintönig vorkommt, oder weil es in Island so schrecklich viel Hunde gibt, so muß der Reisende eben die Reisephantasie als beste und liebenswürdigste Begleiterin mit auf die Reise nehmen.

Am Ufer des Hellespont stehen zwei Orientreisende. Der eine zündet sich eine Zigarette an und sagt: „Ich hab gemeint, er wär breiter“ und läßt noch ein halb mitleidiges, halb mißbilligendes „Hm!“ folgen. Der andere aber sagt gar nichts, er steckt sich auch keine Zigarette an, er denkt weder an Breite noch an Enge, er fühlt höchstens, daß ihm das Herz weit und die Brust zu eng wird, und er lauscht nur auf die geheimnisreiche Stimme, mit der ihm das Märchenkind, die Reisephantasie, ins Ohr raunt: „Uralte Wasser sind das. Hier ist die Stätte, wo Xerxes aus Asien nach Griechenland herüberkam. Hier enttauchte allnächtlich Leanders Göttergestalt den Wellen, wenn er, Heros holde Nähe suchend, von Abydos herübergeschwommen war; bis ihn eines schlimmen Tages im Frührot der Wintersturm tot vor die Füße seiner Geliebten legte. Hier auch schlug“ — denn die Reisephantasie kennt ihre Leute — „hier schlug im Dauerschwimmen der Lord, Dichter und Sportsman Byron jeden Rekord seiner Zeit und bis zu seiner Zeit.“ Wie anders wandert einer, den die Reisephantasie geleitet, durch Weimar oder durch Prag, und wie kann ihm selbst die kleine Stadt, das stillste deutsche Dorf, die beide keinerlei historische oder künstlerische Vergangenheit haben, zu einer reichen Quelle wertvoller und unvergeßlicher Reiseerlebnisse werden.

Wer mit der Reisephantasie auf die Reise geht, den läßt sie nicht los, von Anfang bis zu Ende. Sobald er sein Eisenbahnabteil betritt, beginnt sie wie ein geübter Kinooperateur die Kurbel zu drehen. Und da das einzige, was man in einem Eisenbahnabteil zu sehen bekommt, die wandernde Landschaft draußen und die stillsitzende Menschheit drinnen ist, so beginnt sich die Reisephantasie alsbald mit beiden, am liebsten jedoch noch mit den Menschen zu beschäftigen. Ehe noch ein Gespräch sich anspinnt, das irgendeine Frage persönlicher Art erlauben würde, hat die flinke Reisephantasie schon alles mögliche aus den Reisegenossen herausgefragt und auch alle Fragen bereits glatt beantwortet, nicht immer richtig natürlich, wohl meistens sogar völlig falsch, aber das schadet ja auch nicht weiter, dafür ist es eben — Phantasie, Reisephantasie.

Da saßen sich vor etwa dreißig Jahren einmal in einem Zug, der von Petersburg nach Berlin fuhr (es wird aber damals wohl noch keine direkten Nordexpreßwagen gegeben haben, wie ich als gewissenhafter Chronist bemerken möchte), ein Herr in mittleren Jahren und eine junge Dame gegenüber. Die junge Dame schien recht traurig zu sein, Tränen stahlen sich aus ihren schönen Augen, und der Herr betrachtete sie mit aufmerksamen und teilnehmenden Blicken. „Nein, ich kann Sie nicht so weinen sehn“, rief er endlich aus. „Ich vermute, es ist dies das erstemal, daß Sie allein in die Welt hinausreisen, aber, mein Gott, Sie werden doch voraussichtlich nicht unter die Menschenfresser geraten, und ein junges Mädchen wie Sie kann stets darauf rechnen, Beistand zu finden, falls es dessen bedarf.“

Seine Reisephantasie hatte das Schicksal der jungen Dame längst erraten: es war zweifellos eine junge Erzieherin, die ins Ausland reiste, um ihr Brot in einer fremden Familie zu verdienen, und der wackere Menschenfreund sprach tröstend auf die arme, kleine Gouvernante ein, gab ihr eine Menge guter Ratschläge und Ermahnungen und hatte die Genugtuung, die Tränen in den schönen Augen bald versiegen und Vertrauen auf die Zukunft in das klopfende Herz der hübschen Reisegenossin einziehen zu sehen. Er hat auch nie erfahren, welch einen Streich ihm seine Reisephantasie da gespielt hat, und daß ihm keine kleine Erzieherin und kein um die nächste Zukunft besorgtes junges Mädchen gegenübergesessen hatte, sondern die berühmte Mathematikerin Sonja Kowalewsky, die nach dem Verlust ihres Gatten und dem Zusammenbruch ihres Vermögens aus Petersburg, wo sie der Mittelpunkt eines gesellschaftlich und intellektuell erlesensten Kreises gewesen war, ins Ausland zurückkehrte, um als Professorin der Mathematik in Stockholm ihre Forschungen wieder aufzunehmen.

Es hat einen eigenen Reiz, auf Reisen die Phantasie frei schalten zu lassen und zu versuchen, mit ihrer Hilfe Menschengesichter zu erraten, Menschenschicksale zu enträtseln und sich vielleicht gar auszumalen, wie es wohl sein würde, wenn man selbst in diese Schicksale mitverflochten wäre. Wie alles Reisen ein wenig Abenteuer ist, so hat auch die Reisephantasie gern einen abenteuerlichen Zug, und es ist bei weitem noch nicht das Abenteuerlichste, sich vorzustellen, daß man etwa mit der reizenden Dame, die einem gegenübersitzt, verheiratet wäre, und daß sie einem frühmorgens in einer entzückenden Matinee Kaffee einschenkt: „Noch etwas Sahne, Schatz?“ Oder daß etwa der würdige alte Herr, der uns eben so



bedächtig musterte, plötzlich aufsteht und erklärt: „Sie gefallen mir so gut. Ich möchte Sie zu meinem Universalerben ernennen. Ich bin kinderloser Witwer, mehrfacher Millionär und besitze ein wunderbares Landgut, das sich durch Ihren baldigen Besuch außerordentlich geehrt fühlen würde." Aber so abenteuerlich ist die Reisephantasie doch wiederum nicht, um sich ernsthaft auszumalen, was der alte Herr äußern würde, wenn er uns diesen schönen Traum von der Stirn lesen könnte.

Ihr reizendstes Werk verrichtet die Reisephantasie, wenn sie nach der Heimkehr nun unsere Reiseerinnerungen in Arbeit nimmt. Da poliert und glättet sie, da trägt sie hier ein bißchen auf und schattiert da ein bißchen ab, bis alles in den schönsten Farben vor uns liegt.

Kieler Woche 1914.

Von Thea von Puttkamer. — Hierzu 8 Abbildungen.

Carpe diem! mahnt das Sprichwort. Manchem wollten die allzureich gefüllten Festschüsseln der Kieler Woche schon nicht mehr munden. Nun mag er angesichts des jähen und verfrühten Abschlusses bereuen, nicht noch intensiver genossen zu haben. Versuchen wir, den düstern Rahmen, der sich um diese hellen Tage gelegt hat — denn schon am Freitag wehten die Flaggen halbstocks dem tödlich verunglückten Fliegeroffizier Kapitänleutnant Schroeter zu Ehren — zu vergessen.

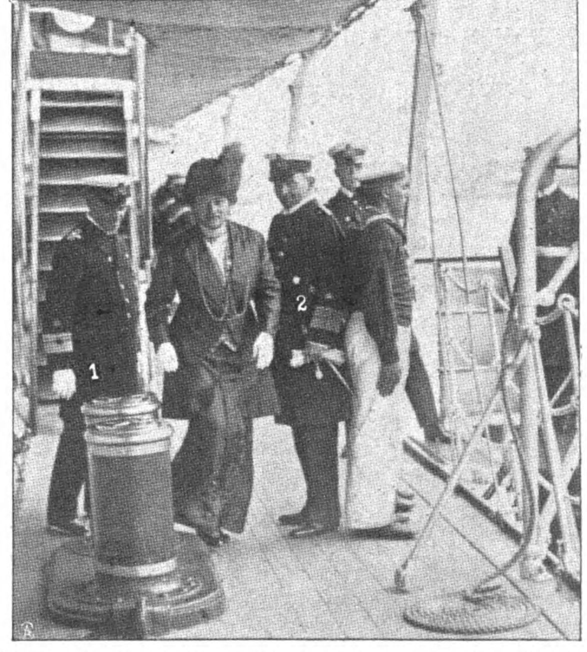
Feierliche und fröhliche Bilder, Bilder der Repräsentation und der ungezwungenen Gastfreundschaft haben miteinander abgewechselt. Wir sahen den Kaiser auf der Kommandobrücke der Hohenzollern den Admiralstab senken unter den Hurras englischer und deutscher Seeleute, wir sahen ihn auf dem Tennisplatz oder in der Laube mit Kieler Offiziersdamen (Frau Paschen, geb. von Büchsel, Frau von Klitzing, Frau Wolfram, geb. Bendemann) spielen und plaudern. So sehr freute sich der Kaiser an der sommerlichen Erholung, daß er dem Spiel mit den roten Bällen zuliebe das Gartenfest bei Exzellenz von Coerper, dem Stationschef, nicht besuchte. Eins aber hat er sich nicht nehmen lassen: Fast jeden Dritten der alten Veteranen von Düppel vor der Parade zu begrüßen und ihm die Hand zu drücken.

Ferner besuchte er das englische Flaggschiff „King George V.", die Jacht „Hirondella", Eigentum des Fürsten von Monako, und die Segeljacht „Sunbeam", mit der sein Besitzer, der alte englische Seemann Lord Brassey, mehr als 400 000 Meilen zurücklegte.

Lord Brassey, der an zwei Stöcken geht, ließ es sich nicht nehmen, mit seiner Tochter den Bordfesten der „Wittelsbach" und der „Preußen" einen Besuch abzustatten. Und was gäbe es auch Eigenartigeres als solch ein Bordfest! Da ist kaum noch etwas zu sehen von den strengen Linien des achteren Oberdecks vor Sonnensegeln und Flaggentüchern, da flattern die jungen Damen über die Schanze dahin oder sitzen unter den gewaltigen Rohren der 30,5- und 38,5-cm-Geschütze so friedlich, wie verirrte Sommervögelchen, da gehen die Matrosen, die sonst an schwerere Hantierungen gewohnt sind, gar behutsam mit den hellen Mänteln der Besucherinnen in der zur Garderobe verwandelten Leutnantskabine um. Die Musik bläst und fiedelt lustig, alles dreht sich im Tanz, deutsche Damen lassen sich von englischen Seeoffizieren deren flottere Quadrillentouren zeigen, um so in harmloser Weise zur Verbrüderung der beiden großen Nationen beizutragen — plötzlich bricht der Tanz ab. Alles steht erwartungsvoll, die Augen richten sich zum Fallreep. Prinzessin



Prinzessin Heinrich (×) mit Frau Vizeadmiral Scheer und engl. Commodore Goodenough.



Der Geschwaderchef (1) empfängt den Chef des Marinekabinetts Admiral von Müller (2) und Frau von Müller.





Vom Bordfest: Vorstellung der englischen Gäste.



Veteranen von 1864 ziehen in Kiel ein.

Heinrich gibt dem Fest der „Preußen" mit ihrer Hofdame Frl. von Oertzen die Ehre längerer Anwesenheit. Sie wird von Exzellenz Scheer und seiner Gattin empfangen, läßt sich deren Tochter und andere Mitglieder der Gesellschaft vorstellen, u. a. Freiherrn und Freifrau von Gamp-Massaunen und Töchter. Während der Tanz wieder in seine Rechte tritt, unterhält sich die Prinzessin mit Sir John Warrender, dem Befehlshaber des englischen Geschwaders. Er sowie Commander Goodenough, zwei so markante Typen wie bei uns etwa der Generaladjutant von Müller, gehen bartlos,





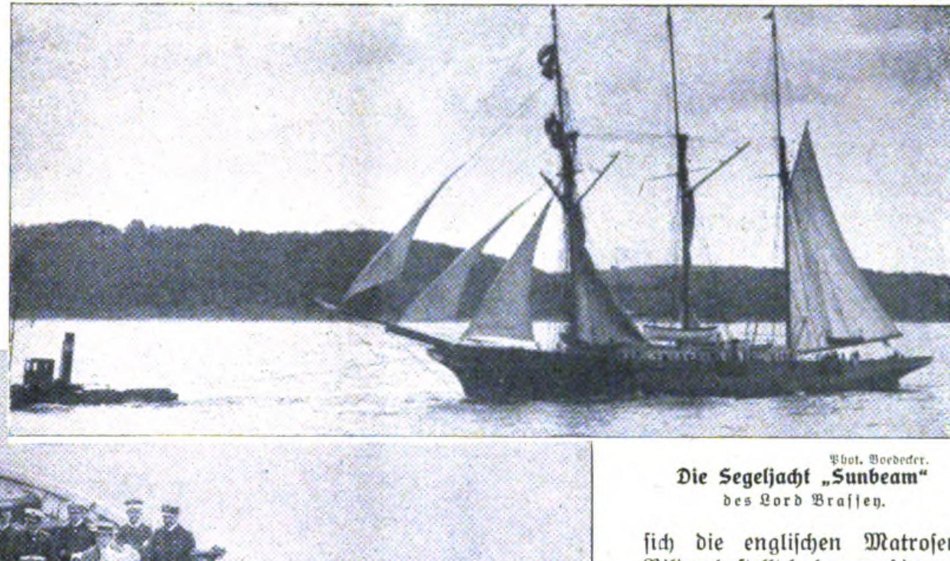
Englische Matrosen beim Flirt. Phot. Renard.



Vom Bordfest: Die Stewards klar zum Gefecht.

während zum Beispiel der Kommandant des britischen „Centurion" einen direkt buschig zu nennenden Vollbart trägt. Im weiteren Verlauf der Bordfeste werden Brötchen und Bowle gebracht, die „Wittelsbach" wartet sogar mit Schießbude, Verlosung und dergl. auf — ab und zu tritt man an die Reeling und freut sich von diesem natürlichen Tanzsaal aus der kaleidoskopartig wechselnden Bilder, die der Kieler Hafen, dieser „schönste Hafen der Welt", wie der alte Lord Brassey ebenso liebenswürdig wie enthusiastisch versicherte, bietet.

Drüben die englischen Dreadnoughts mit den ruhigen Linien ihres Aufbaus. Die „Reception" an Bord des „Georg V." verläuft am nächsten Tag ebenso anregend. Das Streichorchester wird hier von englischen Seesoldaten gebildet. Zum Unterschied von den „Sailors", mit denen sie im übrigen gleichen Rang haben, tragen sie rote



Phot. Boedecker.
Die Segeljacht „Sunbeam" des Lord Brassey.



Vom Bordfest: Der wachthabende Offizier leitet das Aussteigen der Damen.

Röcke, beinah nach Art unserer englischen Husaren, und Schnurrbärte. Wir werden üppig und zuvorkommend bewirtet. Gelegenheit, näher mit Einzelheiten und Besonderheiten auf den britischen Schiffen bekannt zu werden, bringt eine Teeeinladung en petit comité auf dem „Centurion", dessen Boote eine Messingplakette in ziemlicher Größe mit dem Bild eines römischen Centurio tragen.

Unwillkürlich steigt ein Erstaunen in uns auf, wenn wir die behaglich eingerichteten und geräumigen Offizierkabinen mit denen an Bord unserer modernsten Schlachtschiffe vergleichen. Wir lächeln leise beim Anblick der vielen Bibelots — zumeist Andenken an Indien oder China — auf den Kabinenschränken aus echtem Mahagoniholz und bewundern aufrichtig die geradezu herrlichen Stiche alter Seeschlachten und Admirale aus glorreicher Vorzeit der englischen Marine in den Räumen des Commanders, die als richtige Zimmer anzusprechen sind. In einer Empfangskabine wird Tee serviert, man zeigt uns Karikaturen der Vorgesetzten, eine Dienstvorschrift in Versen, in heiterem Ton, aber mit tiefernstem Sinn — und schließlich die Unterbringung der Mannschaften, die vorzüglich zu sein scheint, die mächtigen, jetzt wie schlummernd daliegenden Turbinen, die Panzertürme usw.

Die Unterhaltung gleitet von dem Kunstflieger Fokker, der gerade seine staunenerregenden Loopings über dem Hafen vorführt, zu dem Zeppelin, von dem sich die englischen Matrosen Bilder bestellt haben, auf denen er ihre Schiffe überfliegt. Dann zu dem Gartenfest bei Exzellenz von Coerper am Sonnabend. Hier vereinten sich Persönlichkeiten von hohem Rang und ausgesuchte Toiletten zu einem hochinteressanten Ganzen. Exzellenz von Coerper konnte die Prinzessin Heinrich und ihre Söhne empfangen, ferner die hochgewachsene Lady Maud Warrender — als Tochter eines britischen Earls steht ihr der Titel zu — den Generalobersten von Plessen, die Großadmirale von Tirpitz und Koester, die schon genannten britischen, höheren Offiziere, Lord Brassey mit Tochter, den Fürsten von Monako, den Fürsten Lichnowsky u. a. m. Die Herren blicken etwas ermüdet drein. Außer der Vormittagsregatta, die ja allerdings etwas Nervenauffrischendes an sich hat, und etwaigem Dienst liegt schon das Frühstück im Rathause hinter ihnen, das die Stadt Kiel den englischen Gästen gab.

Ein letzter Blick noch von der Treppe der Neuen Seeburg in den Garten des Admirals. Die eleganten Räume wird uns ja der morgige Ball erschließen, sagt man sich — um nachher doch enttäuscht zu werden. Das Spitzendiner für etwa fünfzig Personen war alles, was von der geplanten Festlichkeit bei dem gastlichen Stationschef übrigbleiben durfte. Allen für nachher Geladenen wurde die traurige Kunde: Der Ball fällt aus. —

Unsere Bilder

Die erschütternde Tragödie in Sarajewo (Abb. S. 1121—1124) hat die ganze kultivierte und zivilisierte Welt einerseits mit Schmerz und Trauer, anderseits mit Entrüstung, Erbitterung und Abscheu erfüllt. Eine politische Würdigung



Phot. Sönnecke.

Zum Bombenattentat in Sarajewo.
Die Stelle am Appel-Kai, wo die Bombe explodierte.

des Erzherzogs Franz Ferdinand findet sich an leitender Stelle. Beistehend geben wir eine photographische Darstellung der Wirkung der auf der Hinfahrt zum Rathaus geworfenen Bombe, die der Erzherzog-Thronfolger mit dem Arm abwehrte, und durch die einige Personen aus dem Gefolge und dem Publikum verletzt wurden.

Die Bestattung Herzog Georgs II. von Meiningen (Abb. S. 1125) fand am 28. Juni in Meiningen statt. Dem Leichenwagen folgten u. a. Herzog Bernhard, die Prinzen Ernst und Friedrich, der Großherzog von Sachsen, Prinz Adalbert von Preußen, der Herzog von Altenburg.

Kronprinz Alexander von Serbien (Abb. S. 1126) hat für die Dauer einer Kur seines Vaters die Regentschaft übernommen. An den Umstand, daß der König, der im Land bleibt, seinen Sohn mit der Regentschaft betraut, werden allerlei Kombinationen geknüpft, die darin gipfeln, daß die Regentschaft des Kronprinzen wahrscheinlich eine dauernde bleiben wird.

Von dem hohen Stand der deutschen Aviatik (Abb. S. 1126) geben die in letzter Zeit aufgestellten Dauerrekords ein glänzendes Zeugnis. Dem Albatroßflieger Werner Landmann ist es gelungen, den vor wenigen Tagen von Basser mit 18 Stunden 12 Minuten aufgestellten Dauerweltrekord durch einen fast 22stündigen ununterbrochenen Flug erheblich zu überbieten. — Im Ostmarkenflug blieb der Pilot der Luft-Verkehrs-Gesellschaft (Johannisthal), Georg Hans, der als Beobachter Ltn. Kolbe vom Füs.-Rgt. Nr. 35 mit sich führte, Sieger.

Die Frauenwoche in Leipzig (Abb. S. 1128), die auf der Weltausstellung für Buchgewerbe und Graphik stattfand, hatte einen glänzenden Verlauf. Es wurde hier im Rahmen der großen Ausstellung eine Fülle des Interessanten geboten, dem Ernst und tiefgründiges Streben zugrunde lagen. Die hervorragendsten Vertreterinnen der modernen Frauenbewegung gaben belehrende Vorträge aus Kunst und Literatur.

Personalien (Portr. S. 1126). Joseph Nesper, eines der angesehensten Mitglieder des Königlichen Schauspielhauses, feierte am 2. Juli seinen 70. Geburtstag. Er ist in Wien geboren, war ursprünglich Offizier und ging mit 23 Jahren zur Bühne. — Konteradmiral von Rebeur-Paschwitz ist zum Admiral à la suite des Kaisers ernannt worden. Er gehörte dem militärischen Gefolge des Monarchen bereits als Stabsoffizier an. — Obergeneralarzt Professor Dr. Scheibe, der bisherige Direktor der Charitékrankenhauses, ist zum Inspekteur der dritten Sanitätsinspektion in Kassel ernannt worden. — Geh. Regierungsrat Saenger ist zum Präsidenten des Königl. Statistischen Landesamtes ernannt worden. Er tritt sein Amt am 1. August an.

Deutsche Edelsteine auf der Kölner Werkbundausstellung.

Hierzu die Abb. Seite 1128.

Seit einigen Tagen hat die Kölner Werkbundausstellung eine interessante Bereicherung erfahren. Der bekannte Kunstgewerbler Prof. W. Lucas von Cranach hat in einer Vitrine eine reiche Sammlung von ihm selbst entworfener Schmuckstücke ausgestellt, darunter kostbare Pretiosen aus dem Besitz des Kaiserpaares und anderer Fürstlichkeiten. Die letzteren sind durchweg Schmuckstücke mit dem bisher nur an einer Stelle in Südwestafrika gefundenen, neuen Edelstein Heliodor, über dessen Eigenart wir bereits früher an dieser Stelle berichtet haben. Dieser dem Smaragd nahestehende Edelstein ist bisher nur in ganz geringem Umfang gefunden worden, wodurch der Wert der zur Ausstellung gelangten Stücke nur vermehrt wird. Neben den Heliodoren sind es deutsche, in Südwestafrika gefundene Diamanten der verschiedensten Färbung, die zu den ungemein wirkungsvollen Schmuckstücken verarbeitet worden sind. Diese Steine, zum Teil in bisher kaum bekannter Größe, sind im Besitz der Diamantenregie, Pomona, Kolonialer Bergbau, Deutsche Diamanten-Gesellschaft, Deutsche Kolonial-Gesellschaft für Südwestafrika. Nur deutsche Steine sind bei den ausgestellten Schmuckstücken zur Verwendung gekommen, und es ist Cranach zu danken, daß er auf dem Gebiet des Juwelenschmuckes Deutschland eine ganz besondere Stellung verschafft hat. Die Ausführung all der köstlichen Pretiosen lag in den Händen des Juweliers Max Weichmann, Berlin, der seit Jahren mit dem Künstler Cranach zusammenarbeitet. Auch der Schliff der Steine ist deutsche Arbeit und wurde von J. & G. Ginsberg in Hanau ausgeführt.

Der Andrang zu diesem neuen Ausstellungsobjekt der Werkbundausstellung ist ein so enormer, daß ein eigener Sicherheitsdienst eingerichtet werden mußte, durchaus begreiflich, wenn man bedenkt, daß noch niemals die in kaiserlichem Besitz befindlichen Heliodorschmuckstücke der Oeffentlichkeit in so zugänglicher Form gezeigt werden konnten.

Cranach hat sich mit dieser Ausstellung ein großes Verdienst erworben und gezeigt, daß Deutschland durchaus keine Veranlassung hat, auf dem Gebiet des Edelsteinschmuckes vor dem Ausland zurückzustehen.

Die Toten der Woche

Erzherzogthronfolger Franz Ferdinand von Oesterreich-Ungarn, † in Sarajewo durch ein Attentat am 28. Juni im Alter von 50 Jahren (Portr. S. 1121).

Herzogin Sophie von Hohenberg, Gemahlin des Erzherzogs Franz Ferdinand, † in Sarajewo durch ein Attentat am 28. Juni im Alter von 46 Jahren (Portr. S. 1122).

Georg II. Herzog von Sachsen-Meiningen, † in Wildungen am 25. Juni im Alter von 88 Jahren.

Wilhelm Claus, bekannter Dresdner Maler, † in Paris am 26. Juni im Alter von 32 Jahren.

Geh. Justizrat Julius Lerche, ehemaliger Reichstags- und Landtagsabgeordneter, † in Nordhausen am 29. Juni.

Prof. Hermann Prüfer, ehemaliger Direktor des Königlichen Hof- und Domchors, † in Berlin am 25. Juni im Alter von 70 Jahren.

Nummer 27.

DIE·WOCHE Bilder vom Tage

Seite 1121.

Erzherzogthronfolger Franz Ferdinand †

Zur Ermordung des österreichisch-ungarischen Thronfolgers.

Hofphot. Kosel.

Herzogin Sophie von Hohenberg, geb. Gräfin Chotek †

Gemahlin des ermordeten Erzherzogthronfolgers.

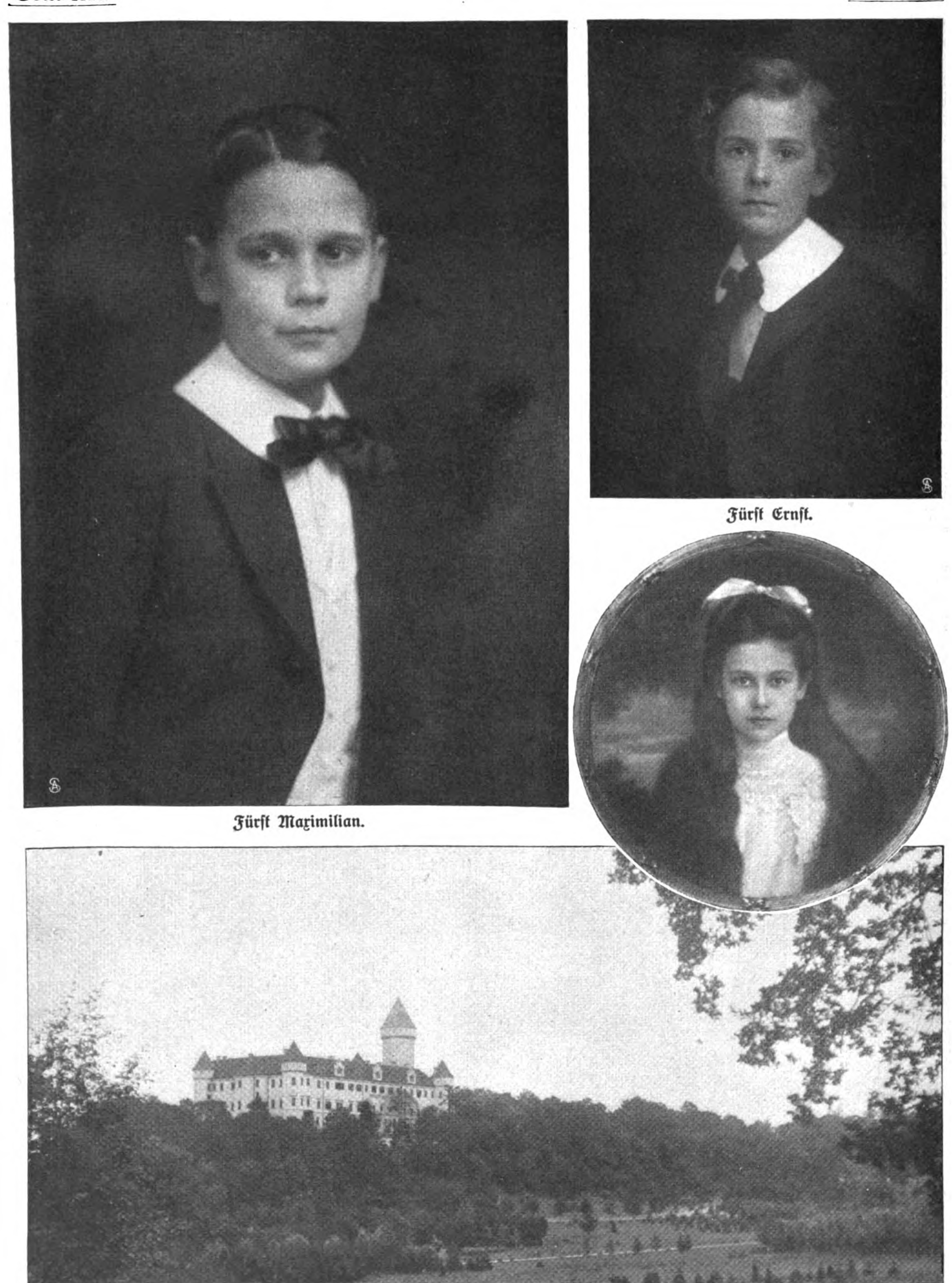
Hofphot. Kosel.



Hofphot. Kosel, Wien.

Der neue Erzherzogthronfolger Karl Franz Joseph mit Gemahlin Zita,
geb. Prinzessin von Bourbon von Parma, Erzherzog Franz Joseph Otto und Erzherzogin Adelheid.





Fürst Ernst.

Fürst Maximilian.

Schloß Konopischt, der Lieblingsaufenthalt des Thronfolgerpaares. Oben: **Fürstin Sophie.**
Die Kinder des verstorbenen Erzherzogthronfolgers. — Hofphot. Kosel.



Herzogin Charlotte.

Hofphot. Voigt.

Herzog Bernhard II.

Das neue Herzogspaar.



Phot. Groß.

Der Leichenwagen des Herzogs Georg II.



Photothek.

Prinz Adalbert am Grabe des Herzogs.

Der Regierungswechsel im Herzogtum Sachsen-Meiningen-Hildburghausen.



Phot. Hertwig.

Josef Nesper
vom Berliner Schauspielhaus wurde 70 Jahre.



Geh. Reg.-Rat Saenger
der neue Präsident des Statistischen Landesamts.



Konteradm. v. Rebeur-Paschwitz,
wurde zum Admiral à l. s. des Kaisers ernannt.



Hofphot. E. Bieber, Berlin.

Ob.-Gen.-Arzt Prof. Dr. Scheibe,
scheidet als Direktor der Charité aus.



Phot. Chusseaux-Flaviens.

König Peter I. **Kronprinz Alexander.**

Zum Regierungswechsel in Serbien.



Phot. Fischer.

Georg Hans,
Sieger im Ostmarkenflug.



Phototyhek.

Werner Landmann,
stellte einen Dauerweltrekord auf mit 21 St. u. 49 Min.

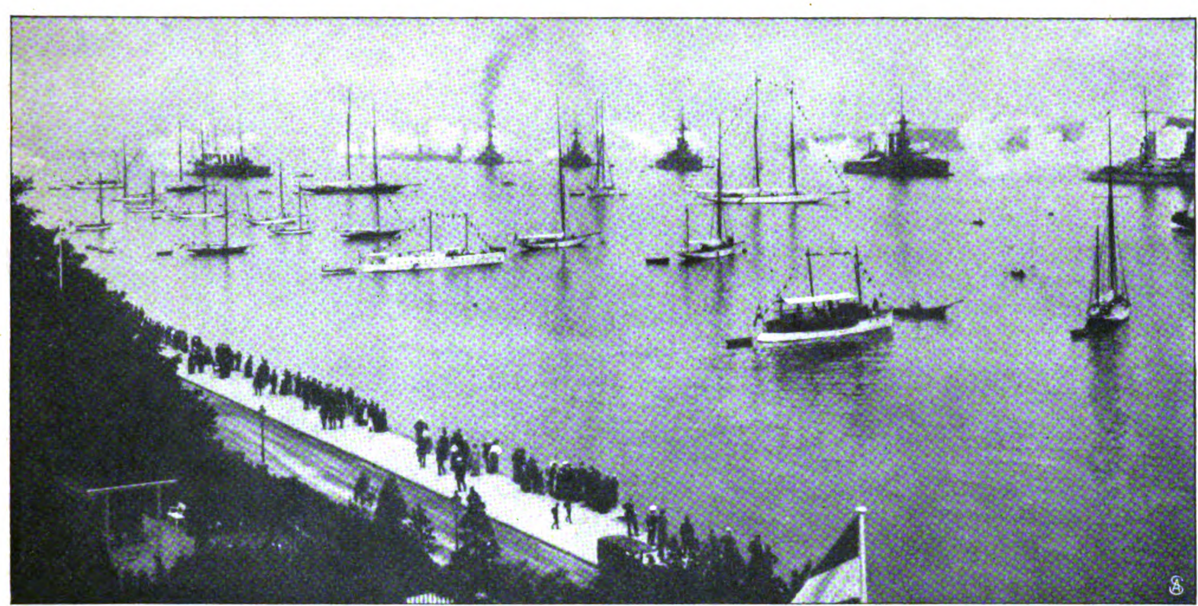


Phot. Fischer.

Gustav Basser,
flog 18 Stunden und 12 Minuten.

Deutsche Fliegererfolge.





Die deutsche und englische Flotte feuern den Kaisersalut. Phot. Dreyer.



Phot. Boedecker.

Der englische Geschwaderchef Sir Warrender (×) und Adm. v. Koerper (××) als Zuschauer.



Englische und deutsche Blaujacken. Phot. Boedecker.

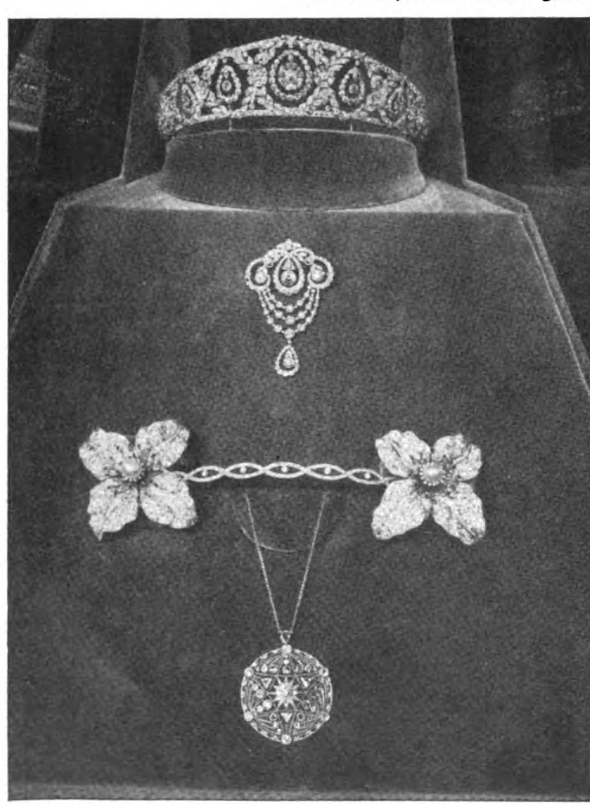
Von der Kieler Woche.



Phot. Hirstein & Co.

1. Frau Marie Luise Becker-Kirchbach, Paris. 2. Frau Körber, Moskau. 3. Frau Elisabeth Wolff, Leipzig, Mitglied der Kommission der Frauenwoche. 4. Frau Else Wildhagen, Leipzig, Mitglied der Kommission der Frauenwoche. 5. Frau Regine Deutsch, Berlin. 6. Frl. Dr. Käthe Windscheidt, Leipzig, Mitglied der Kommission der Frauenwoche. 7. Frau Edith Mendelssohn-Bartholdy, Leipzig, Vorsitzende der Kommission der Frauenwoche. 8. Frau Rudolpf, Berlin. 9. Frl. v Soden, Stuttgart. 10. Frau Dr. Wendlandt, 1. Vorsitzende der Sondergruppe „Das Haus der Frau". 11. Frau Helene Skutsch, 2. Vorsitzende der Sondergruppe „Das Haus der Frau". 12. Frau Arndt Meyer, Leipzig, Vorstandsmitglied der Sondergruppe „Das Haus der Frau". 13. Frau von Tischendorf, Leipzig. 14. Frau Gadegast, Leipzig. 15. Frau Eulenburg, Leipzig. 16. Frau Osterwald, Leipzig. 17. Frl. Engländer, Leipzig. 18. Frau Wagemann, Heidelberg. 19. Frau Anna Doren, Leipzig. 20. Frl. Lucie Steindorff, Leipzig. 21. Frau Schrey, Stettin. 22. Frl. Birlner, Leipzig. 23. Frl. Dr. Elisabeth Lüders, Berlin. 24. Frau Adele Mendelssohn, Leipzig. 25. Frau Kirchbach, Mittweida. 26. Frau Elisabeth Thielemann, Leipzig, Vorsitzende des Schriftstellerinnenvereins Leipzig. 27. Frl. Küllerts, Leipzig. 28. Frau Lulu von Strauß und Torney, Stuttgart. 29. Frau Becker, Leipzig. 30. Frau Else Dürr, Leipzig. 31. Frl. Piek, Leipzig. 32. Frau Müller-Zehme, Leipzig 33. Frau Fricke, Frankfurt a. O.

Die Teilnehmerinnen der Frauenwoche auf der Leipziger Bugra.



Schmuckstücke aus deutschen Brillanten,
in Südwestafrika gefunden.



Schmuckstücke aus Heliodoren und Brillanten,
im Besitz des Kaisers, der Kaiserin und anderer Fürstlichkeiten

nach Entwürfen von Professor W. Lucas von Cranach, ausgeführt von Juwelier Max Weichmann.

Deutsche Edelsteine auf der Kölner Werkbundausstellung. — Phot. Matthäus.

König und Kärrner.

Roman von

Rudolph Stratz.

11. Fortsetzung.

Moritz Kühn ließ seinem Jugendfreund keine Ruhe und drang weiter in Werner Winterhalter.

„Nun gib's doch schon zu! Es hilft dir nichts! Ich hab doch in meinem Leben keinen so wahnsinnig verliebten Menschen wie dich gesehen"...

„Ganz und gar nicht! Lächerlich! Aber gesetzt den Fall: Glaubst du, daß ich ... daß ich Aussichten bei deiner Schwester . . . man wird ja nicht klug . . . sie macht einen ja verrückt"...

Moritz Kühn zögerte mit der Antwort. Es war, als ob er kein ganz reines Gewissen hätte bei dieser großen Einkreisung der letzten Woche. Er schwankte zwischen den Pflichten des Freundes und des Bruders. Endlich versetzte er diplomatisch: „Das Steffche ist gar nicht so kompliziert. Die sucht einfach 'nen Stärkeren! Sei's! Dann hast du gewonnen!"

„Das ist ein Rätsel und keine Antwort!"

„Ja. Aber mehr kann ich beim besten Willen nicht sagen! Das Frauenzimmer ist doch nun einmal unberechenbar"...

Und nach einer kurzen Pause: „Werner, auf meine Kappe: Versuch's!"

„Ich werd mich hüten!" sagte Werner Winterhalter, plötzlich ganz kalt und feindselig. Er setzte sich zu den anderen Herren, beteiligte sich zum allgemeinen Erstaunen leidlich vernünftig am Gespräch, sah nach einer Stunde auf die Uhr und ging brüsk hinüber in die Vorderräume, um sich zu verabschieden.

Die meisten Gäste waren schon im Aufbruch. Auf dem Flur stand Stefanie, zwei Köpfe länger als ihre kleine Schwägerin neben ihr, ein Tuch um das Haupt, in einem blauen Burnus. Sie schien auf etwas zu warten. Aber nicht auf ihn, sondern auf den Wagen, mit dem die Eltern schon vor einer halben Stunde nach Hause vorausgefahren waren, und der immer noch nicht zurückkam, sie abzuholen. Komisch, wo der nur blieb...

„Der Schorsch kann doch als nit am Schnecke-Loch vorbei!" sagte sie klagend zu ihren Verwandten.

Der leichte Anklang von Mundart belustigte Werner Winterhalter. Auf einmal war sie wieder wie ein kleines Pfälzer Mädchen. Er trat heran und fragte kurz: „Darf ich Sie nicht nach Haus bringen? Es ist ja ganz nah!"

Ihre Augen begegneten sich. Das war die Kriegserklärung. Die Kraftprobe.

Dann beugte sie den blonden Kopf und küßte die Schwägerin.

„Wegen mir! ... Stehlen tät mich auch so keiner!"

Draußen ging sie, in ihren langen Mantel gewickelt, seelenruhig dahin. Ihre festen, gleichmäßigen Tritte hallten mit den seinen durch die Nachtstille. Sie holte tief Atem.

„Herrgott, war das heiß drin!" sagte sie, als wäre nichts geschehen.

In ihm kochte es. Er hätte sie am liebsten am Arm gepackt und geschüttelt. Er empfand es wie eine Geringschätzung bei ihr, daß sie sich gar nicht vor ihm fürchtete. Nach hundert Schritten blieb er plötzlich stehen und brach los: „Ich tu Ihnen den Gefallen nicht! Da können Sie sicher sein! Ich weiß schon, worauf das wieder bei Ihnen hinausläuft" . . .

Stefanie Kühn ging weiter und sagte nur ungeduldig: „Ach, kommen Sie doch nur! Das wird ja schon langweilig mit Ihnen!"

Er blieb neben ihr. Er sagte sich selbst: ‚Schweig doch lieber! Du bist ja wie benebelt. Du weißt ja kaum mehr, was du redest! Und doch fuhr er fort: „Sie denken, Sie können da wieder Katz und Maus spielen! Für Sie ist das ein dummer Zeitvertreib, was andern heilig ist!... Aber es wird sich an Ihnen rächen! ... Sie kommen noch einmal an den Unrechten!"

Er brach ab. Er hoffte einen Moment, sie würde antworten: Der Unrechte war schon oft da. Aber der Rechte noch nicht! Sie dachte nicht daran. Sie ging jetzt nur merklich schneller, um eher nach Hause zu kommen. Dies Hetzen der Entscheidung auf ein paar Minuten löste ihm erst recht die Lippen.

„Ihnen geht's viel zu gut! Sie spielen mit den Menschen! Sie spielen mit dem Leben. Sie spielen auch mit sich selbst und Ihrem Glück! Ach Gott ... lachen Sie doch nicht so töricht! Dazu ist doch jetzt nicht die Stunde! ... Sie sollen an diese Stunde zurückdenken, wo Ihnen mal jemand die Wahrheit sagt."

„Hab ich darum gebeten?"

„Das ist mir ganz gleich!" Er redete sich immer mehr in eine blinde Erregung hinein. Er holte nach jedem halben Satz Luft und unterstrich ihn, indem er mit seinen lose in der Hand getragenen weißen Glacés grimmig durch die Luft schlug. „Sie sollten mal Ihren Herrgott erkennen lernen! Das tät Ihnen so not! . . . Daß mal einer kommt und Ihnen die Mucken austreibt."

„Jetzt muß ich aber wirklich schauen, daß ich bald daheim bin!" sagte Steffche Kühn und fing beinah an zu laufen. Er rannte neben ihr her, atemlos: „Glauben Sie denn, ich wüßte nicht, was Sie vorhaben! Das ist für Sie so eine Art Sport . . . im Winter . . . wenn sonst kein anderer Zeittotschlag da ist . . . da bin ich dann gerade gut genug . . ."

„Hätt ich das geahnt, Herr Winterhalter, hätt ich vorhin für Ihre Begleitung gedankt!"

„Einer mehr auf der Schußliste! Damit einen die ganze Stadt hinterher auslacht — nicht wahr? . . . Nein — dazu bin ich nicht der Mann!"

Auf einmal ging sie wieder langsam und wurde böse.



„Herrgott! . . . Wer sind Sie denn? . . . Was sind Sie denn Großes? . . . Was haben Sie denn geleistet? Was haben Sie denn für eine Stellung? Nichts! . . .“

„Stefanie . . .“

„Ich heiße Fräulein Kühn! . . . Was Sie nur angefangen haben, ist doch schief gegangen . . . Nie haben Sie was durchgesetzt . . . Jetzt tun Sie überhaupt nichts mehr . . .“

„Was wissen denn Sie davon?“

„Von meinem Vater! . . . Ich weiß doch genau, wie die Herren hier über Sie denken! . . . Ja . . . Ihnen sagt das natürlich keiner ins Gesicht . . . aber ich tu's jetzt . . . Wenn Sie mir Grobheiten sagen — ich kann's auch!“

Sie bog stürmisch mit flatterndem Burnus um die Ecke. Drüben, ganz nahe, lag schon ihr Elternhaus. Er holte sie ein.

„Also so haben wir nicht gewettet, daß du mir hier davonläufst!“

Sie war empört.

„Was fällt Ihnen denn ein, mich ‚du‘ zu nennen! . . Lassen Sie meine Hand los! . . . Ich rat es Ihnen im Guten . . .“

„Nein! Du sollst mich jetzt anhören! . . . Ich will doch mal sehen, wer von uns der Stärkere ist . . .“

„Au! . . . Sie tun mir ja weh . . .“

Unwillkürlich lockerte er nun doch seinen wilden Griff um ihr Handgelenk. Er hatte ihre Kräfte unterschätzt. Sie riß sich mit einem blitzschnellen Ruck los. Aber dann lief sie nicht davon, wie er erwartet, sondern blieb stehen und schaute ihn beinah geringschätzig, mit fliegender Brust und zornfeuchten Augen an.

„Das ist wirklich unverschämt, wie Sie sich hier aufführen! . . . Wenn das jemand gesehen hätte . . .“

Aber die Straße lag weithin leer und still. Und ebenso der dämmernde Parkvorgarten, hinter dem in unbestimmtem Weiß das Kühnsche Villenschloß lag. Das Gittertor der Einfahrt stand weit offen. Der Wagen, der Stefanie Kühn hatte abholen sollen, war noch nicht zurück. Sie lachte plötzlich und wandte sich zum Gehen.

„Sie sind mir schon der rechte Weltverbesserer!“ sagte sie. „Warum sind Sie denn plötzlich gerade auf mich verfallen? Fangen Sie doch mal bei sich an! Wenn Sie 'ne Ahnung hätten, wie man hinter Ihrem Rücken über Sie lacht! . . . Na . . . gute Nacht!“

Sie nickte ihm hochmütig zu und schritt lang und schlank in ihrem leichten wiegenden Gang in den Garten und über den baumüberwölbten, feuchtdunklen Kiespfad dem Haus zu.

„Stefanie! . . . So kommen wir heute nicht auseinander!“

Sie hörte es gar nicht, sondern zog seelenruhig ihres Wegs weiter. Da lief er hinter ihr her durch das Tor, drang in das Besitztum ihrer Eltern ein. Sie wandte den Kopf, und nun glaubte er doch, im Zwielicht auf ihren Zügen wieder eine plötzliche Angst zu erkennen. Sie raffte mit einer Hand ihren langen Abendmantel und rannte davon, was sie die Beine trugen, der bläulichen Lichtkugel in der Vorhalle zu. Sie war gelenkig durch Tennis- und Golfspiel. Aber in dem engen Rock ihm doch nicht gewachsen. Sie hörte ihn hinter sich . . . ganz dicht . . . Im Dunkel einer alten Platane war er neben ihr, sprach kein Wort mehr, riß sie an sich, rücksichtslos, wie einen Raub, hielt sie fest . . . bedeckte ihre Lippen mit Küssen . . . küßte sie wieder . . . küßte sie immer weiter . . .

Beinah noch ungläubig . . . es war ein frohes Wunder . . . er fühlte es . . . fühlte es jetzt deutlich . . Sie wehrte sich nicht mehr . . . sank willenlos in seinen Arm zurück . . . die Augen geschlossen . . . ließ sich geduldig küssen . . . erwiderte jetzt, kaum bemerkbar, mit scheuen Lippen seinen Kuß . . .

„Stefanie . . . Stefanie . . .“

Er fühlte ihre Brust an der seinen. Drüben ein leises, glückliches, bezwungenes Lachen . . . oder war es ein Weinen . . . Beides in einem . . . Er atmete in einem Jubel der Seele auf . . . er preßte sie noch fester an sich . . . küßte sie wieder . . . Oben, hinter dem einen hellen Fenster, erschien eine Gestalt. Die Frau Geheimrat Kühn spähte besorgt hinaus in die Nacht, sah und hörte nichts und sprach zu ihrem Mann: „Ich möcht nur wissen, wo der Wagen mit dem Steffche bleibt!“

„Die geht schon nicht verloren!“ sagte der Vater nüchtern. Und ebenso kühl und geschäftsmäßig saß er am nächsten Vormittag unten in seinem Privatbureau, die Türen fest geschlossen, den Sekretär nebenan entfernt und vor ihm einer in schwarzem Gehrock, den Zylinder seitlings am Boden.. Ein prüfendes Anfangschweigen zwischen den beiden Widersachern . . . dem Alten und dem Jungen . . .

„Ich empfange Sie zunächst allein, Herr Dr. Winterhalter! Meine Frau hat da natürlich auch ein Wort mitzureden! . . . Aber das erst später . . . wenn es überhaupt so weit kommt! . . . Zunächst handelt es sich um das . . . ja . . . ich möchte sagen, rein Geschäftliche . . darf ich Ihnen eine Zigarre anbieten? Nein . . . dann bitte erlauben Sie mir . . . Es ist nun einmal eine schlechte Angewohnheit . . . Ich kann nicht klar denken, ohne zu rauchen . . .“

Die Havannawolken umrahmten den feinen, strengen, rosig geäderten Kopf des alten Industriegewaltigen, wurden dichter, stiegen wie aus einem grollenden Vesuv. Zwischendurch blitzten die mächtigen Augen.

„Sie haben mir soeben die Ehre erwiesen, mich um die Hand meiner einzigen Tochter zu bitten, Herr Dr. Winterhalter! Sie werden mich fragen: ‚Was heißt da Geschäfte?‘ Bei dem beiderseitigen Reichtum unserer Häuser spielt doch die Mitgift keine Rolle. Einfluß auf ein so modernes Mädchen wie meine Tochter haben zwei alte Leute wie meine Frau und ich natürlich auch nicht. Das ist nicht mehr Sitte der Zeit. Die jungen Mädchen nehmen ihr Schicksal selber in die Hand! . . . Und Sie, Herr Dr. Winterhalter, können sich rühmen, bei Stefanie das erreicht zu haben, was sehr vielen anderen von Ihnen versagt blieb . . .“

Der lange, hagere Geheimrat Kühn hatte äußerlich nichts vom Gewaltmenschen an sich. Eher ein nervöses Zucken auf dem überarbeiteten Gesicht, in den Fingern, während er die Asche der Zigarre abstreifte.

„Und doch Geschäfte, Herr Dr. Winterhalter! In



unsere Beziehungen heute, wie wir hier sitzen, fällt das, was uns beiden auch sonst das Leben überschattet: die soziale Frage! . . . Nur mit dem Unterschied, daß ich sie praktisch löse und Sie in der Theorie!"

Die Stimme des alten Herrn wurde auffallend hell und laut. Es war ein Klang, der keinen Widerspruch duldete. Werner Winterhalter sah im Geist die Aufsichtsratsitzung von einst vor sich, oben am Tisch als schlichter, um Aufklärung bittender Aktionär der Alte wie ein Häuptling mit seinem Gefolge, unten er, immer allein in der Opposition.

„Zwischen Ihren und meinen Anschauungen, Herr Dr. Winterhalter, liegt eine Welt. Ich halte meine Anschauungen für die richtigen. Das ist menschlich und durch den Erfolg eines langen Lebens gerechtfertigt. Ich habe Ihre Anschauungen stets bekämpft. Ich will Herr im Hause sein. Ich dulde keinen Feind im eigenen Lager. Ich habe Ihren Austritt erzwungen. Ich habe auch Vorsorge getroffen, Ihren Eintritt anderswo unmöglich zu machen. Sie würden mich überall auf Ihrem Weg gefunden haben, wenn der Sie wieder zur Untergrabung der Autorität geführt hätte . . ."

„Sehr schmeichelhaft, Herr Geheimrat!"

Eine trockene, abwehrende Handbewegung drüben.

„Nun kommen Sie und wollen mein Schwiegersohn werden! . . . Kann ich dann noch nötigenfalls das Wirken eines Mannes öffentlich für gemeingefährlich erklären, wenn ich ihm meine einzige Tochter anvertraut hab? Nein! So würde meine ganze, durch die Arbeit von vier Jahrzehnten erworbene Autorität von innen heraus, aus meinen eigenen vier Wänden heraus, erschüttert . . . zerstört . . . mir meine Ehrenstellung ganz vorn in der Front, sozusagen als alter, tüchtiger Fahnenträger gegen den Umsturz, unter den Füßen weggenommen. Die Freude will ich den Herren drüben auf meine alten Tage doch nicht machen! Ich sehe keine Notwendigkeit dafür. Also muß schon vorher einer von uns zweien nachgeben, Herr Dr. Winterhalter! . . . Ich gebe nicht nach! . . . Das sag ich gleich . . . Ich gebe nie nach."

Der Geheimrat Kühn beugte den hageren Oberkörper vor und nahm eine neue Havanna aus den Glasröhren in der Kiste.

„Kurz und gut . . . und damit wollen wir, wenn es Ihnen recht ist, für heute unsere Unterredung schließen — ich verlange vor meinem Jawort Ihre bindende Erklärung — oh, danke sehr, zu gütig!" Er nahm das Streichholz, das der andere ihm angezündet, in Empfang. „Ihre ehrenwörtliche Erklärung, mein sehr verehrter Herr Doktor, daß Sie sich als mein Schwiegersohn aller und jeder Betätigung in der Arbeiterbewegung, die durch Ihren Einfluß zu neuen Differenzen zwischen uns und unseren Leuten führen könnte, strikte und dauernd enthalten; anders tu ich's nicht. Das Spielzeug der Lohnkämpfe ist für Sie und für uns alle zu gefährlich, gerade weil Sie sonst ein recht kluger Mensch sind. Sehen Sie, das ist eine Art Symbol: Sie haben eben das angezündete Streichholz, mit dem man die ganze Stadt hier in Brand stecken könnte, freundlicherweise in meine Hand gegeben. Da ist es besser verwahrt. Ich lösch es jetzt behutsam aus. So. Und nun: Sie kennen mich, Herr Dr. Winterhalter. Bei mir heißt gesagt, gesagt. Da gibt es weiter kein Reden!"

Die beiden hatten sich gleichzeitig erhoben. Der alte Herr schloß: „Sie haben zu wählen! . . . Überlegen Sie es sich! . . . Kommen Sie morgen wieder! . . . Oder wenn Sie so weit sind!"

„Und was Sie mir damit zumuten . . ."

„Mehr als Ja oder Nein möchte ich gar nicht hören."

„Einen Verzicht auf alles, was . . ."

„Man muß auf manches im Leben verzichten, Herr Winterhalter . . . Man kriegt ja auch was dafür!"

„. . . aber nicht seine Überzeugungen opfern . . ."

„. . . opfern nicht . . . nur nicht öffentlich ausposaunen! . . . In Ihrem Kämmerlein denken Sie, was Sie wollen! . . . Die Hand meiner Tochter ist auch kein Pappenstiel! Also, auf Wiedersehen, Herr Winterhalter! Grüßen Sie bitte Ihre Eltern!"

„Herr Geheimrat . . ."

„Glauben Sie mir, es ist zu Ihrem eigenen Besten!"

Werner Winterhalter stieg langsam, finster vor sich niederschauend, die Stufen hinab. Auf halber Treppe machte er halt. Stefanies blonder Kopf schaute lachend zwischen den schweren, zusammengerafften Portierenflügeln des Zwischenstocks hervor. Sie streckte die Hände aus und zog ihn zu sich herein. Sie hatte schon auf ihn gewartet. Er war mit ihr allein in einem kapriziösen achteckigen Turmzimmerchen, das förmlich einem Vogelkäfig glich . . . grelle englische Sportbilder an der blauen Tapete, draußen das Feuerrot des Herbstlaubs, Zugwind durch die offenen Fenster. Frische Luft . . . Licht in Fülle . . . Alles ganz sie . . . Sie bog das Haupt zurück, fragte, atemlos von seinen Küssen: „Warum bist du eben beinah an mir vorübergerannt, du Siebenschläfer?"

„Ich muß weg! Du auch!"

Sie riß die Augen auf, stützte sich mit den Händen rücklings auf die Tischkante, schlug einen Fuß über den anderen und starrte ihm mit der gespannten Ruhe des Sports in das erregte Gesicht.

„Hör, Stefanie . . . Ist auch niemand in der Nähe? . . . Deine Mutter auch nicht?"

„Die Mama hab ich weggeschickt! . . . Die könnt ich jetzt gerade brauchen!"

„Also, Stefanie . . . hier im Hause heißt's: ‚Philister über dir!' . . . Hier soll man eingefangen werden . . . geknebelt . . ."

„Ha!" sagte Stefanie Kühn und lachte.

„Dein Vater verlangt . . ."

„Ich weiß . . ."

„Und du billigst es womöglich?"

„Was versteh ich denn davon? . . . Mir sind kleine Leute gräßlich!"

„Du bist noch nicht fünfundzwanzig! Hier können wir uns über Jahr und Tag noch nicht heiraten ohne den Willen deiner Eltern . . ."

„Das möcht ich auch weiß Gott nicht!"

„Aber in England können wir uns trauen lassen! Sofort! . . . Wir brauchen bloß hin . . ."

Sie lachte hell auf.

„Zum Schmidt von Gretna-Green? . . . Werner . . . ich glaub, dir rappelt's!"



„Sei ernst! . . . Ich bitt dich . . .“

Aber das sonderbare, überlegene Lächeln wich nicht von ihren roten Lippen. Sie tat einen ergebungsvollen Seufzer.

„Da fängt's an! . . . Ich wußt's doch! . . . Gestern abend hat der Moritz noch zu mir gesagt: ‚Du kriegst das verdrehteste Huhn der Welt zum Mann!‘ . . . Ach ja . . . ich werd noch mein Kreuz mit dir haben, Werner!“

„Nochmals: sei ernst! . . . Es steht zu viel auf dem Spiel!“

„Sei du doch lieber mal vernünftig und faß dich an die Stirn und frag dich, wovon wir denn zum Kuckuck leben sollen? . . . Mein Vater gibt mir keinen Groschen, wenn ich hier auskneif . . . und deiner ist doch noch viel ekliger . . . na . . . also . . .“

Er schwieg verstört. Das schöne Mädchen vor ihm schloß gleichmütig: „Wir haben doch beide noch nix! . . Du verdienst nix! Ich brauch viel! . . . Als Frau noch mehr! . . . Also da müssen doch unsere Papas bei! . . . Das sieht doch ein Blinder . . .“

„Aber dein Vater und ich . . . Das ist wie Feuer und Wasser. . . . . das ist . . .“

„Heut früh hat er noch so lieb und gut mit mir geredet und gesagt: ‚Wir müssen das dem Werner beizeiten abgewöhnen! . . . Sonst läuft er dir, wenn ihr erst verheiratet seid, jeden Abend aus dem Haus in 'ne Volksversammlung, und du hockst daheim!‘ . . . Ich will einen Mann für mich . . .“

Sie sah, daß er nach seinem Hut griff, und machte eine trotzig schlenkernde Bewegung mit den Schultern.

„Wenn dir die Leut da draußen lieber sind als ich . . . ja, no — da kann ich nix machen! . . . Das hab ich doch nicht nötig! . . . Ich merk ja jetzt, ob du mich gern hast oder nicht . . .“

Auf einmal fing sie wieder an zu lachen, legte ihm die Hände auf die Schultern und schickte ihn selbst fort.

„Jetzt gehst du weg! . . . Und kommst heut nachmittag vernünftig wieder! . . . Nein! . . . Nein! . . . Jetzt gibt's keinen Kuß! . . . Erst wieder, wenn du brav bist! . . . Vorher mag ich gar nichts von dir wissen! Adieu! . . .“

Sie schob ihn förmlich zur Tür hinaus. Als sie die schloß und sich umwandte, stand, von der anderen Seite hereingetreten, ihr Vater im Zimmer. Hinter ihm, noch auf der Schwelle die Frau Geheimrat, einen Seufzer auf den Lippen.

„Da läuft er weg! . . . Das hast du davon, Alfred!“

„Er wird wiederkommen!“ sagte der Alte kühl.

Stefanie Kühn lehnte abseits von den Eltern am Fenster. Sie nagte an der Unterlippe und sprach zwischen den Zähnen, trotzig, wie ein verwöhntes Kind: „Er soll wiederkommen . . . Ich will ihn haben . . .“

Draußen rieselte ein feiner Regen nieder. Trostlos lag um einen die graue, graue Welt . . . Häuser, Menschen, Straßen noch viel grauer als sonst . . . schattenhaft . . . in Nebel und Nässe. Werner Winterhalter stand auf der hölzernen Rheinbrücke. Er war planlos durch die Stadt bis dahin gelaufen. In Scharen strömte jetzt, um die Mittagstunde, das Volk an ihm vorbei. Ein vierschrötiger Fuhrmann stieß ihn in die Rippen. Er trat zur Seite. Erschrack. Es war, als hätte ihm jemand die Brille des Sonntags aufgesetzt. So verändert, so fremd sah er diese Flut, die endlos, einförmig an ihm vorbeifloß wie unter ihm die regenbraunen, schmutzigen Wellen des Rheins. Er schaute mit unerbittlichen Augen die Häßlichkeit . . . die Armut . . . die Krankheit. Wie fahl und verhärmt erschienen ihm diese frühgealterten Frauen in ihren verblichenen Umschlagtüchern, wie kellerbleich und freudlos frühreif die Kinder, wie finster, oft abgezehrt die Männer . . . Ein Dunst ungepflegter Körper, nasser Kleider, billiger Zigarren . . . Ein Husten . . . drüben ein roher Fluch . . . ein Gelächter . . . . schrilles Pfeifen der Buben . . . ein endloser Zug der Arbeit . . . des Werktags . . . des Kampfes um das tägliche Brot. Die Holzplanken knarrten unter schweren, schlürfenden Tritten. In ihm stieg ein Unglaube . . . ein Grauen: . . . Seid ihr's? . . . Ihr? . . . Ihr seid es noch immer . . . Ich bin anders . . . Meine Augen sind wachgeküßt . . . ich seh die Schönheit . . .

Das wogte achtlos vorüber, wandte nicht einmal den Kopf nach einem, so als ob man Luft wäre, nichts nutzen, nichts helfen könnte. Er kämpfte mit einem plötzlichen Widerwillen, einer trostlosen Erkenntnis. Er mochte das alte, quälende, unheimliche Bild nicht mehr sehen: die ragenden Schlote, der trübe über ihnen geballte Qualm. Das weite Reich der Frau Sorge. Das größte heimliche Reich auf Erden. Er schloß halb die Augen . . . dachte sich: Du schaffst Not und Elend auch nicht aus der Welt . . . so wenig wie irgendeiner vor dir — irgendeiner, der nach dir kommt. Sei froh, daß du selbst auf Sonnenhöhe geboren bist . . .

Wieder ein Schubs von einem halbwüchsigen Arbeitsburschen. Der Bessergekleidete wurde hier rücksichtslos vom Bürgersteig herabgestoßen. Keiner machte Platz. Keiner kümmerte sich um den anderen. In Werner Winterhalter wuchs, während er sich auf eine ruhigere Stelle rettete und mit leeren Augen auf das Gewühl sah, jäh eine wahnsinnige Angst: Wenn sie nun in diesem Augenblick daheim sitzt und mir nachträglich doch den Absagebrief schreibt! . . . Eigenwillig, launisch, gewohnt, die Leute zu ihren Füßen zu sehen, wie sie ist . . . Und dabei noch so kindisch, trotz ihrer drei-, vierundzwanzig . . . Vielleicht hat sie auch mit mir nur halb gespielt wie mit allen und jedem . . . läßt mich wieder fallen . . . erklärt, sie hätte sich besonnen, und lacht mich aus, noch ehe ich die Tür schließe . . . Dann bringe ich sie um . . . Herrgott . . . was wird das alles . . . Mein Leben ist verpfuscht . . . Sie ist mein Leben . . .

Der Schrecken zog ihm das Herz zusammen: Wer weiß, was drohte? Am Ende sind die Minuten kostbar? Nutze die Zeit! . . . Halte, was du hast! . . . Einmal gibt's dir der liebe Gott und nicht wieder . . .

Und du gehst ja nicht zur Niederlage! Du gehst zum Sieg . . . Du holst sie dir ja heim . . .

Der Regen strömte stärker. Kalte Sturmstöße fegten den Rhein herauf. Werner Winterhalter drehte sich auf dem Absatz um, senkte den Kopf gegen Wind und Wetter und stürzte davon, in der Richtung nach Stefanie Kühns Haus.

* * *

„Fürchten Sie denn gar nichts für Ihren Mann?"

Stefanie Winterhalter überhörte es. Sie stand aufrecht auf der Tribüne, einen Kopf länger als ihre Umgebung, im Staubmantel, den Autoschleier hinten über dem aschblonden Haar geknotet, den Krimstecher vor den gespannten blauen Augen. Sie hob sich unwillkürlich auf den Fußspitzen: Dort, ganz in der Ferne, huschte etwas zwischen den Obstbäumen der Chaussee wie eine eilige große Maus . . . verschwand wieder hinter einem Hügel . . . Ihre schönen Züge blieben unbewegt, während es über das Meer von Köpfen ringsum lief, wie wenn ein Windstoß die Wasserfläche kräuselte. Durch die Rufe der Ausländer, die hellen Stimmen der Frauen: „Eccolo!" . . . „Tiens . . . c'est Germain!" . . . „Ach was . . . wenn das nicht Striepecke ist, laß ich mich hängen!" . . . sagte sie, sich gleichmäßig zu der Gefolgschar von Herren hinter ihr wendend: „Werner kann es doch nicht sein? . . . Das tät doch mit der Zeit nicht stimmen!" . . .

Und dann die verklungene Frage von vorhin im Ohr: „Was meinten Sie eben, Herr Bätzle?"

„Ich bewundere Ihre Haltung, gnädige Frau! . . . Wenn man den eigenen Mann im Rennen hat . . ."

„Was soll ihm denn passieren? . . . Wo er so todsicher fährt . . ."

Sie setzte sich wieder und drehte das Stellrad zwischen den starken, weißen Händen zurecht.

„Er trainiert doch seit einem vollen Jahr. Streng genommen schon seit zwei Jahren. Er hat ja eigentlich bald nach unserer Hochzeit schon mit dem Rekordfahren angefangen!"

„Aber die anderen sind doch langjährige Meister im Fach und er ein Außenseiter! Eine europäische Konkurrenz wie heute . . ."

„Warum soll nicht auch einmal ein Außenseiter Glück haben? . . . Mit der besten Maschine aus der Fabrik von meinem Schwiegervater? Überhaupt: halten Sie doch mal einen Mann zurück, wenn er sich was in den Kopf gesetzt hat!"

Die Herren lächelten und schwiegen. Nur Moritz Kühn meinte halblaut: „Mein Schwager, und noch was wollen! . . . Aber du lieber Gott . . ."

„Was, Moritz?"

„Oh, nichts!"

„Du hast eben was gesagt!"

„Ja. Ein frommer Knecht war Fridolin . . . Steffche . . . Du solltest deinen Mann nicht so auf Mord und Kaputt über die Bahn hetzen! . . . Wenn ihm mal was passiert . . . so einen kriegst du nicht wieder!"

„Ich fahr doch selber auch!"

„Ja. Ihr seid beide verrückt. Das ist richtig!"

„Pst! . . . Bitte, Ruhe!" bat Dr. Bätzle mit sorgenvollem Gesicht. Er wohnte nicht zum Vergnügen dem Automobilrennen bei, sondern als Vertreter der Finanzgruppe, die die Winterhalterschen Werke stützte. Heute standen Millionen auf dem Spiel. Die ganze europäische Autoindustrie rang hier unter dem bleigrauen, schwülen Augusthimmel Süddeutschlands, auf der geteerten, viele Stunden weiten Landstraße. Die Tribünen voll von Tausenden von Menschen, die Pavillons der Fürstlichkeiten bunt von Damenkleidern und Uniformen, auf dem Rasen dahinter eine ganze Wagenburg von Automobilen aus aller Herren Ländern. Schwarze Menschenmauern zu beiden Seiten der abgesperrten Chaussee, so weit das Auge über die hügelige Sommerlandschaft mit ihren Kirchtürmen, ihren Weizenfeldern und Buchenschlägen schweifte.

„Zum Glück haben wir noch zwei Berufskanonen im Rennen!" sagte der kleine Jurist zu einer Gruppe Herren. „Denn Werner Winterhalter ist und bleibt ein tollkühner Dilettant!"

„Aber er fährt wirklich großartig!"

„Ja . . . bisher hat er eben Glück gehabt!"

„Ist er das nicht?"

„I wo! . . . Er kann augenblicklich kaum bei Lampertsdorf sein . . . Herr Jesus . . . da kommt doch wahrhaftig erst der Ikarus angebummelt . . ."

Die graue Maus von vorhin war jetzt zu einem fauchenden und knatternden, in doppelter Schnellzugsgeschwindigkeit heranfegenden, fischförmigen Kasten geworden. Zwei Gestalten kauerten wie Taucher aus dem Meeresgrund mit schwarzen Glotzaugen darauf. Im Sturmwind flog es vorbei. Und doch ein Brausen der Heiterkeit hinterher. Lieber Gott, noch die erste Runde! Man war doch schon mitten in der zweiten! Nee, die guten Italiener konnten sich diesmal begraben lassen! Aber die Franzosen! . . . „Herrschaften, dies Jahr machen's die Franzosen . . macht es Nicolas de Bool!"

Überall standen die Fachleute und rechneten mit Bleistift und Notizbuch die Zeiten. Fast die Hälfte des Rennens war vorbei. Schon schieden sich in großen Umrissen die Fahrer und Fabrikmarken des Erfolges von



den Nachzüglern. Nicht um Stunden ging es — eine Stundengeschwindigkeit von hundert Kilometer war selbstverständlich — um Minuten und Sekunden und Bruchteile von Sekunden. Und wie man hier zählte und verglich und die Namen murmelte, sausten draußen, von einem kurzen Massenaufschrei begrüßt, in wechselnden Abständen deren Träger vorbei . . . Renault . . . de Dietrich . . . Clément . . . de Dion Bouton . . . Métallurgique . . . Fiat . . . Isotta . . . und dazwischen in fliegender Fahrt das große deutsche Kleeblatt: Mercedes . . . Benz . . . Opel . . .

In dem hölzernen Postnotbau wurde rastlos in vier Sprachen telegraphiert und telephoniert: „1 Stunde und 9 Minuten 33½ Sekunden . . . Invernorr schlägt seinen eigenen Rekord!" . . . „Germain rückt auf . . . Er hat auf der freien Strecke drei Minuten gut gemacht!" . . . „Na, warten Sie mal erst die Kurven!" „Ach . . . was will er gegen de Bool . . . der Kerl ist ein Wunder . . . Er fährt, wie noch nie ein Mensch vor ihm gefahren . ." Es war ein Rausch . . . ein Schwindel der Geschwindigkeit . . . ein Nebel vor den Augen, in dem die Zahlen tanzten und draußen keine Wagen mehr, sondern fast nur noch knatternde, graue Streifen dahinschossen, in einer Schnelle, wie man bislang auf Erden nur Blitzstrahl, Licht und Sturm gekannt.

„Ikarus hat aufgegeben!"

„Na endlich!"

Karl Schweickardt kam aus dem Telephonamt, Schweißperlen auf dem rötlichen Schlemmergesicht. Er drängte sich auf der Tribüne durch die Menge bis zu Stefanie und legte ihr, mit dem Recht des Hausfreunds, die Fingerspitze auf den Ellbogen.

Sie fuhr herum und nickte ihm kameradschaftlich zu. Er meldete: „Ihr Mann ist eben in guter Fahrt durch Grünzell . . . Glatt um die Kurve an der Kirche . . ."

Selbst durch das Phlegma des dicken Junggesellen zitterte die unerhörte Geschwindigkeit dieses Tages.

„Erst in Grünzell? . . . Oh . . ."

„Aber, verehrte Freundin . . . zaubern kann Ihr Gatte doch auch nicht!"

„Aber er ist hinter den andern zurück . . ."

„Zwanzig Minuten gut!"

„Na also . . ."

Karl Schweickardt zuckte die Achseln und meinte nachlässig und etwas gönnerhaft: „Unter uns: Respekt, daß er überhaupt mitkommt! Erwartet hätt es keiner! Er startet doch nur als Sohn seines Vaters. Eine andere Firma hätte ihm gar keinen Wagen anvertraut!"

Von fern tönte Stimmengewirr, rollte näher. Moritz Kühn kam mit drei Sprüngen die Holztreppe zur Tribüne herauf.

„Habt ihr's schon gesehen? . . . Die Dampfwolke da . . . Der Belgier . . .?"

„Der Jaumont?"

„Der wahnsinnige Mensch fährt mit brennender Maschine! Er hat sich's in den Kopf gesetzt, wenigstens die zweite Runde zu vollenden . . . da ist er . . .!"

Blauer gefährlicher Rauch umqualmte den heranschießenden Belgier, daß man kaum noch die große Startnummer vorn an der Kühlerfläche sah. Flammen züngelten dazwischen. Dahinter zwei schwarz vermummte Kerle wie die Teufel. Ein tausendstimmiger Aufschrei.

„Das sollte doch verboten werden!"

„Verbieten Sie mal was 'nem Menschen im Hundertkilometertempo . . ."

„Er fährt ja schon langsamer!"

„Er stoppt!"

„Gott sei Dank . . ."

„Aber er macht mit seiner Schweinerei die ganze Luft hinter sich dick! Keiner kann was sehen! Da hinten kommt schon einer! . . ."

„Nummer siebzehn!"

„Nummer siebzehn!"

„Stefanie . . . dein Mann!"

Die schöne junge Frau sprang auf. Durch den feinen, bläulichen Dunst, der auf der Bahn zitterte, sauste es heran . . . in die stürmische Lufterschütterung durch tausend Kehlen hinein. Stefanies Schwägerin, die kleine Mannheimerin, faltete angstvoll die Hände.

„Ach Gott! Der Werner!"

„Er muß bremsen" . . .

„Jetzt bremsen heißt, sich dreimal überschlagen!" brummte Schweickardt. Da war der Wagen . . . eine warnende Handbewegung des stummen Mitfahrers . . . Ein Griff ins Steuerrad . . . Ein kurzer Bogen um die Gefahr . . . Vorbei wie ein Blitzbild . . . Lärm hinterher . . .

„Bien fait!" murmelte unterhalb der Tribünenbrüstung ein kleiner, magerer Franzose.

„Famos . . . der Werner . . . Donnerwetter ja!" . . .

Moritz Kühn nickte lachend seiner Schwester zu. Die war jetzt doch etwas blaß geworden.

„Kriegst du's mit der Angst, Steffche?"

„Ach . . . das ja nicht . . . aber" . . .

„Ja, nun ist die Karre im Rollen!"

„Wer ist denn eigentlich sein Mitfahrer?"

„Einer seiner Freunde aus dem Volk! Ein gewisser Kienast! Die beiden sind unzertrennlich. Sie sind ja auch mit vereinten Kräften bei einer neuen Erfindung. Das heißt: der Werner heckt es aus, und der andere schlossert's zusammen. . . . Na, jetzt kommt wenigstens das Unglückskind da vorn zur Ruhe!"

Der brennende belgische Wagen hatte endlich seinen Schwung verloren, stand in einiger Entfernung still, nun ganz in blaue Lohe gehüllt. In ihr hantierte immer noch einer der schwarzledernen Gesellen.

„Wenn er Glück hat, fliegt er jetzt noch in die Luft!"

„Nee! . . . Er hat den Benzinhahn abgedreht!"

Monteure in blauen Blusen liefen mit sandgefüllten Eimern hinterher, ein Vertreter der Firma, den Strohhut im Genick, schon von weitem etwas Französisches schreiend. Die Gefahr war vorbei.

„Habt ihr's schon gehört? Am Hungerberg liegt einer im Graben" . . .

„Welche Marke?"

„Weiß nicht! Es sind Ärzte mit dem Auto hin!"

„Werner kann's nicht sein! . . . Der ist ja eben durch" . . .

„Er muß jetzt gleich durch Mönchberg kommen."

„Aha! Hut ab! Unser zweites Schlachtroß!"



Ein anderer Wagen der Winterhalterschen Werke knattterte vorbei. Ein Rennfahrer von Beruf am Steuer. Eine schweigende Bewegung unter den vielen blauen Schirmmützen im Zuschauerraum. Doktor Bätzle schüttelte den Kopf.

„Der Mann tut ja sein Bestes! . . . Aber . . . aber" . . .

Aber heute kam das geflügelte (W), das Wappen der Winterhalter-Werke, nun einmal nicht in die Front. Aus der Ferne Stimmen. . . . Ein Gewirr . . . immer ein Name . . . De Bool! . . . De Bool! . . . Vorn an der Schranke Herren mit Henriquatre, wild die Hüte schwenkend, Französinnen mit wehenden Tüchern: „En avant, de Bool!"

„Ah . . . quel gaillard!"

„Um Gottes willen . . . doch nicht schon wieder de Bool" . . .

„Er läßt alles hinter sich" . . .

„Herrschaften . . . nun schaut 'mal d a s an!"

Selbst die gewiegten Fachleute überlief ein Frösteln. Der Wagen, der da in einer sogar am heutigen Tag noch nicht erlebten Schnelligkeit heranschoß, lief nicht mehr, er sprang. Er löste sich im Antrieb von hinten mit den Rädern vom Boden, machte zehn Meter lange Sätze wie ein gereiztes Ungetüm. Ein Koloß von einem Menschen saß in steinerner Ruhe hinten auf dem Führersitz, Brille und Lederschutz vor dem breiten, bartlosen Antlitz. Keine Muskel an ihm zuckte. Er war wie ein Stück einer Maschine selbst. Etwas Feierliches in dieser unbewegten, im Flug mit dem Tod spielenden Gestalt.

„An der Kurve liegt er mit beiden Außenrädern in der Luft. . . . Es soll schrecklich sein, es anzusehen!"

(Fortsetzung folgt.)

Pflanzenseiden und Pflanzendaunen.

Von Prof. Dr. U d o D a m m e r.

Kürzlich erhielt ich aus dem Rheinland von einem pensionierten höheren Beamten einen Brief, in dem mir der Schreiber mitteilte, er beabsichtige eine neue Rasse der Seidenraupe zu züchten, die in unserm Klima im Freien gedeihe und mit Brennesseln ernährt würde. Er verspräche sich davon sehr viel, denn Brennnesseln gäbe es überall und die Brennessel enthalte eine sehr feine Faser, wie die beigelegte Probe zeige. Der übrige Inhalt des Briefes interessiert hier nicht. Die beigelegte Faser war blendend weiß, seidig glänzend, außerordentlich langfaserig. Eine mikroskopische Untersuchung zeigte, daß die Ramie- oder Rheafaser vorlag, die zwar nicht von unserer Brennessel, aber doch von ihrer tropisch asiatischen Verwandten, der Boehmeria nivea abstammt. Die Faser ist dadurch besonders bemerkenswert, daß sie die längste bisher bekannte Zelle einer Pflanze ist, wird sie doch bis zu 26 Zentimeter lang. Von praktischer Bedeutung ist sie dadurch, daß das aus ihr hergestellte Gewebe, das sogenannte Nesseltuch, der Leinwand sehr ähnelt, vor dieser aber den Vorzug viel größerer Haltbarkeit besitzt. Ich konnte also dem Herrn keine Hoffnungen machen. Doch nicht von solchen Seiden soll hier die Rede sein, sondern von Pflanzenfasern, die ihrer Weichheit und ihres seidigen Glanzes wegen die Bezeichnung Pflanzenseiden erhalten haben, sowie von weniger glänzenden, aber ebenfalls sehr weichen Fasern, die als ein guter Ersatz der teuren Daunen dienen können.

Schon seit langer Zeit ist die Pflanzenseide einer nordamerikanischen Staude, der Schwalbenwurz oder Seidenpflanze, bekannt. Man baut die bei uns aushaltende Pflanze nicht selten als Bienenfutterpflanze an. In den Früchten dieser Pflanze befinden sich seidenweiche, glänzende, weiße lange Haare, die den Samen als Flugorgane dienen. Der Gedanke lag nahe, diese Seidenhaare auch als Gespinstfasern zu verwenden wie die Samenhaare der Baumwollpflanze. Aber bisher ist der Versuch nicht geglückt. Die Faser läßt sich nicht verspinnen. Das ist um so mehr schade, als die Faser eine ganz besondere Eigenschaft besitzt: sie ist ungefähr so fest wie der beste Stahldraht. Vielleicht läßt sie sich aber in der Papierfabrikation verwenden. Die zähen Stengel liefern ja schon jetzt ein wertvolles Material für den Papierfabrikanten. Die Bienenwirte könnten dann einen doppelten oder dreifachen Nutzen aus ihren Pflanzen ziehen. Da die Pflanze sehr anspruchslos ist, könnte sie noch manchen Boden nutzbringender machen als bisher. Botanisch heißt die Pflanze Asclepias Cornuti. Auch von andern Asklepiadazeen, so von dem Oscherstrauch, Calotropis gigantea, und einer Marsdenia Indiens gewinnt man die Samenhaare als Pflanzenseide, die man aber bisher nur als feines Polstermaterial verwendet. Da die Asklepiadazeen sehr häufig seidige Samenhaare besitzen, so könnten sicher noch viel andere Arten zu dem gleichen Zweck ausgenutzt werden. Auch die Angehörigen einer andern Pflanzenfamilie, der Apokynazeen, besitzen in ihren Früchten häufig seidige Haare, wohl die besten die indische Beaumontia grandiflora, ein großer Baum mit wundervollen großen Blüten, dessen Früchte die Größe und Gestalt einer kleinen Gurke haben und infolgedessen sehr viele Fasern enthalten. Aber wie gesagt, bisher sind alle diese Seiden noch kaum technisch verwertet worden, obgleich sie aus reiner Zellulose bestehen, also ein ideales Material für den Papierfabrikanten darstellen.

Während die Seiden glatte Fasern sind, bezeichnet man die mehr oder weniger krausen Fasern, die sich in Früchten befinden, als Daunen. Außerdem werden hierher noch einige andere Pflanzenbildungen gerechnet, wie die Spreuschuppen an den Blattstielen mancher Baumfarne und die Borstenhaare der Blütenhülle der bei uns auf Mooren häufigen Wollgräser. Letztere haben schon lange die Aufmerksamkeit technisch veranlagter Köpfe beschäftigt. So liegt vor mir ein altes Buch in kleinem Quartformat aus dem Jahr 1765, in dem sich neben vielen andern Papiersorten, die aus allerlei andern heimischen Pflanzenstoffen sowie aus Lumpen hergestellt sind, auch eine Sorte aus Wollgras befindet, die einen wundervollen Seidenglanz hat. Nebenbei sei bemerkt, daß sich in dem Buch auch Holzpapier aus verschiedenen Hölzern, aus Sägespänen, Hobelspänen, ja sogar aus Dachschindeln, ferner aber auch aus Torf, verschiedenen Moosen, Maiblumenblättern, Distelstengeln, Hopfenranken und noch vielen andern Stoffen, befindet. Der Verfasser des Werkes und gleichzeitig der Erfinder und Fabrikant der verschiedenen Papiersorten war der Doktor der Gottesgelahrtheit und Weltweisheit, Ev. Prediger zu Regensburg, Jakob Christian Schäffer.



Der Herr Prediger war offenbar seiner Zeit weit voraus, seine Papierproben, die nun schon über 150 Jahre alt sind, zeigen, daß man auch aus Holz ein dauerhaftes Papier herstellen kann. Doch zurück zu unsern Pflanzendaunen.

Die jetzt am meisten gebrauchte, wenn auch noch lange nicht genügend bekannte und gewürdigte ist der sogenannte Kapok. Der Name stammt aus dem Malaiischen. Die Faser befindet sich in den Früchten in sehr großer Menge, ist nicht mit den Samen verwachsen, sondern umgibt sie nur. Die Stammpflanze, von der der Kapok gewonnen wird, ist der Wollbaum, Ceiba, ein riesiger Tropenbaum mit hohem Stamm, dessen Wurzel mächtigen Brettern gleich, hoch am Stamm emporragen und so große Nischen rings um den Stamm bilden. Oben bildet der Stamm eine gewaltige Krone wie ein Eichbaum, mit Blättern, die ähnlich wie die der Roßkastanie zusammengesetzt sind. Die Zweige, an denen diese Blätter sitzen, sind aber nicht glatt, sondern mit kurzen, breiten Stacheln besetzt. Obgleich der Baum ein echter Tropenbaum ist, teilt er doch mit unsern heimischen Waldbäumen die Eigenschaft, daß er Jahr für Jahr seine Blätter abwirft und zeitweise vollständig kahl wie unsere Bäume im Winter dasteht. In dieser Zeit entwickelt er nun seine großen gelblichweißen Blüten, die in großen Büscheln zusammenstehen. In diesem Stadium der Entwicklung bietet der Baum einen prachtvollen Anblick. Aus den Blüten entwickeln sich dann die großen, holzigen, fünffächerigen Früchte, die die Fasern enthalten. Diese Fasern, die weich wie Seide sind, haben eine ganz besondere Eigenschaft: sie sind sehr schwer benetzbar und außerordentlich leicht. Ein mit diesen Daunen gefülltes Kissen trägt einen Erwachsenen viele Stunden lang im Wasser. Das ist der Grund, weshalb man in neuerer Zeit diese Pflanzendaune gerade auf Schiffen sehr viel sowohl direkt zu Schwimmgürteln als auch zum Stopfen der Betten benutzt. Eine weitere gute Eigenschaft der Daune ist die, daß sie zusammengedrückt sich sofort wieder aufbläht wie eine echte Daune, so daß damit gefüllte Kissen immer prall aussehen und ihre schöne Form bewahren. Unsere Hausfrauen sollten deshalb diesen Pflanzendaunen eine ganz besondere Aufmerksamkeit zuwenden, was um so wünschenswerter wäre, als sie damit zugleich, wenn auch indirekt, unsern Kolonien einen Dienst erweisen. Es wachsen nämlich in unsern Kolonien eine ganze Anzahl Wollbäume, die nur um deswillen noch nicht so ausgebeutet werden, weil die Nachfrage nach Kapok noch zu gering ist. Da der Preis ein sehr viel niedrigerer ist als der für echte Daunen, sollte man schon aus diesem Grund die Fasern recht viel verwenden. Das Holz des Baumes hat eine ganz besondere Eigenschaft, die auch noch viel zu wenig gewürdigt wird: Es ist nämlich außerordentlich leicht. Die Indianer fertigen deshalb aus den Stämmen ihre großen Boote. Ein einziger ausgehöhlter Stamm liefert ein Boot, das imstande ist, 150 Menschen zu tragen! So kann man dieses Holz geradezu als ein ideales Holz für die Kofferfabrikanten bezeichnen. Übertroffen wird es in seiner Leichtigkeit nur noch von dem Holz der Aeschynomene, das aber für den Kofferbau wohl zu weich ist. Eine Pflanzendaune, die noch mehr als der Kapok die echten Daunen zu ersetzen vermag, ist die Fruchtwolle des Hasenfußbaumes, Ochroma lagopus. Dieser Baum, der in Mittelamerika heimisch ist, ist ein Verwandter des Wollbaumes. Seine Früchte sehen, wenn sie sich eben öffnen, aus wie Hasenfüße. Es ist ganz unglaublich, welches Ausdehnungsbedürfnis diese Fasern haben, die sich so weich anfühlen wie die feinste Chappeseide. Eine Frucht von etwa zwanzig Zentimeter Länge und vier Zentimeter Dicke enthält so viele Daunen, daß man damit ein ganzes Sofakissen füllen kann. Nach jedem Druck springt das Kissen geradezu in seine ursprüngliche Form zurück. Leider ist bisher die Daune noch sehr selten im Handel, würde aber sicher, wenn sie erst allgemeiner bekannt ist, gern gekauft werden. Für leichte Kissen und Decken, die warm halten sollen, ist die Daune wie geschaffen. Auch andere Verwandte des Wollbaumes und des Hasenfußbaumes aus der Gattung Bombax und Chorisia liefern recht gute Pflanzendaunen.

Eine ganz besondere Rolle spielen die Daunen aus den Spreuschuppen mancher Baumfarne, wie Alsophila, Dicksonia und Cibotium. Bekanntlich weichen die Blätter der Farne von den Blättern der Blütenpflanzen dadurch ab, daß sie in der Jugend von der Spitze her zusammengerollt sind. Sie wachsen an der Spitze lange Zeit, ein Blatt, das sich aufrollt, ist noch nicht wie ein anderes Laubblatt fertig, sondern entwickelt sich erst nach und nach in dem Maß, wie es sich allmählich aufrollt. Auch die einzelnen Seitenfiedern sind noch nicht fertig, sondern kommen erst allmählich zur Ausbildung. Es dauert oft viele Monate, bis ein junges Blatt sich vollständig ausgebildet hat. Während dieser Zeit muß das Blatt ganz besonders gegen widrige und schädliche Witterungseinflüsse geschützt sein.

Diesen Schutz nun gewähren ihm zarte, goldig oder bräunlich schimmernde, sehr feine Schuppen, die sogenannten Spreuschuppen, die man eben wegen ihrer Weichheit und Leichtigkeit auch sammelt und als Polstermaterial verwendet. Einer dieser Baumfarne, Cibotium Barometz, hat lange Zeit in den Erzählungen der Reisenden herumgespukt. Es wurde von einer Pflanze berichtet, die im Innern Afrikas vorkommen soll, die an ihrer Spitze ein junges Schaf tragen soll. Dieses Szythische Lamm, über dessen Natur sich die Botaniker lange Zeit den Kopf zerbrochen haben, entpuppte sich schließlich als der abgeschnittene Gipfel des oben genannten Baumfarns, der gerade ein junges Blatt bildete, und dem man vier Blattstiele älterer Blätter gelassen hatte. Es gehört in der Tat nicht viel Phantasie dazu, um in diesem Gebilde ein junges Lamm zu erblicken. Die vier alten Stiele sind die vier Beine, das sich eben zeigende junge Blatt, das noch ganz zusammengerollt ist, stellt den Hals und den Kopf dar, während das Stammstück selbst den Körper des Lamms bildet. Da alle Teile dicht mit den Spreuschuppen besetzt sind, die goldgelb glänzen, so ist die Ähnlichkeit eine frappante. Die Spreuschuppen sollten aber möglichst wenig benutzt werden, weil ja die Pflanze, der man sie nimmt, dadurch des wesentlichen Schutzes ihrer Blätter beraubt wird und schließlich aus Mangel an gesunden Blättern zugrunde gehen muß. Wenn man bedenkt, daß ein Baumfarn lange Jahre braucht, bis er seine volle Größe erreicht hat, so sieht man leicht ein, daß man auf diese Weise nach und nach die Art ganz ausrotten wird. Das wäre um so mehr zu bedauern, als gerade die Baumfarne als Repräsentanten einer längst entschwundenen Erdperiode unseres ganzen Schutzes bedürfen.

Eine sehr weiche Daune liefern übrigens auch unsere Disteln. Auf dem Land werden sie bisweilen eingesammelt und in kleine Säckchen gefüllt, die bei Zahnschmerzen auf die Backe gelegt werden. Da sie viel Luft enthalten und infolgedessen sehr schlechte Wärmeleiter sind, so halten sie die Backe warm und üben anderseits ihrer Leichtigkeit wegen keinen Druck aus.

Ein Krinolinenball in Paris.

Von Claire Perrin. — Hierzu 13 photographische Aufnahmen von O'Doyé.

Durch unsere Zeit gehen allerlei Sehnsüchte. Eine davon ist der Wunsch, ihrer alles nivellierenden Gewalt gelegentlich einmal zu entschlüpfen und an Stelle des täglich Wiederkehrenden das Ungewohnte und Fremde zu setzen oder einst Gewesenes für eine Weile zurückzurufen. Je weniger die Wahrscheinlichkeit vorliegt, dieses Vergangene, „das längst ich vergessen geglaubt", zu tatkräftig neuem Leben erwecken zu können, desto eifriger arbeitet die Phantasie an seinem Scheindasein, und desto malerischer gestalten sich die Bilder, in denen die Schatten gemildert und die Lichter strahlender herausgehoben werden. Aus diesem Gedanken erwachsen die Kostümfeste, die jetzt, besonders in Paris, so beliebt sind. Anspruchsvolle Damen und Herren, sonst vom vollen Luxus der Gegenwart und ihren fortschreitenden Verwöhnungen kaum befriedigt, gefallen sich — freilich nur während flüchtiger Unterhaltungstunden — in den Gepflogenheiten entlegener Kulturen und den Aeußerlichkeiten entschwundener Epochen.



Baronin von Waldner.



Herzogin von Gramont.

Im Zeichen eines so ganz sicher niemals wiederkehrenden Geschmacks stand eine Soiree, die der Herzog und die Herzogin von Gramont kürzlich in ihrem Pariser Palais als Abschluß der diesjährigen Gesellschaftsaison gaben. Ein Krinolinenball in unserer Zeit der allerengsten Kleider und des minimalsten Stoffverbrauchs! Eine Kontrastwirkung originellster Art! Die Damen hatten denn auch die Gelegenheit, sich in Ballontoiletten zu zeigen, aufs beste ausgenutzt und waren in Krinolinen und Reifröcken und Paniers von allen möglichen Formen erschienen. Die einen, ihren persönlichen Geschmack auch hier nicht verleugnend, in einer Art Phantasiekostüm, wie z. B. die Gastgeberin selbst in einer weißen Tüllwolke mit roten Blumen, dazu eine Haartracht allereigenster Art, andere streng nach alten Kostümzeichnungen gekleidet und im **Rahmen eines kleinen Separatmilieus stehend.**





Komtesse
Jean de Castellane.

Herzogin
de la Rochefoucauld.

Besonderen Beifall fanden einige Aristokratinnen, die sich zu einer Gruppe im Stil des zweiten Kaiserreichs zusammengetan hatten, darunter eine ältere Marquise in einer Brokattoilette, die unverändert aus der Truhe ans Licht gezogen wurde — doppelt bewundert, weil ihre Trägerin, die ihren Hofknicks noch in den Tuilerien machen durfte, sich ihre Schlankheit bis heute erhalten hat. All der höfische Prunk der fünfziger und sechziger Jahre



Marquise de Pracomtal.



Komtesse de Rohan-Chabot.

des vorigen Jahrhunderts, dem die schöne Kaiserin Eugenie — auch als Herrscherin im Reich der Mode — den verwirrenden Nimbus gab, der ihn heute noch umstrahlt, wachte noch einmal auf und erinnerte daran, daß die Kaiserin der Franzosen damals die Krinoline wieder zu Ehren brachte, um ihre Figur vor der Geburt ihres Sohnes zu verhüllen. Alle Damen des Hofes und die übrigen, die auf Eleganz hielten, beeilten sich natürlich, die neu auftauchende

und neu befohlene Mode mitzumachen. Wie die Damen damals „wirkten", wissen viele von uns noch aus Erfahrung, aus trauriger Erfahrung, denn nicht immer war es gefahrlos, in dem schwankenden, sich höchst respektswidrig bald hier, bald da überraschend hebenden Monstrum einherzuschreiten. Das Staatsungetüm, das seit seiner Erfindung im 14. Jahrhundert alle hundert Jahr mal „auf neu" spukte, das unter Ludwig XIV. wieder modern und wieder unmodern geworden war, das unter dem nächsten Ludwig nach dem Modell der ländlichen Hühnerkörbe sich etwas umformte, das unter Marie Antoniette vorn und hinten platt war und uranfänglich aus Roßhaarstoff — crin, daher Krinoline — gewebt oder vielmehr fein geseilt wurde, dann später bald aus Holz, bald aus Eisenstäben und schließlich aus verstellbaren Stahlreifen — der „Reifrock" im Gegensatz zur einstigen Krinoline — bestand, dieses Staatsungeheuer, das die Witzblätter bespöttelten, und dem der Stift eines Daumier, eines Gavarni und eines Vernier beinah Unsterblichkeit verliehen — das machte sich in des Wortes wahrster Bedeutung nun im Ballsaal unter republikanischem Regime breit. Aber es ging alles ohne aufregende Zwischenfälle ab. Die Damen hatten samt und sonders sehr ernsthaften Geh- und Sitzunterricht genommen und sich gut beraten lassen, sehr ver-



Prinzessin Arenberg, Graf E. de Gaigneron, Herzogin von Brissac.



Die Komtessen von Polignac.



Mr. Kingsland und Komtesse de la Béraudière.

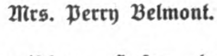




Komtesse de Castéja.

ständiger Weise von solchen Mitschwestern, die mit der Praxis noch genau Bescheid wußten, denn theoretisch läßt sich eine Krinoline alias Reifrock nun und nimmermehr meistern.

Auch andere Reifrockmoden als die jüngst vergangene waren an jugendlichen Erscheinungen zu sehen. Anno 1826 bis 1838 stand der Reifrock anders als z. B. 1847, und es ließen sich ganz interessante Vergleiche anstellen, wie die Krinoline immer „ein Kind ihrer Zeit" gewesen, wenn auch oft ein Enfant terrible, das seine hilf- und willenlosen Sklavinnen in die peinlichsten Situationen brachte. Daß Grazie und anmutige Bewegungen trotz der Krinoline möglich seien — eine vielbestrittene Tatsache — bewiesen die Damen von 1914. Freilich mußte diese Grazie etwas umlernen. Das freie Spiel der Glieder, das der Sport und die jetzigen leichten Kleiderhüllen so sehr begünstigen, war etwas zurückgehalten, und nicht jede der Damen, namentlich der jüngeren und jungen Generation, bewahrte die ruhige Haltung, die wie eine untrennbare Begleiterscheinung zu den Baulichkeiten des Krinolinegerüstes gehört. Die französische Sitten- und Kostümgeschichte erteilt den Damen des spanischen Hofes das uneingeschränkte Lob, sie allein hätten den „hoheitsvollen Geist" der Vertugalla richtig verstanden, da ihre Bewegungen niemals der Würde entbehrt hätten, und man wüßte kaum zu sagen, ob die sprichwörtliche Grandezza der königlichen Damen wie überhaupt der großen Welt des hispanischen Zeremoniells nicht vielleicht nur eine Zwangsfolge des steifen Kostüms jener Tage gewesen sei — die Krinoline also die tatsächliche Beherrscherin der zivilisierten Erde vorstelle. — Die Reifrockkostüme erforderten selbstverständlich auch „historische" Haartrachten. Nicht



Mrs. Perry Belmont.



Frau Fournier-Sarlovèze.

immer waren sie gelungen; nur der Schmachtlocke à l'impératrice wurde so allgemeiner Beifall gezollt, daß sie vielleicht die modernen Frisuren beeinflussen dürfte. Die Furcht aber, das „Rundgestell" könnte wieder Mode werden, entbehrt wohl jeder Begründung. Das Lächerliche wäre allerdings kein Grund der Ablehnung, denn wer modennärrisch ist, trägt alles, was ihm vor Augen kommt. Aber krinolierte Damen fänden doch kaum ihr Fortkommen in dieser eiligen Zeit, in der die Straßen von Menschen wimmeln und die Straßenbahnen schon jetzt eigentlich nur für schlanke Leute ein Unterkommen bieten. Und lediglich für Besitzerinnen von Equipagen und Autos wird eine Mode heutzutage nicht mehr kreiert — die Gegenwart fordert ganz unbedingt, daß eines sich auch für alle schicke.

Könnte ein Pariser Kleiderkünstler dem Flügelschlag seiner Phantasie also wirklich nicht mehr gebieten und führte die Krinoline wieder ein, so müßte die Stadt aus den Fugen gehen — denn jede Krinolinenträgerin beanspruchte dann mindestens vier Meter im Quadrat für ihr „zierliches" Persönchen. Stellt man sich nun vor, wieviel Platz z. B. die kleinen Midinettes brauchten, die schon jetzt das Trottoir ganz und gar für sich in Anspruch nehmen, so begreift man, daß es nicht wie Anno dazumal genügen würde, die Türrahmen zu erweitern und den Sesseln größeren Umfang zu geben. Es bliebe nichts anderes übrig, als Mauern zu stürzen und Straßenzüge niederzulegen. Wenn die Mode auch schon manches zustande gebracht hat, dieser Suffragettenstil blieb ihr bisher noch fremd. Und so wird sie sich gewiß friedlichere Wege suchen, ihre schlummernden Gedanken zum Ausdruck zu bringen.

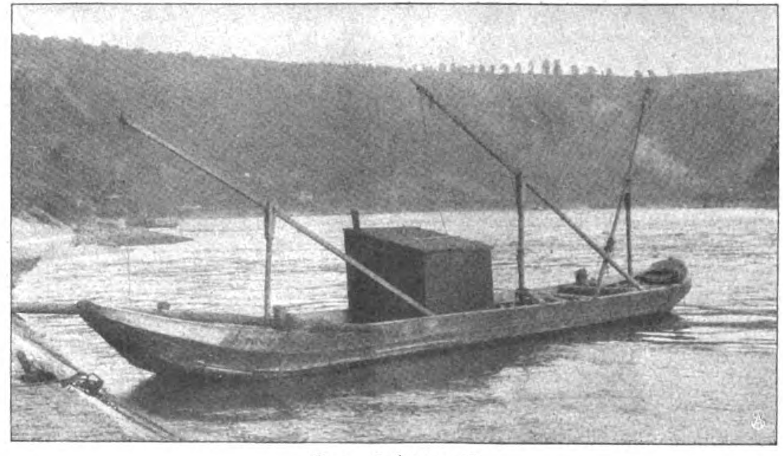


Mme. Darcy.

Salmfang am Rhein.

Von G. S. Urff. — Hierzu 8 Spezialaufnahmen für die „Woche" vom Verfasser.

Die Zeiten sind längst vorüber, daß sich die Dienstmädchen am Rhein vor ihrem Diensteintritt ausdrücklich auszubedingen pflegten, daß ihnen nicht mehr als viermal in der Woche Salm zum Essen gereicht werden dürfte. Jetzt ist der Rheinsalm selbst in der Nähe seiner Fangorte nur für teures Geld zu haben. Den besten Rheinsalm liefert der Mittelrhein, denn gerade hier weist das Fleisch des Fisches den richtigen Fettgehalt auf. Der holländische Salm ist zu fett, der aus dem Oberrhein zu mager. Bekanntlich frißt der Fisch während seines Aufstiegs im Strom, mag er auch mehrere Monate, ja über ein Jahr dauern, gar nichts. Hieraus erklären sich die Unterschiede. Im ganzen Mittelrheingebiet gibt es nur noch eine einzige Fangstelle, und zwar in der Nähe der Lorelei. Auch hier erweist sich der Fang nur noch auf dem linken Rheinufer als ergiebig, während auf dem rechten Ufer fast nichts mehr gefangen wird. Es schien mir zuerst unverständlich, daß schon seit langer Zeit auf dem rechten Ufer kaum noch ein Fisch ins Garn geht, während gerade gegenüber am linken Ufer die Salmfischerei noch einen ganz guten Ertrag abwirft. Ein Blick auf den Strom selbst, etwa zwei Kilometer oberhalb der Lorelei, bringt sofort des Rätsels Lösung. Man sieht hier ganz deutlich, wie das Wasser an der rechten Seite des Stromes eine dunkle, bräunliche Färbung zeigt, während es vom gegenüberliegenden Ufer auffallend grün herüberschimmert. Noch immer sondert sich das schmutzige Mainwasser von dem



Eine „Salmwage".

klaren Rheinwasser deutlich ab. Erst an der Lorelei selbst tritt die völlige Vermischung der verschiedenartigen Gewässer ein. Der Salm hält sich natürlich an das klare Rheinwasser und geht, so bald als möglich, zum linken Ufer hinüber. Noch andere Umstände mögen zum Rückgang des Salmfanges beitragen. Zunächst die Stromregulierung. Der Salm liebt als Laichplätze tiefe, kiesige oder steinige Gruben. Das Streben der Strombauverwaltung geht aber darauf hinaus, die Fahrrinne im Strom möglichst auszugleichen. So werden hindernde Sandbänke weggebaggert und tiefe Stellen zugeschüttet. Auf diese Weise sind schon verschiedene früher gute Fangplätze zerstört worden. Daß die Holländer ihren



Auswiegen des Fanges.

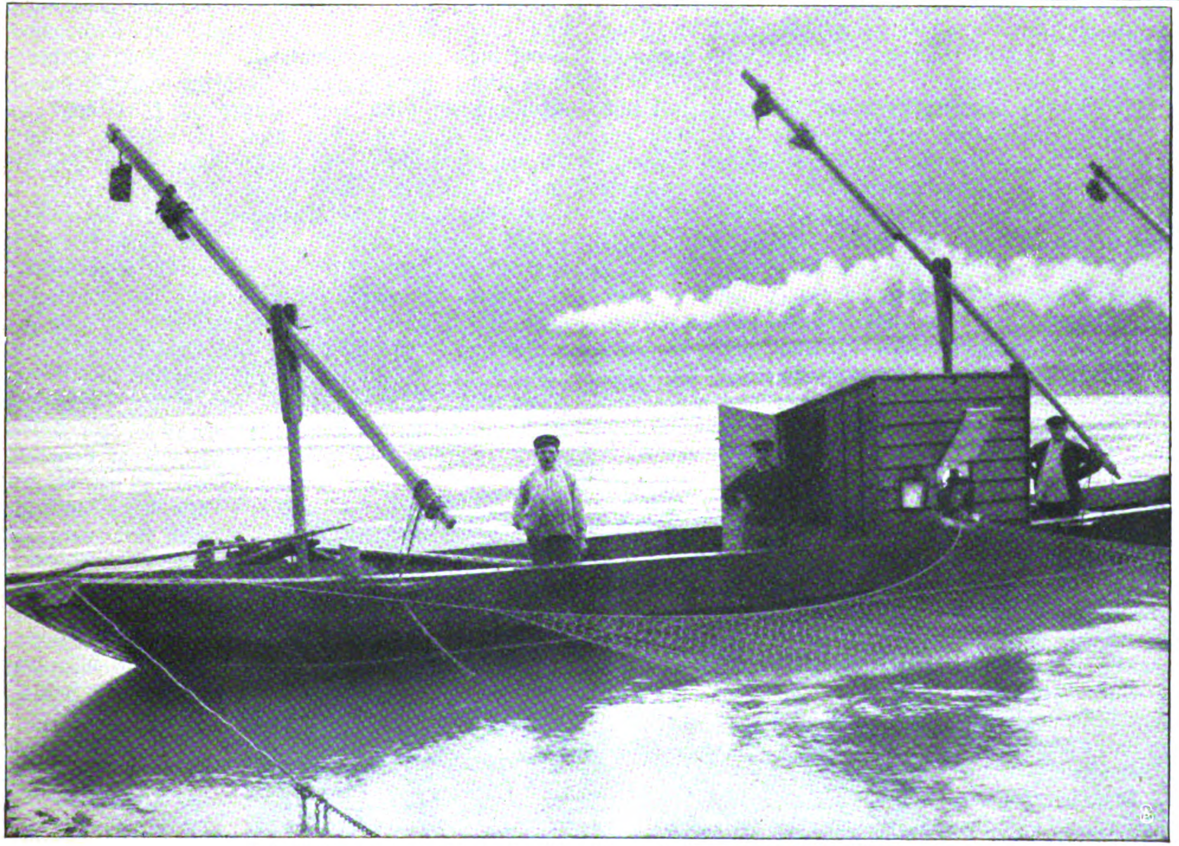


Der Salm wird gehoben. Oben: Auf der Wacht an der Ausgucklucke.

Hauptanteil an der Beute vorwegnehmen, kann man ihnen nicht verdenken, nur sollte man erwarten, daß sich die Holländer Fischer genauer an die Fischereiverträge halten würden, die verbieten, daß mehr als die Hälfte des Stromes durch Fangnetze abgesperrt wird. Nächst Holland liefert der Regierungsbezirk Düsseldorf den größten Ertrag. So kann man sich eigentlich nicht wundern, daß für den Mittelrhein nur so wenig übrigbleibt, da schon im Niederrhein fast alles weggefangen wird.

Jedem, der einmal die berühmte Rheintour von Rüdesheim bis Koblenz zu Schiff zurückgelegt hat, wird sie, falls er vom Wetter begünstigt war, eine der schönsten Lebenserinnerungen hinterlassen haben. Denn wie in den letzten Jahrzehnten ist der Rhein heute das vielbegehrte Reiseziel Tausender, er ist eben einzig schön und bildet immer noch das größte Prunkstück, das die deutsche Landschaft zu bieten vermag, nicht zum wenigsten wegen des vielgestaltigen Lebens, das sich auf ihm und an seinen Ufern entwickelt. Da sind vielleicht manchem, wenn ihn das Schiff abwärts in die Nähe der Lorelei trug, sonder-





Die Salmwage zum Fang bereit. Oben: Heimwärts mit der Beute.

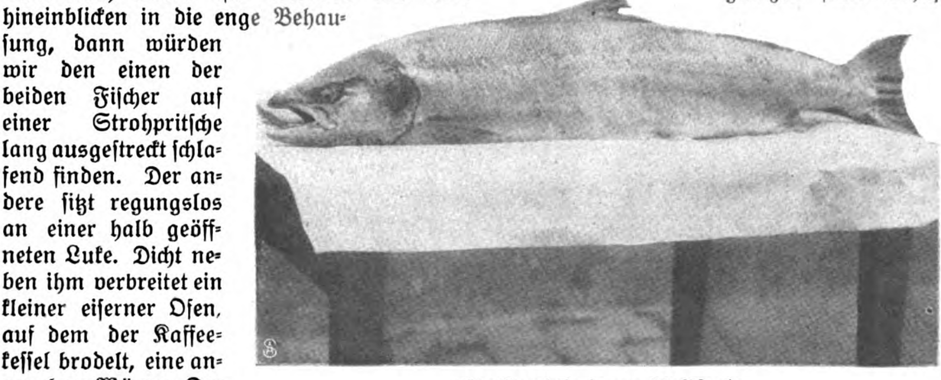




Fischversteigerung in Oberwesel.

bare Boote aufgefallen mit drei hoch aufgerichteten Balken und einem Bretterhäuschen in der Mitte, über das ein langes Fischnetz zum Trocknen gebreitet war. Es sind die „Salmenwagen" der Fischer (Abb. S. 1141). Tagsüber stehen sie verlassen, da der Fang nur noch nachts betrieben wird.

Sobald sich die Dunkelheit auf die Erde senkt und die letzten Flammen der Abendsonne hoch oben am Loreleifelsen erloschen sind, wird es auf den Salmenwagen lebendig. Das Netz wird in Ordnung gebracht und in den Strom niedergesenkt, die langen Schwebestangen neigen sich mit ihren Spitzen nieder, das stumpfe, mit Gewichten beschwerte Ende ragt gespenstisch in den Nachthimmel. Bald wird es völlig dunkel, und wir sehen nur noch eine Laterne auf dem Schiff hin und her schwanken. Nun ist auch diese zur Ruhe gekommen. Als leuchtender Punkt, der auf das kreisende Wasser seinen Reflex wirft, schimmert sie noch zu uns herüber. Kein Zeichen verrät, daß auf dem Boot noch Leben ist. Könnten wir aber hineinblicken in die enge Behausung, dann würden wir den einen der beiden Fischer auf einer Strohpritsche lang ausgestreckt schlafend finden. Der andere sitzt regungslos an einer halb geöffneten Luke. Dicht neben ihm verbreitet ein kleiner eiserner Ofen, auf dem der Kaffeekessel brodelt, eine angenehme Wärme. Der Fischer hält in der rechten Hand eine Anzahl von Schnüren, die nach dem Netz ausstrahlen. Zwei Stunden dauert sein Dienst, dann muß der andere an seine Stelle, und ihm gebührt der Platz auf der Strohpritsche. Wohl mag sich die Müdigkeit auch schon vorher in seine Augen schleichen, aber es heißt energisch dagegen anzukämpfen, denn jeden Augenblick kann das große Ereignis eintreten, das man so sehnlich erwartet. Da, was war das? Ein leiser Stoß gegen das Netz. Der Fischer merkt ihn sofort und unterscheidet ihn wohl von den Erschütterungen, die kleine, wertlose Fische hervorbringen. Schnell ein Griff nach der Abstellvorrichtung, und hoch fliegen die Schwebearme. Das Netz, das durch die Strömung beutelartig aufgetrieben war, ist nun zusammengeklappt und hochgekommen. Schnell springt der Gefährte auf seinen Posten. Im Schein der Laterne wird das Netz vollends eingezogen. Nun faßt man den armen Gefangenen. Es ist ein Prachtkerl von mindestens 30 Pfund. Silbern glänzen seine Schuppen, wie er verzweifelt um sich schlägt. Aber alle seine Bemühungen sind vergeblich. Zu fest umklammern ihn die festen Fischerfäuste. Ein paar kräftige Schläge auf den Kopf mit einem wuchtigen Holzhammer, daß sie weithin durch die stille Nacht hallen, dann hat er sein Leben ausgehaucht. Man wirft ihn in das Boot und rüstet das Netz zu



Ein Prachtkerl von 30 Pfund.

neuem Fang. Es ist schon vorgekommen, daß auf ein und derselben Salmenwage in einer Nacht fünf schwere Salme gefangen wurden, aber weit zahlreicher sind die Nächte, wo nicht ein einziger Fisch ins Garn ging. Beim ersten Morgengrauen hängt man die Netze zum Trocknen auf und macht sich auf den Heimweg. Jetzt wird der Schiffsverkehr wieder lebendig. Es wird zu unruhig auf dem Strom. Der Salm geht in die Tiefe und läßt sich den ganzen Tag über nicht blicken.

Die namentlich bei heißem Sommerwetter schnell verderbende Ware muß unverzüglich veräußert werden. In Oberwesel findet alltäglich unter Leitung des staatlich bestellten Fischereiverwalters eine Auktion statt (Abb. S. 1144). Zu dieser finden sich die Händler aus der näheren und ferneren Umgebung ein und machen ihre Gebote. Der Preis schwankt zwischen zwei und vier Mark das Pfund und richtet sich natürlich in erster Linie nach der Nachfrage. Aber auch die Größe der Fische ist von Einfluß. Gewöhnlich sind kleinere Fische mehr begehrt als große. Etwaige Fehler, Verwundungen u. dgl. werden besonders in Abzug gebracht. Sofort nach der Auktion gelangen die Fische zum Versand.

Auch die Fischer sind bei der Versteigerung gewöhnlich vollzählig vertreten, und zwar aus verschiedenen Gründen. Zunächst haben sie selbst das größte Interesse an dem Ergebnis des Verkaufs. Seitdem der Staat alle Fischereiberechtigungen am Rhein abgelöst hat, verpachtet er entweder die Fangplätze gegen eine bestimmte Jahressumme, oder er tritt mit den Fischern in ein Vertragsverhältnis ein und beansprucht einen gewissen Prozentsatz vom Erlös. In Oberwesel ist die Sache so geregelt, daß der Staat 35 Prozent, die Fischer 65 Prozent von der Einnahme erhalten. So hat also auch aus diesem Grund der Fischer ein lebhaftes Interesse an der erzielten Einnahme, und er möchte sie so schnell wie möglich in Erfahrung bringen.

Aber noch ein anderer Grund veranlaßt ihn, der Versteigerung beizuwohnen. Es ist eine uralte Sitte, die dann schließlich zu einem Recht geworden ist, daß den Fischern bei der Auktion Wein gereicht wird. Dieses Recht auf die „Voi" läßt sich der Fischer nicht nehmen. Allerdings hat er darein gewilligt, daß man ganz neuerdings an Stelle des Naturalbezugs eine Geldleistung gesetzt hat. Heute erhalten die Fischer von je 5 Mark der Verkaufssumme 12 Pfennig Voi. Der sich aus dieser Rechnung ergebende Betrag wird unter die anwesenden Fischer verteilt. Auch ein Grund, weshalb man bei der Versteigerung nicht gern zu Hause bleibt. Die Voi bezahlt der Käufer, nicht etwa der Staat.

Der hohe Preis, den der Mittelrheinsalm erzielt, entschädigt die Fischer oft für so manche Stunde, die sie in dunkler Nacht vergeblich auf ihrem Posten standen, aber doch gehen ihre Einkünfte auffallend zurück. Wohl wendet der Staat der Salmfischerei seine größte Aufmerksamkeit zu. Alljährlich werden Millionen junger Brut in dem Rhein und seinen Nebenflüssen ausgesetzt, auch die holländische Regierung verfährt auf ähnliche Weise, und dennoch geht die Zahl der aus dem Meer aufsteigenden großen Fische von Jahr zu Jahr zurück. Wohl mag die Verunreinigung des Rheinwassers mit daran schuld sein, aber es sind noch andere Gründe maßgebend, deren Kenntnis sich bis jetzt der Forschung entzieht.

Ernte.

Skizze von Rita von Gaudecker.

Hans Rammin schickte den Wagen nach Haus. Er wollte allein sein. Und langsam wandte er, um den Weg zurückzugehen. Es mußte bald Mitternacht sein. Um ihn ein schwerer Duft von Frucht und Reife. Mit starken Schritten ging er dem blühenden Weizenfeld zu. Seinen eigenen exzentrischen Einfall belächelnd, teilte er die weichen goldnen Wellen und stand mitten in den hohen Halmen. Tief aufatmend warf er sich nieder. Umdrängt von der schwankenden Mauer fühlte er sich endlich so einsam, wie er gewollt. Hier mußte nun der Kampf aufgenommen werden mit dem Erleben der letzten Stunden. Es flog an ihm vorüber wie ein gewaltsamer, aber sternklarer Strom.

* * *

Das Fest geht zu Ende. Die vollen weichen Geigenklänge des Kehraus füllen Haus und Garten. Und an der Rampe steht der Hausherr, um den Gast hinauszubegleiten. Neben ihm in anmutiger, dunkeläugiger Lebhaftigkeit seine Frau.

„Nein, Hans, wir dürfen Elisabeth nicht allein fahren lassen. Die Pferde sind zu unruhig geworden durch Musik und Lärm. Sieh, wie hilflos Franz wieder ist. Ich ängstige mich. Also bitte! Und ich entschuldige dich leicht bei den guten Nachbarn. Sie sind ohnehin schon im Aufbruch!"

In wenigen Augenblicken jagen die wild verängstigten Pferde vom Hof mit Hans Rammin an der Seite der blonden, ruhigen Frau. Einer festen Hand bedarf es, um hier Unheil zu verhüten. Erst als die Räder im tiefen Sandweg des Kiefernholzes mahlen, kommt Ruhe in das Gespann. Und im Nachlassen der Nerven- und Muskelanstrengung dämmert dem Mann das Bewußtsein: Du bist bei ihr. Nun doch mit ihr allein! — Geschont hatten sie heute einander in Blick und Wesen. Aber umsonst.

Die Nähe allein sprach mit lauten Stimmen. Sprach von dem, was einst gewesen. Von der reichen Kindheit, die ihnen so frohe Spiele brachte, von der herben, kräftigen Kameradschaft des Heranwachsens, von der tiefen, sehnsüchtigen Liebe endlicher Reife. Aber auch von den bitteren, groben Hindernissen. Kein Geld und daneben sein Gut, das nach Kapital und Arbeitsfreiheit rief. Also ein Aufgeben. Und nach dem Aufgeben der Entschluß, einander nicht wiederzusehen.

Bis heute! Und auch das heutige Wiedersehn kein leicht gewolltes. Es hatte aus tausend Ursachen, die sie beide nicht beherrschten, so kommen müssen. Noch dieses Letzte heute abend! Der Becher wurde ihnen fest an die Lippen gesetzt. Nun trinkt!

Und sie tranken, den gefährlichen ernsten Trank eines gemeinsamen Schweigens. Des Schweigens zweier Menschen, die sich ein Leben lang durch Liebe verstanden und erraten haben. Jeder trank auf seine Weise.

Ihm war es, als werde der Triebsand von den Wurzeln seines Tuns hinweggerissen. Und er müsse nun



hineingreifen und ans Licht heben, was er fand. Lauter Erfolge. Die Bahn des Lebens mit kräftiger Hand aufwärts gelenkt. Neben ihm eine Frau, die ihm das ermöglichte. Reich und sorglos schenkte sie ihm freien Weg zum Vorwärtsdringen auf dem Feld der Arbeit und des Ehrgeizes. Und es hatte ihm genügt. . .

Die Räder knirschen im Sand. Die Hufe der Pferde schlagen an die Steine im Weg. Sonst nichts. Dunkel und Schweigen. Nur von den rötlichen Kiefernstämmen scheint mitten zur Nacht noch Sonnenwärme und Leuchten auszugehen. Und die Zwei allein. . .

In deiner Hand zur Stunde der Gefahr — wie unendlich natürlich, wie allein lebenswert — so spricht es im Herzen der Frau, und ein Dasein ist in dieser Fahrt umschlossen, deren Ende droht wie ein Grab. Sie weiß, was sie immer wußte, daß ihre Treue stärker ist als ihr Wille. Darum blieb sie auch frei. Und in ihr ist ein herber, jäher Dank für diese Freiheit.

So vergeht die Stunde der Nacht, und das Ziel naht. Einsam und nüchtern taucht das Bahnhofsgebäude auf mit seinen stumpf leuchtenden Fenstern. An den schwarzen, öden Schienensträngen stehn die Zwei und erwarten den Zug.

Die Öde und Angst des Augenblicks überwältigt sie. Sie klammern sich an Worte. Wie auf mühsamen Stufen steigen sie aus der Tiefe ihres überstarken Schweigens. Aber die Worte fallen schwer und ohne Erquickung wie große, kalte Regentropfen auf hartes Land. Da wächst die Sehnsucht, genau zu wissen, wie es in der Frau neben ihm aussieht, übermächtig in dem Mann. Fest legt er seine Hand auf ihren Arm. „Elisabeth, du bist frei geblieben. Ich weiß, daß du oft dein Leben hättest anders formen können. Warum versuchtest du es nicht?"

„Weil ich es nicht konnte. Man muß den Mut nicht zu weit treiben, Hans. Es ist nicht die Stunde für halbe Wahrheiten. Du weißt, daß ich aus einem Stück bin und mein Wille keine Gewalt über mein Empfinden hat. Wie sollte ich also siegen in dem Sinn, wie du es getan? Ich will wenigstens die Freiheit des Schmerzes haben."

Seine Hand ist schwer auf Elisabeths Arm geworden, schwerer mit jedem Wort, das sie sagt. Zuletzt, als ob er sich stützen müßte. In das qualvolle Ringen hinein braust stampfend und rasselnd der Zug. Wie eine große, gleichgültige Geste. Und sie gehorchen. Stärker als das stärkste Empfinden ist der Alltag mit dem, was er will.

Im offenen Fenster steht Elisabeth, und sie reichen sich die Hände. In ihrem Gesicht ist ein wehmütiger Stolz, und er weiß nur zu gut, was der ihm sagen will. Dieser Stolz einer Frauenfreiheit, die sich selbst genug blieb. Die nicht eine Gebundenheit wollte, von der es doch hätte heißen müssen: Von Erde bist du genommen.

Dem Mann aber ist, als hafte an seinen Händen diese Erde, und als seien sie der ihren nicht wert. Und doch umklammern sich die Hände in unendlicher Sehnsucht. Bis im Brausen und Stampfen ihre Blicke und Hände von einander gerissen werden und jeder allein bleibt, allein mit den letzten Tropfen des Bechers. —

Wie nun weiter? Auf diesen schwarzen, stählernen Bändern scheint aller Wille, alle Energie des Mannes mit fortzuströmen. Allein der nächste Augenblick schon unübersteigbar. Und die Heimfahrt wird zur dumpfen Qual. . . Bis er nun liegt in der goldenen Wiege des wehenden Feldes. Da quillt es empor mit unbändiger Gewalt. Was sind das für alte, heilige Worte? Sprengen sie die eisernen Türen?

„Wer sein Leben erhalten will" — und die furchtbare Klage: „Der wird es verlieren."

Gilt das ihm? Einem Mann, der in der hellen Sonne starker Erfolge, Arbeitsfreiheit und des Gewinnes steht — neben ihm eine Frau, die heiter und gern den Weg mit ihm geht. Und drüben nur die stolze Wehmut einer Seele, die das Recht auf sich behielt. Und ein Recht auf ihre Liebe.

Die Hände, die so gefüllt sind mit Arbeit und Erfolgen, scheinen ihm plötzlich leer. Er breitet in einer wilden, jähen Sehnsucht die Arme aus, und goldene, nachgebende Ähren umgreifen sie. Erschauernd zieht er die Erntefülle an seine Brust. „Ist es dein schweres, helles Haar, Elisabeth? Darf ich es küssen?"

Und in der Rechtlosigkeit zu solchem Tun spürt er seine Armut.

Es ist, als ob über ihn fort ginge der rasselnde, fliehende Zug, der sie hinwegträgt, sie und ihre stolze Freiheit im Schmerz. Er aber — er bleibt gebunden an sein Glück. Was er sich selbst erhalten wollte, nun muß er es einer andern erhalten, die in dem großen, weißen Haus seiner wartet.

Was ist Einsamkeit gegen Gebundenheit?

Und er steht auf. Hart und fest sucht sein Blick das schlafende Haus, dem er entgegengeht. Keine Lichter und Geigenklänge mehr. Nur geschlossene Läden und leise anschlagende Hunde auf dem Hof. Wie hoch sind die Stufen der Steintreppe! Wie müde macht der Weg.

Die dunkle, weite Halle liegt vor ihm. Da schimmert es weiß in dem tiefen Stuhl. Seine Frau — wie ein müdes Kind eingeschlafen im langen Warten. Im Nähergehen stößt er in der Dunkelheit ein feines, venezianisches Kelchglas zu Boden. Da erwacht sie und entzündet das flackernde Licht. Sie kniet rasch bei den Scherben nieder, und in kindlich heftigem Unmut blickt sie zu ihrem Mann auf. Sie kämpft mit den Tränen.

„Vergib mir", sagt er schwer. Und seine Hand liegt einen Augenblick wie schützend auf ihrem weichen, dunklen Haar. Dann geht er hinaus. Sie bleibt zurück und sammelt kniend die feinen, glitzernden Scherben.

ooo

Sommerlandschaft.

Schatten, die über den Rasen schwanken,
Und dazwischen der goldene Schein . . .
Fernhin dunkelt der stille Hain . . .

Leise schaukelt ein Wind die Gedanken
So wie Blüten, weiße, am Ast,
Weiße Akazienblüten — und faßt

Zart in die Halme, ins Gras und streift
Lang drüber hin — und immer die Stille
Und in ihr verborgen: der dunkle Wille

Zur Reife. In allen Dingen sinnt
Drang zur Vollendung. — Zwischen Schatten und [Glut
Kreist dunkel ein Sehnen, der Bäume Blut

Baut an den jungen Kernen, umrinnt
Sie dunkel, zwischen Schatten und Licht
Reift die Vollendung und weiß es nicht.

Karl Röttger.



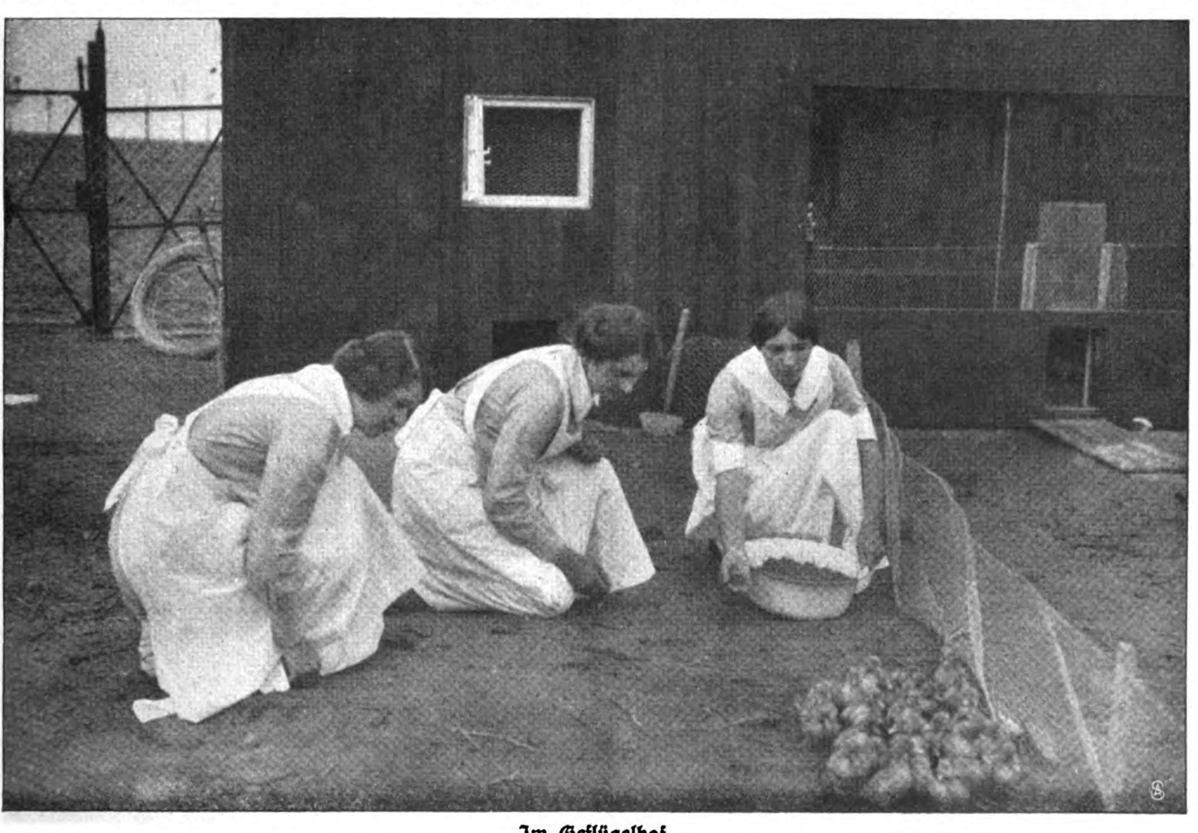
Der Luisenhof in Bärwalde.

Von Marie Kuhls. — Hierzu 9 Spezialaufnahmen der „Woche".

Nach einem stillen, kleinen Städtchen richtet sich unser Blick, nach dem „Land rechts der Oder", wie jener östliche Teil unserer märkischen Heimat zur Zeit des Vordringens der Deutschen im Wendenland einfach genannt wurde, und der heute die „Neumark" heißt. Vor den Toren dieses dreieinhalbtausend Einwohner bergenden Städtchens Bärwalde liegt der schöne, stattliche Bau des „Luisenhof", den die „Frauenhilfe" des Evangelisch-Kirchlichen Hilfsvereins vor wenigen Wochen eröffnet hat. Die feierliche Einweihung fand in Gegenwart des Vertreters der Kaiserin, des Kabinettsrats Freiherrn von Spitzemberg, statt. Die Kaiserin, die Protektorin der Frauenhilfe, hat selbst der Anstalt den Namen „Luisenhof" gegeben. Er enthält ein Seminar zur Ausbildung von Lehrerinnen der landwirtschaftlichen Haushaltungskunde und eine Land- und Hauswirtschaftschule für junge Mädchen, „Maidenschule" genannt.



Einzelwohnung einer Schülerin.



Im Geflügelhof.

Die große Organisation der „Frauenhilfe" ist durch die Presse bisher noch wenig bekannt geworden. Sie hat in der Stille gearbeitet und ist im steten Wachsen begriffen. Gegenwärtig umfaßt sie 2700 Einzelvereine, und eine erhebliche Zahl von verschiedenen Anstalten, aus der Not der Zeit herausgewachsen, zum Teil recht große und ansehnliche Bauten, sind bereits von ihr begründet worden.

Als eine ihrer vornehmsten Aufgaben sieht die „Frauenhilfe" es an, das Familienleben zu pflegen. Wie könnte das wohl besser geschehen, als die heranwachsende weibliche Jugend so zu beeinflussen, daß aus ihr tüchtige Mütter erstehen, ihr Herzen und Hände zu stärken zu ihrem schönsten und natürlichen Beruf?

Nicht weniger als 115 Kurse für hauswirtschaftliche Erziehung hat die „Frauenhilfe" allein im letzten Jahr innerhalb Preußens veranstaltet, und man kann darauf rechnen, daß an diesen Kursen 2000 junge Mädchen teilgenommen haben. Aber nur zu oft mußten die Veranstalter nach geeigneten Lehrkräften für Wanderkochkurse und Haushaltungschulen vergebens Umschau halten. Der Lehr-



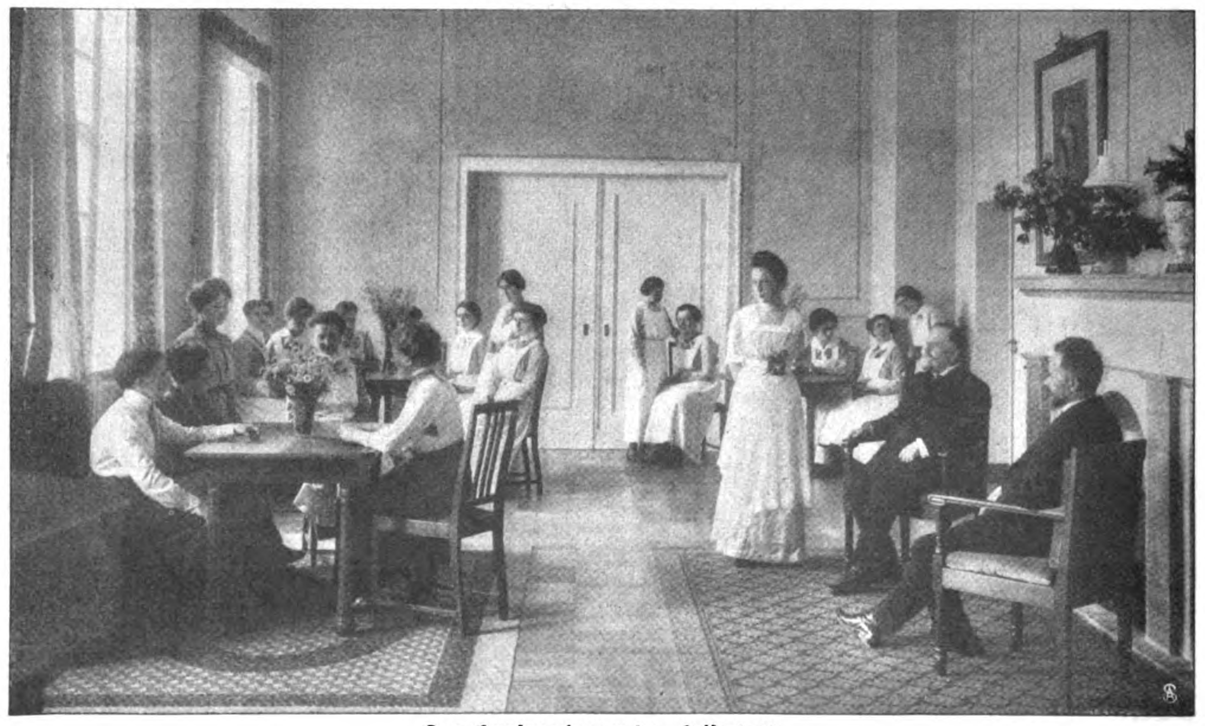


Milcherei und Käserei.

beruf auf diesem Gebiet kann demnach, was hier gleich eingeschaltet werden mag, nicht allein ein befriedigender, als der weiblichen Eigenart ganz besonders entsprechender, sondern auch als ein aussichtsreicher angesehen werden.

Durch das weitestgehende Entgegenkommen der Stadtverwaltung von Bärwalde, die der „Frauenhilfe" 20 Morgen Land abgabenfrei als Geschenk überwies und ihr auch fernerhin Zuschuß gewährt, war es möglich, in so großem Stil eine vorbildliche und mustergültige Anstalt zu bauen, die dem Mangel auf diesem Gebiet abzuhelfen ganz gewiß imstande sein wird.

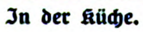
Die Ausbildungzeit im Luisenhof umfaßt im ganzen zwei Jahre. Jedes dieser beiden Jahre ist in sich abgeschlossen. Man kann den Luisenhof besuchen, auch



Das Empfangzimmer im „Luisenhof".

Heimkehr von der Arbeit.

Blick in den Geflügelhof.

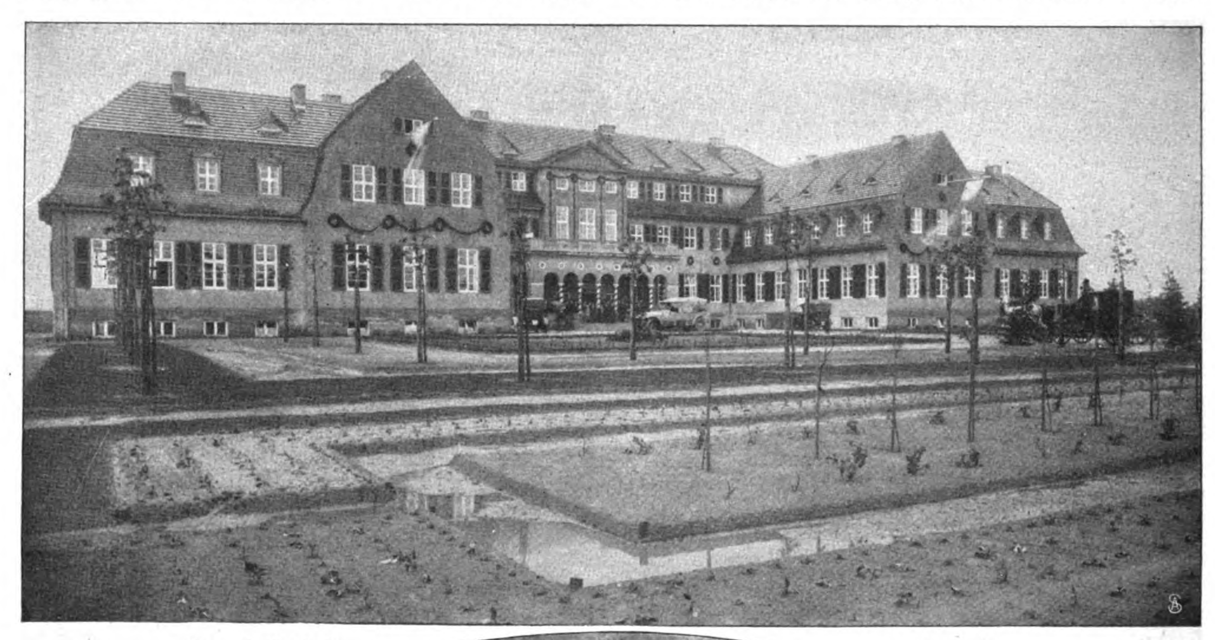


In der Küche.

wenn man nicht Lehrerin werden, sondern nur ein Jahr lang Kenntnisse für den Beruf der Hausfrau oder deren Stellvertreterin oder einer Betriebsleiterin in Anstalten der Wohlfahrtspflege erwerben will. Dieses erste Jahr, das „Maidenjahr" genannt, findet seinen Abschluß in einer theoretischen und einer praktischen Prüfung. Die eintretenden Maiden müssen ein Mindestalter von 18 Jahren haben und höhere Mädchenschulbildung aufweisen. Zugleich bildet das Maidenjahr die Vorbereitung zum Seminar für Ausbildung von Lehrerinnen der landwirtschaftlichen Haushaltungskunde. Der Lehrgang des Seminarjahres ist ebenfalls einjährig und findet seinen Abschluß in einer staatlichen Prüfung.

Bei der Einrichtung des Lehrplans hat man sich auf die langjährigen Erfahrungen des „Vereins für Wirtschaftliche Frauenschulen auf dem Land" gestützt, der, von Fräulein Ida von Kortzfleisch begründet und geleitet, bahnbrechend und vorbildlich auf diesem Gebiet gewirkt hat, und mit dem Luisenhof ist die Zahl zwölf an Frauenschulen in Deutschland erreicht, die nach dem von ihr durchdachten Muster errichtet sind.

Wenn man das Haus mit seinen hellen, weiten Räumen durchwandert, in denen eine Farbenabtönung von ganz eigenem Reiz vorwaltet, so denkt man unwillkürlich: hier ist's gut sein; man erkennt, daß das Leben hier eine wohltuende Harmonie sein muß von gesunder Arbeit und Erholungsfreude, von rüstigem, gemeinsamem Schaffen und häuslicher Gemütlichkeit. Man erfährt hier aber auch mit Staunen von der Vielseitigkeit eines ländlichen Haushalts, und man sieht ein, daß diese Vielseitigkeit nicht allein den Töchtern des Landes, sondern ebenso allen Stadtfräulein außerordentlich nützlich zur Erweiterung ihrer Anschauungen, zur körperlichen Gewandtheit und Tüchtigkeit sein muß.



Der „Luisenhof" in Bärwalde.



Arbeiten am Butterfaß und an der Knetmaschine.

Drei große Küchen, die Backstube, in der nicht nur das amüsante Kuchenbacken, sondern auch das ganz prosaische Brotbacken gelehrt wird, im Keller die Molkerei mit den zahlreichen Käsebrettern, mit dem Butterfaß und der Knetmaschine, die Räume mit den künstlichen Brutöfen, wo Tag und Nacht die wärmenden Lampen brennend erhalten werden müssen, der Blumengarten vor dem Haus, die Gemüse- und Obstanlagen, denen eine Gartenlehrerin vorsteht, auf dem Hof die Schweine- und Geflügelställe, dann auch wieder die Handarbeits- und Schneiderstuben, die Plätt- und Waschküchen, das sind die Tummelplätze der Maiden, deren vierzig im Luisenhof Aufnahme finden, während für zwanzig Seminaristinnen Plätze vorhanden sind. In den oberen Stockwerken befinden sich die Zimmer für die Schülerinnen und für zehn Lehrerinnen, Muster von Behaglichkeit und Nettigkeit. Blumenschmuck fehlt nie, in ganz besonderen Fällen ist auch der Besitz eines

Klaviers gestattet. Jede Lehrerin verfügt über ein Wohnzimmer und ein Schlafzimmer. Und wenn eine von ihnen der inneren Sammlung bedarf, wie sie das Alleinsein in der Natur manchen Gemütern nur zu geben vermag, dann findet sie sie in dem benachbarten Stadtwald, von dem zwei Morgen eingefriedigt den Bewohnerinnen des Luisenhof von der freigebigen Stadtgemeinde auch noch zur alleinigen Benutzung überlassen sind.

Der Luisenhof liegt nämlich am Rand des riesigen, bis zum Ufer der Oder sich hinziehenden, 5000 Morgen großen Waldgeländes, das der Stadt seit undenklichen Zeiten gehört, und das ihre weisen Stadtväter nicht veräußert haben. In dem Wald liegt der Wohlstand des ganzen Ortes, dessen Bürger nur einen geringen Prozentsatz an Steuern zu zahlen haben, und das auch nur, seitdem in allen Straßen ein vorzügliches Pflaster und außerdem Kanalisation eingerichtet ist. Uebrigens eignet sich gerade diese Stadt zur Ausbildung in der Landwirtschaft ganz besonders. Die meisten Bürger betreiben natürlich Ackerwirtschaft und Obst- und Gemüsebau, ganze Straßen, von Scheunen begrenzt, liegen vor den Toren. Dort ist der Segen der Felder geborgen, die bis an die alte Stadtmauer reichen. Mit mittelalterlichen Tortüren versehen, überaus malerische Bilder abgebend, umschließt diese Mauer, wie man es in der Mark häufig findet, die Stadt, und an ihr entlang weidet der alte Stadtschäfer die gemeinsame Herde.

Vielleicht ist die Aera der Landflucht und der Fabrikarbeiterin heute an ihrer Grenze angelangt, Anzeichen dazu sind vorhanden. Haben doch bereits mehrfach Fabrikarbeiterinnen, die einen Haushaltungskursus durchgemacht hatten, sich einem häuslichen Beruf zugewandt, und in den Schichten der Gebildeten macht sich ganz gewiß ein Zug aufs Land bemerkbar. Mit Vorliebe übergibt man die heranwachsenden Familientöchter einem Landerziehungsheim oder einer Haushaltungschule auf dem Land, und der eigentliche Beruf der Frau, der häusliche, wird zum Segen vieler wieder in den Vordergrund gerückt. So wird auch noch einmal die Stadt Bärwalde durch ihren Luisenhof zur Wohltäterin weiter Volkschichten werden.

Die grüne Farbe.

Von Hans Hyan.

„Es lebe, was auf Erden
stolziert im grünen Kleid!“
(Altes Lied)

Wenn mein Großvater von der Mutterseite her, den ein naives Ölbildchen mir heute noch als gewaltigen Nimrod mit Perkussionsflinte, „Hasensarg“ und einem schwarzen „polnischen Wasserhund“ an der Seite zeigt — wenn der sich zum Jagen rüstete, so brauchte er von seiner Wohnung beim Neuen Königstor in Berlin nicht allzu weit hinauszuwandern; die Jagd fing gleich beim letzten Haus an.

Zwar gab es damals die Weinberge nicht mehr, die noch unter Friedrich dem Großen hierherum einen gewiß nicht allzu süßen Freundestrunk geliefert hatten, dafür aber waren die Windmühlenberge dort ertragreich an Hasen, Karnickeln und Rebhühnern. . . . Die sechzig Jahre, die seitdem vergangen sind, haben wie in allem anderm auch darin Wandel geschaffen, der ins Erstaunliche geht.

Bei den Vätern war die Jagd eine rechte Lust, eine Erholung und im besten Fall ein klug geübtes Handwerk; ja, sie wurde von der hirschgerechten Jägerei, im Harz etwa, selbst zu einer hohen Kunst erhoben; in unserer Zeit erreicht sie wieder, wenn auch in anderer Weise, die Form des Luxus, die ihr die Könige und Fürsten bis zum Anfang des vergangenen Jahrhunderts gegeben hatten, die mit einem gewaltigen Troß von Pikören und Furieren, mit Wagen und Zelten und Lakaien, mit der Hofküche und viel schöngeputzten Damen und last not least auch mit der Meute und der Jägerschar hinauszogen zur hohen Jagd. . . .

Anno 1914 kostet die Geschichte mal vor allem eine hübsche Hand voll Tausendmarkscheinen für das Auto, ohne das der „bessere“ Weidmann eigentlich nicht auf die Jagd fahren kann. Und vielleicht ist es nicht einmal so sehr sein Luxus- und Bequemlichkeitsbedürfnis als der tatsächliche Mangel an Zeit, der ihn zu diesem kostspieligen Beförderungsmittel greifen läßt. . . . Da gibt's eine ganze Menge Herren, die sich keiner Kleinbahn anvertrauen wollen — sie sind viel zu eilig! — und die auch den Abendzug infolge ihrer starken geschäftlichen Beanspruchung nicht mehr erreichen würden. Da kurbelt gegen neun Uhr abends der Chauffeur die Maschine an, und um elf Uhr liegt sein Herr schon in „Hühnerberge“ im Bett — in seinem eigenen, sehr bequem eingerichteten Zimmer beim Wirt des Dorfes, dessen Gemarkung der schneidige Automobiljäger für einen Preis erpachtet hat, dessen vierstellige Zahl bei meinem seligen Großvater ein starkes Kopfschütteln hervorgerufen hätte. . . . An die Nachtfahrt mit 50-Kilometer-Geschwindigkeit, bei der die Scheinwerferlaterne das oft nicht einmal vom Mond erhellte Gelände absucht, muß man sich erst gewöhnen. Der Atem stockt einem anfangs, wenn dicht vor den großen Flammenaugen des Autos etwas über den Weg huscht — aber gottlob, es ist ein Hase, ein Kaninchen oder ein Reh gewesen!

Draußen auf dem Land werden die Straßen des Nachts selten begangen, und unsere Bauern haben sich, wenn auch nur ungern, an den warnenden Klang der Hupe gewöhnt. . . Die dunkle Nacht aber schweigt und staunt über das Ungetüm mit den feurigen Blicken, das, ein Bild unserer Zeit selber, durchs blühende Land, durch die feierliche Stille, zwischen den schwarzen Fichtenwäldern dahin, an dampfender Saat und sprossender Wiese vorbeiraſt. . . .

Der Morgen graut noch nicht, da klopft an das Parterrefenster der Revierjäger des Herrn X, bei dem im Schlafgemach, eben zur selben Zeit, der mit leuchtenden Radiumzahlen versehene Taschenwecker losschnurrt. . . . Nun ein Prusten und Schnaufen dadrinnen wie bei einer Seelöwentoilette und bald ein offenes Fenster mit dem Einblick in die erhellte Stube und eine noch morgenheisere Stimme heraus: „Kommen Se rein, Merker, damit ich nich wieder was vergesse!“

Gehorsam tritt der junge Förster, der erst kürzlich seine Militärdienstzeit beendete, in das Zimmer seines



Prinzipals, der die gestern abend gefüllte Flasche öffnet, aus der der heiße Kaffee hervordampft. . . Es ist ein leckerer Imbiß. — „Da, Merker, nehm Se sich auch 'n Stück!" — ein guter Trunk scheint den meisten von uns noch immer unentbehrlich, namentlich wenn's eine feine Marke ist. Dann geht's hinaus in den Morgen, der sich langsam von Osten heranschleicht.

Im Dorf ist es ja noch ganz dunkel; eine Kuh brüllt, und die Hunde schlagen an . . . Aber wo sich der Weg hinter dem letzten Tagelöhnerhäuschen zur Sanddüne und Fichtenschonung hebt, zittert das erste Dämmern in den kleinen Kusseln, und Vogelstimmen, aus Schlaf und Traum erwachend, fragen den Tag, ob er auch die Sonne mitbringt. . . .

Das märkische Land kennt keine großen Überraschungen. Doch wo sich aus dem Luch das Elsenbruch reckt, wo sanfte, graugrüne Waldeslinien an stillem Wiesenland dämmern, wenn der Morgen aufleuchtet; wo heimlich das Bachwasser klingt und von Zeiten erzählt, als noch Luch und Bruch ein einziges Wasser waren, über das der Fischer hinfuhr und der Reiher schwebte — da sehnt des Wandernden Herz sich nicht nach großartiger Landschaft; ein Träumen und Still-sich-Erinnern an ferne, lichte Bilder umfängt den Menschen, der mit seinem innersten Herzen doch hinausstrebt aus dem Lärm, aus der Hast unserer Tage.

„Da hinten, an der Waldecke, stehen die Rehe!" flüstert der Revierpächter dem Herrn zu, „bitte nur nicht vertreten!"

Der Jagdpächter nickt; er hat den besten Willen, so sachte zu pirschen, daß kein Grashalm sich biegt . . . Aber im Gehen auf dem Straßenpflaster, im Sitzen auf dem Schreibstuhl haben die Glieder des doch nicht mehr jungen Herrn ihre leichte Tastsamkeit, ihr federndes Sichheben eingebüßt — hier knackt ein Ästchen, ein Stolpern dort . . .

Und wie der Herr und der schon arg zweifelnde Revierjäger die Waldspitze eben erreicht haben, zieht gerade der starke Bock, auf den es gemünzt ist, im ersten Büchsenlicht zu Holz . . . Was nutzt es, daß ein ganzer Sprung Rehe draußen noch vertraut äst, daß sich ein paar geringe Böcke in guter Schußnähe von dem jetzt über dem Wald auffunkelnden Strahl der lieben Sonne die taunasse Decke trocknen lassen?! Dem Jagdherrn ist der jauchzende Morgen, der neu mit seinen jubelnden und klingenden Heerscharen heraufzieht, dahin . . . Vergrämt und wütend über den „verlorenen Tag", dessen Schönheit er in seiner Enttäuschung nicht fühlt, eilt er ins Dorf, hinter sich den Jagdgehilfen, der seine Büchse trägt, der den kostbaren Gebrauchshund führt . . . Ja, selbst der edle Brauntiger mit dem ellenlangen Stammbaum hebt die dunkle Maske vorwurfsvoll zu dem jungen Jägersmann, der doch den Bock so tadellos ausgemacht hatte, und der schon das Trinkgeld in seiner Tasche vergnüglich hatte klimpern hören für den schweißbedeckten Bruch, den er seinem weidgerechten Herrn reichen wollte.

Dem Jagdpächter spuken auch schon wieder die Geschäfte im Kopf herum. Kaum Zeit zum Frühstücken nimmt er sich. Das Auto rattert draußen. Und mit flüchtigem Gruß einsteigend, ohne ein Lachen wie sonst wohl, fährt er fort und ist mit seinem hellackierten Wagen im Hui zwischen den Baumreihen der Chaussee verschwunden . . .

Der Revierjäger pfeift dem Hund . . . Ihn hält's heute nicht in des Zimmers Enge . . . Und rasch wollen seine Schritte noch einmal dorthin, wo eben das Mißgeschick des Prinzipals auch ihn um seinen Erfolg brachte . . .

Da ist die Luchwiese! Und da die Waldspitze! Und — wahrhaftig! — da steht der kapitale Bock mit seinem hochverecken, in der Morgensonne funkelnden Gehörn! Wäre der Herr doch noch geblieben! Ah! Freundliche Gedanken sind's eben nicht, die den Sinn des jungen Menschen kreuzen! Er kann doch den Bock schließlich nicht festbinden! Was hat man nun davon! Geradezu glänzend ist die mit fünfundsiebzig Mark und freier Wohnung dotierte Stellung doch auch nicht! Und dafür muß man Tag und Nacht in Wind und Wetter draußen sein! Riskiert jeden Augenblick, eine Ladung Posten auf den Pelz zu kriegen von einem der vielen Wilderer, die die Gegend unsicher machen!

Aber das Fluchwort bleibt dem Jüngling auf der Lippe hängen . . . Der Bock drüben, der starke, zieht, wer weiß durch was angelockt, immer näher . . . hundert, neunzig, achtzig, bis auf sechzig Schritte, da stellt er sich breit wie eine Scheibe vor den hinter der hohen Randfichte regungslos harrenden Jäger, dessen Herz pocht, der auch vor Jagdlust bebt, und der doch keinen Augenblick daran denken darf, den Finger am Abzug des Gewehrs krumm zu machen! . . . Ach, daran denkt er auch gar nicht! Ihm fällt sein Prinzipal ein, der jetzt im engen Kontor, in der staubigen Stadt sich plagen muß . . .

Und da überkommt den Jäger das stolze Gefühl des Menschen, der immer in Gottes freier Natur atmen darf, der in all seiner Armut und Abhängigkeit doch ein Freier und Glücklicher ist! . . .

Wie sehr sich die jagdlichen Verhältnisse, insbesondere die Erträge der Pachtjagden gegen früher verschoben haben, das beweisen ein paar Zahlen, die ich dem sehr instruktiven Werk „Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Jagd in Deutschland" von Dr. Karl Erler entnehme. Danach sind im Jahr 1907 annähernd 16 Millionen Mark für Gemeindejagden in Preußen als Pachtschilling gezahlt worden. Man kann dieser Zahl keine ähnlich genaue für vergangene Zeiten gegenüberstellen, aber das unterschiedliche Verhältnis zwischen einst und jetzt erhellt leicht aus der Tatsache, daß ein von mir selber früher bejagtes Revier noch in den siebziger Jahren für fünf Taler verpachtet war, während es augenblicklich M. 1550,— pro anno bringt . . . Die Wildbestände haben sich bei einer in vielen Fällen nach wissenschaftlichen Prinzipien betriebenen Hege sehr gehoben, ganz besonders die Niederwildbestände, und die Angabe, daß heutigestags jährlich mehr als 12 Millionen Stück Wild in Deutschland zum Abschuß gelangen, erscheint nicht zu hoch gegriffen.

Ganz besonders aber hervorzuheben ist die besondere Berufsgelegenheit, die dieser neuerliche Aufschwung der Jagd Tausenden von jungen Leuten bietet, denen die doch stets begrenzte, königliche Forstkarriere nicht offenstand, die nun aber als Privatschutzbeamte sich zu einem vorzüglichen, für den Kriegsfall recht wichtigen Menschenmaterial entwickeln können. So hat denn auch hierin die so oft angezweifelte neue Zeit viel guten bedeutungsvollen Fortschritt gebracht. —



Bilder aus aller Welt.



Phot. Hitsdorf.

Bruno Bergmann,

Berlin, bekannter Bassist, wurde zum Kammersänger ernannt.

Geh. Med.-Rat F. v. Foller, Berlin, wurde 80 Jahre alt.

Geh. Med.-Rat Dr. Ferdinand von Foller, seit langen Jahren Sittenarzt beim Berliner Polizeipräsidium und Vertrauensarzt der Schutzmannschaft, beging seinen 80. Geburtstag.

Der beliebte Operettentenor Ludwig Heine, Mitglied des Leipziger Stadttheaters, hat von der Bühne Abschied genommen, der er fast neunzehn Jahre lang angehörte.

Bei dem italienischen Botschafter in Paris, Tittoni, fand kürzlich ein Gartenfest statt, das der deutsche Botschafter mit Familie besuchte.

Der bekannte Bassist und Oratoriensänger Bruno Bergmann wurde gelegentlich des letzten Musikfestes in Detmold zum Kammersänger ernannt.

Frl. Marga Scheibe in Hamburg erhielt die preußische Rettungsmedaille am Band, weil sie mit größter Lebensgefahr einen älteren Mann vom Tod des Ertrinkens rettete.



Ludwig Heine, Leipzig,

beliebter Tenor, verläßt die Bühne.



Phot. Manuel.

Frau Tittoni. Frau v. Schoen. Herzogin v. Aosta. Herr Tittoni.

Ein Gartenfest in der italienischen Botschaft in Paris.



Phot. Moeflgay.

Frl. Marga Scheibe,

Hamburg, erhielt die Rettungsmedaille.

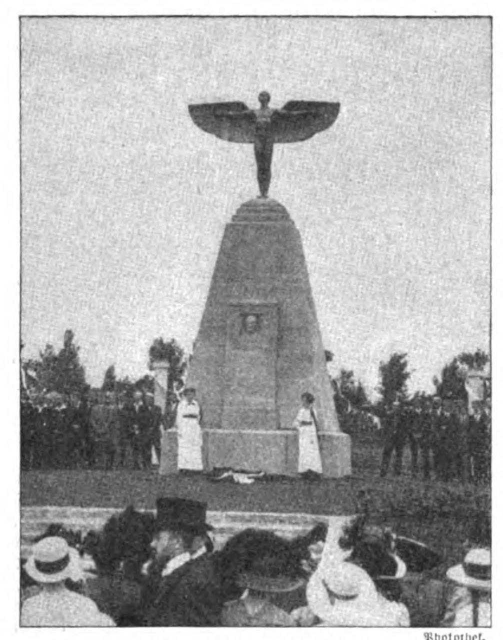


Phot. Kirstein & Co.

Die Teilnehmer bei einem Ausflug nach dem Auensee bei Wahren.

Von der Tagung des Buchdruckervereins und der Buchdruckergenossenschaft in Leipzig.




Phototoek.
Das kürzlich enthüllte Lilienthaldenkmal
in den Anlagen des Teltowkanals.

nach dem reizend gelegenen anmutigen Auensee bei Wahren.

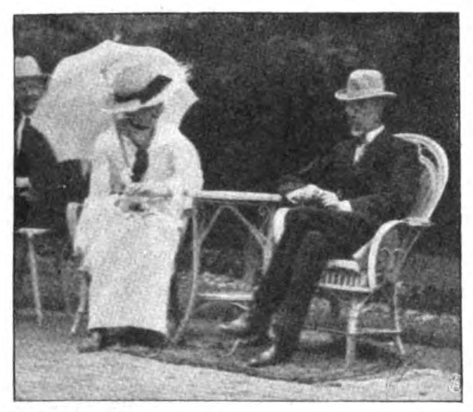
In den Anlagen des Teltowkanals wurde kürzlich das von Prof. Peter Breuer geschaffene Denimal für den Pionier der Flugtechnik, Otto Lilienthal, enthüllt.

Die erste Flugzeugexpedition in deutschen Kolonien leitet der Flieger Büchner. Unser Bild zeigt den Pfalz-Doppeldecker und seinen Führer. Das Unternehmen wird von der Firma Hertzog finanziell unterstützt, und der „Berliner Lokal-Anzeiger" bringt über den Verlauf eine Spezialberichterstattung.


Der deutsche Flieger Büchner (oben) **in Swakopmund.**
Deutsche Aviatik in den Kolonien.

König Gustav von Schweden hat nach seiner schweren Erkrankung sich in Karlsbad einer erfolgreichen Genesungskur unterzogen.

Zum Königl. Hofkapellmeister in Dresden wurde der bisher in Budapest tä-


Der König von Schweden nach seiner Genesung
beim Kuraufenthalt in Karlsbad.




Fritz Reiner,
Budapest, wurde als Hofkapellmeister nach Dresden berufen.

Kürzlich tagte in Leipzig der Buchdruckerverein und die Buchdruckergenossenschaft. Nach einer eingehenden Besichtigung der Bugra machten die Teilnehmer einen lohnenden Ausflug


Die Einweihung des Friedrich-Hilda-Heims im Schwarzwald.
Ein neues Heim der Deutschen Gesellschaft für Kaufmanns-Erholungsheime.

Prinzessin Clementine mit dem kleinen Prinzen Louis Napoleon.

Der jüngste Napoleon.



Phot. Trampus.

Die Vermählung Kermit Roosevelts mit Miß Belle Willard in Madrid.
Der frühere Präsident der Vereinigten Staaten als Schwiegervater.

tige Dirigent Fritz Reiner berufen.

Die Deutsche Gesellschaft für Kaufmanns-Erholungsheime hat einen neuen erfreulichen Erfolg zu verzeichnen. Vor wenigen Tagen wurde in Gegenwart des Großherzogspaares von Baden das Friedrich-Hilda-Heim im Schwarzwald seiner Bestimmung übergeben.

Vor kurzem fand die Taufe des jüngsten Napoleon in Brüssel statt. Der Sohn des Prinzen Victor Napoleon und seiner Gemahlin Clementine ist der von der bonapartistischen Partei lang ersehnte Stammhalter des Hauses Bonaparte.

Der Sohn des früheren Präsidenten der Vereinigten Staaten, Kermit Roosevelt, hat sich mit der Tochter des amerikanischen Botschafters in Madrid, Fräulein Belle Willard, vermählt.

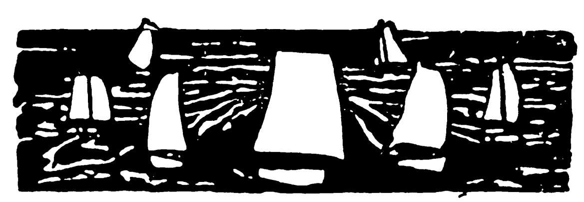
Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 28. | Berlin, den 11. Juli 1914. | 16. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 28.

Seite



Die sieben Tage der Woche.

2. Juli.

Das Herzogspaar von Anhalt feiert seine Silberhochzeit. Der Herzog erläßt eine umfassende Amnestie.

Die Leichen des Erzherzogs Franz Ferdinand und seiner Gemahlin treffen in Wien ein und werden feierlich zur Aufbahrung in die Hofburg übergeführt.

Bei den Fußballkämpfen der Baltischen Spiele in Malmö erhalten die deutschen Mannschaften den Ersten Preis.

3. Juli.

In der Pfarrkirche der Wiener Hofburg findet die Leichenfeier für Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gemahlin statt.

In der Berliner St. Hedwigskirche wird eine Trauerfeier für Erzherzog Franz Ferdinand und Gemahlin abgehalten. (Abb. S. 1167.)

Der frühere britische Staatssekretär für die Kolonien und bekannte Politiker Joseph Chamberlain stirbt, 78 Jahre alt. (Portr. S. 1169.)

In Nürnberg richtet ein schweres Unwetter großen Schaden in den Anlagen, Gärtnereien und Feldern an. Auch aus der Rheinprovinz werden schwere Unwetterschäden gemeldet.

4. Juli.

Die Leichen des Erzherzogs Franz Ferdinand und seiner Gemahlin werden in der Familiengruft zu Artstetten beigesetzt.

Der albanische Ministerpräsident Turkhan-Pascha trifft in Wien ein.

Beim französischen Automobil-Grand-Prix zu Lyon werden die drei ersten Plätze von deutschen Wagen besetzt. (Abb. S. 1165 u. 1171.)

Bei der Anfertigung von Bomben durch den Anarchisten Caron in Neuyork erfolgt eine Explosion, die den Einsturz des Hauses und den Tod vieler Personen zur Folge hat.

5. Juli.

Zur Jahrhundertfeier des Infanterieleibregiments in München findet im Nymphenburger Park Parade des Regiments und einer historischen Kompagnie vor König Ludwig statt.

Aus Anlaß des Sachsentages findet in Dresden ein Festzug in heimischen Trachten statt.

Prenk Bibdoda ist mit 100 Mann in Durazzo eingetroffen.

6. Juli.

Der Kaiser begibt sich nach Kiel, um von dort die Nordlandreise anzutreten.

Die Kaiserin trifft in Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel ein.

Kaiser Franz Josef überträgt dem Erzherzog Friedrich das Generalinspektorat der Armee.

Der Reichskanzler begibt sich nach Hohenfinow.

Der französische Flieger Legagneux stürzt bei einem Schleifenflug über Saumur in die Loire und findet dabei den Tod.

7. Juli.

Der Kaiser tritt an Bord der Jacht „Hohenzollern" von Kiel aus die Nordlandreise an.

Kaiser Franz Josef begibt sich von Wien nach Ischl.

Im Simplontunnel findet ein starker Wassereinbruch statt, der die Entgleisung eines Zuges zur Folge hat.

8. Juli.

In Berlin-Lichtenberg erfolgt in einem Fabrikgebäude der Einsturz des Deckengewölbes infolge Ueberlastung. Zahlreiche Arbeiter fanden den Tod bzw. erlitten schwere Verletzungen.

o o o

Handwerk und Mundwerk.

Von Senatspräsident Dr. Biezens.

Als ich Anfang der achtziger Jahre als junger Referendar in die Prozeßabteilung des damaligen Amtsgerichts I Berlin geriet, setzte mir der Richter — ein Mitglied des Reichstags und Jahre hindurch Zweiter Präsident — erfreut auseinander, welche gewaltige Verbesserung die Rechtsprechung durch die vor kurzem in Kraft getretenen neuen Prozeßgesetze gegen früher erreicht habe, wie insbesondere der Richter von gleichgültiger und unwürdiger Schreiberei entlastet worden sei. Alles das, insbesondere der größte Teil des sog. Dezernats, d. h. der schriftlichen Entscheidungen und Verfügungen auf untergeordnete Angelegenheiten, Ausführung der Entscheidungen usw. sei jetzt Sache des Gerichtschreibers. Freilich verhehlte er nicht, daß das „Urteilschmieren" eine äußerst lästige und in letzter Reihe des Richters ebenfalls unwürdige mechanische Arbeit gegenüber seiner eigentlichen Aufgabe, zu richten und entscheiden, bilde. Ich erwiderte in meiner damaligen Naivetät, daß mir der Aufbau eines solchen schriftlichen Urteils eigentlich als eine Art juristischen Kunstwerks und deshalb keineswegs so widerwärtig erscheine. Der Richter meinte, ich würde schon noch anders denken lernen. Ungefähr zur selben Zeit entstand gelegentlich einer Beweisfrage zwischen dem Richter und einem sehr bekannten Berliner Justizrat und Notar eine Meinungsverschiedenheit über den Wert der neuen Prozeßordnung. Der Anwalt hieb mit der Faust auf den Tisch, und erklärte mit schallender Stimme, daß die Prozeßordnung gegenüber der altpreußischen gar nichts wert, und daß er bereit sei, dies jederzeit in einer notariellen Urkunde zu verbriefen. Seitdem sind mehr als dreißig Jahre vergangen. Richter und Justizrat sind längst in den

ganz großen Ruhestand getreten. Beide haben — im wesentlichen — recht behalten, unrecht nur — ich mit meiner Verteidigung des „Urteilschmierens“. Ich lernte bald einsehen, wenn meine Hand lahm war vom Schreiben, welcher haarsträubende Unsinn es ist, die „Schriftsätze“, die zwei Parteien insofern mit vereinten Kräften in Monaten und — leider — auch in Jahren der Prozeßdauer nacheinander mit Schreibmaschinen in die Welt gesetzt hatten, um ihre Angaben und Ausführungen darzulegen, auf einmal und noch einmal abzuschreiben, um den berüchtigten „Tatbestand“ für das Urteil, den Vorläufer der eigentlichen Gründe, herzustellen. Diese sollen darlegen, weshalb der voraufgeschickte Sachverhalt („Tatbestand“) das Gericht zu der von ihm getroffenen Entscheidung bewogen hat. Wer in der Welt hat ein Interesse an dieser Schreibarbeit? Die Parteien sicherlich nicht, denn sie haben und kennen ja die Bestandteile dieses „Tatbestandes“ bereits in ihren Akten. Der Richter höherer Instanz gewinnt aus einem solchen Tatbestand vielleicht schneller eine Übersicht über die Sachlage, als wenn er die Schriftsätze liest. Das wäre aber auch der einzige Vorteil, und selbst dieser ist illusorisch, denn er setzt voraus, daß der Tatbestand von keiner Partei bemängelt wird, und überdies muß auch die höhere Instanz vorsichtshalber immer auf die Schriftsätze der voraufgegangenen zurückgreifen; das geschieht alltäglich bis hinauf zum Reichsgericht. Die Handschriften, auch die von Haus aus leserlichen, werden allgemach durch das gewerbsmäßige Vielschreiben schlecht, zum Teil ganz schlecht, während die Schriftsätze fast ausnahmslos gute Schreibmaschinenschrift aufweisen. Niemand, der es nicht selbst seufzend oder fluchend an sich erlebt hat, macht sich eine genügende Vorstellung davon, welche unverhältnismäßig zeitraubende, ermüdende, um nicht zu sagen ausmergelnde Arbeit solches Aufschreiben von Aktenauszügen am Schluß des Prozesses für den Richter bildet, zumal wenn er an einem Tag — wie nicht selten — mehrere solche Urteile erwischt, und zwar große mit mehreren Bänden Akten.

Und nun die zweite Frage: die Güte der Prozeßgesetze mit ihren „großen Grundsätzen“. Der vornehmste von diesen und wesentlich für den Gegenstand dieser Betrachtung ist der Grundsatz vom „Segen der Mündlichkeit“, im Hintergrund als abschreckende Folie das schriftliche Verfahren: Verlesung der Zeugenprotokolle anstatt frischer, fröhlicher Vernehmung vor dem Richter, „verwerfliches Referatwesen“, d. h. Vortrag eines Berichterstatters über den Prozeßstand behufs Beratung und Entscheidung durch das Kollegialgericht, Bezugnehmen auf Schriftsätze durch die Anwälte anstatt freien, frischen, fröhlichen, mündlichen Vortrags unmittelbar vor dem Kollegium, unmittelbare Entscheidung auf Grund dieses Vortrags, nicht auf Grund des Aktenschreibwerks. Hm, wenn man's so hört, so möcht es scheinen, obwohl ja leider ein Widerspruch zu klaffen scheint zwischen dem großen Grundsatz des Schreib- oder Handwerks für das Urteil und des Mundwerks für Verhandlung und Entscheidung. Übereinstimmung zwischen beiden besteht in ihrer belastenden Wirkung für den Richter. Wie sich der Segen des Mundwerks in den 35 Jahren seiner Herrschaft entwickelt hat, möge ein Beispiel erläutern. In einer Feriensitzung eines großen Oberlandesgerichts stehen 15 Sachen an, alles, wie die Ansetzung in den Ferien beweist, schleunige Sachen. Die erste betrifft einen Streit von zwei Gesellschaftern, deren einer den andern verschiedener Übergriffe beschuldigt und ihn deshalb von der Vertretungsbefugnis durch einstweilige Verfügung ausgeschlossen haben will. Kern der beiderseitigen Angriffe sind die wohlbekannten eidesstattlichen Versicherungen. Die Beschaffenheit der Sache gestattet, ohne ihr zu schaden, Erledigung in einer Stunde. Statt dessen dauert sie mit etwa 3—5 Minuten Pause von 9 Uhr morgens bis 5 Uhr nachmittags. Alle anderen, auch schleunigen Sachen fallen aus. Die Anwälte, die die Verhandlung sehen, ergreifen entsetzt die Flucht. Die ausgefallenen Sachen sind damit natürlich nicht tot, sie tauchen wieder auf. Die Vorbereitung auf sie war vergeudet, desgleichen die Zeit von 10 bis 5 Uhr. Ähnliche, wenn auch nicht ganz so schlimme Fälle erlebt jeder Richter jederzeit. Die Partei, die voransteht, nützt ihr Recht aus ohne Rücksicht darauf, daß hinter ihr gleichwertige Rechte vertreten sein wollen, aber zu kurz kommen, mit einem Wort: der ungezügelte Kampf aller gegen alle und, wohl gemerkt und allgemein betrachtet, zum allgemeinen Nachteil, nicht nur dem des Richters. Dieser befindet sich dabei in guter Gesellschaft, soweit es sich um Belastung und Zeitvergeudung handelt. Werfen wir einen Blick zunächst in das Anwaltzimmer. Da sitzen die Prozeßbevollmächtigten, die ihre Zeit auch nicht gestohlen haben, und lauern, wie der Berliner sagt, daß ihre Sache herankommt. Ja Kuchen! Drinnen redet der Kollege Dr. Schulze. Er redet gewaltig und ausgiebig, so wie es ihm für seine Sache angemessen erscheint. Es ist ihm ganz gleichgültig, ob die Kollegen Dr. Lehmann und Dr. Müller inzwischen sehnlich warten und die Stunden verrinnen sehen, die sie besser anwenden könnten. Wie solches Martyrium des Wartens und der Zeitvergeudung sich gestaltet, wenn an großen Gerichten viele Sachen, viele Prozeßabteilungen des gleichen Gerichts und viele Anwälte unter einen Hut zu bringen sind — das kann sich jeder selbst ausmalen. Wer es nicht vermag, der werfe einen Blick in die Bienenstöcke der Anwalt- und Verhandlungzimmer an den Berliner Gerichten aller Ordnungen. Aber, wird man sagen, das Gericht kann doch den Vortrag beschränken! Dieser theoretisch mögliche Gedanke scheitert an der völligen Herrschaft der Parteien im Prozeß. Versuche, ihn durchzuführen, blieben sogar im einzelnen fruchtlos, geschweige für die Gesamtheit. Aber wird man wieder fragen: Warum beschränken sich die Parteien nicht selbst auf das Nötige, wenn es — allgemein betrachtet — so nötig ist? Gegenfrage: Warum versichern sich alle die, so es können, nicht von selbst gegen Unfall, Alter, Krankheit usw., obwohl sie doch wissen, daß es nötig ist? Weshalb war also der staatliche Zwang nötig? Bei seiner Beratung noch war die Meinung, daß freiwillige Versicherung anzustreben sei, stark vertreten. Dritte und Hauptfrage: Weshalb vermehrt der Staat die Richter nicht so stark, daß jede Partei sich im Mundwerk ordentlich ausleben kann, wie sie mag?

Um die Zeit herum, als der Segen des Mundwerks auf den Herrscherthron erhoben wurde, nämlich 1881, da waren in Deutschland anhängig 3 325 652 Prozesse aller Art, einschließlich der Mahnsachen (Zahlungsbefehle), 1909 dagegen 5 124 301. Die Prozesse hatten sich also um 54,1 Prozent vermehrt, die Bevölkerung gleichzeitig aber von 45 428 000 auf 63 879 000, d. h. um nur 40,64 Prozent. Die Steigerung der Prozesse übertrifft die der Bevölkerung also um fast 14 Prozent, sie hat in verschiedenen Jahren gestockt und geschwankt, wird aber weiter gehen. Bei dieser Steigerung ist noch zu berücksichtigen, daß ein großer Teil Prozesse inzwischen an Gewerbe- und Kaufmannsgerichte abgegeben, also ausgeschieden ist. Die Richterzahl ist um 43,40 Prozent im gleichen Zeitraum gestiegen, also etwas mehr als die



Bevölkerung. Was in der Statistik aber nicht zum Vorschein kommt, das ist die Beschaffenheit der Prozesse, die sich infolge der Steigerung des Reichtums, des Verkehrs und der Verwicklung aller Verhältnisse ganz gewaltig schwieriger gestaltet hat. Das weiß jeder Richter und Anwalt mit genügend langer Erfahrung. Einer unverhältnismäßigen Steigerung der Prozesse einfach nachzugeben, auf daß jeder sich in seinem eigenen Prozeß nach Herzenslust ausleben kann, das ist ein Luxus, den schon allgemeine Interessen dem Staat verbieten. Jeder Prozeß ist an sich, zumal wirtschaftlich, ein Übel, freilich erfahrungsmäßig vielfach ein notwendiges, dem aber nach Kräften nicht nachzugeben, sondern zu steuern ist. Erfahrene und angesehene Anwälte haben mir seufzend erklärt, daß es eine schreckliche Aufgabe sei, sich stundenlang Reden anhören zu müssen, ohne Möglichkeit, sich dagegen zu wehren, und daß viel zu viel geredet werde. Die schönen Fiktionen der „großen Grundsätze" sind allgemach geschwunden. Schon längst werden Zeugen nur noch ausnahmsweise von dem erkennenden Gericht, sonst von dem beauftragten oder befugten Richter vernommen, weil einfach die Zeit fehlt usw. Um die erwähnte gute Gesellschaft aber voll zu machen, sei noch auf die Parlamente aller Arten verwiesen, bei denen sich allgemein die Überzeugung Bahn bricht, daß der Segen des Mundwerks nachgerade zum Bankrott der praktisch notwendigen Arbeit führt. Auch der mit Recht so beliebte und volkstümliche Satz: „Verdammte Regierung, es regnet schon wieder", vermag auf die Dauer dem Übel nicht mehr zu steuern, denn selbst unter den voll, ganz und unentwegt Volkstümlichen beginnt die Erkenntnis, daß auch eine noch frühere Einbringung der Regierungsvorlagen an dem Segen des Mundwerks nichts ändern würde.

Was in den Parlamenten vorgeschlagen wird und bei dringender Not zum Teil schon geschieht, das tut dem Segen des Mundwerks auch im Prozeß not: Kontingentierung, d. h. Festsetzung der Redezeit für jede Sache, damit wenigstens ein Rahmen für einen annehmbaren Ausgleich der Interessen geschaffen wird. Für den Prozeß wäre es nicht einmal eine grundstürzende Neuerung. In der ganz freien Schweiz bestimmt schon lange der Vorsitzende die Redezeit für jede Sache. Freilich könnte man auch daran denken, daß ein richterlicher Berichterstatter den Vortrag der Sache übernähme, vielleicht sogar auch in Abwesenheit der Parteien, wie es z. B. im Reichsversicherungsamt und Oberverwaltungsgericht geschieht. Das wäre vielleicht auch eine Hilfe gegen den andern großen Krebsschaden, daß infolge der erwähnten und anderer Verhältnisse so viele Prozesse ohne Verhandlung einfach liegenbleiben. Doch wäre dies gegenüber dem deutschen Doktrinarismus, der, wenn ihm noch politische Schlagworte anhängen, doppelt widerborstig ist, eine so ausschweifende Hoffnung, daß sie nur angedeutet werden soll.

Wenn also die Redaktion der „Woche" zu der auf dem letzten Richtertag angeregten Frage der Entlastung des Richters ein Scherflein von mir als Beitrag eingefordert hat, so sage ich: Die größten Lasten sind für ihn seit mehr als 30 Jahren das Handwerk und das Mundwerk; deshalb zunächst fort mit dem Tatbestand und fort mit der Uferlosigkeit des Mundwerks. Hinter diesen Schützlingen des dürren, deutschen Doktrinarismus treten die andern Lasten zurück.

Man ist ihm ja auch schon stückweise mit Erfolg zu Leibe gegangen: vor dem Amtsgericht dürfen seit der Novelle von 1909 die Parteien sich auf Schriftstücke, die sie bereits eingereicht haben, einfach beziehen, sie sind nicht mehr zu dem Widersinn gezwungen, dem Einzelrichter das, was sie ihm schon schriftlich mitgeteilt haben, und was er weiß, noch einmal, dem Doktrinarismus zuliebe, vorzuerzählen und Zeit zu vergeuden. Niemand betrauert den früheren Zustand. Gefallen sind für den Richter auch die schnöden hannoverschen Rechenexempel, die Kostenerstattungsberechnungen nach Apothekerweise. Die Gerichtschreiber machen es jetzt ebenso gut und vielleicht besser. Sie sind in Rechnungsachen besonders vorgebildet. Niemand trauert um das verschwundene Glück. In dankenswerter Weise hat sich in neuerer Zeit auch die preußische Justizverwaltung bemüht, das Handwerk dem Richter zu erleichtern. Durch Bereitstellung von Schreibmaschinen für die Urteile, Anfertigung der am meisten mechanischen Schreibarbeit — wie Aufführung der Parteien, ihrer Vertreter, Abschrift der Urteilsformeln, sog. Urteilsköpfe — durch Kanzlisten. Vor nicht gar zu langer Zeit noch verbat ein Oberlandesgerichtspräsident, daß ein Richter, der in den Akten einen Urteilskopf bereits geschrieben hatte, sich eine etwa erforderliche Wiederholung bei Beschlüssen und dergleichen, durch einen Hinweis mit „einrücken Blatt usw." erleichterte, weil „dadurch dem Kanzlisten immerhin eine gewisse geistige Arbeit zugemutet werde", die nicht seines Amtes sei. Indessen auch die Schreibmaschine an Gerichtstelle ist nur ein Notbehelf für das Urteilshandwerk: Zeitverlust durch Wege, Wettbewerb zahlreicher Richter, Mangel an Büchern und sonstigen Hilfsmitteln usw. lassen es immer noch die meisten Richter vorziehen, zu Hause das Schreibwerk selbst zu machen. So gut wie unbekannt ist für das Handwerk des Richters die Erfindung der Kurzschrift. Freilich sitzt der deutsche Doktrinarismus schon seit Jahren dabei, eine einheitliche Kurzschrift zustande zu bringen, und nach neusten Nachrichten soll das schwere Werk gelungen sein. Zur vollen Wirkung gehörte dann freilich auch entsprechender Unterrichtzwang für die Schulen. Daß nicht nur für die Rechtsprechung, sondern auch für die Justizverwaltung, die den richterlichen Vorständen der Gerichte obliegt, sehr viel Vereinfachungen und Erleichterungen angebracht wären, ist jedem Eingeweihten bekannt. Daß ein Oberlandesgerichtspräsident sich um jede Gaslaterne, jeden Spucknapf seines Bezirks zu kümmern hat, wird nicht überall Beifall finden. Die Präsidenten der großen Gerichte sind mit Verwaltungsachen aller Art so belastet, daß ihnen zur Mitwirkung an der Rechtsprechung nur ausnahmsweise noch Zeit bleibt. Es ist mit Recht schon darauf hingewiesen worden, daß wir keinen Mangel an tüchtigen Gerichtschreibern haben, und daß diese auch weiter einen großen Teil einfacher richterlicher Geschäfte übernehmen können. Ein näheres Eingehen auf eine Fülle derartiger und ähnlicher Fragen verbietet die hier gezogene Raumgrenze. Betont werden muß jedoch mit Nachdruck, daß eine der wichtigsten Maßnahmen zur Entlastung des Richters bildet: „Entlaste dich selbst!"

Kürze und Bündigkeit, die man bei den andern vermißt und verlangt; muß man auch selbst üben. Daß da so manches an uns selbst zu arbeiten ist, daß wir durch Kürze im mündlichen und schriftlichen Ausdruck, durch Sparsamkeit an entbehrlichen Verfügungen und Entscheidungen, durch praktischen Blick und Kampf gegen das Aktenanschwellen uns selber wohl viel helfen können, das ist nicht zu bezweifeln.

Im übrigen handelt es sich um Mißstände, die nicht bloß im Deutschen Reich, sondern auch in Österreich



empfunden werden. Dort ist am 1. Juni 1914 eine Kaiserliche Verordnung ergangen, die sich selbst als „Gerichtsentlastungsnovelle" bezeichnet und eine große Zahl einschneidender Änderungen mit der Entschlossenheit anordnet, die neuerdings die österreichische Reichsgesetzgebung vor der deutschen auszeichnet, auf deren Inhalt hier aber nicht mehr eingegangen werden kann. Erwähnt sei nur als Parallele für Deutschland die Zunahme der Klagen vor den Bezirksgerichten von 1899 bis 1912 um 83.6 Prozent, vor Kollegialgerichten um 142.4 Prozent, der Urteile um 116 Prozent, der Berufungen bei Oberlandesgerichten um 94 Prozent, bei den anderen Gerichten um 93 Prozent, der Revisionen von 6894 auf 9836, Rekurse von 5089 auf 6609 usw. Auch die österreichische Justizverwaltung erklärt, daß sie mit Personalvermehrungen nicht mehr vorgehen könne, zumal im Osten und Süden der Nachwuchs schon fehlt!

Bei dem hier verfügbaren Raum können solche Betrachtungen natürlich nur ein kleiner Ausschnitt sein; das ganze Strafverfahren könnte für sich eine Abhandlung beanspruchen. Es sei nur kurz hingewiesen darauf, wie der Segen von Mundwerk und Handwerk nachgerade sich selbst überschlägt bei den 1000 Zeugen des Prozesses Luxemburg und den 1100 Aktenurteilsseiten des Prozesses Ohm. Aber da auf Besserung zu hoffen, wäre Größenwahn. Wir haben eben eiserne große Grundsätze, und ein altes deutsches Rechtsprichwort besagt: Eisern Vieh stirbt nie!

Das neue Thronfolgerpaar in Oesterreich-Ungarn.

Von Bettina Wirth. — Hierzu 6 photographische Aufnahmen.



Kammerphot. Kransfelder in Potsdam.

Erzh.-Thronfolger Karl Franz Josef.

Zu den historischen Tatsachen der letzten Tage, von denen man noch lange sprechen wird, gehört die Episode, die sich 24 Stunden nach der grauenvollen Tat von Sarajewo zwischen Schönbrunn und Hetzendorf abspielte. Der greise Kaiser war, nach kaum eintägigem Aufenthalt in Ischl, nach Wien zurückgekehrt, und Karl Franz Josef war ihm, ohne Etikette oder Oberhofmeisteramt zu Rate zu ziehen, dem Zug seines Herzens folgend, zum Bahnhof entgegengefahren. Er hatte das Richtige getroffen, denn der Kaiser stützte sich sofort auf seinen Arm und forderte ihn auf, mit ihm nach Schönbrunn zu fahren. Viele Tausende säumten den Weg ein, den der Wagen von Penzing nach Schönbrunn nahm, aber es gab keine Hochrufe, nur tiefes Schweigen, ehrerbietiges Hutabnehmen und Wehen mit tränenfeuchten Tüchern. Ernst und gerührt dankte der Kaiser, dessen Linke auf der Rechten des neben ihm sitzenden jungen Thronfolgers ruhte. Aber die Menge verlief sich nicht, nachdem der Monarch in seine Schönbrunner Zimmer eingekehrt war. Man wartete. Als dann Karl Franz Josef nach einer halben Stunde wieder erschien und sein Automobil bestieg, um nach Hetzendorf zurückzukehren, fand er ein dichtes Spalier von Menschen, das den ganzen Weg umsäumte und ihn mit einer Stimme stürmisch begrüßte, zuletzt das Automobil umringte und ihn nicht eher weiterfahren ließ, bis alle ihn gesehen und ihm bezeugt, daß sie seine neue Stellung zu würdigen wußten und ihn auf dieser willkommen hießen. Diese Ovation hat sich während der ganzen Woche in stärkerem oder schwächerem Maß wiederholt, wo immer sich der Erzherzog zeigte, und das war nicht selten, denn viele Repräsentationspflichten und Pietätspflichten fielen ihm zu, auch berief ihn der Kaiser seither mehrmals zu sich. — — —

„Wir haben wieder ein junges Kronprinzenpaar!" hört man jetzt vielfach sagen, und man knüpft an diese Tatsache Hoffnungen für die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Reiches.

Nun möchte man genau wissen, was man von diesem jungen Thronfolgerpaar zu erwarten hat, welcher Art dieser Mann und diese Frau sind, von denen man bisher nur weiß, daß sie sich in Liebe



Hofphot. Kosel.

Erzherzogin Zita mit ihrer Tochter.



Phot. Pietzner.

Erzherzog Max,
Bruder des Erzherzogs Karl Franz Josef.

gefunden und in ihrem jungen, von zwei herzigen Kinderchen gesegneten Ehebund glücklich fühlen. Wenn auch die politischen Ueberzeugungen des Erzherzogs noch unbekannt sind, wenn das, was er einst als Kaiser sein wird, nicht erraten werden kann — seine rein menschlichen Eigenschaften sind scharf ausgeprägt, sind allen bekannt, die Gelegenheit hatten, ihn zu beobachten, und sie werden mit keinem Geheimnis umgeben. Die Grundzüge seines Charakters sind ein reges Gefühl für Gerechtigkeit und große Herzensgüte. So weit bisher seine sehr eingeengte Autorität reichte, hat er nie erlaubt, daß jemand ein Unrecht geschieht, nicht seinen Beamten und Bedientesten, nicht seinen Soldaten, wenn er im Dienst war. Das sind angeborne Eigenschaften, die kaum erworben werden können, und sie bürgen für etwas überaus Wertvolles: der Erzherzog-Thronfolger ist kein Egoist, er denkt immer zuerst an andere und dann erst

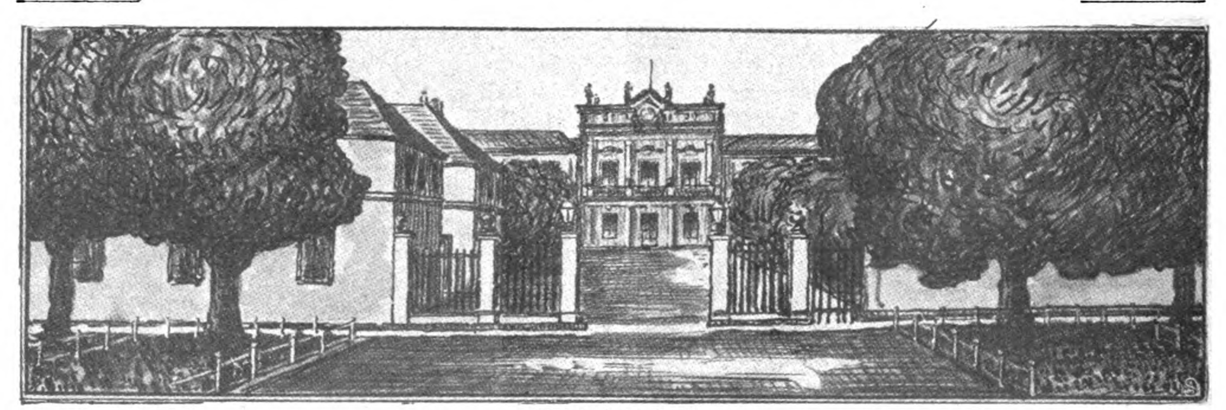


Büste der Erzherzogin Zita.
Von Bildhauer Gurschner.



Das Boudoir der Erzherzogin Zita in Hetzendorf.





Schloß Hetzendorf.

an sich. Er ist im persönlichen Auftreten bescheiden, spricht nicht viel, hört gern zu, wenn er Neues erfahren kann. Eigensinn und Eigenwille sind ihm fremd, aber was er für richtig hält, verteidigt er mit Energie und weicht erst einer überlegenen Begründung. Ein vorzüglicher Reiter und Schütze ersten Ranges, liebt er das Leben im Freien und die Jagd, hat aber einen Abscheu vor dem Abschlachten des Wildes im großen, wie es vielfach geübt wird.

Das Thronfolgerpaar begann sein junges Eheleben unter sehr bescheidenen Umständen. Die im ersten Jahr der Ehe getreulich geteilte Etappenreise war gewissermaßen eine Prüfung in der Entsagung. Erzherzogin Zita ist in einem seigneurialen Milieu aufgewachsen. Herzog Robert von Parma, der große Reichtümer ins Exil gebracht hat, hatte in Schwarzau mehr eine Hofhaltung als einen Landsitz. Schon vor zwanzig Jahren waren dort die Gewächshäuser, die Stallungen, sogar der prachtvolle Park elektrisch beleuchtet. Da mögen die Verhältnisse, die der jungen Prinzessin in Wartholz, der vom Großvater ererbten Villa am Fuß des Semmerings, und in den galizischen Garnisonen harrten, recht ärmlich vorgekommen sein. Aber sie fand sich mit Begeisterung in das neue Leben, wenn auch Wartholz heute noch mit Petroleumlampen beleuchtet wird und für die steinernen Treppen keine Teppiche vorhanden sind. Sie begleitete den Gatten in die Garnison Brandeis an der Elbe, dann nach Kolomea in Galizien und machte die Etappenreise mit, auf der der Erzherzog als Rittmeister das Regiment begleitete. In Kolomea absolvierte das Paar eine Visitentournee bei den Damen des Regiments, deren Ehemänner in höherem Rang als „Rittmeisters" standen, und die Visitenkarten, die sie abgaben, lauteten: Rittmeister Erzherzog Karl und Erzherzogin Zita. Durch ihr anspruchsloses Wesen machten sie manche interessante Erfahrung.

Die Freude an unschuldigem Scherz gibt dem Erzherzog das Frohe, Jugendliche, das seine 27 Jahre eigentlich nicht mehr ganz rechtfertigen, und das ihm vielleicht jetzt im Gefühl der Verantwortlichkeit, die ihm aufgebürdet wird, abhanden kommen wird. Einen Teil seiner liebenswürdigen Eigenschaften hat er ja wohl auch vom Vater geerbt, vom Erzherzog Otto, der, bis ihn langandauernde Krankheit aufs Siechenbett geworfen, der schönste und liebenswerteste unter den Prinzen des Hauses Oesterreich war. Daß er so durch und durch deutsch in seinem Wesen ist, verdankt er neben dem Bestreben, dem leuchtenden Vorbild des Großohms zu folgen, der sächsischen Mutter, die er als guter Sohn von Herzen liebt.

Die Erzherzogin hängt mit rührender Liebe an ihrer Familie, an ihrem Vaterhaus. Den Vater hat sie mit fünfzehn Jahren verloren, aber sie gedenkt seiner als eines vornehmen, kunstsinnigen Mannes, der als gütiger Patriarch seinem fürstlichen Hauswesen vorstand. Aus der Schar der 21 Geschwister sind zwei gestorben: die Fürstin Marie Luise von Bulgarien und ganz kürzlich die Prinzessin Maria Immakulata. Dafür haben Brüder und Schwestern geheiratet. Der jetzige Chef des Hauses, Prinz Elias, mit der Tochter Maria Anna des Erzherzogs Friedrich vermählt, hat schon selbst eine kleine Kinderschar, die Schwarzau neu beleben. Zwei Schwestern der Erzherzogin sind Benediktinerinnen im Kloster Sainte Cecile auf der Insel Wight, die Prinzessinen Adelaide und Franziska; der jüngste Bruder ist erst neun Jahre alt. Die Mutter ist eine geistvolle Frau, die sich mit bewunderungswürdigem Takt in die Lage fand, mit 22 Jahren Mutterstelle an den neun Kindern des Gatten aus erster Ehe zu vertreten, und ihm im Lauf von zwanzig Jahren noch zwölf dazuschenkte. Die Herzogin ist eine der sechs geistvollen, schönen Schwestern aus dem Haus Braganza. Ihre Tochter findet es selbstverständlich, sich in erster Linie dem Gatten und den Kindern zu widmen. Sie hat den Prinzen Franz Josef Otto selbst gestillt und trägt jetzt die kleine Prinzessin Adelaide an der Brust.

Im ersten Jahr ihrer Ehe von unbändiger Reiselust beseelt, heißt es jetzt immer nur: Heim zu den Kindern! Diese Eigenschaft weiß der Kaiser an der anmutigen Schwieger-Großnichte am meisten zu schätzen. Wer sie näher kennt, rechnet sie zu den stärksten Individualitäten in der Kaiserlichen Familie. Von Haus aus eine Bourbon, aber durch die Liebe zum Gatten und das Glück ihrer Ehe eine Wienerin. Die österreichischen Völker erhoffen viel von diesem verheißungsvollen jungen Thronfolgerpaar.

Im Freien schmeckt es am besten.

Plauderei von Else von Boetticher.

Hallend ziehen die Klänge des Feuerzaubers durch den Garten. Die Tonperlen gleiten auf und ab — funkelnd, sprühend. Und das Siegfriedmotiv erhebt sich in strahlender Größe aus dem bunten Gewoge — gleich einer messianischen Verkündung von erhabener Herrlichkeit.

Auf der Terrasse vor dem großen Restaurationsgebäude leuchten elektrische Flämmchen unter roten



Seidenschirmen. In efeuumrankten Nischen laden weißgedeckte Tische zum Mahl. Aus silbern schimmernden Weinkühlern ragen die schlanken Hälse der Rheinweinflaschen oder die goldigen Sektpfropfen empor. Geräuschlos gleiten die Kellner ab und zu und bringen den Gästen die ersehnte Labung, rötlich zarte Forellen, knusprig gebratene Hühnchen und süßduftende Erdbeeren. Sanft gleitet die Unterhaltung auf den Wogen der Musik dahin, und in der frischen Abendkühle mundet das Souper so gut wie noch nie.

„Im Freien schmeckt es doch am besten", sagt lächelnd die kleine blonde Frau mit dem Rosenhut, indem sie behutsam eine große rote Erdbeere zwischen den weißen Zähnen verschwinden läßt, und ihr Begleiter, ein schlanker Mann mit einer Nelke im Knopfloch, erhebt zum Zeichen der Zustimmung sein Glas und trinkt ihr fröhlich zu.

Immer lebhafter und heiterer wird ihre Unterhaltung. Ein großes Meer von Lebenslust scheint sie prickelnd zu umwogen, scheint mit den wallenden Lindendüften unten aus dem Garten und mit dem Geplauder und Lachen der lustwandelnden Menge von allen Seiten auf sie einzudringen.

Tausende verbringen den Abend hier im Garten, Tausende, die aus Sparsamkeitsrücksichten schon zu Haus gespeist haben, trinken hier wenigstens ihr Glas Bier und lassen ihr Stammlokal sowie den altgewohnten Freundeskreis treulos im Stich.

„Im Freien schmeckt es am besten", sagen auch sie. Und wenn eine Lindenblüte in ihr Glas fällt oder ein taumelnder Nachtschmetterling sich von dem süßlichen Bierduft anlocken läßt, so fischen sie ihn ohne Ärger heraus und finden nicht, daß das Bier dadurch verdorben sei, während zu Hause jede ertrunkene Fliege einen heftigen Zornesausbruch veranlaßt.

Als gegen Mitternacht die Musik verstummt, zerstreut sich die Menge und zieht heim durch die nachtleeren Straßen. Ein Café in der Nähe lockt noch manche an. Auch hier sitzen die Leute im Vorgarten und schlürfen im Freien ihren Kaffee.

Drinnen singen die Geigen eine schmerzvolle, fremdländische Melodie. Ein schwarzlockiger Geiger, der Abgott von ganz Berlin W, führt den Dirigentenstab. Sonst können die Gäste nicht nahe genug an ihn heranrücken, um keinen Ton seines göttlichen Spiels zu verlieren. Heute zog es alle ins Freie, und niemand bedauert, daß er nur abgerissene Bruchstücke der leidenschaftlichen Musik vernimmt.

„Im Freien schmeckt es am besten", behaupten alle.

Und das sagen an jedem Sommerabend ungezählte Berliner. Jeder Eisenbahnzug entführt ganze Völkerscharen hinaus in die Mark und an die Ufer der Havel und Spree.

Wer nicht verreisen kann, zieht wenigstens mit seiner Kinderschar nachmittags hinaus in den Grunewald. Mutter nimmt einen Korb voll Butterstullen mit, und nachdem die Kinder stundenlang barfuß im Sand gespielt oder im flachen Uferwasser der blauen Waldseen herumgeplätschert haben, geht man in ein Lokal mit der Aufschrift: „Hier können Familien Kaffee kochen!"

Oder man fährt ins Freibad nach Wannsee, legt sich im Badekostüm in den Sand, läßt sich von der warmen Sonne bescheinen und von den Fluten des Sees umspülen. Wenn man müde geworden ist, muß Mutter die Butterstullen auspacken und den Kaffee einschenken. Oft zerfließt die Butter in der Sonnenglut, im Kaffee finden sich Sandkörner. Aber dennoch werden sie mit so innigem Behagen genossen, als wäre es Nektar und Ambrosia.

Überall dort, wo der märkische Sand von hellen Wasserzügen durchströmt wird, erstehen Jahr um Jahr neue Gartenwirtschaften. Ihre Terrassen ziehen sich bis dicht an die Ufer der Seen hinab und bieten Raum für Hunderte von Gästen. Sonntags sind sie alle bis auf den letzten Platz besetzt, mag es Maikäfer in die Teller regnen, mag der Kaffee von Regenschauern verdünnt oder das Fleisch von Sand überweht werden.

Zuweilen zwingt ein Wirbelsturm oder ein plötzlich eintretender Regenguß die Gäste, ihre Mahlzeit unvermittelt abzubrechen und in das Haus zu eilen. Zuweilen müssen sie eine halbe Stunde warten, ehe der diensttuende Kellner die Möglichkeit hat, ihnen aufzuwarten.

Aber sie ertragen jede Unbequemlichkeit mit stoischer Geduld, nehmen Sturm, Regen und Sonnenschein willig hin und sind froh, wenn sie nur ihre Mahlzeit im Freien einnehmen können, da alle der Ansicht sind, daß sie ihnen dann einen doppelten Genuß gewähre.

Im nahen Walde haben unterdes die Pfadfinder ihr Zelt aufgeschlagen, lustig flackert das Feuer unter dem mitgebrachten Kessel, und in Erwartung des bevorstehenden Mahles singen sie ein fröhliches Lied und lassen auf ihren Gitarren leise Klimpertöne als Begleitung ihres Gesanges ertönen.

Auf der Landstraße aber rasselt ein Kremser vorüber, mit grünen Zweigen geschmückt. In einem Korb führen die Insassen ihr Kaffeegeschirr mit sich. Im Schatten eines alten Baumes oder am Wiesenrand wollen sie das Tischtuch ausbreiten und die Tafel decken. Zwar werden sie dabei von Mücken und Ameisen gestochen, und ihr Sitz ist hart und unbequem. Aber sie finden doch, daß der Kaffee mehr Aroma und der Kuchen mehr Würze hat, wenn sie ihn im rauschenden Waldesschatten oder im wehenden Wiesengras genießen.

Schon seit Jahrhunderten ist man der Ansicht, daß eine Mahlzeit im Freien einen besonderen Genuß gewähre. Wie lebhaft schildern die Bilder Watteaus und Lancrets jene anmutigen Picknicks, die die größten Lebenskünstler aller Zeiten, die Franzosen der Rokokozeit, mit ihren Damen zu unternehmen pflegten. Unter blühenden Büschen gelagert, erlaben sie sich an duftenden Früchten oder an süßem Wein, während Gott Amor seine Schwingen listig über sie breitet.

Die Völker warmer Zonen, die ja einen großen Teil ihres Lebens im Freien verbringen, nehmen naturgemäß auch ihre Mahlzeiten dort ein, und die luftigen Loggien und zierlichen Pergolas der Italiener sind Zeugen manch festlichen Mahles gewesen.

Für sie ist es aber selbstverständlich und wird darum nicht in so hohem Maß unter die Lebensgenüsse gerechnet wie bei den Nordländern.

Die Völker, die den kürzesten Sommer haben, die Russen und Schweden, legen am meisten Gewicht auf das Speisen im Freien. Bekanntlich leben sie zwei bis drei Monate, etwa vom Juni bis August, in kleinen, hölzernen Landhäusern, in Rußland „Datschen" genannt. Große Veranden umgeben diese Häuser, sie dienen gleichzeitig als Salon und Speiseraum, und nur bei ganz besonders schlechtem Wetter werden die Mahlzeiten in einem Wohnzimmer eingenommen.

Man will jede Minute der schönen, warmen Zeit nützen, will sich auch nicht einen Augenblick länger als notwendig in dumpfe Mauern einsperren lassen. Allenthalben scheint es aber auch den Leuten im Freien am besten zu schmecken.



Die frische Luft regt unsere Nerven an, sie steigert unser Lebensgefühl und unsere Eßlust. Darum sind wir weniger kritisch und anspruchsvoll, wenn wir im Freien speisen. Auch das Ungewöhnliche der Situation regt uns an und stimmt uns fröhlich. Und viele von uns empfinden trotz aller Überkultur die Natur doch noch immer als ihr ureigenstes Element und sind froh, wenn sie in ihr leben können und die Grenzen ihres Daseins für kurze Zeit erweitern.

„Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorge los,
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß." (Goethe.)

Unsere Bilder

Die Beisetzung des erzherzoglichen Paares Franz Ferdinand (Abb. S. 1166 u. 1167) zeugte von dem gewaltigen, tiefgehenden Schmerz, den das ruchlose Attentat überall hervorgerufen hatte. Die Aufbahrung der Leichen in Wien und die Feier in Gegenwart des greisen Kaisers waren tief ergreifend, zu Herzen gehend waren ganz besonders die Schmerzensausbrüche der unschuldigen Kinder, die den jähen Tod beider Eltern betrauerten. Mit einem Sonderzug wurden die Leichen des Erzherzogs Franz Ferdinand und der Herzogin von Hohenberg nach dem Bahnhof von Poechlarn gebracht, von wo aus die Ueberführung nach Artstetten, wo das Erzherzogpaar zur letzten Ruhe bestattet wurde, erfolgte. Zwei Galaleichenwagen brachten die Särge von Poechlarn bis an das Donauufer, wo die Wagen auf die Rollfähre geschoben wurden, die langsam über die Donau fuhr. — In Berlin fand in der St. Hedwigskirche eine Trauerfeier statt. Der Kaiser war durch Prinz Eitel-Friedrich und Prinz Oskar vertreten. Mit dem Reichskanzler waren die Spitzen der Reichs- und Staatsverwaltung und des gesamten diplomatischen Korps erschienen.

Deutsche Sieger im französischen Automobil-Grand-Prix (Abb. S. 1165 u. 1671). Der 6. große Preis des französischen Automobilklubs wurde in der Nähe von Lyon auf der schwierigen Dreieckstrecke von 37 Kilometer, die von der Ortschaft Les-Sept-Chemins ausgeht, und deren beide andere Ecken die Städte Givors und Chateau-Neuf darstellen, ausgefochten. Als ein Triumph der deutschen Automobilindustrie muß es betrachtet werden, daß die drei ersten Plätze von deutschen Wagen belegt wurden. Die Fahrt war außerordentlich aufregend. In der sechsten Runde — es wurden 20 Runden von je 37,6 Kilometer gefahren — gelang es dem französischen Peugeotlenker an die Spitze zu kommen, was bei den Franzosen einen Jubelruf hervorrief. Das bedrohliche Aufrücken der Mercedeswagen erregte aber bald Besorgnisse, der Kampf zwischen Lautenschlager und Boillot gestaltete sich um so hitziger, je näher das Ende kam. In der 17. Runde mußte Boillot einen Reifen wechseln, und in der 18. riß Lautenschlager die Führung an sich. Erst den vierten Platz errang der Franzose Goux.

Königin Wilhelmina von Holland — Ehrendoktor (Abb. S. 1168). Anläßlich des dreihundertjährigen Bestehens der Universität Groningen wurde Königin Wilhelmina der Niederlande zum Ehrendoktor der niederländischen Sprache promoviert. In Erwiderung der Ansprache des Rector magnificus hielt die Königin eine Rede, in der sie die holländische Sprache pries und sie als die Verkörperung der holländischen nationalen Einigkeit hinstellte.

Der frühere englische Staatssekretär Joseph Chamberlain (Abb. S. 1169) ist in London gestorben. Er wurde am 8. Juli 1836 in dem Londoner Stadtteil Camberwell geboren. Seine Vorfahren gehörten nach beiden Seiten dem Handelsstand an. 1876 zog er als Radikaler in das Unterhaus ein. Vier Jahre später war er bereits Präsident des Handelsamtes und anerkannter Führer des radikalen Flügels. 1885 erreichte er den Gipfelpunkt seiner Popularität in radikalen Kreisen. Dann kam die Wendung, die seine ganze Laufbahn aus ihrer ursprünglichen Richtung hinauszwang. Er entschied sich gegen Gladstone, der die Iren für seine Majorität brauchte. Er schob dann den Imperialismus immer mehr als positives Band zwischen den Konservativen und den unionistischen Liberalen in den Vordergrund. 1895 übernahm er das Kolonialamt, das er nach seiner Art bald zum wichtigsten Posten der ganzen Regierung machte.

Die Unterzeichnung des serbischen Konkordats (Abb. S. 1168) wurde in Rom mit allen Feierlichkeiten eines großen Zeremoniells von dem serbischen Gesandten in Paris Wesnitsch, der zu diesem Zweck nach Rom gekommen war, und dem Kardinalstaatssekretär Merry de Val vollzogen. Der Gesandte wurde später vom Papst in der Bibliothek empfangen.

Die 200jährige Geburtstagsfeier Christoph Willibald Glucks (Abb. S. 1172) in Hammer bei Brüx in Böhmen war mit der Enthüllung einer Gedenktafel verbunden. Gluck verlebte einen großen Teil seiner Kinderzeit im böhmischen Erzgebirge, das er stets als seine eigentliche Heimat bezeichnete.

Die Ueberführung der Leiche des Obersten Thomson nach Holland (Abb. S. 1169) erfolgte auf dem holländischen Kreuzer „Nord-Brabant", nachdem in Durazzo bereits entsprechende Trauerfeierlichkeiten zu Ehren des tapferen Offiziers stattgefunden hatten. In Gegenwart von Vertretern der Regierung, der holländischen Offiziere, der Notabeln und der Gendarmen wurde der Sarg bis zum Hafendamm getragen. Beim Palast schloß sich der Fürst dem Zug an.

Die Genfer Zentenarfeier (Abb. S. 1170) erinnert an die Befreiung vom Joch Napoleons und den Beitritt zur Schweizerischen Eidgenossenschaft. In der Mitte der Feste, die jüngst abgehalten wurden, steht ein historisches Schauspiel. Auf Festschiffen wurden die Bundesbehörden und kantonalen Delegationen über den herrlichen See gefahren, ihnen schlossen sich drei große, blumengeschmückte und beflaggte Barken an, auf denen sich die Freiburger, Luzerner, Berner, Solothurner und Basler Mannschaften befanden.

Ein Blick auf die „Bugra" vom Luftkreuzer „Hansa" aus (Abb. S. 1172) zeigte so recht, wie umfangreich die ganze Ausstellung ist. Aus der Vogelperspektive stellt sie sich als eine kleine Stadt dar, die mit ihren Straßen, freien Plätzen und der Menge der Gebäude erkennen läßt, welche Schätze auf buchgewerblichem Gebiet hier zusammengetragen sein müssen, um die Ausstellung zu dem zu machen, was sie in der Tat ist.

Personalien (Abb. S. 1169). Geheimer Ober-Medizinalrat Professor Dr. Karl Moeli, der auf eine an wissenschaftlichen und praktischen Erfolgen reiche Vergangenheit zurückblickt, tritt von seinem Posten als Direktor der Städtischen Irrenanstalt Herzberge zurück. — Geheimer Kirchenrat Professor Dr. Ernst Troeltsch, der bisher in Heidelberg wirkte, hat einen Ruf als Ordinarius in die philosophische Fakultät der Berliner Universität erhalten. — Frau Anna vom Rath, die hochverdiente Begründerin der Krankenküche, hat ihren 75. Geburtstag gefeiert. Seit mehr als vier Jahrzehnten steht Frau vom Rath an führender Stelle innerhalb der deutschen Wohlfahrtsbestrebungen. — Der Wirkliche Geheime Obermedizinalrat Professor Dr. Martin Kirchner, Ministerialdirektor im Ministerium für geistl. Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten, begeht am 15. d. M. seinen 60. Geburtstag.

Die Toten der Woche

Joseph Chamberlain, ehemaliger englischer Staatssekretär für die Kolonien, † in London am 2. Juli im 78. Lebensjahr. (Portr. S. 1169).

General Metzinger, der sich in den französischen Kolonialkriegen auszeichnete, † in Paris am 5. Juli im Alter von 72 Jahren.

Professor Georges Perrot, berühmter Altertumsforscher, † in Paris am 30. Juni im Alter von 82 Jahren.

General Pollio, Chef des italienischen Generalstabs, † in Turin am 1. Juli im 63. Lebensjahr.

Geh. Rat Professor Hermann Suchier, berühmter Romanist, † in Halle am 4. Juli im Alter von 66 Jahren.

Gräfin Waldersee, die Gattin des früheren Generalfeldmarschalls, † in Hannover am 4. Juli im 77. Lebensjahr.

Bürgermeister Caspar Wieland, bayrischer Zentrumsabgeordneter, † in Friedberg (Bayern) am 3. Juli im Alter von 71 Jahren.



Nummer 28.

DIE WOCHE Bilder vom Tage

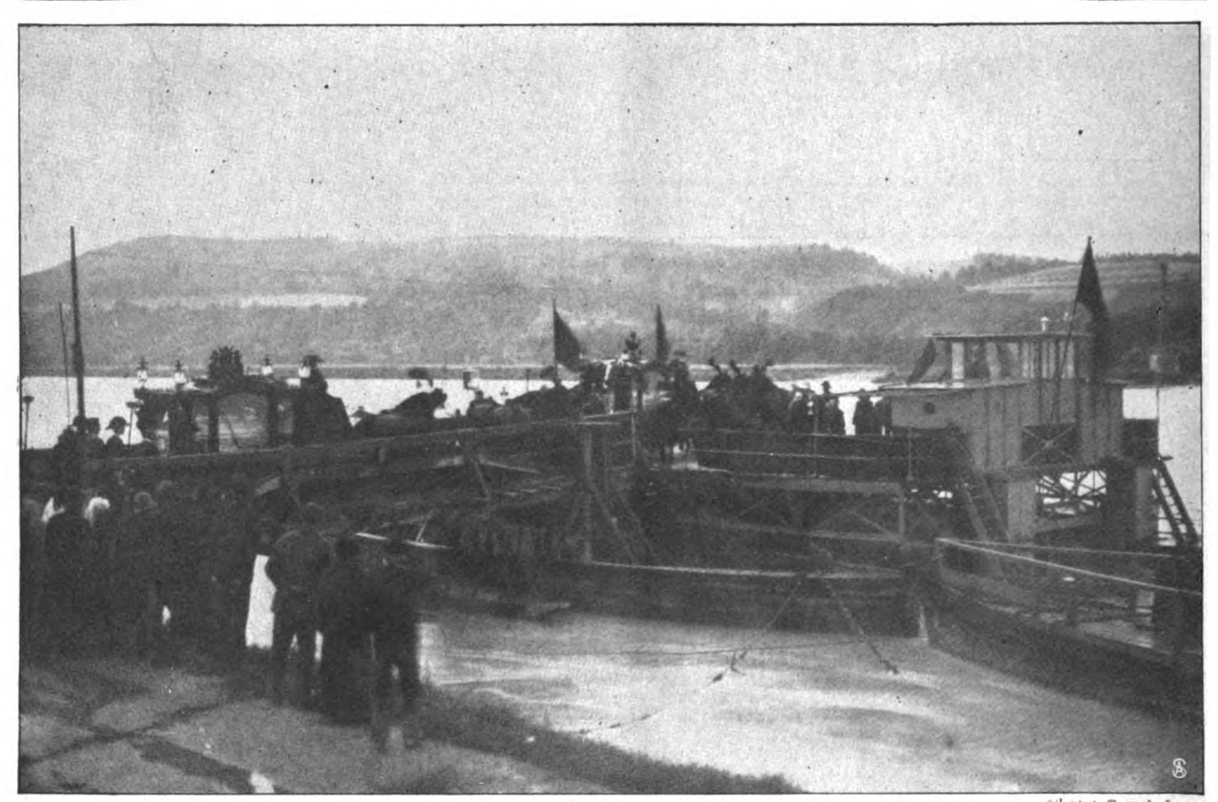
Seite 1165.



Phot. Rol.

Der Sieger Lautenschlager auf Mercedes.

Deutscher Sieg im Auto-Grand-Prix von Südfrankreich.



Kilophot. G. m. b. H.

Die Leichenwagen werden auf die Rollfähre geschoben zur Ueberfahrt über die Donau nach Artstetten.



Central-Photos.

Der österr.-ung. Botschafter in Paris, Graf Szécsen v. Temerin, und Gemahlin verlassen nach der Trauerfeier die Kirche.

Von den Trauerfeiern und der Beisetzung des Erzherzogpaares Franz Ferdinand.





Russischer Botschafter von Swerbejew.



Botschafter v. Szögjeny-Marich u. Frau.



Bulg. Gesandter Generalltn. Markow.



Phot. Sennecke.

Der persische Gesandte Ohannes-Chan.



Phot. Groß.

Reichskanzler v. Bethmann Hollweg.



Oesterr.-ung. Mil.-Att. Frhr. v. Bienerth.



Photothek.

Generalfeldm. Frhr. v. d. Goltz.



Phot. Groß.

Prinz Oskar und Prinz Eitel-Friedrich.



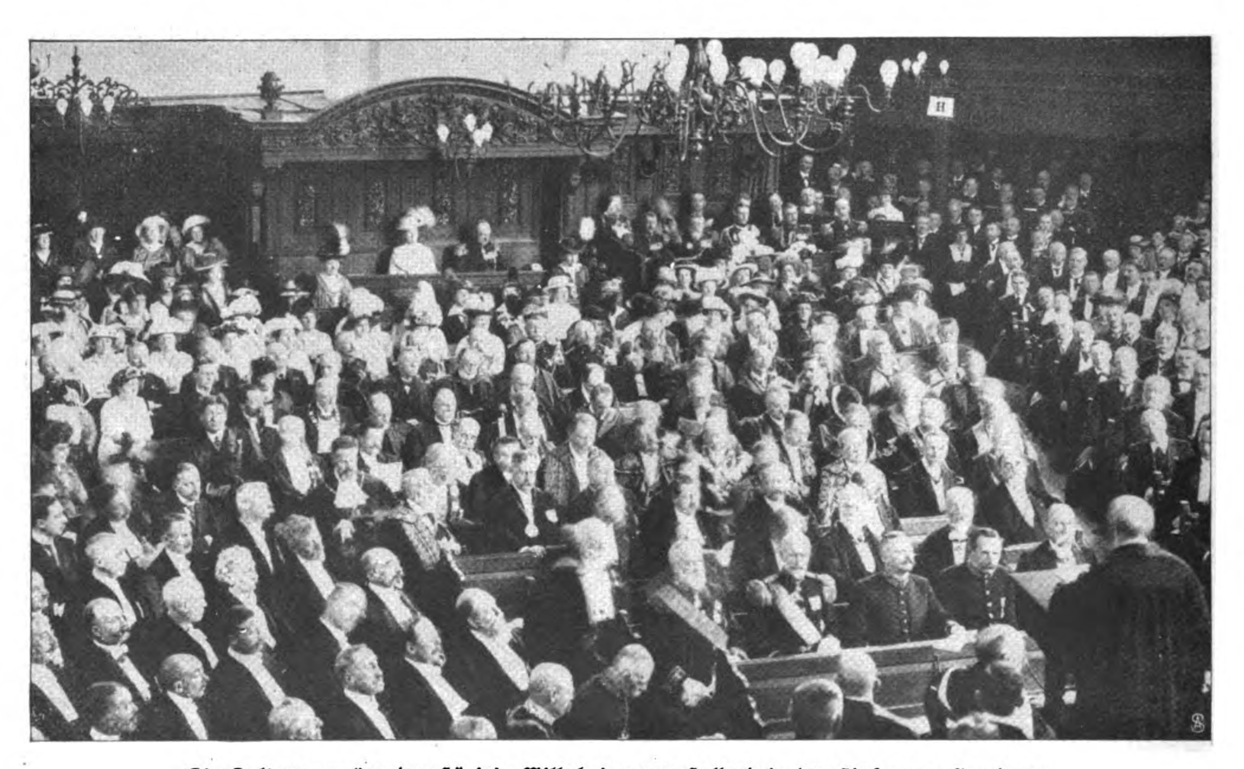
Generaloberst von Heeringen.

Von der Trauerfeier für Erzherzog Franz Ferdinand und Gemahlin in der Berliner St.-Hedwigskirche.



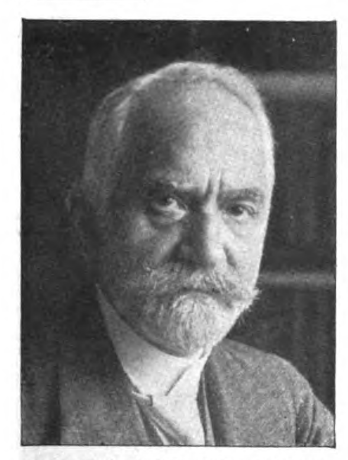
Kardinal Merry del Val. M. R. Vesnitsch, bevollmächtigter serbischer Minister. Phot. Felici.

Die Unterzeichnung des Konkordats zwischen Serbien und dem Vatikan.



Die Doktorpromotion der Königin Wilhelmina von Holland in der Kirche von Groningen.





Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Kirchner, Berlin, Ministerialdirektor, wird 60 Jahre.



Int. Publ. Comp.

Joseph Chamberlain † früher englischer Kolonialminister.



Phot. Doortoop.

Geh. O.-Med.-R. Prof. Dr. K. Moeli, tritt von der Leitung der Irrenanstalt Herzberge zurück.



Frau Anna vom Rath, Berlin, bekannte Philanthropin, wurde 75 Jahre.

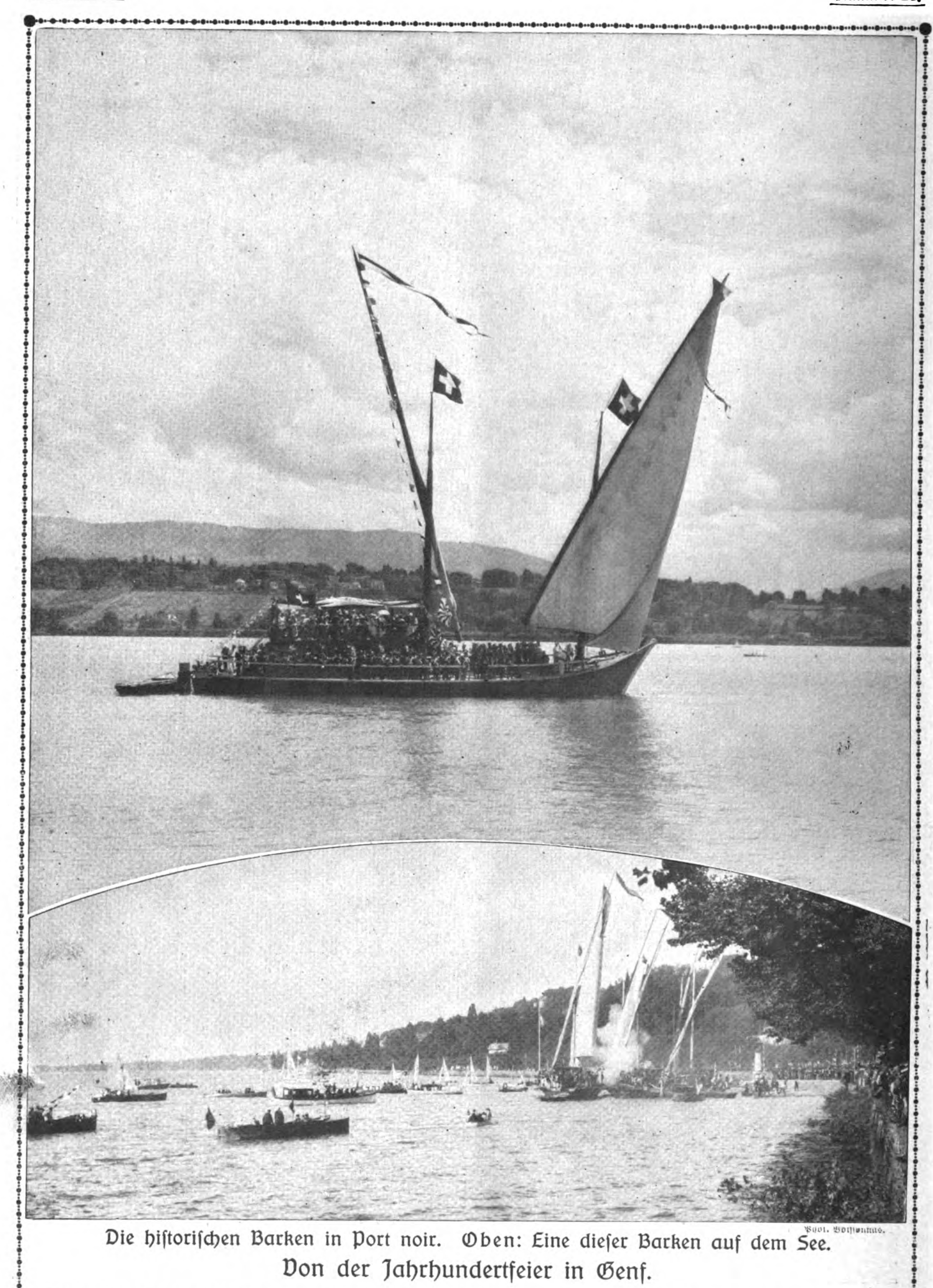
Geh. Kirchenrat D. Dr. Troeltsch, Heidelberg, wurde nach Berlin berufen.



Phot. Nester.

Aus Durazzo: Überführung der Leiche Oberst Thomsons auf den Kreuzer „Nordbrabant“.





Phot. Boissonnas.

Die historischen Barken in Port noir. Oben: Eine dieser Barken auf dem See.
Von der Jahrhundertfeier in Genf.



Phot. Meurisse.

Wagner, Zweiter.
(Deutschland.)



Phot. Rol

Goux, Vierter. (Frankreich.)



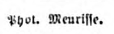
Phot. Meurisse.

Salzer, Dritter.
(Deutschland.)

Die Sieger im Auto-Grand-Prix.

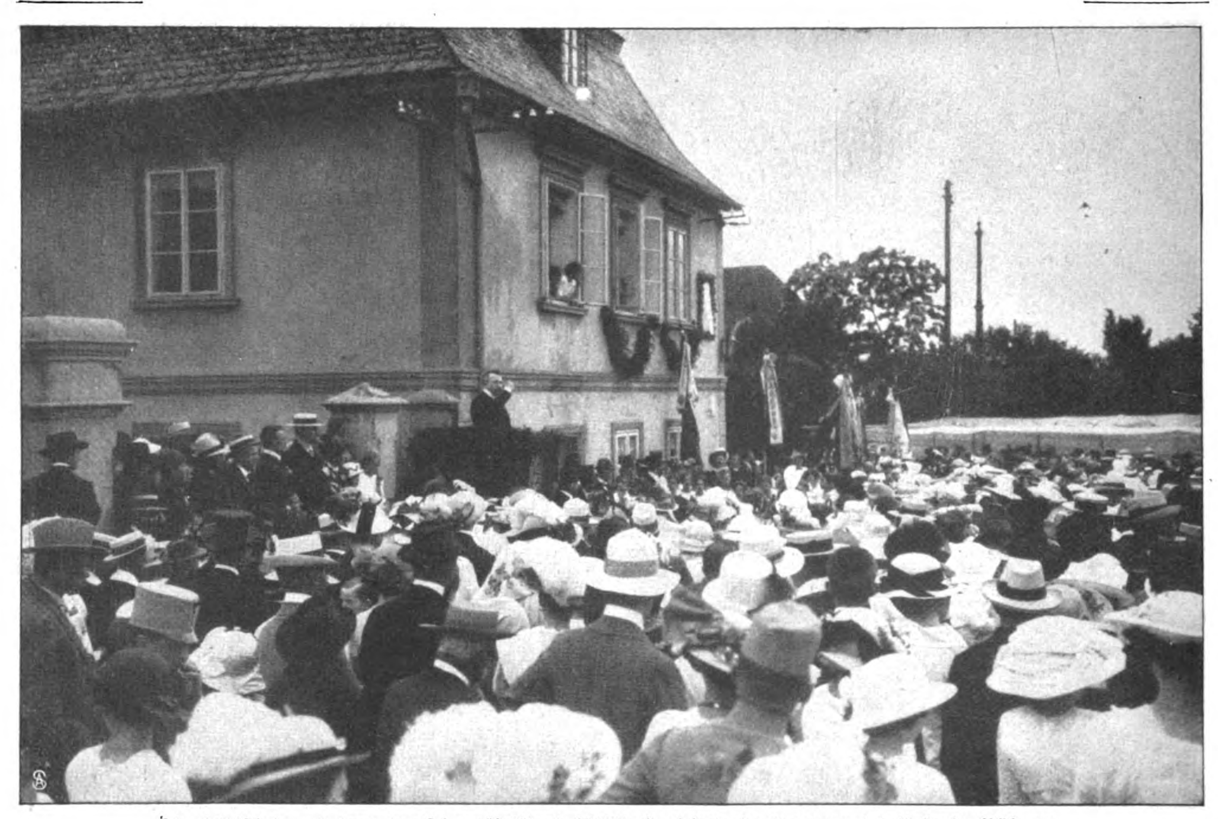


Ein Teil der Strecke: Wagner in voller Fahrt.

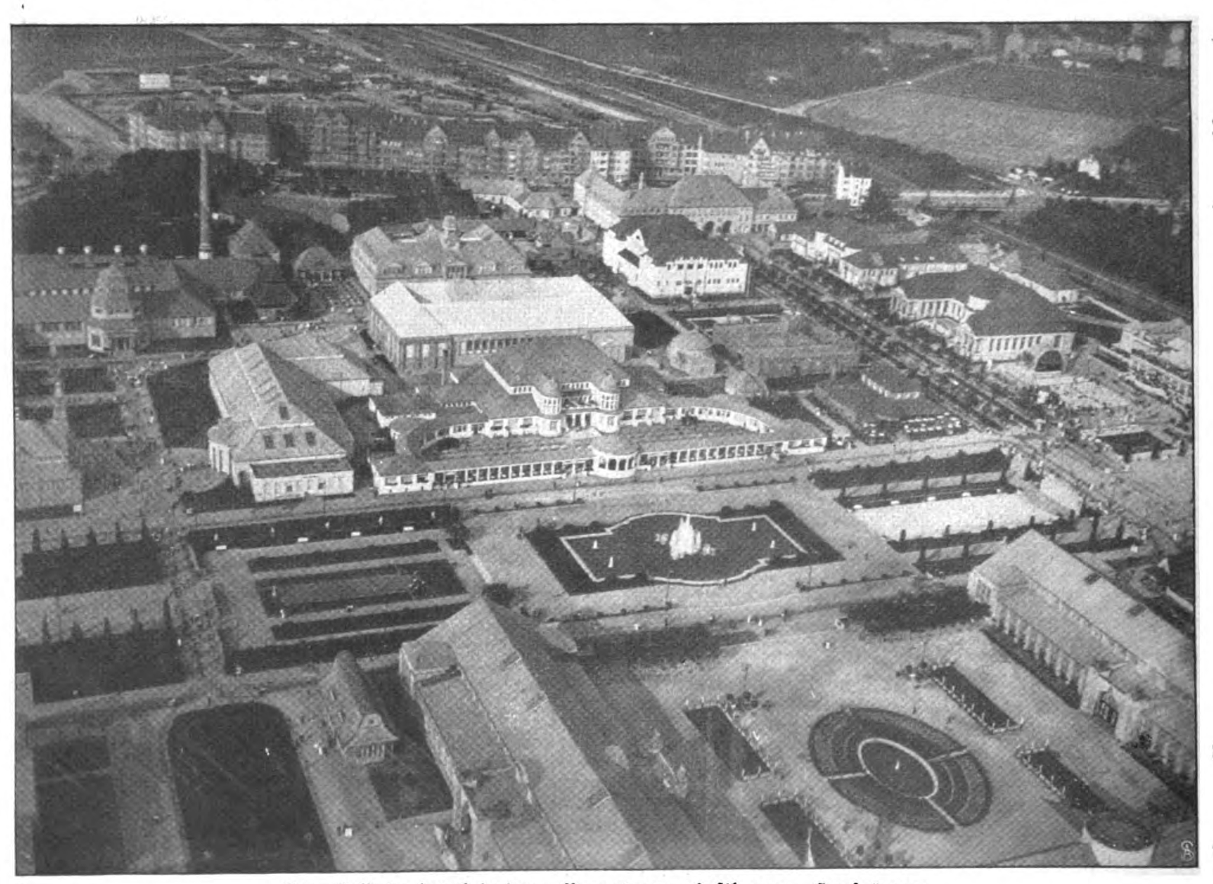


Phot. Meurisse.

Vom Auto-Grand-Prix in Südfrankreich.



Die 200jährige Geburtstagsfeier Christoph Willibald Glucks in Hammer bei Brüx in Böhmen.



Das Gelände der Leipziger „Bugra“ vom Luftkreuzer „Hansa“ aus.

König und Kärrner.

Roman von

Rudolph Stratz.

12. Fortsetzung.

Alles starrte dem rasch kleiner werdenden Schatten auf der Landstraße nach . . . wie er sich allmählich, aber sicher dem zweiten W-Wagen vor ihm näherte, plötzlich ein donnerndes, warnendes Heulen ertönen ließ, ein paar Sekunden scheinbar neben dem andern lief, an ihm vorbeiging. . . . Nichts zu machen . . . ein Achselzucken. . . . Na . . . wartet nur, ihr Franzosen! Das war das letztemal! Bald kommt auch für Deutschland die Siegeszeit. Immerhin. . . . Wer zur Fahne Winterhalter hielt, machte ein ernstes Gesicht.

Moritz Kühn trat zu seiner Schwester: „Du, Steffche — hat der Werner am Ende 'nen Wassertropfen in den Vergaser erwischt?"

„Wieso?"

„Er ist immer noch nicht durch Mönchberg durch!"

„Was? Noch nicht durch Mönchberg? Na, warum trödelt er denn so?"

„Ich hab eben wieder telephoniert! Keiner weiß was von ihm. Er muß irgendwo da gleich auf der Strecke vor uns stecken!"

„Herrgott — das fehlte noch!"

„Ja, 's wird schon so sein!"

„Dann sind wir wieder die ersten von hinten!"

„Sei froh, wenn nichts weiter passiert ist!"

Die schöne, junge Frau sprang auf, stieß, an keinen Widerstand im Leben gewöhnt, rücksichtslos die Umstehenden zur Seite, stürmte mit ihren Begleitern nach hinten, wo auf der Wiese, stumm und verlassen, mit glotzenden Laternenaugen reihenweis die Autos standen. Sie entdeckte das ihre, schwang sich hastig auf den Führersitz.

„Kurbel an, Moritz! . . . Schweickardt! Stehn Sie nicht so da! Setzen Sie sich rein!"

„Wohin denn?"

„So weit wir halt seitwärts die Strecke entlang kommen! Da müssen wir ihn doch finden!"

Ein elendes Gerumpel auf Ackerwegen. Da vorn ein altertümliches Städtchen. . . . Krumme, enge Gassen. . . . Die warnend erhobene Hand eines Schutzmanns: Bis hierher und nicht weiter. . . . Mitten durch den Ort führte wieder die Rennbahn, bog mit einer der gefürchtetsten Kurven auf den Marktplatz um das Rathaus. . . Die Fenster schwarz von Menschen. . . . Offene Mäuler hinter den Bretterverschlägen der Seitenstraßen.

„Alleweil!"

Ein unsichtbares, rasend rasch sich näherndes Geknatter. . . . Um die Ecke herum, wie aus der Luft gewachsen: ein graues Etwas . . . ein linker Arm, der sich schon weit vor der Wendung herüber um die rechte Seite des Steuerrades legt. Die Maschine fliegt haarscharf um den Prellstein, wirft sich blitzschnell nach links . . . ist fort . . . heiß zitternde Luft und bläulicher Öl- und Benzindunst hinterher. . . . Ein Schweigen der Menschen. . . . Stephanie Winterhalter zerbiß vor Aufregung ihr Taschentuch zwischen den Zähnen.

„Der Werner wird doch nicht 'ne Kurve schlecht genommen haben, Moritz?"

„Vorwärts! Wir müssen zu Fuß weiter!"

Ihr Bruder eilte voraus, die unübersichtliche Landstraße entlang. Sie folgte ihm, energisch den Rock bis über die Knöchel raffend, den Blick in die Ferne. Hinter ihr ein Stöhnen. . . .

„Aber teuerste Freundin . . . in dem Tempo komm ich nicht mit" . . . .

„Ach . . . springen Sie nur zu, Schweickardt! Warum sind Sie so dick und faul?"

Dem fetten Junggesellen rann der Schweiß über das rötliche Antlitz. Er drängte sich keuchend und pustend an sie heran.

„Uff . . . ich bin doch schließlich auch kein Jüngling mehr . . . nee . . . laufen Sie mir nicht davon. . . . Ich hab's nicht um Sie verdient! . . . Ich bin doch ein guter Kerl . . . ich hab's Ihnen doch nicht übelgenommen, daß Sie seinerzeit nicht mich, sondern den Winterhalter genommen" . . .

„Wenn Sie bloß still sein wollten!"

„Aber, da darf ich doch als Ihr Freund" . . .

„Ruhe! Jetzt ist doch nicht die Zeit zu dem dummen Gered!"

Karl Schweickardt schwieg. Es war ein seltsamer Blick, den er über die Schulter der jungen Frau weg in die Weite warf . . . und dann ein verstohlener Gedanke: Wenn da drüben ein Unheil geschehen ist, vielleicht blüht dann noch einmal mein Weizen. . . .

„Sind wir noch nicht bald oben, Frau Stephanie?"

Sie wandte den Kopf.

„Sie sollen mich nicht beim Vornamen nennen! . . . Werner hat es Ihnen oft verboten! . . . Wenn Sie auch kein Mensch ernst nimmt!"

Sie hastete ohne sich umzusehen voraus und schrie plötzlich auf: „Moritz — Moritz — was gibt's denn?"

„Da sind endlich Leute, die" . . .

„Hu — was liegt denn da am Boden?"

„Nichts als ein Autoreifen."

Ihr Bruder bückte sich nach dem verstaubten, grauen Kranz, faßte ihn an und schüttelte die Finger. Das Gummi glühte noch vom sausenden Lauf, war an einer Stelle durchgeschrammt, die Leinwandeinlage braun gebrannt, der geplatzte Schlauch klaffte.

„Er muß hier so plötzlich gebremst haben, daß der Mantel durchgegangen ist! Wie?" Moritz Kühn wandte sich an die Umstehenden. „Dann sind sie nach 'ner Weile mit dem neuen Reifen weitergefahren? . . . Aber ganz langsam?"

„Oben, hinterm Berg, steht e Wagen!" schrie ein vorüberrollender Radfahrer. „Ich soll mei Küh hole, sächt der Schaffier, sei Schinnos vun eme Auto will net mehr."

„Verletzt ist keiner?"

„Abah!"

„Na also!" sprach Karl Schweickardt, anscheinend befriedigt. Er hatte endlich auch den Weg hinaufgefunden.

„Uff! . . . Nun legen Sie aber nicht mehr eine solche Pace vor, verehrte Freundin!"

Stephanie Winterhalter verlangsamte ihre Schritte. Sie atmete unwillkürlich auf. Die Ruhe kehrte auf ihren schönen, erhitzten Zügen wieder. Dann sagte sie in raschem Wechsel der Stimmung: „Aus dem Rennen ist er nun... Schade!"

Und Karl Schweickardt, der neben ihr stapfte, lächelte plötzlich frech und sagte: „. . . 's ist immer mit ihm das alte Lied, solange ich ihn nun kenn! Er will alles — er kann alles und ist schließlich doch immer der Geschlagene!"

Aber er bot doch als ein keuchender, sich erschöpft den Schweiß von der Glatze wischender Dickling kein gutes Bild neben Werner Winterhalter, wie der oben stand, lachend, lang und straff, mit blitzenden, dunklen Augen und zerzaustem dunklem Schnurrbart in dem tief gebräunten und verstaubten Gesicht, die Autobrille über die Stirn zurückgeschoben, Wangenflügel und Mundschutz der Rennhaube ins Genick geschlagen, in verrußtem Mantel. Er umarmte seine Frau, küßte sie zwei-, dreimal stürmisch und faßte dann Karl Schweickardt strafend am Ohr.

„Das geschieht euch recht in der Fabrik! Ihr Bande vom grünen Tisch! Ihr seid mir schon die dümmsten Schlauköpfe. . . . Mir sperrt ihr die Fabrik vor der Nase zu. Ich darf mich um nichts kümmern, was ihr da treibt, und dann spart ihr am falschen Ort! Wenn einem die Kugellager springen, kann keiner gewinnen!"

Er hielt in der hohlen Hand einen Haufen zerbrochener Metallringe und Stahlkugeln zwischen grünlich zähen Fettflocken.

„Ich konnt gerade noch bremsen, daß die Reifen durchgingen! . . . So 'nen schlechten Wagen haben wir nicht verdient! Was . . . Robert?"

„Do könnt sich der Théry selber druffhocke und 's badd nix!" schrie Robert Kienast aus den Tiefen des Motors, unter dem er flach auf dem Rücken im Staub auf dem Boden lag und, das Gesicht nach oben, mit schwarzen Fingern in die dunkle Welt der Kurbelwelle über sich hinaustastete. Karl Schweickardt lachte etwas gezwungen. Er fühlte jetzt wieder seine Zwitterstellung im Winterhalterschen Haus. . . . Halb Hausfreund — halb Hofnarr. . . .

„Nun lassen Sie doch schon mein Ohr los, Mensch!" sagte er verdrießlich und rieb sich das Läppchen.

Werner Winterhalter drehte ihm den Rücken und dehnte die Arme weit in Gottes heiße Sommerwelt hinaus. In ihm stürmte noch der Rausch der Tat . . . ebbte erst allmählich . . . hinterließ doch ein lachendes Kraftgefühl . . . nach dem Spiel mit dem Tod. . . . Man hatte das Leben neu . . . seine Fülle. . . . Vor sich seine schöne Frau. . . .

„Ach was!" sagte er. „Man war doch dabei! . . . Nur nicht immer am Weg stehen und zugucken! . . . So sind wir nicht! Was . . . Stephanie?"

Sie lachte und nahm seinen Arm. Sie schritten einträchtiglich als Kameraden, er noch mit vom Fahren steifen Knien, den Hang hinab. Der dicke Junggeselle folgte langsam und sagte mißbilligend zu Moritz Kühn: „Wenn man nun bedenkt: sieben Millionen hat er vorm Jahr von seinem seligen Großpapa geerbt, oder hat der alte Kobus noch mehr hinterlassen? . . . und hat Ihre Schwester zur Frau . . . und riskiert tagtäglich, mir nichts, dir nichts, seinen Hals. . . . Der Mann ist mir ein Rätsel . . . ich tät's nicht!"

Die weite Gartenebene zu beiden Ufern des Rheins war voll von langen, weißen Staubfahnen. Das Rennen war zu Ende. Eine stürmische Aufregung zitterte weithin in alle Lande. Im letzten Augenblick hatte Nicolas De Vool, der phlegmatische, bebrillte Koloß, dem Schicksal seinen Zoll entrichten müssen. Ob es wirklich nur der scheuende Gaul gewesen, der über die Schranke hinweg auf die Straße setzte und ihn schon von fern zum Stoppen zwang, ob nicht doch schließlich irgend etwas am Mechanismus seiner Maschine versagte — am Schluß der dritten Runde, im Angesicht des Richterpfahls, war ein deutscher Wagen an ihm vorbeigezogen, hatte ihn nach wütendem Endkampf der beiden fauchenden Ungetüme mit einer halben Haubenlänge geschlagen. Hunderte von Automobilen trugen die Nachricht heim, schossen nach allen Richtungen auseinander, jagten flußabwärts nach Köln und Belgien, suchten den Main empor den Weg nach Franken und längs des Neckars nach Schwaben und Wien, wandten sich durch Frankfurt nach Norddeutschland. Die schweren französischen Tourenwagen stoben durch das Elsaß und schwenkten bei Landau, bei Straßburg oder durch das Loch von Belfort den blauweißroten Grenzpfählen zu. Schwarze Fußgängermassen wanderten zu beiden Seiten am Weg. Berner Chaischen . . . Equipagen . . . Hunde . . . Kinder . . . alles wie Schatten in einem weißen Staubnebel, durch den als tiefstehende rote Scheibe die Spätnachmittagsonne flimmerte.

„Stephanie . . . fahr nicht so leichtsinnig! . . . Sonst wird dir das Steuer entzogen!"

Stephanie Winterhalter schüttelte nur den linken Stulphandschuh nach rückwärts, ohne den Kopf zu wenden. Eine rauhe, schnauzende Stimme zur Seite: „Man net so hurtig . . . Sie! . . . Jesses . . . wie fährt denn der da!"

Sie mußte lachen. Der Gendarm hatte sie für einen jungen Mann gehalten. Sie war in Lederkapuze, Glasbrille, Ledermantel nicht zu erkennen. Gottlob . . . jetzt gab es Luft. Der Weg wurde frei. Sie trat energisch mit dem langen, schmalen linken Fuß die Kupplung aus. Ein Rasseln im Getriebe. . . .

„Stephanie! . . . achte auf die Tourenzahl! Du sollst nicht zwei Gänge durchschalten!"

Sie tat, als hörte sie nicht, in der Souveränität des Sports, gab ungestüm, mit der rechten Fußspitze auf dem Akkumulator, Gas, daß der Wagen mit einem Ruck unter ihr davonschoß, die lange, nunmehr menschenleere Chaussee dahinstürmte.

„Deine Frau wird uns noch alle in den Graben schmeißen, Werner!"

„Ja, Kinder — dann steigt doch aus!"

Werner Winterhalter saß gleichgültig, die Zigarre

im Mundwinkel, die Hände in den Taschen des kurzen Pelzrocks, mit den andern Herren im Innern des Rennphaethons, je zwei hintereinander. Mit dem Gesicht nach hinten, hätte keiner diese fliegende Fahrt mitmachen mögen. Moritz Kühn drehte den Kopf und schrie durch den Sturm:

„Sie hat doch IIIb!"

„Aber in dem Tempo hat sie ihr Chauffeurexamen nicht gemacht!"

„Schweickardt . . . das Tempo ist ja Ihnen zu Ehren!"

Von vorn eine helle Stimme:

„Fürchtet sich der Schweickardt schon?"

„Ja! . . . Ja!" . . .

Als Antwort eine noch blindere Geschwindigkeit. Der verwöhnte Junggeselle schluckte ein paarmal heftig. Er war wachsgelb im Gesicht und hatte plötzlich dicke Säcke unter den Augen. Er zählte im stillen die Minuten bis zum Ende dieser Fahrt. Werner Winterhalter lachte unbändig. Er streifte die Asche seiner Zigarre in die Luft. Das Wölkchen war sofort im Wirbel dahinter verschwunden. Die Bäume flogen vorbei . . . die Welt . . . die Meilensteine tanzten . . . Menschengesichter flackerten als weiße Flecken vor einem Haus . . . ein Hurra von Kinderstimmen . . . schon wie aus weiter Ferne . . . ein paar Steinwürfe . . . aufstiebende . . . der Todesschrei einer Gans. . . .

„Winterhalter . . . Ihre Frau fährt direkt unvernünftig!"

„Ich hab sie auch noch nie für vernünftig gehalten!" sagte er. „Was soll denn auch die Vernunft?"

Und nach einem Schweigen, in nachlässigem Gleichmut, ein Mensch auf der Höhe:

„Man fährt halt durchs Leben, ihr Leute! Der eine flinker, der andere fauler! Zum Schluß ist's ganz egal" . . .

Sie hatten schon die preußischen Lande hinter sich gelassen, durchmaßen die gesegnete Bayrische Pfalz . . . lichtgrüne Rebenfelder stundenweit in die Ebene hinaus, ein uraltes Städtchen mit klangvollem Weinnamen nach dem andern, sie sausten in das Elsaß hinein, rasten durch schnurgerade Pappelalleen. . . . Die junge Frau am Steuer war nicht dazu zu bringen, ihre Fahrt zu mäßigen.

„Wo ich doch daheim heut abend das ganze Haus voll Gäste hab!" sagte sie, notgedrungen hinter einem schlafmützigen Heuwagen stoppend und zornig hupend, zu dem neben ihr sitzenden Syndikus Bätzle. „Mein Schwiegervater hat doch zum heutigen Tag Geschäftsfreunde aus halb Europa eingeladen und mir auf den Hals gepackt" . . .

„Warum denn nicht bei sich?"

„Er ist ja immer noch arg krank! Er hat gestern noch zu mir gesagt: „Ich tapp bald wie 'n Simpel in meiner eigenen Fabrik herum!" . . .

Das Pfälzisch klang komisch harmlos von ihren roten Lippen. Sie wandte den Wagen durch enge Gassen abwärts. Das floß der Rhein. Die Bohlen der Holzbrücke grollten unter dem Rollen des nägelbeschlagenen Gummis. Man gelangte in das badische Land und in die Heimatstadt.

Hier, im Anblick des Altgewohnten und Alltäglichen, im zögernden Lauf des Wagens in den belebten Straßen, kam man erst wieder ganz zu sich, erwachte wie aus einem Traum von Adlerflug durch Raum und Zeit. Werner Winterhalter gähnte, streckte die Beine, stand auf und rief seiner Frau zu:

„Steffche! Setz mich an der Fabrik ab!"

„Willst du gleich zum Papa?"

„Es muß ihm doch einer schonend beibringen, daß wir Prügel gekriegt haben!"

Die weite Welt der Winterhalterschen Werke lag jetzt, nach Feierabend, schon stumm und still. Keine Überschichten mit nächtlichem Hammerschlag und Kesselglut. Die Geschäfte gingen nicht mehr so glänzend. Der Absatz stockte plötzlich im letzten Jahr. Die Konkurrenz in Deutschland kannte nicht Rasten und nicht Kosten. Aber das war es nicht allein. Der Feind kam von innen. Ihm konnte keiner entgehen. Er machte das Haar grau und die Hand müde . . . das Alter . . . das Alter. . . .

Im Allerheiligsten, im Privatkontor des technischen Bureaus, schimmerte ein einsames Licht. Beschien Leopold Winterhalters Züge. Die Augen noch dunkel und heiß, aber Schnee auf dem Kopf, Asche im Bart. Er und sein Sohn sahen sich oft monatelang nicht, gingen sich aus dem Weg. So war es diesem, als er eintrat und vor dem Vater stand, doch wieder im Schweigen des Abends, im Dämmern des Gemachs wie eine Überraschung, eine Mahnung der Vergänglichkeit. . . . Bist du das noch? . . . Du, vor dessen Willen einst nichts standhielt? . . . Wenig über die Sechzig. . . . Aber plötzlich über Nacht ist die Glut verflackert . . . die Lebenskraft verflogen. . . . Ein müder Mann. . . . Ein ausgebrannter Krater. . . .

Gichtleidend . . . mühsam und mürrisch hob er sich am Stock aus dem Schreibsessel . . . ach Gott ja . . . die Zeit vergeht . . . die Stunde rinnt . . . Leopold Winterhalter hustete und gab sich Mühe, seine gebeugte Gestalt wie früher mit einem Ruck der breiten Schultern aufzurichten. Es war ein Schweigen. Endlich brummte er finster:

„Also, 's war diesmal nix mit unserm Wagen?"

„Nichts!"

„Ihr seid wohl tappig gefahren . . . he?"

„Guck dir nur morgen die Maschinen der Reih nach an! . . . Da wird dir schon ein Kirchenlicht aufgehen!"

Der Ältere kämpfte mit sich.

„Setz dich doch mal, Werner!"

„Danke! . . . Ich kann auch stehen!"

„So? . . . No — ich nicht!" Leopold Winterhalter nahm mühsam wieder Platz, seufzte und trommelte zornig auf dem weißen Bogen vor ihm, mit dessen halb mechanischer Bekritzlung er sich diese einsamen Abendstunden vertrieben. Das alte Problem: die automatische Ankurbelung. . . . Ein großes P — das hieß Druckluft . . . ein großes A — das hieß Elektrizität . . . umsonst. . . . Es löste es doch niemand, so viel Ingenieure auch darüber brüteten und schwitzten. Er warf das Blatt in den Papierkorb. „Du wirst auch einmal alt werden, mein Sohn!" sprach er unvermittelt und verdrießlich. „Nachher schaut die Welt bös aus" . . .

Er war in einer ganz andern Stimmung wie sonst. Still . . . die Hände in dem Schoß . . . ein müder Ausdruck in den schwarzen Flackeraugen, ein sonderbares,



fast bitteres Lächeln, wie er den Sohn in seiner Jugendkraft musterte.

„Da hat man geschafft und geschafft die lieben, langen Jahre. . . . Wenn ich einen von meinen Leut hätt so schaffen lassen wie mich selber, da wär mir hurtig der Fabrikinspektor auf den Buckel gestiegen! . . . Und jetzt“ . . . Er stieß in einem Anfall von Wut den Briefstapel auf dem Tisch zurück. „Es glückt nix mehr . . . die Vertreter taugen nix . . . und wenn sie mal was tauge, sind sie unzuverlässig . . . meine Maschinen sind im Rennen hinten beim Krähwinkler Landsturm. . . . Unser neuestes Patent is ein Dreck . . . zu guter Letzt kreischen einem die Aktionäre die Ohren voll“ . . .

Er wiegte finster das graue, buschige Haupt.

„Da warst du gescheiter, Werner! . . . Du hast dein Leben lang nix geschafft oder alles nur halb . . . und hast doch alles gekriegt — die Millionen vom Großpapa . . . bald vielleicht schon mein Geld . . . später mal die Hälfte von dem sündhaft vielen Geld vom alten Kühn . . . das schönste Mädchen von der Stadt hast du dazu erwischt . . . du bist e Gescheitle, wenn man dir's auch nicht anmerkt“ . . .

„Oder man merkt's zu spät“ . . . begann er nach einer Weile. „Das geht mir jetzt alles durch den Kopf. . . . Ich schlaf jetzt nachts so schlecht. . . . Da frag ich mich manchmal, ob ich am End doch daran schuld bin, daß aus dir zu guter Letzt nichts weiter geworden ist als ein unnützer reicher Mann!“ . . .

Seine welk gewordenen Finger spielten zerstreut mit dem Aufriß eines Motors auf einer Papptafel.

„Wieviel Kraft geht da verloren, Werner, vom Zylinderhub vorn bis zur Nutzleistung hinten am Antrieb! Das Herz könnt einem bluten! . . . Aus dir hätt auch mehr werden können! 's ist schad um dich! . . . Jetzt wo ich alt werd und mich bald nicht mehr auf mich verlassen kann, muß ich oft daran denken! . . . Wenn ich wieder auf die Welt käm, da macht ich es vielleicht anders mit meinem Sohn. . . . Red nix . . . ich hab's dir bloß mal sagen wollen. . . . Wer weiß, ob ich nicht bald mal tot aufwach!“

Er hielt plötzlich unwirsch dem Jüngeren die Hand hin, sah ihn dabei nicht an, während jener sie stumm nahm, stand auf und humpelte, seine karierte Kappe über die Stirn ziehend, aus dem Zimmer. Es war jetzt oft eine Unruhe in ihm, die ihn in der Nachtstille durch die mondbeschienenen Höfe der Fabrik trieb, ihn hier zwecklos von den rostigen Alteisenhügeln in irgendeinem Winkel stehen, dort prüfend wie einen Einbrecher an seinen eigenen verschlossenen Türen rütteln ließ. Niemand durfte ihn dabei stören. . . .

Als ob du dich je änderteſt, Vater! . . . Du glaubst es und bist doch ganz der Alte. . . . Werner Winterhalter stand allein, noch auf der gleichen Stelle im Zimmer und hörte den schweren Dreiklang der Tritte und des Stocks treppab. . . . Du beugst dich nur vor einem im Leben: vor dem Erfolg! . . . Erfolg heißt bei dir Geld. Du hast viel Geld erworben, ich noch mehr erheiratet und ererbt. Drum bin ich für dich der bessere Mann. . . .

Darum hast du dich heute, am Ende deines Lebens, von mir besiegt erklärt! . . . Es ist der letzte Sieg, den ich noch über die Menschen um mich erringen konnte. Alles andere ist schon mein. Auf der ganzen Linie gibt mir das Leben recht. . . . Und doch. . . . Und doch . . .

Draußen auf dem Fabrikhof war es kühl und dunkel. Stumme Sternenpracht am Himmel. Werner Winterhalters Schritte hallten zwischen schweigenden Mauern. Er ging zögernder . . . blieb stehen . . . sonderbar: diese jähe, grundlose Traurigkeit . . . dies Unbefriedigtsein nach Sturm und Tatenlust dieses Tages . . . diese Leere . . . im goldenen Überfluß. . . .

Ein Wort, vorhin:

„Du hast dein Leben lang nichts geschafft . . . oder alles nur halb“ . . .

Und nachher:

„So ist aus dir nichts geworden als ein unnützer reicher Mann“ . . .

Er furchte die gebräunte Stirn, schritt hastig in die Dunkelheit hinaus, wollte das Wort hinter sich lassen. . . . Es kam mit . . . klang nach . . . man entlief ihm nicht . . . trotz der zornigen Abwehr in sich: Ich hab, weiß Gott, gestrebt und gerungen wie einer und fand alle Tore verschlossen, weil ich nicht war wie die andern. . . .

Wo war man nur? Das war nicht die Gitterpforte nach der Straße. Er hatte sich in Gedanken nach hinten gewandt, zum Ausgang . . . gegen die Arbeiterhäuser hin, die der Vater da wie eine einförmige Pilzkolonie anlegte. Ob Menschenliebe oder Mittel gegen Streik? . . . Es war da noch ein Chaos von Baustätten, Ziegeln, Bretterhaufen. Aber hundert Schritt weiter schimmerten schon Laternen über frischem Pflaster, Lichtstreifen hinter neuen Fensterläden bewohnter Häuser. Um die Ecke herum ein grimmiges Aufstampfen mit dem Fuß, ein tiefer Baß:

„Herrgottdunnerschlag . . . da haben wir die Malefizwirtschaft schon wieder!“

Was wollte denn der Vater hier? Da grollte er weiter.

„Sie spazieren mir nicht mehr lang hier rum und horchen mir die Leut aus! Das rat ich Ihnen im guten“ . . .

Eine ruhige Mädchenstimme:

„Die Straße ist für jedermann da, Herr Kommerzienrat!“

„Aber Sie laufen mir auch in die Häuser hinein!“

„Ja. Im städtischen Dienst!“

„Ich pfeif auf den Dienst! . . . Sie gehe jetzt retour!“

„Ich bin Magistratsbeamtin. Das wissen Sie auch ganz genau, Herr Kommerzienrat. . . . Übrigens . . . bitte, hier ist mein polizeilicher Ausweis.“

„Danke! . . . Ich kenn Sie, Fräulein Römer! . . . Mehr, als mir lieb ist“ . . .

„Die Arbeiterfrauen können die Fragebogen nicht allein ausfüllen! Das ist zu viel von ihnen verlangt! Ich muß ihnen dabei helfen! Der Magistrat braucht das Material für kommunalpolitische Zwecke. Der Herr Oberbürgermeister hat erst gestern“ . . .

„Und wer ist schließlich Herr im Haus? He . . . Fräulein Römer?“

„Auf diese theoretischen Fragen laß ich mich nicht ein, Herr Kommerzienrat. Die gehen mich nichts an. . . . Ich tu hier einfach meine Pflicht! Dafür werde ich aus Gemeindemitteln bezahlt!“



Der Fabrikherr drehte ihr plötzlich brüsk den Rücken. „Man wird alt!“ sagte er, mehr im Selbstgespräch als zu dem jungen Mädchen, und trat brummend und humpelnd den Rückzug an. „Man wird alt! . . . vor zwei Jahren noch — da hätt mir einer so kommen sollen! Aber jetzt läuft man ja schon vor den Frauenzimmern davon!“ . . .

Er seufzte tief auf. Seinen Sohn sah er nicht, obwohl er im Halbdunkel unter der Straßenlaterne dicht an ihm vorüberkam. Wohl aber hatte Eva Römer jenen bemerkt. Und er sie. Ein Schweigen. Um die Ecke verhallte das dumpfe Aufstoßen des gummigepolsterten Krückstocks auf dem Straßenpflaster.

„Guten Tag, Werner!“

Eva Römer sagte es ganz unbefangen. Sie gab ihm nicht die Hand. Sie stand drei Schritt vor ihm, eine Mappe unter dem Arm, in ihrem grauflatternden Mäntelchen an der zugigen Ecke. Sie blickte ihm ruhig ins Gesicht und fragte, ohne mit der Wimper zu zucken, weiter: „Wie geht's dir denn?“

„Danke! Sehr gut! Und dir?“

„Auch!“

Er trat an sie heran. Beide lächelten auf einmal und wußten nicht warum. Es war nur eine Maske. Eine Schutzwehr gegen den anderen. Werner Winterhalter dachte sich: Sie hat sich gar nicht verändert in den vier Jahren. Daß sie älter geworden ist, sieht man nur an dem Ernst in ihren Augen. Sonst ist's das alte Kindergesicht. Voller Seelenruhe ... die geht ihres Weges, von dem sie mich einst weggeschickt.... Also was steh ich denn da vor ihr? . . . Gute Nacht! . . .



Aber er sprach es nicht aus, sondern fragte — sonderbar stockend, mit einem Hemmnis in der Kehle: „So? ... Du bist jetzt in unserer Stadt?“ . . .

Sie antwortete ihm ebenso wie vorhin seinem Vater: „Das weißt du doch! Schon seit einem halben Jahr!“

„Aber gesehen haben wir uns nie!“

„Natürlich nicht. Ich leb doch wo anders als du“ ... Sie rückte sich ihre vollgepfropfte Mappe unter dem Arm zurecht. An ihrer Hand war kein Verlobungsring. Er dachte sich: Bist du wirklich noch allein? . . . Und dabei zufrieden? . . . In deinem engen Lebenskreis . . .

Immerhin. . . . Es war nicht der erste beste an seine Stelle getreten! . . . Eigentlich war es ja gleich. Und doch eine nachträgliche Beruhigung. Eine Vergeltung, für die man selbst nichts konnte: Du bist gestraft genug. Wie anders hättest du es haben können und ziehst da als eine eigensinnige, graue Motte durch Nacht und Nebel, von Gott und der Welt verlassen. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. . . . Es war Mitleid in seinem Ton und zurückgekehrtes Herrenbewußtsein zugleich, wie er auf die bescheiden gekleidete Mädchengestalt vor ihm hinabsah.

„Na . . . was machst du denn nun eigentlich so hier?“

„Ich sammle die Normalbogen ein, die städtische Untersuchung, wieviel eine normale Arbeiterfamilie bei uns jährlich zum Leben braucht!“ . . .

„So?“

„Der Magistrat will doch schon ausländisches Fleisch kommen lassen, wo jetzt das Schweinefleisch wieder um zehn Pfennig teurer geworden ist. Es hat arg viel Elend augenblicklich in der Stadt.“

Sie sprach davon mit berufsmäßiger Ruhe, so wie ein Arzt von einer Epidemie, zu deren Bekämpfung er da war . . .

„Und da läufst du hier so ganz allein herum?“

„Ja, meinst du, die Stadt gibt mir noch 'nen Polizeidiener mit?“

„Und fürchtest dich nicht?“

„Ach — wer soll mir denn was tun?“

Ein Gleichmut der Pflichterfüllung war in ihren Worten. Sie sah nach ihrer Armbanduhr. Es war eine jugendlich rasche, unbewußt anmutige Bewegung, wie sie das schmale Handgelenk im Laternenlicht vor die Augen hob. Er musterte stumm ihr zartes Profil. Sie trug das Haar nicht mehr in harmlosen Schnecken an den Ohren, sondern glatt, und nach hinten in einem Knoten. Vielleicht war es das, was sie so veränderte.

„Jetzt muß ich aber vorwärts!" sagte sie. „Sonst geht mir meine Musterfamilie drüben schlafen!"

Sie schritt quer über die Straße auf ein kleines Haus zu, aus dem zwei helle Scheiben in das Dunkel schimmerten. Er neben ihr. Sie schien darüber nicht weiter verwundert. Sie war jetzt nur bei der Sache. Oder wollte es mit Absicht sein.

„Die meisten Arbeiterfrauen waren doch Fabrikmädchen!" sagte sie. „Kochen und wirtschaften sind ihnen böhmische Dörfer. Sie können sich's nicht einteilen. Sie wissen nie, wo's Geld bleibt! Jetzt die Frau da ist vernünftiger als die anderen. Sie macht mir jede Woche ein Verzeichnis auf Heller und Pfennig. Zum Schluß kriegt sie von mir zehn Mark Belohnung!"

„Aus eigener Tasche?"

„Ja, wer soll mir's denn geben? Die Stadt hat für Trinkgelder nichts übrig! Leicht wird's mir freilich nicht."

Werner Winterhalter schüttelte stumm den Kopf. Sie traten in einen freundlichen Raum. Lampenhelle. Saubere Plüschmöbel. Eine bunte Tischdecke. An der Blümchentapete links ein stockfleckiger Stahlstich, Hecker und Struwe Hand in Hand, in Leibrock und Schlapphut, den Säbel in der Faust. Nebenan schliefen die Kinder.

„Guten Abend, Frau Schwenk! . . . Ich bin pünktlich . . . gelt? . . . Wo ist denn Ihr Mann? Macht er wieder Überschicht?"

Die brünette junge Frau lachte und schob zwei Stühle heran.

„Jo — alleweil verdient er tapfer! . . . So, da ist alles beieinander für die letzt Woch!"

Sie holte ein Blatt Papier heraus. Die beiden, die Frau und das Mädchen, steckten die Köpfe über den Zahlen zusammen. Werner Winterhalter hörte sie aus seiner Ecke, wo er sich hingesetzt, murmeln . . . zwanzig Pfennig . . . fünfunddreißig Pfennig. . . . Eine Mark in die Parteikasse. . . . „Ja, da is mit mei'm Mann nix zu reddel" . . . Ein halbes Pfund Schweinebauch . . . Milch. . . . „Jo, wann die Polizei net wär, no brächten zehn Pferd so e Milchfrau net am Brunne vorbei!" . . . Nochmals Milch . . . Brot . . . vierzig Pfennig . . . fünfzig Pfennig . . . lauter lächerliche Summen und Sümmchen. . . . Und in dem Zuhörer drüben ein Staunen, fast ein Schrecken, wie etwas Längstvergessenes: So leben die meisten. So leben die Millionen. Das ist das Los der Menschheit. . . .

Er hob den Kopf . . . war erstaunt: Was mach' ich denn hier? . . . Wie komm ich denn hierher? Eva Römer stand vor ihm.

„So! Mit der Frau Schwenk wird man rasch fertig!" sagte sie in ihrer frischen Art und gab der jungen Arbeiterfrau freundschaftlich die Hand, und die fragte Evas Begleiter: „Sind Sie auch vom Arbeitsamt?"

„Ich wollt, ich wär's!" sagte Werner Winterhalter, reichte ihr auch die Rechte und trat ins Freie hinaus. Er hatte schon, ehe er vor der Fabrik aus dem Auto stieg, Sturmhaube und Pelz mit Hut und Havelock vertauscht. Sie waren ein unauffälliges Paar. Niemand schaute ihnen nach, wie er und seine Begleiterin durch die Vorstadt schritten. Da, wo die letzten Häuser waren. Müll und Menschenkehricht. Grölen aus den Kneipen.

„Fürchtest du dich da wirklich nicht, Eva?"

„Was hat's denn für einen Zweck, sich zu fürchten? Das ist doch nun mal das Leben. Wenigstens meines!"

„Hebet ihn, den Schorsch! . . . Hebet ihn!" Aus den ebenerdigen Fenstern zur Rechten drangen Knasterwolken, Fässergeruch, Gelächter. Ein paar Männer hielten johlend einen anderen an den Schultern auf der Bierbank fest. Der drohte, stumpf, mit verglasten Augen: „Hainerle . . . jetzt loßt dich heimgeige, wenn dir dei Knochen lieb sind!"

Ein kleiner Bub lief heulend aus der Wirtschaft über die Straße, eine Kellertreppe hinunter, in eine unterirdische Plättstube. Eva und ihr Begleiter folgten ihm in den faden Qualm. Aus dem schrie, undeutlich hinter dem Bügelbrett, eine verhärmte Frau: „Hoscht den Vatter gefunde, Hainerle?"

„Im ‚Schwarzen Schiff' hockt er! Du sollst ihm sei Ruh losse, sächt er!"

Die Frau brach in Heulen aus.

„Do gucke Se, Fräule! . . . Do verbutzt er sei Geld! Ha — wovon soll ich denn lebe — mit fünf Kinner?" . . .

„Und trotzdem geben sie immer neue Schankkonzessionen aus!" sagte Eva Römer zu ihrem Gefährten und notierte quer über ein Blatt: „Mann trinkt noch immer. Nur noch Gelegenheitsarbeit. Frau verdient durch Plätterei täglich zwei Mark fündundzwanzig. Sieben Köpfe."

Er las es über ihre Schulter. Sie schrieb es mit einer sonderbaren, ruhigen Sachlichkeit. Ihr schien nichts Menschliches fremd.

(Fortsetzung folgt.)

Fremdenverkehr und Automobil.

Von B. v. Lengerke.

Nur ein winziger Teil unserer Zeitgenossen dürfte sich der bescheidenen und durch endlose Mißerfolge gezeichneten ersten Entwicklungsphasen des Automobils erinnern, das heute als unentbehrliches Verkehrsmittel seinem großen Bruder, der Eisenbahn, bereits eine recht fühlbare Konkurrenz zu machen beginnt. Das Reisen, das Besuchen fremder Länder mit ihren Naturschönheiten und ihren von denen der Heimat abweichenden Sitten und Gebräuchen, das schon immer ein Privileg der besitzenden Klasse und des Großkaufmannstandes gewesen war, der seine Ein- und Verkäufer in ferne Länder entsandte, hat sich nunmehr zum höchsten und raffiniertesten Luxus durch das Automobil entwickelt. Von sicherer Hand gesteuert, gleitet heute der elegante Luxuswagen mit Schnellzugsgeschwindigkeit und kaum merkbarer Erschütterung, von keinem Fahrplan beschränkt, nur abhängig von dem Willen und den Wünschen der Insassen, durch die schönsten Landschaftsbilder fremder Länder, hält, wo und wann es dem Besitzer gefällt, wählt sein Nachtquartier, wo gute Hotels sind, und setzt die Reise fort, wenn alle Schönheiten der fremden Gegend ausgekostet und genossen sind.



Man wird begreifen, daß solches Reisen von Leuten, denen die Mittel den nicht unbedeutenden Luxus der Unterhaltung eines größeren und komfortablen Automobils erlauben, der Beförderung mit der Eisenbahn vorgezogen wird.

Auf der andern Seite darf jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß die Eisenbahnverwaltungen aller Kulturländer heute die allergrößten Anstrengungen machen, um dem Fremden das Reisen, das Besuchen fremder Länder, sei es zum Vergnügen oder in Geschäften, so angenehm wie möglich zu machen, und die modernen Luxuszüge mit ihren Schlaf- und Speisewagen sind Verkehrsmittel von Land zu Land und von Hauptstadt zu Hauptstadt, die, sobald die Faktoren Zeit und Bequemlichkeit ausschlaggebend sind, selbstverständlich vom Automobil nicht annähernd erreicht werden können und wohl auch niemals werden erreicht werden.

Wer heute schnell und bequem von Paris nach Berlin, von Hamburg nach Wien, von Dresden nach München oder Basel gelangen will, der wird sich, wenn seine Zeit beschränkt ist — und wessen Zeit wäre in unserem rastlosen Jahrhundert nicht beschränkt — ohne Besinnen dem Schnellzug anvertrauen und den Dampf dem Benzin vorziehen; wer aber zur Reise- und Ferienzeit die Riviera, Frankreich, Tirol, die Schweiz oder Italien mit Ruhe bereisen will, wem dazu die Zeit und die Mittel zur Verfügung stehen, wer alles sehen und genießen und dabei noch eine Luft- und Nervenkur machen will, die von vielen Ärzten empfohlen wird, der reise im Automobil.

Die Automobilindustrie liefert heute Tourenfahrzeuge, die Tausende von Kilometer mit der Präzision eines Uhrwerks zurücklegen, ohne, außer an der immer noch empfindlichen Bereifung, jemals zu versagen, Wagen, die in der Hand eines ruhigen und zuverlässigen Fahrers allen Situationen und Anforderungen gewachsen sind.

In solchen Fahrzeugen zu reisen ist ein großes Vergnügen, eine Lust, eine Form der Freiheit, die nur der kennt und kennen kann, der ihrer teilhaftig wurde. Aber — wie alles Schöne, so hat auch dieser Genuß sein „Aber" — nur unter der Leitung eines sicheren und verständigen Führers kann sich solches Vergnügen an einer Automobilreise entwickeln.

Leider gibt es unter den Automobilisten immer noch einzelne Wildlinge, die, besonders im fremden Land, jede Rücksicht vergessen — zum Schrecken der Touristen und Anwohner, die herrlichsten Straßen, die schönsten Gegenden durch ihr wildes Fahren unsicher machen und die Sicherheit der Passanten gefährden.

Solchen meist jüngeren Fahrern gilt der Rausch der schnellen Fahrt mehr als alle Naturschönheiten, und nur eine mit Polizeigewalt durchgeführte Abschreckungspraxis durch hohe Strafen kann hier helfen.

Selbstverständlich bilden den Maßstab für den Fremdenverkehr mit Automobil in den einzelnen Ländern in erster Linie die Qualität des Straßennetzes und die durch die Naturschönheiten gebotenen Attraktionen, in zweiter Linie der Komfort der Unterkunft und etwaige besondere, dem Automobil günstige oder ungünstige verkehrspolizeiliche Bestimmungen, wie solche z. B. in der Schweiz einen ganz erheblichen Rückgang im Automobil-Fremdenverkehr trotz wunderbarer Naturschönheiten und hochentwickelten Hotelwesens im Gefolge gehabt haben.

Es muß hier erwähnt werden, daß die bei uns in Deutschland schon seit Jahren, in unseren Nachbarländern Frankreich und Österreich erst kürzlich eingeführte Automobilsteuer nicht gerade zu den Maßregeln gehört, die das Reisen und den Fremdenverkehr im Automobil zu fördern geeignet sind. Diese Steuer trifft bei uns jedes Fahrzeug, das die Reichsgrenze überschreitet, und erhöht sich, je nach der Länge des Aufenthalts, von drei Mark für einen Tag stufenweise auf 8, 15, 25, 40 und 50 Mark — letztere für einen Aufenthalt bis zu 90 Tagen.

Ähnliche Bestimmungen, nur mit etwas höheren Ansangsätzen, bestehen in Österreich, und auch England nimmt eine Lizenz von fremden Kraftfahrzeugen, während in Frankreich der fremde Wagen bis zu drei Monaten Steuerfreiheit genießt, die sich um weitere drei Monate verlängert, sobald das Fahrzeug vor Ablauf dieser Frist den französischen Boden auf einen Tag verläßt, um wieder dahin zurückzukehren.

Demnach sind also die rein gesetzlichen Bestimmungen für den Verkehr fremder Automobile am günstigsten in Frankreich, dann in Deutschland und England, während in Österreich die höhere Steuer für Ausländer, in der Schweiz die drakonischen, in jedem Kanton wechselnden Verkehrsbestimmungen den verkehrsfremden Wagen hindernd beeinflussen.

Wir sehen also, daß die gesetzliche Position des fremden Automobils bei uns in Deutschland im Vergleich zu anderen europäischen Ländern eine verhältnismäßig günstige ist, denn die Steuerabgabe, die bei Mietwagen ja korrekterweise nur dem Besitzer auferlegt wird, der sie aber naturgemäß auf den oder die Mieter übertragen wird, ist bei uns nicht so hoch, daß sie für den Verkehr fremder Wagen erheblich ins Gewicht fiele, und wenn auch im Bereich unserer Ortschaften von der Polizei streng darauf gehalten wird, daß langsam gefahren wird, so existiert doch in Deutschland keine Grenze für die Höchstgeschwindigkeit, wie sie in einzelnen andern Ländern, z. B. in England, sehr zum Schaden des Automobilverkehrs streng durchgeführt wird.

Unsere Straßen sind durchgehend gut, unsere Hotels sind ausgezeichnet, und an Naturschönheiten und Kunstschätzen hat Deutschland, besonders in seinem südlichen Teil, mindestens ebensoviel aufzuweisen wie andere zentraleuropäische Länder.

Kein Wunder daher, daß der Fremdenverkehr im Automobil auf unseren Straßen von Jahr zu Jahr zunimmt.

Die nachfolgende, dem letzten Heft des Statistischen Amtes entnommene Tabelle gibt hierfür recht interessante Anhaltspunkte und wissenswerte Details.

Zeitraum 1. Oktober bis 30. Sept.	Gesamtzahl der in das Reichsgebiet gelangten fremden Kraftfahrzg.	Oesterreich-Ungarn	Schweiz	Frankreich nebst Algerien und Tunis	Belgien	Niederlande	Verein. Staat. von Amerika	Groß-britannien	Sonstiges
1912/13	24 647	7300	2962	7685	1873	2268	342	723	1494
1911/12	22 326	6117	2500	7990	1654	1626	487	737	1215
1910/11	18 316	4138	2353	6937	1628	1200	494	628	938
1909/10	15 309	2780	2063	5164	1818	1096	810	624	954
1908/09	12 934	2676	1698	4167	1786	941	686	440	540
1907/08	7 913	1637	619	2951	995	492	478	275	466
1906/07	5 686	1010	327	2234	567	430	477	272	369

Betrachtet man diese Ziffern, so wird man zunächst finden, daß der Besuch Fremder in Automobilen in unserm Lande seit 1906 von Jahr zu Jahr eine ganz erhebliche Steigerung erfahren hat.



Da man wohl annehmen kann, daß jedes dieser Fahrzeuge, das die deutsche Grenze passiert hat, mit mindestens vier Personen besetzt war, so haben also in den Jahren 1906/07 rund 2300, 1912/13, also sechs Jahre später, rund 100,000 Personen das Automobil zu einer Reise nach Deutschland benutzt.

Das stärkste Kontingent dieser Besucher stellten Frankreich und Oesterreich, und bei diesen beiden Nationen weist die Verkehrziffer logischerweise eine im gleichen Verhältnis zum Gesamtverkehr steigende Tendenz auf, während merkwürdigerweise der Besuch amerikanischer Automobilisten in den Jahren 1906/07 bereits ebenso stark wie in den Jahren 1911/12 und in den Jahren 1909/10 am stärksten war.

Auch Belgien und die Niederlande zeigen einen ständig steigenden Verkehr nach Deutschland, so daß man eigentlich für den Rückgang des Besuches amerikanischer Touristen keine rechte Erklärung finden kann.

Jedenfalls ist dieser Rückgang eine bedauerliche Erscheinung. Amerikaner waren und sind bei uns stets gern gesehene Gäste, und es wäre sicher interessant, einmal nachzuforschen, ob nur der Besuch amerikanischer Automobilisten oder der Besuch der Amerikaner überhaupt in Deutschland nachgelassen hat.

Wenn letzteres der Fall ist, wäre eine Untersuchung über die Ursachen dieser Erscheinung und der Versuch, den Amerikanern bei uns neue Attraktionen zu bieten, sicher am Platz. Dagegen hat der Besuch Deutschlands durch die Briten ständig, wenn auch langsam, zugenommen. Natürlich muß gerade für amerikanische und englische Automobilisten schwer ins Gewicht fallen, daß der Transport ihrer Fahrzeuge über See ganz erhebliche Umstände und Unkosten mit sich bringt, so daß die außerordentlich große Zahl von Besuchern Deutschlands aus den vereinigten Königreichen naturgemäß die Eisenbahn dem Automobil als Verkehrsmittel vorzieht.

Vom praktischen, d. h. volkswirtschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, sind die hunderttausend Fremde, die uns das Automobil in den Jahren 1912/13 nach Deutschland brachte, als ein ganz erheblicher Faktor in unserm Wirtschaftsleben zu betrachten, denn Automobilisten geben schon durch die nicht unerheblichen Kosten des Autofahrens, die sich doch während ihres Aufenthalts im Lande decken, mehr Geld aus als andere Fremde, ganz abgesehen davon, daß sie in der Regel zur wohlhabendsten Klasse und sicher auch zu den gebildeten Ständen ihrer Landsleute gehören.

So ist das Automobil, genau wie die Eisenbahn, nicht nur zu einem überaus wichtigen Verkehrsmittel, sondern auch zu einem Kulturträger ersten Ranges geworden, der die Besten der einen Nation in nahe Beziehungen zu denen der andern bringt, denn das Automobil hat neben andern auch noch die Eigenschaft, seinen Insassen einen gewissen besonderen Charakter zu verleihen und seine Verehrer und Freunde durch das gemeinsame Band des Sports schneller einander näher zu bringen, als dies die Eisenbahn als demokratisches Verkehrsmittel zu tun vermag.

Die Hamburger Börse.

Von El. von Monsterberg. — Hierzu 16 Spezialaufnahmen der „Woche“.

Der Herzschlag des Hamburger Handels ist die Börse. Großzügige Entschlußkraft, weitschauende Klugheit werden hier zu förmlich konkreten Tatsachen. Der Einfluß und die Macht von Hamburgs Börse wachsen immer stärker mit dem unaufhaltsamen Fortschreiten der deutschen Industrie, dem gesunden Unternehmungsgeist der Hamburger Kaufmannschaft und der Erweiterung und Erleichterung der Handelsbeziehungen nach Uebersee durch die rastlos weiter strebenden Schiffahrtslinien. Im Gegensatz zu anderen deutschen Börsenstädten erfolgt der Börsenbesuch durch die Hamburger Kaufmannschaft nicht allein aus Geschäftsrücksichten, sondern wird gleichfalls als Ehrensache betrachtet. Minderwertige, gestrauchelte Existenzen sind vom Börsenbesuch ausgeschlossen. Eine ausdrückliche Verordnung des Senats besagt: „Der Zutritt zur Hamburger Börse steht allen anständigen männlichen Personen frei, soweit sie nicht zu denen gehören, die ausdrücklich vom Börsenbesuch ausgeschlossen sind.“ Der Ausschluß kann auch, bei einem Vorgehen gegen die leicht verletzliche kaufmännische Ehre, zeitweise geschehen, hat aber für den Betroffenen stets die bittersten Nachwirkungen. So ergibt sich ganz selbstverständlich ein pünktlicher Börsenbesuch für den Hamburger „Ehrbaren Kaufmann“, eine Gesellschaftsbenennung der Kaufmannschaft, die aus dem sechzehnten Jahrhundert stammt und noch heute bei wichtigen Anlässen geführt wird.

Hamburgs Börsengebäude ist Staatseigentum. Im sechzehnten Jahrhundert entstand die erste Börse, ein völlig unbedeckter Raum, im achtzehnten wurde sie um das Dreifache erweitert, teilweis wenigstens gegen das Wetter geschützt, und 1841 wurde das jetzige Börsengebäude eröffnet. 1884 wurde bereits ein neuer Anbau für das Waren- und Fondsgeschäft fertiggestellt und 1912 der östliche Teil des Gebäudes dem Verkehr übergeben, der die Räume für das Getreide-, Assekuranz- und Schiffsmaklergeschäft enthält. Im ersten Stock liegt der Lesesaal des „Abonnenteninstituts“ der Börse, im zweiten und dritten Stockwerk die Arbeitsräume der „Deputation für Handel, Schiffahrt und Gewerbe“. Das Abonnenteninstitut erhielt seinen etwas sonderbar klingenden Namen durch den 1804 in der Bohnenstraße von G. von Hoßtrup eröffneten Versammlungsort für das kaufmännische Publikum. Zeitungen und neuste Handelsberichte lagen aus, die ein rasches Zurechtfinden ermöglichten, Geschäfte wurden dort mit Vorliebe abgeschlossen, da man hier, im Gegensatz zur alten Börse, auch geschützt vor Hamburgs üblen Wetterunbilden war. Durch Abonnementzahlungen wurde diese sogenannte Börsenhalle lebensfähig erhalten, und so entstand der vorerwähnte Name. Das Abonnenteninstitut wird jetzt von der Handelskammer verwaltet.

Die Börsenversammlungen finden an den Werktagen zwischen ein Uhr dreißig Minuten und drei Uhr statt, am Sonnabend zwischen ein und zwei Uhr. Punkt $^3/_4$2 Uhr werden die Eingänge der Börse durch Diener abgesperrt, der Eintritt ist dann bis $^1/_4$3 Uhr nur gegen Zahlung eines Börsensperrgeldes von dreißig Pfennig gestattet. Das Geld wird zugunsten der Handelskammer verwandt, es floß früher in die Witwen-



kasse der Makler. Trotzdem es als stillschweigende „Ehrensache" gilt, zur rechten Zeit an die Börse zu kommen, laufen doch im Jahr ungefähr 30 000 M. Sperrgelder ein. — Die Speisehäuser im Umkreis einer halben Stunde stehen mit der Börse in Verbindung, und schrille Läutewerke mahnen dort eine Viertelstunde vorher an den Beginn der Börsenzeit. Veranlassung zur Einführung des Börsensperrgeldes gab ungewollt das alte Hoßtrupsche Abonnenteninstitut. Da ein Teil der Kaufmannschaft es stets wieder vorzog, sich in der geschützten „Börsenhalle" statt der offenen Börse aufzuhalten, verzögerten sich dort die Versammlungen immer mehr. Die Kommerzdeputation suchte den Verspätungen mit allen möglichen Aenderungsversuchen entgegenzutreten. Aber es half weder das Ein- und Ausläuten der Versammlungen noch das Sperren der Eingänge mit Ketten. An Stelle des völligen Börsenschlusses kam die Kommerzdeputation auf den Gedanken der Börsensperre und verfügte sie sofort. Nach ein Uhr war der Eintritt zur Börse nur gegen Erlegung von 4 Schilling zu erreichen, einer Geldsumme, die dem heutigen Börsensperrgeld von dreißig Pfennig entspricht. Diese Maßregel fand unerwarteten Beifall, und ihr verdankt Hamburgs Börse zum größten Teil die auf die Minute



Herr Sanders (×).



Senator Sachse.



Die Hamburger Börse: Die Tabak-, Metall- und Fondsbörse.

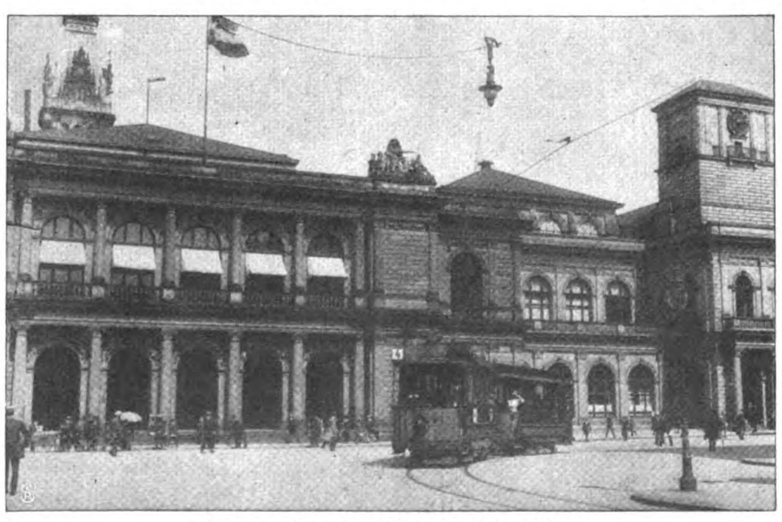




Saal für sämtliche Waren.

pünktliche Vereinigung aller mit Handel und Schiffahrt in Verbindung stehenden Geschäfte zu einer ganz bestimmten, allgemein bekannten Zeit im Börsengebäude, eine Tatsache, die eine große Erleichterung der abzuwickelnden Geschäfte bedeutet. — Einen ganz eigentümlichen, prickelnden Reiz hat dies alltägliche Zuströmen von wohl reichlich neuntausend Männern, die zur Mittagzeit nach dem Haupteingang der Börse auf dem „Adolphsplatz" hasten. Der „Börsenhelm", der Zylinder, räumt während der Sommerzeit bequemeren Kopfbedeckungen seinen Platz ein. Trotzdem liegt stets etwas von ernster Verantwortung über den vorwärts eilenden Scharen beschäftigter Männer. Etwas wie Kampfbereitschaft und Siegwille. Eine stolze Parade ist es der unbestrittenen Großmacht hanseatischer Kaufmannschaft. Geschlossenes, unaufhaltsames Vordringen beseelt diesen eigenartigen Aufmarsch, man spürt den Weltodem des Handels, der Kultur und Ansiedlung mit sich führt, werdende und wachsende Werte überall dorthin bringt, wo er eindringt. Ein Wille treibt all die Tausende vorwärts, der Wille zur rastlosen Arbeit, zu weitreichender Tat. Die Parole eines jeden Tages aber heißt: Deutschland und Geschäft.

Punkt $^3/_4$ 2 hört der flutende Menschenstrom so jäh auf, als habe sich eine Stauschleuse plötzlich geschlossen. Am Eingangstor pflanzen sich die Börsendiener mit Sammelbüchsen auf, um das Sperrgeld darin aufzunehmen. Und es ist vergnüglich, die verlegene Hast der wenigen Verspäteten zu beobachten, ebenso wie das Grinsen der Börsendiener, die wie ein menschgewordener Vorwurf ihre Büchsen vor den reichlich ausgefüllten, stramm anliegenden Uniformrock halten (Abbild. S. 1183)



Die Hamburger Börse. Vorderansicht.

Die Eingänge zur Börse werden um 1¾ Uhr von Dienern abgesperrt.



Die Herren Poppenhusen u. H. P. Newman.

Bitte 30 Pf. wegen Verspätung!

und dem gesetzlichen Obolus entgegenwarten. — Mittlerweile wickelt sich der Börsenverkehr im Innern in täglich wiederkehrender Vielseitigkeit ab. Durch mosaikartige Zeichnungen des Fußbodens und Numerierung der einzelnen Säulen sind die Börsenräume übersichtlich so eingeteilt, daß jede Firma, jeder regelmäßige Börsenbesucher einen festen Sitz oder Standplatz gegen eine zu entrichtende Miete angewiesen bekommt. **Während der Börsenzeit hält sich an den** bestimmten, festen Plätzen ständig ein Vertreter der verschiedenen Handelshäuser auf. Wer sich auskennt, findet durch diese Einrichtung aus den gewaltigen Menschenmassen sofort jede einzelne Firma heraus, sonst wird eine Orientierung jedem Fremden rasch ermöglicht durch Benutzung des Börsenadreßbuches. Siebentausend Firmen weist das Adressenregister auf, die Börse wird aber täglich von mehr als neuntausend Geschäftsleuten besucht, da viele Firmen, wie zum Beispiel Schiffsreedereien, Hausmakler,



Herr Vorwerk.



Die Herren Hasche, Zebel und Vogel.



Herr Joh. Eder und Herr Voß.



Dr. Melchior und Dr. Warburg.

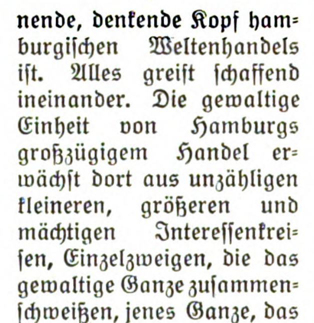
Herr Lehmann, Mitglied der Bürgerschaft.



Herr Schede, Mitglied d. Handelskammer.

Herr Wentzel.

mehrere Personen zum Börsenbesuch entsenden. — Von den umgebenden Galerien der Börsensäle aus gesehen, ist der Eindruck der unten wogenden Menschenmassen förmlich aufreizend, überwältigend. Von dem anscheinend unentwirrbaren Gewoge von Männern, Männern und wieder Männern geht ein Brausen aus, das zeitweilig fast beklemmend laut wird. Ein Hin und Her von Köpfen, ein jähes Auffahren von Händen, die stechend weiß aus dem Dunkel der Gesamtheit sich lösen. Man begreift hier, daß Hamburgs Börse der unermüdlich pla-



nende, denkende Kopf hamburgischen Weltenhandels ist. Alles greift schaffend ineinander. Die gewaltige Einheit von Hamburgs großzügigem Handel erwächst dort aus unzähligen kleineren, größeren und mächtigen Interessenkreisen, Einzelzweigen, die das gewaltige Ganze zusammenschweißen, jenes Ganze, das Hamburgs Ansehen, Macht und Größe schuf durch des Deutschen Reiches starken Schutz in allen Teilen der Welt.

Die näher aufeinander angewiesenen Handelsgruppen stehen sich auch räumlich nahe in der Börse, dadurch werden in Hamburg Geschäfte außerordentlich rasch und bequem zum Abschluß gebracht. Wer mitzählt in dieser bezwingenden Welt des Handels, ist täglich auf der Börse, und damit der Ernst des Lebens nicht allzu erdrückend die Räume anfüllt, sind gute Börsenwitze eine beliebte Erfrischung, und das Neuste vom Tag





Saal für Getreide und Versicherung.

aus der lokalen Geschichte Hamburgs findet dort eine ebenso rasche Verbreitung wie die neusten Handelsereignisse von schwerwiegender Wichtigkeit.

Hier sind sie alle anzutreffen: die Handelsherrn, Bankiers, Fabrikanten und Großindustriellen, die Makler und Assekurateure, die Reeder und Leiter der großen Dampfschiffahrtsgesellschaften, von denen ein jeder eine einflußreiche Handelsflotte auf dem Meer schwimmen hat. Ein kurzes Kopfnicken, eine knappe Bemerkung von nur wenigen, aber recht inhaltschweren Worten, eine rasche Notiz des Maklers in sein Taschenbuch — und ein Unternehmen von Hunderttausenden, oft von Millionen ist abgeschlossen, eine Gefahr eingegangen, die Monate umfaßt und ihre Fernwirkungen alsobald auszustrahlen beginnt. Was hier in den wenigen Börsenstunden ersonnen und beschlossen wird, zeigt seinen Einfluß bald ebenso in den unzähligen Welthäfen wie im gesamten Leben des Binnenhandels.

Der eherne Tritt der Arbeit hallt wider im Tempel von Hamburgs Handel, der Börse. Neue Taten recken sich dort täglich auf, bereit zum Handeln, und harren der kühnen Schaffensgedanken deutscher handelnder Männer, die in des Reiches Schutz und des Friedens segnender Hut die köstlichsten deutschen Siege erstreiten.

Japanische Wandbilder.

Von Felix Baumann. — Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

Betrat ich im Land der aufgehenden Sonne ein im urjapanischen Stil gehaltenes Empfangzimmer, so richtete ich meinen Blick zuerst auf die Mitte des Tokonoma: auf den ungefähr zehn Zentimeter höher als der übrige Fußboden liegenden Teil des Zimmers, der in einem japanischen Haus als Ehrenplatz gilt. Mich zogen jedoch weniger die dort stehenden Räuchergefäße und Blumenvasen an als der in keinem japanischen Haus fehlende Kakemono. Eines jener japanischen Hängebilder, die von den Japanern so geschätzt werden, und für die ihnen kein Preis zu hoch ist. Ob reich, ob arm, jeder Japaner muß seinen Kakemono haben. Muß der mit irdischen Gütern nur wenig bedachte Japaner sich mit einem billigen Machwerk begnügen, so würde er doch lieber auf etwas anderes verzichten. Erwartet der Japaner einen erhabenen Gast, so hängt er seinen besten Kakemono an die in einem schlichten Ton gehaltene Wand. Und zwingt ihn die Tradition, am Ahnenfest im Juli jeden Jahres im gläubigen Gebet der Dahingeschiedenen zu gedenken, so ist es ein buddhistischer Kakemono, der im Haus die große Rolle spielt. Auch an andern Festtagen, wie beim Jahreswechsel, beim Knaben- oder beim Puppenfest, ja sogar anläßlich der verschiedenen Jahreszeiten tritt der Kakemono in seine Ehrenrechte. Und das Sujet, das das Hängebild zeigt, entspricht der Bedeutung der festlichen Veranlassung. Am Neujahrstag herrschen die Kranich- und Schildkrötenbilder vor, die eine lange Lebensdauer versinnbildlichen; nicht zu vergessen des Falken als Sinnbild körperlichen Wohlseins.

Die Bedeutung des Wortes Kakemono? Wörtlich übersetzt: einen Gegenstand anhängen. Abgeleitet von dem Verbum kakeru (anhängen) und dem Hauptwort mono (Gegenstand). Pater Lemaréchal von der Pariser Gesellschaft für Auswärtige Mission erklärt in seinem japanisch-französischen Wörterbuch das Wort Kakemono als „ein Bild oder eine Schrift, die an der Wand angehängt wird".

Die Japaner kennen drei Arten von Kakemono. Die Shina-Shitaté (von Shina = China und shitateru = formen) und die Butsu-Shitaté (Butsu = Buddha), die chinesischen Ursprungs sind, sowie die rein japanischen Yamoto-Shitaté. Schon die Bezeichnung „Yamoto" weist auf Japan hin. Liegt doch in der Provinz Yamoto die heilige Tempelstadt Nara, und es gibt für den Japaner kaum ein klangvolleres Wort als „Yamoto-Damashii" (japanischer Geist). Die japanischen Maler reihen die Yamoto-Shitaté vielfach zwischen die Shina-Shitaté und die Butsu-Shitaté ein, weil sie oft wieder auf chinesische Motive zurückgreifen. Streng genommen gibt es noch eine vierte Kakemonoart: Chagaké, die sich jedoch mit der Yamoto-Shitaté deckt. Diese Bilder finden auch nur beim Chanoyu, bei der Teezeremonie, Verwendung. Was die äußere Form und die Ausstattung eines Kakemono betrifft, so sind die Wandbilder bestimmten Normen unterworfen. Größe, Stoff und die Proportion der einzelnen Felder müssen sich in bestimmten Grenzen halten.

Die japanischen Künstler sind an nicht weniger als elf verschiedene Kakemonoarten gebunden. An erster Stelle kommen die buddhistischen Bilder. Man muß beim Anblick einiger dieser Buddhabilder unwillkürlich der gerade nicht künstlerischen fünf kleinen Buddhahefte gedenken, die in Japan als Bilderbücher gelten und Buddha „in allen Tonarten" zeigen. Die Shichu genannte Bildfläche des Buddha-Kakemono muß von dunkelblauem Papier oder dunkelblauer Seide sein. Der „Ichimonjo",



Heimgang am Abend.
Von Utamaro Kitagawa.



Japanische Schöne.
Von Shunsho Katsukawa.



Im Sommer.
Von Toyohiro Utagawa.



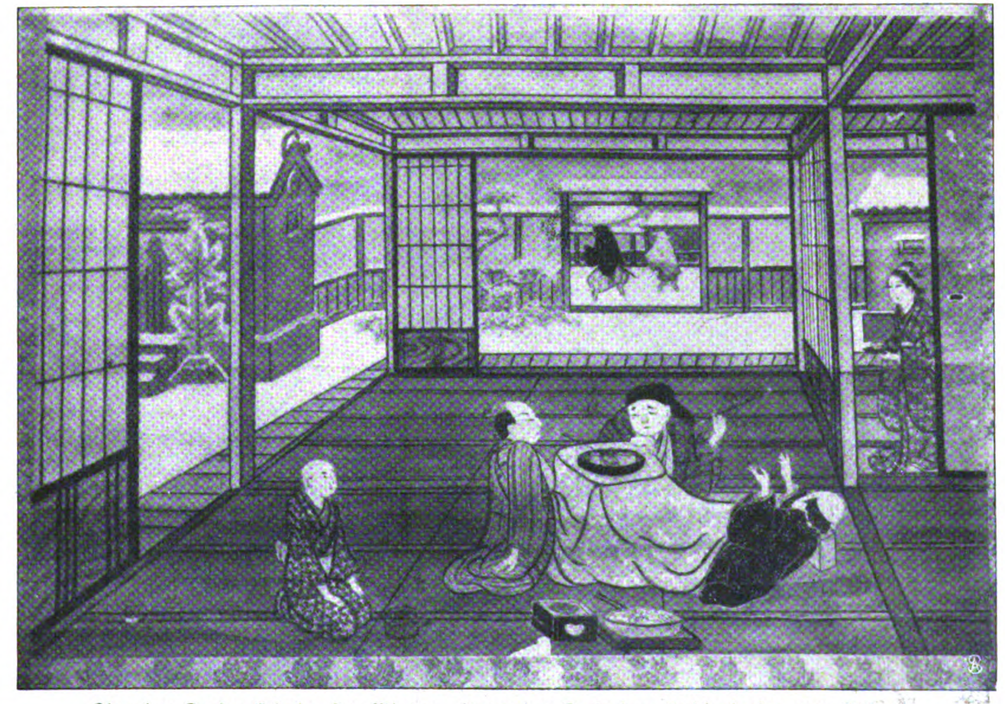




Gute Nacht! Von Toyokumi Utagawa.
Linkes Bild:
Vorlesung eines Briefes. Von Toyohiro Utagawa.

der Bildsaum, der die Bildfläche nach oben und unten abschließt, wird aus Goldbrokat auf purpurnem Grund hergestellt. Die Futai, die beiden von der oberen Querstange (Haso) herabhängenden „Windbänder“, sind aus dem gleichen Stoff wie der Bildsaum. Auch für das hintere Futter der Windbänder ist ein besonderer Stoff vorgeschrieben. Die Windbänder zieren an den unteren Enden kleine weiße Seidenquasten.

Weshalb die Windbänder an dem Kakemono befestigt werden, ist



Aus der Toriye-Schule: Im Winter. Unter der Decke das Kohlenbecken zum Wärmen.



Schauspielerpaar. Von **Kiyonobu Toriye.**



Spaziergang einer Schönen. Von **Hiroshige Ando.**

ziemlich unklar. Nach einer Version sollen die Bänder in Verbindung mit zwei anderen hinter dem Bild in ganzer Länge herabhängenden Bändern zum Aufbinden des Bildes bei starkem Wind dienen. Eine andere Ansicht besagt, daß an den untern Enden der Bänder im Sommer ein kleines Sand- oder Reispäckchen befestigt wird, das während des Hin- und Herflatterns bei starkem Wind ein kleines Geräusch auf dem Bild verursacht und auf diese Weise die Fliegen verscheucht werden. Noch eine Version läßt die Windbänder die



Ein Schauspieler. Von **Sharaku Saito.**

Stelle der Shimenawa vertreten, der aus Stroh- und Papierstreifen hergestellten Bündel, die an Tempeln und andern heiligen Orten aufgehängt werden, um die Stelle zu weihen. Die Innenumgürtung (Chumawashi), der Teil, der die Bildfläche umgibt, wird aus altem, rotem, mit Blumen gemustertem Goldbrokat gefertigt. Die obere und untere Außenumgürtung (Yogemawashi) entspricht dem oberen und unteren Montierungsteil der Innenumgürtung. Die Sode-Aermel, die seitlichen Teile der Innenumgürtung, werden genau wie die Außenumgürtung hergestellt. Zwischen Bildfläche und Innenumgürtung wie auch zwischen Innen- und Außenumgürtung gibt es noch eine Begrenzungslinie aus Gold oder gefärbtem Seidenstoff (Suji). Achsenenden (Jiku) heißen die beiden Enden des den Kakemono abschließenden Rollstabs, der zum Aufrollen des Bildes dient. Der Rollstab wird aus Metall oder mit Metall beschlagenem Lebensbaumholz gefertigt. Der Stab ist auf der Vorderseite mit dem Tuch der Außenumgürtung bedeckt. Oefters werden an den Rollstab kleine kugelförmige Gewichte oder Fischchen aus Kristall oder

Bronze bei kurzen Kakemonos als Schmuck, bei langen als Streckgewichte angebracht. Das Takuboku, das Band, mit dem der Kakemono nach dem Aufrollen zusammengebunden wird, muß aus blaugelber Seide sein.

Es würde weit den Rahmen dieses Artikels überschreiten, wenn ich auch auf die andern Kakemonoarten näher eingehen würde. Sie seien daher nur kurz skizziert. Zuerst die Anfertigung dreier zusammengehöriger Kakemonos. Stellt das mittlere Bild eine menschliche Figur dar, so müssen die Seitenbilder aus Landschaften oder Blumenstücken mit Vögeln bestehen. Diese „Sanbuku tsui" benannten Wandbilder werden nur am Neujahrstag sowie an andern Festtagen und bei fröhlichen Gelegenheiten aufgehängt.

An diese Kakemonos schließen sich die Fukuro Hyoso, die Rimpo Hyoso, die Dattan Hyoso und die Miucho Hyoso. Ferner die Seki shu, deren Außenenden aus Elfenbein und die Windbänder aus Silberbrokat (Ginran) oder Goldstaub (Shakin) verfertigt werden. Gehört das Bild zur Ukiyoge-Schule und ist die Bildfläche aus Seide, so muß die Innenumgürtung aus Nanakoseide mit Silberbrokat und die Windbänder purpurn sein. Eine Art Kakemono sind die nach weichster chinesischer Art gemalten Nongabilder, die ohne Bildsaum hergestellt werden. Die neunte Klasse, zwei schmale, zusammengehörige Wandbilder, deren Bildfläche nur 16,7×137 Zentimeter sein darf, fällt in das Reich der Schriftkakemono-Klasse 10, die Yamoto Hyoso sind Querbilder und hauptsächlich für in Hiraganaschrift geschriebene Lieder bestimmt. Die letzte Kakemonoart, San dan Hyoso, die früher nur aus Papier hergestellt wurde, besteht heute aus Seide.

Im japanischen Sinn soll ein Kakemono nicht nur ein Wandbild sein, sondern auch erzieherisch wirken. Die japanischen Künstler suchen jede von ihnen gemalte Pflanze, jedes Tier usw. bis ins kleinste Detail zu kopieren und wollen gewissermaßen einen Anschauungsunterricht geben. Die Haartracht oder der Faltenwurf eines Kleides soll vorbildlich wirken.

Wenden wir uns zum Schluß noch einigen der ältesten Kakemono zu. Die Schatzkammer des Kaisers von Japan birgt ein Wandbild, das den Prinzen Shotoku mit seinen beiden jugendlichen Söhnen darstellt. Nach Annalen des Horyuji-Tempels soll das Bild zur Zeit eines Prinzen Asa oder Osa entstanden sein, der von seinem Vater, dem König von Peckche (597), nach Japan gesandt wurde. Das Bild dürfte jedoch schwerlich aus der Uji-Periode stammen, weil die Kleidung der Prinzen einem späteren Zeitalter entspricht. Im Besitz eines englischen Aristokraten befindet sich ein Kakemono mit dem Wappen der Tokugawa. Das Bild, das mir als Photographie vorgelegen hat, zeigt die gesamte Gefolgschaft der Shogune sowie einige merkwürdige Embleme.

Tropenfieber.

Eine Skizze in Briefform. Von E'Toec.

Vor Celebes, 1914.

Amice! Ich sehe im Geist Dein erstauntes Gesicht, wenn Du eines schönen Morgens diesen Brief auf Deiner Teetasse liegen finden wirst. Du wirst Dich wundern, erstens über ihn als Ding an sich, und zweitens, wenn Du ihn endlich öffnen wirst — denn Du hast zeitlebens immer erst in Ruhe Dein Frühstück verzehrt, ehe Du einen Brief aufschnittest — wirst Dich wundern, gerade in mir den Schreiber zu finden, nachdem wir damals in etwas erhöhter Ärgertemperatur voneinander schieden.

Aber Dein Erstaunen wird kurz und schmerzlos sein, denn als Fußnote zu nachfolgender Epistel wirst Du von irgendwem die Nachricht erhalten, daß ich unterdessen von zwei Übeln das kleinere wählte; zu deutsch: mich aus der Liste der Lebenden ausgemustert habe.

Läge ich augenblicklich nicht bei gänzlicher Windstille in einem Dajakboot vor einer gottvergessenen Bucht in Celebes, wo einem selbst der Schatten noch das Blut ins Gehirn treibt, weil er azurblau vor Hitze und Blendung, sondern säße ich in Deinem kühlen, dämmerigen Zimmer und erzählte Dir alles, so würdest Du mit der rührenden Geduld, die Dich immer ausgezeichnet, zuhören, etwas von Tropenknacks murmeln und versuchen, mir kühl bei einer kühlen Flasche Wein die Sache auseinanderzusetzen, bis ich Dich unterbrechen würde: „Was redest Du eigentlich? Was habe ich Dir denn erzählt? Es war ja alles nichts!"

Aber das ist schon wieder Unsinn, denn auf der Reise nach Deutschland wäre die Sache auch ohne Dich für mich abgetan, und ich könnte Dir die Freude ersparen, daß Du recht behalten hast mit Deinem mich beim Abschied so belustigenden Wort: Du glaubtest an den Tag, wo ich „dran glauben" müßte.

Ja, was will ich denn eigentlich schreiben? Meine Tinte wirft Blasen in der Sonne, und ich ärgere mich, daß ich jetzt mit Worten etwas sozusagen festnageln will, was gerade in seiner Unwirklichkeit so entsetzlich ist.

Aber es gibt Augenblicke. . . Und der Dajak vorn im Boot, der seit drei Stunden das gleiche eintönige Lied singt, während auch nicht ein Windzug die flimmernde Luft bewegt, macht mich verrückt.

Ich überlasse es Deinem guten Geschmack, nachfolgendes unter Deine medizinischen oder psychologischen Erfahrungen einzuordnen. So etwas ist Deine besondere Gabe, während ich aus dem geistigen Aufräumen nie herauskam.

Aber heute will ich es das letztemal versuchen.

Nach unserer damals etwas gezwungen schnellen Trennung nahm ich mir im Hotel abends mal wieder meinen alten Atlas zur Hand, fand, daß in Tibet noch ein unangenehm leer aussehender weißer Fleck auf der Karte war, der mich ärgerte und mir die Schlafruhe nahm. Ich half dann den Gelehrten am grünen Tisch ihn etwas farbenfreudiger für die armen Schulkinder wiederzugeben, während ich als mongolischer Pilger in allen verbotenen Gebieten des Landes herumbummelte. Du weißt, so was hat mir immer besonderen Spaß gemacht.

Eines Abends bekam ich aber doch wieder Lust, mir das Kamelfett des Talmimongolen mit europäischer Seife aus dem Gesicht zu waschen und meinen Smoking wiederzusehen. Auch unter einem Sonnenschirm zu



gehen statt in Fellen. Die Kälte da oben in Tibet, o Gott, diese herrliche Kälte!

Im Hotel in Bombay, als ich harmlos neben einer recht niedlichen kleinen Amerikanerin beim Diner sitze, äugt ein alter Herr so scharf zu mir herüber, daß ich mein Glas ins Auge klemme. Er verbeugt sich leicht, stellt sich mir nachher im Rauchzimmer als deutscher Arzt vor.

Mit rührender Anteilnahme an meiner Gesundheit, über die selbst nachzudenken ich mir niemals die Mühe gegeben hätte, rät er mir, in Java ein paar Monate gänzlich auszuspannen. Kurzum, Indien ist mir so gleichgültig wie Java, ich nehme also, um eine Seereise zu haben, den nächsten Dampfer nach Java.

In Batavia lerne ich einen Kaufherrn kennen, der Wohlgefallen an mir findet und mich auf sein Landgut einlädt.

Da ich nichts Besseres zu tun habe, nehme ich mir also eines Tages einen Sado, mache dort meinen Besuch und sehe in der Frau eine Bekannte aus dem lieben, alten Deutschland wieder; das heißt, sie redet mich darauf an, ich hatte keine Ahnung mehr, war aber natürlich „entzückt". Als ich abends im Hotel meinen holländischen Freunden davon erzähle: überall neidvollste Aufregung über dies „Entgegenkommen" der Frau, der ganz Batavia wegen ihrer Schönheit hoffnungslos zu Füßen läge, ohne daß sie jemand die geringste Aufmerksamkeit schenke.

Nun, ich legte es zu den übrigen kleinen Erinnerungen, so wie junge Mädchen sich am nächsten Morgen ihre Ballblumen ansehen, unter denen sie sich wohl die eine oder andere etwas abseits gesteckt haben, aber die sie doch am Ende verwechseln und vergessen.

Ich blieb durch Zufall länger im Land und nährte mich redlich an der Reistafel des Hotels in Buitenzorg, daß ich schon deshalb aus reiner Verzweiflung häufiger auf das Landgut hinausfuhr.

Der Hausherr war einer von denen, die eine große Bibliothek wissenschaftlicher, aber unaufgeschnittener Bücher in ihrem Zimmer stehen haben, und die in Gesellschaft von Frauen sich immer anders benehmen wie unter sich.

Die Frau war meinem Geschmack nach nicht schön, nur hatte sie seltsam weiche Augen, wie es Europäerinnen sooft hier draußen bekommen. Blickte sie einen nach ihrer Art ruhig und lange an, so fühlte man, daß sie nichts einzelnes erfaßte, und doch machte es einen fast verwirrt. Sie war viel kleiner und zarter als der Mann, ihre Stimme leise und ihre Bewegungen sanft; ich konnte mir nicht vorstellen, daß diese Frau jemals etwas Lautes oder Häßliches sprechen könnte.

Sie hatte einen deutschen Namen, aber hier sprach man nur von „Adinda". In dem Klang dieses weichen javanischen Wortes lag das Eigenwesen dieser Frau. Du mußt es langsam sprechen: Adinda.

Aber was sage ich Dir das, der Du dies Land nicht kennst, dessen Sprache so melodisch wie das Singen der kleinen blauen Vögel abends in den Waringinbäumen —

Als ich eines Nachmittags wieder hinausfahre, sagt mir der Boy schon im Garten, daß der Herr für ein paar Tage nach Djokjakarta gefahren sei.

Ich sehe die lange, heiße Chaussee, auf der ich eben gekommen war, zurück, lasse mich dann kurz entschlossen bei der Frau des Hauses melden und werde auch angenommen.

Ich sitze ihr gegenüber in dem dämmerigen Zimmer mit der überdachten Veranda, über die Ghekkos huschen wie kleine Märchengestalten mit ihren starren Augen und ruckweisen Bewegungen, und sie mischt mir den Tee mit der Anmut der großen Dame.

Draußen sprengt ein Diener den Rasen, das Wasser rauscht auf die breiten Blätter des Gebüsches und zerstäubt auf dem Kies. Durch eine Spalte der Jalousie fällt ein schräger Sonnenstrahl und setzt den einzig scharfen Widerschein in diesem Zimmer auf das silberne Service.

Ich rede vom Hundertsten ins Tausendste, denn diese Nachmittagstunden töten die Gedanken, was sich meist in einem wahren Redeguß offenbart.

So bemerke ich kaum, daß die Frau mir gegenüber immer blässer wird in der merkwürdig fahlgrünen Beleuchtung des Raumes.

Da legt sie mir unvermittelt die Hand auf den Arm, unterbricht meine ganz gleichgültige Reiseerzählung: „Wozu erzählen Sie mir davon?"

Und wie ich nun, ein wenig erstaunt, mich vorbeuge, durchschüttelt ein tränenloses Schluchzen ihren Körper, ihre Schultern zucken, und sie preßt die Hände gegen das Gesicht.

Ich springe auf, will die Dienerin holen, besinne mich auf halbem Weg, bleibe unschlüssig stehen — und da — da höre ich sie sagen, diese Frau, die sonst so kühl ist, daß ich niemals in ihr das Weib gespürt habe: „Um Gottes willen, gehen Sie! Kommen Sie nie wieder! Ich verstehe mich selbst nicht, aber es ist alles so rätselhaft hier. Ich bin meiner selbst nicht mehr sicher. Seit ich Sie kenne, hab ich nur an Sie gedacht" —

Und von neuem das tränenlose Weinen und Bitten, daß ich sie allein lassen möchte. Da nehme ich ihre Hand, und wie ich mich über sie beuge, sehe ich, wie schmal und weiß sie ist.

An der Tür wende ich mich noch einmal, sehe ihre Gestalt licht gezeichnet gegen das helle Fenster, das Gesicht mir zugekehrt und in den Augen eine so maßlose Verzweiflung, daß es mich erschütterte.

Meine Rikscha wartete.

Wie eine Glutwelle umschloß mich die heiße Luft des späten Nachmittags. Der weiße Hut meines Javaners tanzte im Rhythmus seiner Schritte vor meinem Wagen wie ein heller, blendender Fleck in der Sonne. Irgendwo zirpte ein Vogel oder eine Grille so messerscharf und anhaltend, daß es meine Gedanken zerriß. Sie weilten noch da oben bei der weinenden Frau, die für einen Augenblick dem entnervenden Einfluß dieses Klimas erlegen war, und die vielleicht schon morgen wieder mit dem gleichen kühlen Lächeln, wie ich es bisher an ihr gekannt, ihre Gäste empfangen würde. Eine flüchtige Röte wird vielleicht noch ihren feinen Hals färben, wenn sie an diese Stunde zurückdenkt, die sie schwach gesehen. Sie war doch sehr schön, Adinda . . .

Am nächsten Tag befahl ich meinem Boy zu packen, für eine längere Reise im Dajakboot nach Celebes, denn ich wünschte fortzukommen, um hier in Buitenzorg nicht scheinbar den Toggenburg zu spielen, um keine albernen Antworten auf die Frage zu geben, warum ich meine Besuche so plötzlich abgebrochen. . . .

Am Abend nach der Abreise begann es, an jenem Abend, Amice, und seit der Zeit hat mich das Bild nicht wieder verlassen. Es macht mich wahnsinnig. Ich fühle es langsam. Immer ist jene Frau um mich, überall und in jedem Ding sehe ich sie. Ich spreche mit ihr von Sachen, worüber ich im Leben sicherlich niemals mit ihr



reden würde; ich stelle sie mir vor, ihre weißen Hände, den feinen Hals, die schmalen Schultern.

Ich kann nichts anderes mehr denken. Ich höre dich sagen: Fortreisen, in kühlere Gegenden. Ich weiß es ja, Amice, aber ich kann nicht mehr. Unter diesem mitleidlosen, gläsernen Himmel, den du nicht kennst. Nichts kann ich mehr, als nur dem Gedanken an diese Frau leben, die mir in Wirklichkeit gar nichts war, vielleicht auch nie etwas geworden wäre. Sie tötet meinen Geist, wie sie meinen Willen getötet hat.

Meine Ruderdajaks haben gemeutert, als ich mit dem Boot hier in dieser kleinen fieberreichen Bucht liegen blieb. In einem Wutanfall habe ich gedroht, sie zu erschießen, und wie ich die Pistole hebe, geht der Schuß los, und der eine fällt hin. . . .

In der Nacht sind sie alle auf und davon, bis auf einen, der wohl abwartet: er oder ich. Wahrscheinlich ich, dann ist der Rest Profit auf jeder Seite. Aber er hat Angst vor mir und klettert, wenn er an mir vorbei muß, außen am Schiff entlang.

Planlos ist die Aufzeichnung, wie es mein Leben war. Die ganze Geschichte hat gar keinen Zweck gehabt aufzuschreiben, denn sie hat keinen Anfang und kein Ende. — Gegrüßt, Amice —! —

Deutsches Liebeslied.

Von stillter Träume mildverklärtem Glanz,
Von tiefster Sehnsucht abendsanftem Blau,
Wob ich ums Haupt dir einen lichten Kranz,
Ums teure Haupt dir, du geliebte Frau.

Nun strahlst du mir in meinen grauen Tag
Und hebst die Sorgen, die sich neigen schwer;
Was einst auf mir gleich düstern Wolken lag,
Nun ist's nicht mehr.

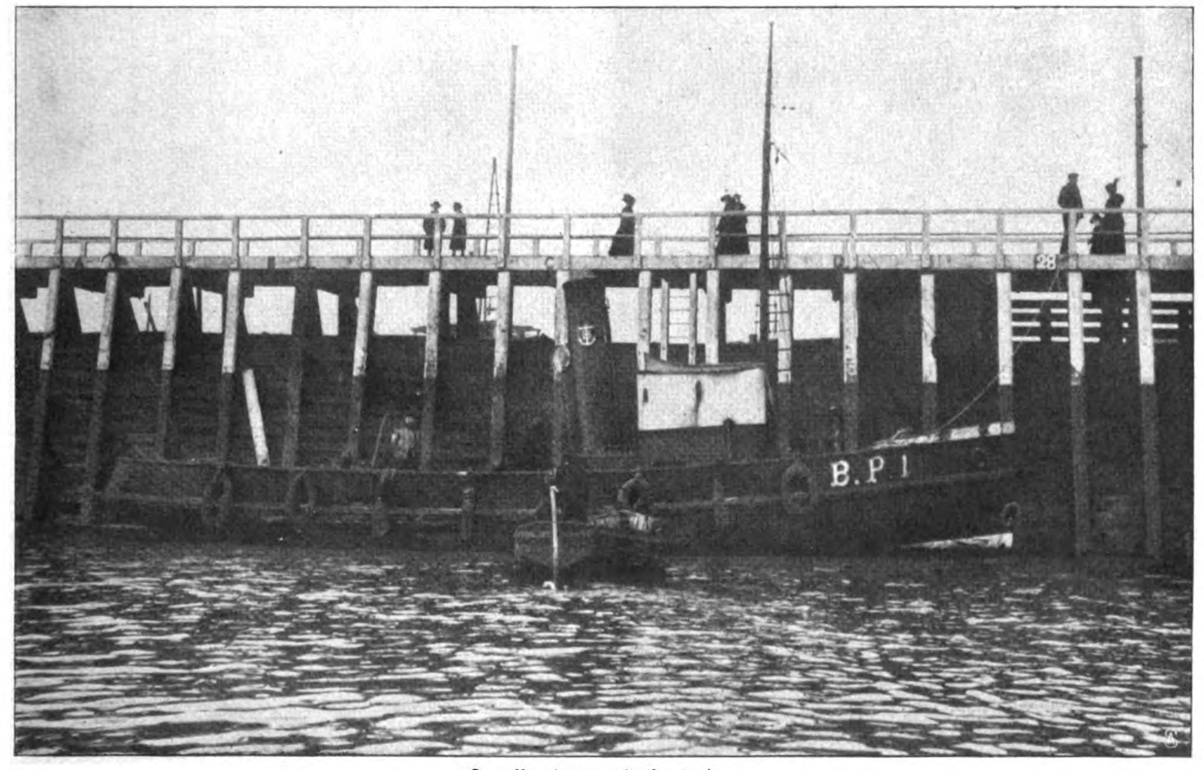
Nun hat dein Strahlen mir mein Glück gereift
Und sanft gemacht mein wildbewegtes Blut:
Komm in den Garten, eine Amsel pfeift
Ein Lied von zweien, die einander gut.

S. O. Fangor.

Die Lotsen von Boulogne.

Von Johannes Tschiedel. — Hierzu 8 Aufnahmen von E. Dejonghe.

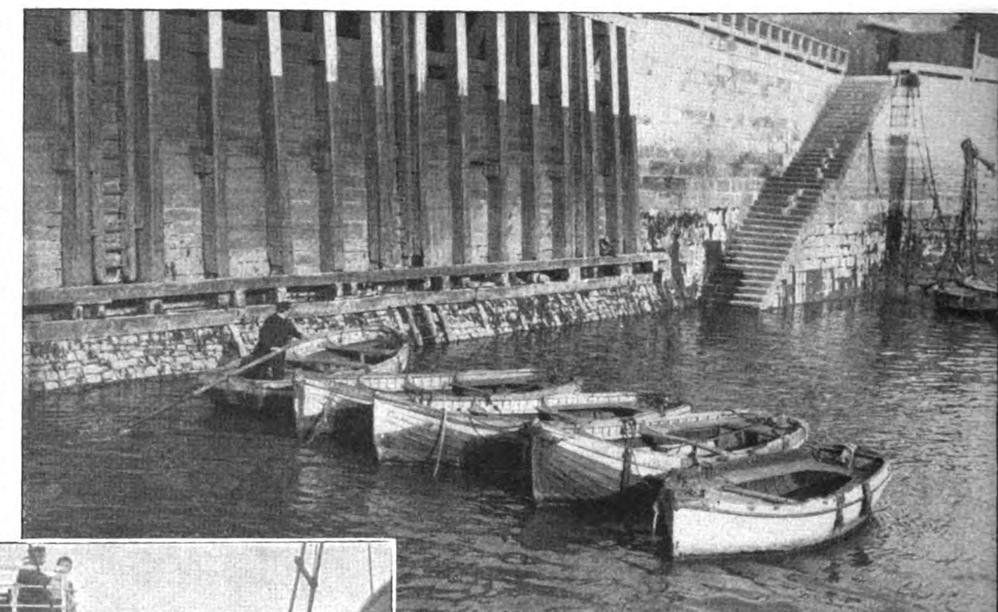
Boulogne-sur-Mer, die prachtvoll am Ausfluß der Liane in den Pas de Calais gelegene alte Seestadt, das Venedig des Nordens, wie man es auch genannt hat, ist wie ein Symbol der Verhältnisse Frankreichs zu England. Aus diesem Hafen, von dem seit Julius Cäsars Zeit alle gegen England gerichteten Unternehmungen ausgingen, ist heute so etwas geworden wie die „Plage de l'Entente Cordiale", ein weithin sichtbarer Leuchtturm der englisch-französischen Freundschaft. Nirgends verstehen sich Engländer und Franzosen so gut und fraternisieren so herzlich wie in dieser seit alters her rührigsten aller französischen See-



Der Boulogner Lotsentender.



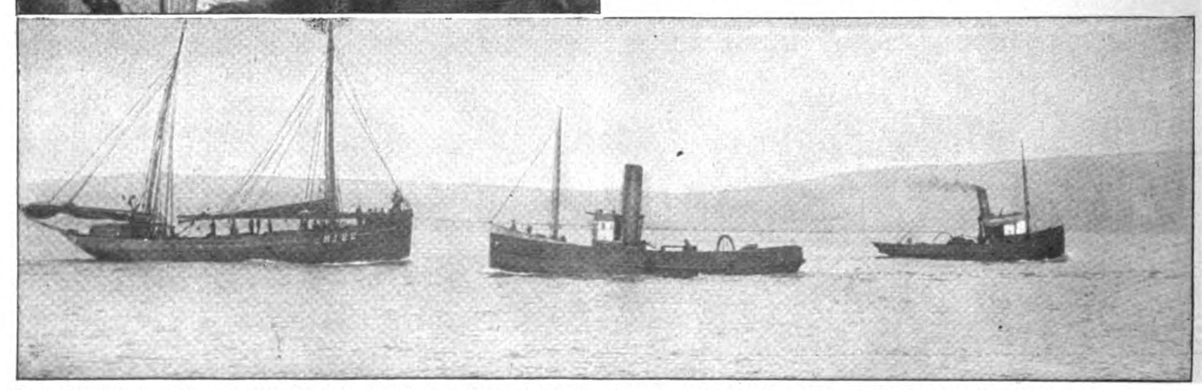
städte, aus der Cäsar gegen England vorstieß, deren Grafenhaus England einen König gab, und neben der der große Korse in jahrelanger Arbeit für einen kühnen Vorstoß gegen England sein berühmtes Feldlager aufbaute, um es dann freilich schnell und ergebnislos abzubrechen, als die Schlacht von Trafalgar alle diese Pläne durchkreuzte.



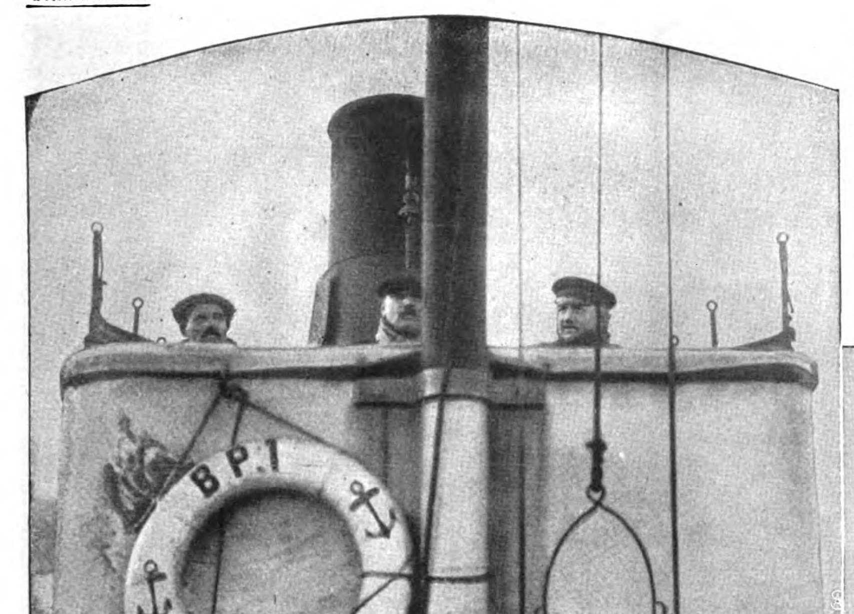
Die kleinen Boote vom Lotsendienst.

In der Tat ist Boulogne die einzige französische Stadt, in der sich eine nennenswerte englische Kolonie angesiedelt hat. Und die jährlichen Besucher von jenseit des Kanals zählen nach vielen Tausenden. Und nicht nur französische Dichter hat diese Stadt mit ihrer an spanischen Typus erinnernden kraftvollen, ernsthaften und arbeitsamen Bevölkerung zu schwungvollen Hymnen begeistert, sondern auch englische. Charles Dickens schwärmte für Boulogne, für den lebhaften Hafen, für die amphitheatralisch aufgebaute Stadt, für das frische Tal der Liane und schrieb darüber in seinen Briefen, in seinem Sketch „Drei Sommer in Boulogne" und an anderen Stellen stimmungsvolle Schilderungen, die noch heute in Boulogne nicht vergessen sind und immer noch angeführt werden. Im Gefolge Charles Dickens' betrachten denn auch heute die Engländer Boulogne fast als eine englische Stadt und genießen in vollen Zügen die Gastfreundschaft, die diese allem Fortschritt offene und zuneigende Bevölkerung auszeichnet.

Denn daran ist kein Zweifel: es lebt in Boulogne ein ganz anderer, viel rührigerer Schlag Menschen als in anderen französischen Häfen, namentlich des Westens. Und es ist nicht sonderbar, daß die Boulogner Fischer



Der Lotsentender (in der Mitte) beim Einholen eines Seglers. Oberes Bild: Der Lotse geht von Bord eines Ozeandampfers.

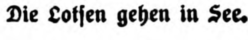


Die Lotsen auf der Kommandobrücke des Tenders.

alle ihre französischen Kollegen im Lauf der Zeit überflügelten und aus ihrem Hafen nach dem englischen Grimsby den größten Fischereihafen der Welt machten. Nie haben sie sich gescheut, selbst in den entferntesten Gewässern ihrer Beute nachzujagen. Und man trifft sie auf dem Makrelen-, Stockfisch- und Heringsfang bald im Sankt-Georgs-Kanal, bald an der Doggerbank, bald an der afrikanischen Nordwestküste. Als sie mit Segelbooten nicht mehr vorwärts kamen, gingen sie entschlossen zum Dampf über, und alle modernen Methoden der Fischkonservierung durch zerhacktes Eis oder Schnee nahmen sie für ihre Hochseefischerei an, die sie nun wieder nach langer Pause auch nach Island führt. — Wenn die ganze Hochseeflotte hinausgeht, ist Boulogne wie ausgestorben, um dann freilich das Aussehen eines überwältigend geschäftigen Ameisenhaufens anzunehmen, wenn der Fang heimgebracht wird. Unausgesetzt suchen die Fischer, jeder Gefahr trotzend, den ganzen Ozean ab und bringen es bei ihrer emsigen Arbeit jährlich zu einem Umsatz von 25 Millionen Frank. Sie sind die geschätztesten Matrosen der französischen Kriegsmarine und zeigen auch sonst eine für den Staat höchst nützliche Lebensfreude und Sorglosigkeit. Vor dem Eintritt in die Marine sind diese seit Kindesbeinen auf dem Wasser schwimmenden Fischer verlobt, wenn nicht verheiratet. Und ehe sie 30 Jahre alt sind, haben sie



Auf dem Ausguck.



Die Lotsen gehen in See.

gewöhnlich vier oder fünf Kinder. „Ah, les braves gens", wie Kaiser Wilhelm mal in einem berühmt gewordenen Wort von andern Franzosen sagte!

Aber Boulogne ist nicht nur Fischereihafen. Es entwickelt sich auch mit Riesenschritten zu einem sehr bedeutenden Handelshafen. Im Jahr 1911 liefen 3009 Schiffe ein, die 2.6 Millionen Tonnen Waren im Wert von 205 Millionen Frank hereinbrachten. Ausgeführt wurden im gleichen Jahr auf 2997 Schiffen für 302 Millionen Frank. Das schafft einen recht bedeutenden Hafenverkehr, der noch verstärkt wird durch den Personenverkehr der Englandschiffe und der großen transatlantischen Dampfer, die mehr und mehr Boulogne vorziehen, wo sie einen ausgezeichneten Ankergrund finden. Zwar wurde erst vor einigen Jahren mit einem sehr erheblichen Kostenaufwand im Tiefwasserhafen für die transatlantischen Dampfer das geräumige Bassin Loubet gebaut. Aber die großen Ozeandampfer, die sämtlich auf den Reisen von und nach Neuyork, Brasilien, La Plata, Buenos Aires, Baltimore und Ostafrika in Boulogne anlegen, bleiben draußen innerhalb der Carnot-Mole, die einen wundervollen Ankergrund schafft und als wirksamer Wellenbrecher gegen die oft heftigen Südwest- und Westwinde dient.



Die Wache der Rettungsgesellschaft.

Den Verkehr zwischen diesen wie den England- und Handelschiffen und dem Hafen vermitteln zehn Lotsen und vier Eleven, deren Arbeit oft genug eine unendlich mühsame und stellenweis gefährliche ist. Denn diese Ecke des Kanals ist ein böser Wetterwinkel. Und wenn hier, wie es fast immer geschieht, steife Böen blasen, so schaukeln die Lotsen in ihrem 364-Tonnen-Tender recht bedenklich auf den Wellen. Mehr als einmal habe ich auch, wenn ich von Boulogne nach England hinüberfuhr, sehen müssen, wie, kaum aus dem Hafen, die ganze Reisegesellschaft auf der Nase lag und unter der Wirkung der scheußlichen kurzen und unregelmäßigen Wellen des Kanals ächzte und stöhnte, als ob sie ihren Geist aufgeben möchte. Um so erstaunlicher eigentlich, daß für diesen schweren Dienst so wenig Lotsen vorhanden sind. Aber sie selbst sträuben sich trotz gegenteiliger Versuche der Boulogner Handelskammer gegen eine Vermehrung ihrer Zahl, um ihren Verdienst nicht zu schmälern. Und bis jetzt haben sie es durchgesetzt, daß in fünfzig Jahren ihre Gesamtzahl gerade um drei vermehrt wurde, während die Zahl der Schiffe, um von dem Tonnengehalt ganz zu schweigen, sich in dieser Zeit verdreifachte und heute zehn Schiffe auf den Tag beträgt.

Die deutsche Kaltschale.

Von Käthe Damm.

Wahrscheinlich oder sogar ganz gewiß stammt die Erfindung der Kaltschale, dieses erfrischenden Sommergerichts, aus der deutschen Küche, und wir gehen wohl nicht fehl, sie in dem niedersächsischen Bauernhaus, der westfälischen Klosterküche zu suchen.

Von heißer Feld- oder Gartenarbeit heimkehrend war sowohl für den Mittag- als auch den Abendtisch eine gekühlte Suppe willkommener als die warme. Und da sie neben der erfrischenden Wirkung auch nahrhaft sein sollte, so wird die Urkaltschale wohl einfach im Keller gekühlte Milch mit der Zugabe von kräftigem Schwarzbrot gewesen sein. Dazu gesellten sich dann auch die dicke Milch mit Brot und gute, frische, gekühlte Buttermilch, ebenfalls mit Brot oder geröstetem Brot.

Da die Bedeutung der niedersächsischen Küche schon seit ältester Kulturzeit auch in den angrenzenden Ländern, namentlich auch an der deutschen Wasserkante, anerkannt war, so wurde dort die Kaltschale ebenfalls heimisch, und von Norden her, von Dänemark, Schweden und Norwegen, den Ländern mit dem Beerenreichtum und den saftigen Viehweiden, kam die Verbindung der Früchte mit Milch. Entweder wurden die Früchte gewaschen, abgetropft, gezuckert oder ungezuckert in die gekühlte Milch gegeben, so daß das Fruchtaroma sie durchzog, oder man kochte von dem Beerensaft mit Grieß oder Grütze einen dicken Brei, der ebenfalls gekühlt wurde, und den man dann in Verbindung mit kalter Milch auftrug. Diese rote Grütze hat von ihren Adoptivländern aus, von Holstein, Pommern und Mecklenburg, seit ungefähr dreißig oder zwanzig Jahren auch ihren Weg weiter südwärts gefunden. Dort wird sie aber vielfach noch heute weniger als Kaltschale, sondern mehr als „Speise" mit Schlagsahne oder Vanillensauce gereicht. Denn man kann sich in den von der Wasserkante entfernteren Gegenden vielfach die „süße kalte Suppe", also auch die Fruchtkaltschale nicht als Anfang des Mittagessens denken. Nun wird aber solche kalte Suppe in den nordischen Ländern niemals zu Anfang des Mittagessens gereicht, sondern nach Gemüse- und Fleischgericht als Schluß, gleichsam als Nachtisch, und diese Sitte findet

man auf Rügen, in Neu-Vorpommern, den bis vor hundert Jahren zu Schweden gehörenden Ländern, in den Städten Stralsund und Greifswald, auch auf dem Land in Holstein und Mecklenburg sehr verbreitet. Nur Fleischbrühen-, Hülsenfrucht-, Kartoffel- und Gemüsesuppen bilden das erste Gericht.

Kochte man in der Küche der nordischen Länder die Früchte zu Brei und dann mit irgendeiner nahrhaften dickenden Zugabe, wie Grütze, Sago oder Grieß, zu Fruchtflammeri, so kannte man in anderen Gegenden Norddeutschlands, in Pommern, der Lausitz, der Mark, die flüssige kalte Fruchtsuppe. Namentlich die durch Zusatz von geröstetem, altbackenem Zwieback oder altbackenen Semmelschnitten etwas bündig gekochte Suppe von Sauerkirschen erhielt einen bedeutenden Ruf als erfrischende Kaltschale. Um sie sättigender zu gestalten, gab man Semmelklöße oder dick in Milch ausgequellten Reis oder Grieß hinein.

Anderseits aber fanden die Hausfrauen es heraus, verschiedene Beerenfrüchte, z. B. Erdbeeren, Himbeeren, Brombeeren, mit Wein zur Kaltschale zu mischen. Im allgemeinen beruht diese Zusammenstellung auf den Grundsätzen, die man für Fruchtbowlen hat: man überfüllt die sorgfältig vorbereiteten, gezuckerten Erd- oder Himbeeren mit etwas gutem, leichtem, aber absolut reinem Moselwein, läßt das Aroma der Beeren in dem Wein ziehen und gibt kurz vor dem Auftragen den noch nötigen gekühlten Wein nebst etwas Wasser, wenn man will auch einige Tropfen Kognak dazu. Da diese Kaltschalen sehr dünnflüssig, eigentlich mehr ein Getränk sind, gibt man kleine Biskuits oder Suppenmakronen hinein.

Übrigens hat die Kochkunst der neueren Zeit auch mit vielem Glück versucht, diese Fruchtkaltschalen seimiger zu bereiten, indem sie die gekochten oder rohen Früchte durch ein Sieb streicht und den Fruchsaft mit gutem Sago oder etwas Kartoffel- oder Maismehl verkocht. Auf zwei Liter Flüssigkeit rechnet man z. B. eine Obertasse Sago oder 2—3 Löffel Mehl. Eine feste Vorschrift läßt sich schwer geben, da nicht jedes Mehl gleich dickt und die Vorliebe für dickere oder dünnere Kaltschalen verschieden ist. Außerdem läßt sich für Antialkoholiker der Weinzusatz vermeiden, es ist aber oft zweckdienlich, ein wenig Zitronensaft hinzuzufügen. Auf die eben beschriebene Art und Weise läßt sich auch von Johannisbeeren (die sich in Naturform, selbst genügend gezuckert, zur Kaltschale mit Wein nicht eignen, weil, der ganzen Beschaffenheit der Beere nach, sie ihr Aroma dem Wein kaum mitteilt) eine vortreffliche Kaltschale bereiten, was den Hausfrauen, denen die Beeren aus eigenem Garten zur Verfügung stehen, oder den andern, denen Himbeeren und Erdbeeren zu teuer sind, gewiß sehr angenehm ist. Denn auch auf den Lebensmittelmärkten der Großstädte pflegen die Johannisbeeren nicht teuer zu sein und beherrschen, da sie den ganzen Sommer am Strauch nachreifen, viele Wochen den Markt. Um der manchmal etwas intensiven Säure der Beeren, die sie doch gerade so erfrischend macht, wirksam zu begegnen, gibt man gern eine Handvoll Himbeeren mit dazu, die der Säure das feine Aroma hinzufügen.

Von der Fruchtkaltschale mit Weinzusatz zur Weinkaltschale ist ein kurzer Schritt. Man muß natürlich, da der Wein an sich doch auch ein Getränk und keine Suppe darstellt, ihn mit irgendeiner dickenden Substanz verkochen, und dazu eignet sich der Sago am besten. Wer auf den kostspieligeren Traubenwein aus Sparsamkeitsgründen verzichtet, kann auch den wohlfeileren Apfelwein nehmen. Auf 1 Liter Apfelwein rechnet man 1¼ bis 1½ Liter Wasser, läßt beides nebst Zimt und Zitronenschale zum Kochen kommen, gibt den abgespülten, abgetropften Sago (auf 2—2½ Liter Flüssigkeit 100 bis 125 Gramm) dazu, kocht ihn klar und dicklich und schmeckt nach Zucker ab. Nach Belieben kann man etwas Waldmeister, Ananas, Pfirsich, Apfelsine oder Erdbeeren in die Kaltschale geben und darin ziehen lassen.

Eine Spezialität unter den deutschen Kaltschalen ist die Bierkaltschale, und es ist anzunehmen, daß sie eine märkisch-berlinische Küchen- oder Tischspezialität ist, denn sie schmeckt nicht, wenn sie von bitterem, stark eingebrautem Bier bereitet wird. Sie muß von dem leichten, süßlichen Weißbier, dem Berliner Weißbier, hergestellt werden, das nicht zu jung und auch nicht schal sein darf, es muß schäumen, wenn es aus der Flasche in die Terrine gegossen wird.

Das Bier wird mit Zucker, gereinigten aufgequellten Korinthen, altbackenem geriebenem Brot oder gestoßenem Schiffzwieback und entkernten Zitronenscheiben gemischt. Dann wird die Mischung wie jede Kaltschale gut gekühlt, auf etwa 10 Grad Celsius, ein Grad, der für alle Kaltschalen der angemessene ist. Diese Weißbierkaltschale hat in ihrem Heimatland viele Freunde, aber die Fremden, besonders die Ausländer, stehen ihr ziemlich verständnislos gegenüber, etwa wie der Nichthamburger der Hamburger Aalsuppe.

Eine Französin, die, nach dem Deutsch-Französischen Krieg als Sprachlehrerin nach Berlin verschlagen, in den Familien, in denen sie Konversationsunterricht gab, auch die Mahlzeiten einnahm, kam einst ganz erschreckt zu uns. Sie war so hungrig, sie hatte nichts essen können in dem reichen Haus, wo sie Mittagsgast gewesen. Denn die Suppe hatte sie vollständig überwältigt. Da sie die Suppe nach ihrem Namen weder deutsch noch französisch bezeichnen konnte, ließen wir sie uns beschreiben. Und nun hörten wir, was das war: „De la bière, de jus de citron, du pain, du sucre, c'était affroyable." Die Erklärung „Kaltschale" erregte nur das erstaunte Kopfschütteln der Pariserin.

Neben die zu Beginn erwähnte Urkaltschale, also der im Keller gekühlten Milch oder Buttermilch mit Brot- oder Beerenzusatz, stellt sich dann noch eine andere Art Milchkaltschale zur Seite, d. h. die mit irgendeinem Aroma durchzogene, mit etwas Kartoffelmehl bündig gekochte, zuletzt nach Belieben gesüßte und mit 1—2 Eidottern abgequirlte, auf Eis oder im Eisschrank auf zehn Grad Celsius gekühlte Milch, auf die man Eiweißschaumklöße legt. Als Aroma für die Milch (man läßt sie mit dem Zusatz kochendheiß werden und stellt sie für ¼—½ Stunde auf die heiße Stelle, um sie dann durch ein Sieb zu gießen, mit dem Mehl zu verkochen und zu süßen) kommen in Frage: Vanille, gehackte Mandeln, Pfirsichblätter und Fliederblüten, d. h. weißer Holunder.

Die Holunderdolden müssen ganz frisch erblüht und ganz frisch gepflückt sein; man wäscht sie tüchtig, nachdem man nachgesehen, ob auch nicht ein Käferchen oder Würmchen zwischen den Blüten sitzt, wirft sie in kochende Milch, stellt sie auf die heiße Stelle, läßt die Dolden zwei Minuten darin ziehen, gießt die Milch durch ein feines Sieb oder einen gut gespülten Mullbeutel und verkocht sie mit dem Mehl, um sie zuletzt mit Eidottern abzurühren. Auch Milchkaltschalen reicht man oft erst nach

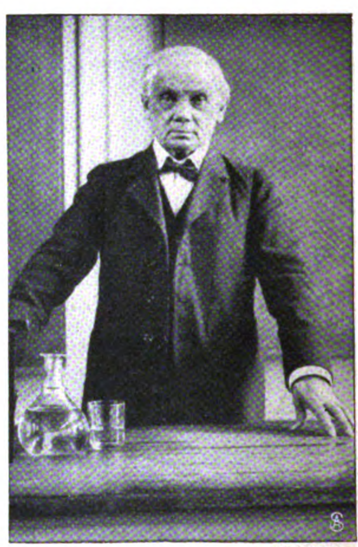


dem Fleischgericht, öfter aber noch gibt man sie zum Abendessen als erfrischende und bekömmliche Speise.

Ich habe schon erlebt, daß Ausländerinnen über die deutschen Kaltschalen gespottet haben, ich habe gehört, daß man sie als „Barbarei der Küche" bezeichnete. Sehr mit Unrecht! Jedes Land hat, trotz der Mischung der Völker, seine durch Klima und Überlieferung bedingten Kücheneigenheiten, im Sommer hat der Amerikaner seine Ice-creams, der Italiener seine Gramolata, andere Länder ihre Limonaden, die nordischen Reiche haben ihre kühlen Fruchtgrützen, und mit gleichem Recht hält die deutsche Küche an ihren Kaltschalen fest.

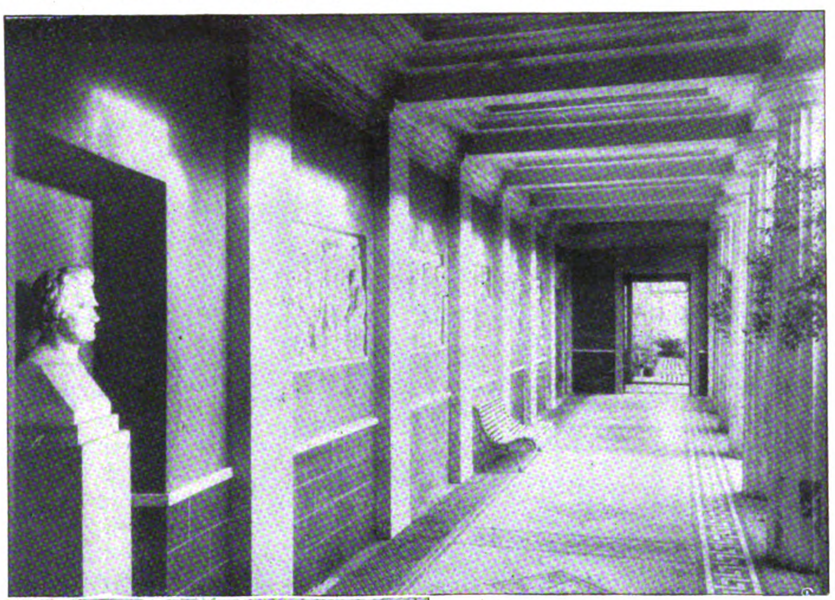
Bilder aus aller Welt.

Auf Beschluß der dänischen Akademie der Wissenschaften ist dem berühmten Philosophen Harald Höffding die Ehrenwohnung des Brauers Jacobsen zugesprochen worden. In seiner letztwilligen Verfügung hatte der Vater des kürzlich verstorbenen Brauers und hochherzigen Kunstfreundes Jacobsen bestimmt, daß sein altes, herrliches Schloß Carlsberg, das ebenso durch seine erlesenen Sammlungen wie durch seinen prachtvollen Park eine Sehenswürdigkeit bildet, nach dem Tod seines Sohnes und dessen



Phot. Th. Lind

Professor Harald Höffding.



Phot. Rüse

Säulengang in der Villa.



Phot. Damgaard.

Blick in den Park der Villa.



Phot. Hauerslev.

Die Villa des Brauers Jacobsen, testamentarisch dem verdienstvollsten Dänen vermacht.

Eine Ehrenwohnung für einen dänischen Philosophen.

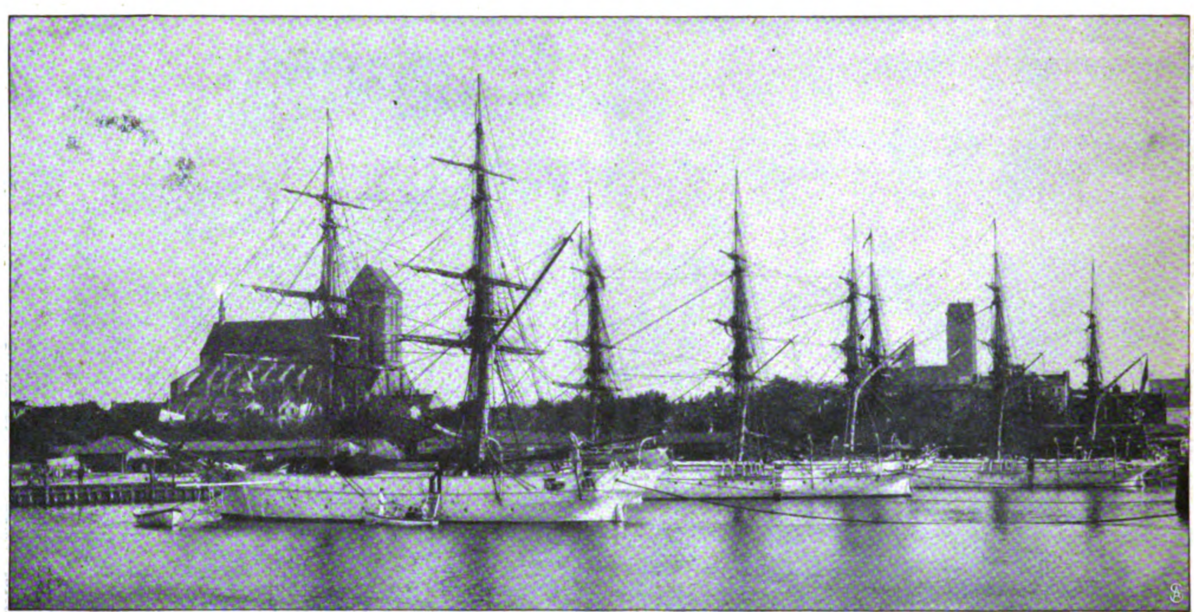


Miß Phyllis Monkmann mit der großen Trommel.

Ein Theatergartenfest in London.

Rechts oben: Miß Marie Löhr als Nelkenverkäuferin. **Mitte:** Mlle. Adeline Genée verkauft und ißt Schokolade. **Unten:** Die fröhliche Menge im Botanischen Garten.

Farringdon Photo-Company.



Phot. Schomacker.

Besuch von drei schwedischen Schulschiffen im Hafen von Wismar.

Frau einem um Dänemark besonders verdienten Mann als Ehrenwohnung überwiesen werde. Das ist jetzt geschehen. Und zur Bestreitung der mit diesem Besitztum verbundenen Kosten ist dem von der Akademie Erwählten der nötige Zuschuß vom Carlsbergfonds gewährt worden.

In London ist Saison. Gesellschaften und Feste häufen sich in erdrückender Menge. Kürzlich fand ein Theatergartenfest im Botanischen Garten statt, bei dem ausgelassene Laune und Fröhlichkeit unter den Besuchern und Verkäuferinnen herrschten.

Die schwedischen Schulschiffe machen eine Besuchsreise in deutsche Ostseehäfen. Unser Bild zeigt die schmucke Flottille im Hafen von Wismar.



Phot. Behr.

Das kürzlich enthüllte Freiligrath-Denkmal in Rolandseck.



Baron Frhr. v. Tschammer u. Quaritz und Gemahlin, Schloß Quaritz, feierten ihre goldene Hochzeit.

Der Königl. Kammerherr Baron Freiherr von Tschammer und Quaritz auf Schloß Quaritz beging mit seiner Gemahlin Jenny, geb. von Lieres und Wilkau, das Fest der goldenen Hochzeit.

Am Geburtstag Ferdinand Freiligraths ist in halber Höhe des Rolandsberges bei Rolandseck am Rhein ein von



Phot. Groß

Albanier studieren die neuste Nummer der „Woche".
Die „Woche" in Albanien.



1. Professor Bodo Ebhardt. 2. Frau von Westernhagen 3. Gräfin von Holtzendorff. 4. Herzogin zu Schleswig-Holstein. 5. Gräfin zu Schönburg-Glauchau. 6 Prinz Johann Georg von Sachsen. 7. Gräfin von Schönburg-Glauchau. 8. Graf zu Schönburg-Glauchau. 9. Herzog zu Schleswig-Holstein. 10. Exzellenz von Dirksen. 11. Exzellenz Graf Dönhoff-Friedrichstein. 12. Finanzminister Exzellenz von Seydewitz. 13. Exzellenz von Carlowitz-Hartitzsch. 14. Exzellenz von Bardeleben. 15. Hofmarschall von Gynz Rekowsky. 16. Oberfinanzrat Dr. Geldern von Crispendorf.

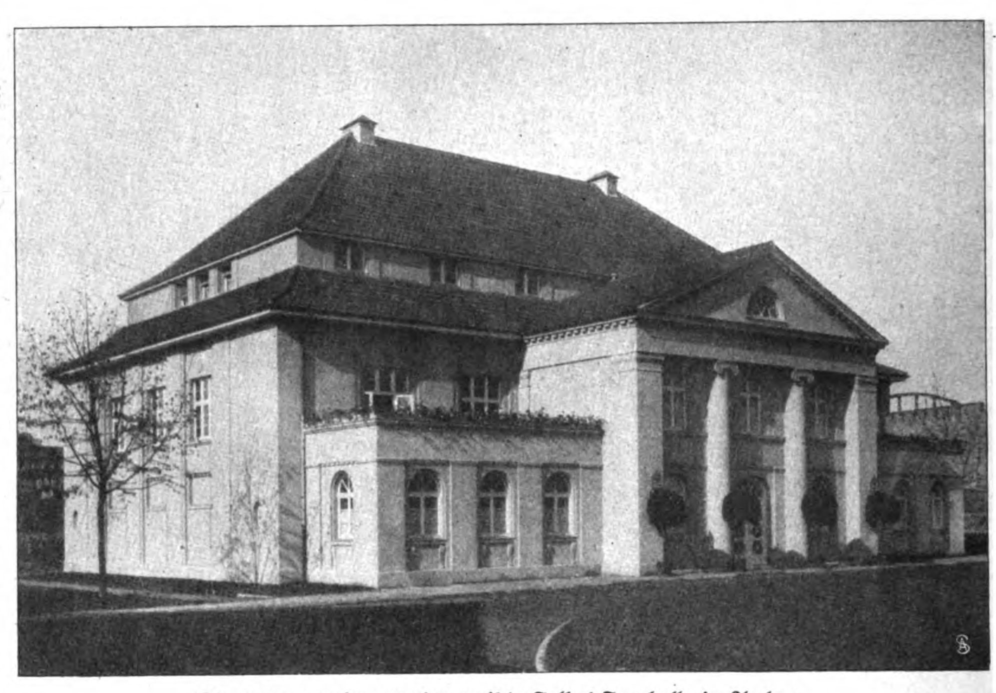
Von der diesjährigen Burgenfahrt der Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen: Die Teilnehmer auf dem Schloß des Grafen von Schönburg-Glauchau.

Freunden des Dichters errichtetes Denkmal in Gegenwart zahlreicher Ehrengäste feierlich enthüllt worden. Rudolph Herzog, der bekannte rheinische Dichter, hielt die Weiherede. Der Entwurf zu dem Denkmal stammt von dem Londoner Bildhauer Siegfried M. Wiens, einem Enkel Freiligraths.

Die schweren Zeiten, die über Albanien hereingebrochen sind, entbehren nicht ganz freundlicher Bilder. Wir zeigen eine Gruppe Albanier beim eifrigen Studium der „Woche" begriffen, um zu sehen, was in ihrem Land und sonst in der Welt Neues passiert.

Die Vereinigung zur Erhaltung Deutscher Burgen E. V. hat auch dieses Jahr eine lehr- und genußreiche Burgenfahrt unternommen. Die Teilnehmer waren auf ihr auch Gäste des Grafen Schönburg-Glauchau.

Vor kurzem ist in Aachen die mit einem Kostenaufwand von 135 000 Mark erbaute Talbot-Turnhalle eingeweiht worden.



Die neue, vor kurzem eingeweihte Talbot-Turnhalle in Aachen.

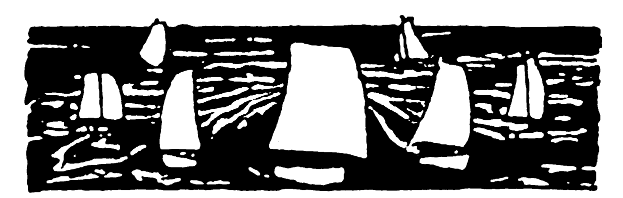
Die prächtig ausgestattete Turnhalle ist eine Stiftung des Kommerzienrats Dr.-Ing. George Talbot, Aachen.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 29. | Berlin, den 18. Juli 1914. | 16. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 29.



Die sieben Tage der Woche.

9. Juli.

Vor dem Reichsgericht wird der Hochverratsprozeß gegen den Kolmarer Zeichner Waltz, genannt Hansi, verhandelt. Die Anklage auf Hochverrat wird fallen gelassen; der Angeklagte wird wegen Aufreizung verschiedener Bevölkerungsklassen zu Gewalttätigkeiten und wegen Beleidigung zu einem Jahr Gefängnis verurteilt.

Das Ergebnis des Wehrbeitrages für Preußen ist auf 603 Millionen Mark festgestellt worden.

Der Flieger Guido Linnekogel (Portr. S. 1210) erzielt mit einem Höhenflug von 6570 Meter den Höhenweltrekord ohne Passagier.

10. Juli.

Die Reichstagsersatzwahl in Koburg führt zu einer Stichwahl zwischen dem Volksparteiler und dem Sozialdemokraten.

Das große Touristenhotel auf Holmenkollen bei Christiania brennt infolge Blitzschlags vollständig nieder.

Generalleutnant Graf Luigi Cadorna wird zum Chef des Generalstabs der italienischen Armee ernannt.

Die provisorische Regierung von Ulster hält in Belfast ihre erste Sitzung ab. Sir Edward Carson (Portr. S. 1209) führt den Vorsitz.

Der russische Gesandte in Belgrad, v. Hartwig (Portr. S. 1210), stirbt bei einem Besuch in der österreichisch-ungarischen Gesandtschaft.

11. Juli.

Der Flieger Reinhold Boehm (Portr. S. 1210) stellt mit einem Flug von 24 Stunden 12 Minuten einen neuen deutschen Dauerweltrekord auf.

Im „Großen Preis von Berlin" siegt A. u. C. von Weinbergs „Orelio" (Abb. S. 1214) unter Shaw.

12. Juli.

Die österreichisch-ungarische Gesandtschaft in Belgrad wendet sich an die serbische Regierung, um sie auf die Notwendigkeit des Schutzes der österreichischen Staatsangehörigen aufmerksam zu machen. Ein Teil der Mitglieder des Personals der Gesandtschaft verbringt die Nacht im Gesandtschaftspalais.

Der italienische Reservistenjahrgang 1891 wird zu den Fahnen berufen. Die Armee erfährt dadurch eine Verstärkung um 130,000 Mann.

13. Juli.

In Meiningen findet die Huldigung der Stände vor Herzog Bernhard statt.

Der russische Gesundbeter Gregori Rasputin wird von einer Frau durch Dolchstiche lebensgefährlich verwundet.

Der deutsche Gesandte in China von Haxthausen (Portr. S. 1208) stirbt in Berlin.

Staatssekretär v. Jagow empfängt den albanischen Ministerpräsidenten Turkhan-Pascha (Portr. S. 1214).

Senator Charles Humbert gibt in der Sitzung des französischen Senats eine abfällige Kritik der französischen Heereseinrichtungen und klagt die Regierung der Verschwendung der Geldmittel an. Kriegsminister Messimy gibt die Berechtigung der Kritik in vieler Hinsicht zu. Ministerpräsident Viviani erbittet gegenüber der Aufforderung Clémenceaus, die geforderten Kredite nicht zu bewilligen, eine Frist zur Abgabe einer Regierungserklärung.

14. Juli.

Der Höhenrekord Linnekogels wird von Heinrich Oelerich (Portr. S. 1208) auf dem Exerzierplatz Leipzig-Lindenthal geschlagen. Oelerich erreicht eine Höhe von 7500 Meter.

Der französische Senat lehnt den Antrag Clémenceaus auf Einsetzung einer Untersuchungskommission ab und überweist der Armeekommission die Befugnis, die von dem Senator Humbert aufgedeckten Schäden zu untersuchen. Die geforderten Kredite werden bewilligt.

15. Juli.

Die Familie Huertas verläßt die Stadt Mexiko und begibt sich nach Veracruz.

Die Einigung in der Stenographie.

Von Johannes Rindermann.

2. Vorsteher des Stenographen-Bureaus des Hauses der Abgeordneten.

In der Woche nach dem 21. Juni ging durch die deutschen Zeitungen die Nachricht, daß der 23er Sachverständigenausschuß sich auf ein Stenographiesystem geeinigt habe, das künftighin als Einheitsstenographie für Deutschland gelten soll. Staunen und Zweifel ergriff die meisten Leser, die irgendwo und irgendwann mit der stenographischen Bewegung in Berührung gekommen waren. Man fragte sich: Die Leutchen, die sich immer in den Haaren lagen, deren gegenseitige Anödung oft von der Beschäftigung mit ihrer Kunst abschreckte, deren Zeitschriften von der „Notwendigkeit des Systemkampfes" widerhallten, sollten sich endlich geeinigt haben? Und viele, auch die besten Kenner der Stenographie, stellten die gleiche Frage. Demgegenüber ist hervorzuheben, daß die einsichtigen Vertreter der Kurzschrift allmählich selbst erkannten, wie gewaltige Mühen und Opfer auf diesen Systemkampf vergeudet wurden, wie die feindlichen Organisationen bei ihrem riesenhaften Wachstum schließlich nur in berufsartiger Arbeit geleitet werden konnten, während aus

wirtschaftlichen Gründen nur ehrenamtliche Kräfte zur Verfügung standen.

Oder der Zeitungsleser hielt die Vereinigung jener 23 für eine unbedeutende Gruppe, deren Beschlüsse auf die Entwicklung der deutschen Kurzschrift einen entscheidenden Einfluß nicht üben würden. Demgegenüber ist festzustellen, daß die 23 Sachverständigen Vertreter der bedeutendsten und bekanntesten stenographischen Schulen (9 an der Zahl) sind, daß sie von diesen selbst als ihre ersten Führer auserwählt sind, daß sie die gewiegtesten Kenner und Forscher der Stenographie und auch die streitbarsten Kampfhähne umfassen, also in ihrer Gesamtheit die berufenste Vertretung der deutschen Kurzschrift darstellen. Das Reichsamt des Innern hat seinerzeit, als es auf Antrag des Reichstages an die Vereinheitlichung herantrat, den klügsten Schritt in der Heranziehung der Berater getan, die die deutsche Stenographenwelt selbst ihm angeboten hatte.

Zum ersten Male traten die 23, von denen sich 21 auf das ganze Reich verteilen und 2 aus Österreich stammen, im April 1912 zusammen; den Vorsitz führte in dieser und den drei folgenden Sitzungen der von der Regierung dazu bestellte Herr Geheime Regierungsrat Tiebe aus dem Provinzialschulkollegium, der selbst ein guter Kenner der Stenographie ist und in seinen Jugendjahren die Verhandlungen der Stettiner Stadtverordneten aufgenommen hat. Die Mitglieder des Ausschusses betrachteten sich damals noch mit weitestgehendem Mißtrauen, und die Wellen des schriftstellerischen Systemkampfes wogten mehrmals kräftig auch in den Sitzungsaal des Kultusministeriums hinein.

Anfangs tastete man nach Möglichkeiten der Vereinigung, ohne zu sichtlichem Fortschritt zu kommen; man stellte „Richtlinien“ für das Einheitsystem auf, man untersuchte die nahezu hundert eingereichten Entwürfe nach geeignetem Material, man beauftragte die 9 im Ausschuß vertretenen Richtungen mit Aufstellung eigener Entwürfe. Ein entscheidendes Ergebnis zeigte sich aber erst dann, als zwei Schulen, die Stolzesche und die stenotachygraphische, die eigenen Systeme verlassend, mit einem gemeinschaftlichen Entwurf hervortraten und so den beiden größeren Schulen, Gabelsberger und Stolze-Schrey, durch eine Tat die theoretisch längst anerkannte Notwendigkeit bewiesen, daß beim Festhalten am eigenen System oder auch nur an seinen wesentlichsten Bestimmungen die Einigung nie zu erreichen sei. Ein Unterausschuß von fünf Mitgliedern stellte nun ein Kompromiß zwischen dem gemeinschaftlichen und dem Gabelsbergerschen Entwurfe und schließlich zwischen diesem Kompromiß und dem Stolze-Schreyschen Entwurfe her. Die Vorlage des Unterausschusses hatte vor dem 20. Juni die Aussicht, eine kleine Mehrheit zu gewinnen; sie wurde vom vollen 23er Ausschuß an diesem und dem folgenden Tage eingehend durchberaten und soweit verbessert, daß sie bei der ersten Abstimmung 16 Stimmen, darunter sämtliche Gabelsbergersche und sämtliche Stolze-Schreysche, fand und bei der zweiten Abstimmung in warmem vaterländischem Gefühl unter Anerkennung der großen Segnungen einer einheitlichen Kurzschrift für Deutschland auch von den übrigen 7, also einstimmig angenommen wurde.

Das Ergebnis ist in der Tat von der größten Bedeutung für Deutschland, für seinen geschäftlichen Verkehr und damit für die Bewältigung der nationalen Geistesarbeit.

Zwar ist das Einheitsystem im Buchhandel noch nicht zu haben und kann morgen noch nicht allgemein gelehrt werden. Bis dahin, wo dies möglich sein wird, ist noch mancherlei Arbeit zu leisten und mancherlei Gefahr zu überwinden. Die maßgebenden Vertreter der Schulen haben ja jetzt ihre Stimme abgegeben; werden die Schulen sie ausnahmslos billigen? Werden jene Schulen, die sich an dem Einigungswerke nicht beteiligt haben, sich geduldig fügen? Wie ist das System ins Leben zu führen? Wie ist seine weitere Prüfung, Verbesserung und Entwicklung sicher zu stellen? Wie sind wohlerworbene bisherige Rechte an Lehrbüchern usw. anzuerkennen und zu schützen? Und vor allem: werden die deutschen Regierungen und die Regierung Österreichs, die zum Teil schon bestimmte Systeme eingeführt haben, die Arbeit der Sachverständigen des Reichsamts des Innern anerkennen? Wie weit werden sie geneigt sein, das neue System in ihre Schulen einzuführen? Und werden, falls einzelne Regierungen, gestützt auf ihre Sondersachverständigen, widersprechen sollten, die anderen geneigt sein, das neue System, das dann nicht mehr im strengen Sinn Einheitsystem wäre, in ihren Landen anzuerkennen? Alle solche und andere Fragen sind Steine, die dem Neuling noch im Wege liegen; den schwersten aber, den granitnen Fels stenographischer Kampfbegier und systemwütigen Eigensinns, haben die 23 am 21. Juni 1914 beiseite geräumt. Die übrigen zu beseitigen, wird noch Arbeit erfordern; aber in einigen Jahren wird auch diese Arbeit geleistet sein.

Der erste Abschnitt der noch bevorstehenden Arbeit ist eine Überprüfung und Durcharbeitung der Einzelbestimmungen des beschlossenen Einheitsystems durch den gleichen Unterausschuß, der es vorgelegt hat; im Dezember wird der Vollausschuß wieder zusammentreten und den Bericht des Unterausschusses entgegennehmen.

Der stenographiekundige Leser möchte nun wohl gern etwas über die Grundlagen des Systems hören. Leider kann dieser Wunsch zurzeit nicht befriedigt werden. Der Ausschuß hat für seine Beschlüsse bis jetzt die vertrauliche Behandlung verkündigt; er arbeitet im Auftrage des Reichsamt des Innern und hat zunächst diesem Bericht zu erstatten. Außerdem erscheint es auch sachlich gerechtfertigt, daß Beschlüsse nur in ihrer endgültigen Fassung der allgemeinen Beurteilung übergeben werden. Man wird sich also mindestens bis zum Dezember, vielleicht noch länger gedulden müssen. Eins aber darf wohl ohne Widerspruch behauptet werden: einigen Wert dürfte die Arbeit, der 23 der besten Sachkenner ausnahmslos zugestimmt haben, doch wohl besitzen.

Die große Bedeutung der Kenntnis der Schnellschrift liegt heutzutage für jedermann auf der Hand; man braucht sie nicht wie noch vor 40 Jahren durch Worte zu erläutern. Das ist, nebenbei gesagt, zum Teil auch dem oben so sehr getadelten Systemkampfe zu verdanken; denn um den Gegner niederzuringen, bedurfte man eines großen Anhangs und trug damit durch kräftige Werbung zur Verbreitung der Kenntnis und Wertschätzung der Kurzschrift bei. Ebenso bedeutsam aber wie die Kenntnis der Schnellschrift ist ihre Vereinheitlichung. Von der Kenntnis habe ich im Verkehre mit mir selbst den Vorteil, von der Einheitlichkeit im Verkehr mit allen andern. Für die eigenen Aufzeichnungen genügt mir jedes brauchbare System; aber den größten Teil meines Briefwechsels und einen guten Teil meiner Aufzeichnungen muß ich zu meinem Schmerz und Ärger in gewöhnlicher Schrift erledigen, weil auch andere ihn lesen sollen und diese anderen die Stenographie überhaupt



nicht oder nach anderen Systemen kennen. Selbst unter den 23 Sachverständigen, deren jeder doch mehrere Systeme kennt und beherrscht, ist während der Verhandlungen mancher Brief in Langschrift geschrieben worden, weil nicht jeder mit jedem System die gewöhnliche Schrift überflügelt.

Auch der heutige Mangel an kurzschriftlichen Kenntnissen beruht zum guten Teil auf dem Mangel eines einheitlichen Systems; denn die Wahl des Systems, die künftig fortfallen wird, hat viele Lernbegierige, hat viele Anstaltsleiter, hat namentlich die Regierungen, hat vor allem das preußische Kultusministerium von der Einführung der Kurzschrift abgeschreckt, und gerade die Leiter von Unterrichtsanstalten und die Regierungen waren die Festungen, um deren Besitz die Systemkämpfer von allen Seiten mit Vorstellungen, Bittschriften, Vorwürfen und Anfällen anstürmten. Ich erinnere mich noch aus den 80er Jahren der wiederholten Erklärungen der Vertreter des Kultusministeriums im preußischen Abgeordnetenhause, daß die Regierung nicht berufen sei, den Systemkampf zu entscheiden, daß die Stenographen, ehe sie mit ihren Ansprüchen berücksichtigt werden könnten, das erst unter sich abzumachen hätten. Die Stenographen haben das jetzt, zwar nicht allein unter sich, aber mit Hilfe und unter der Leitung einer weisen Regierung besorgt und damit den wirksamsten Widerstand gegen die allgemeine Anerkennung ihrer Kunst überwunden.

Jetzt wird es nun an den Regierungen, besonders an den Pflegern des Unterrichts sein, die Segnungen, die sich aus der vereinheitlichten Kurzschrift ergaben, dem Volke zuzuführen. Wie das am besten zu geschehen hat, werden ja nicht die Stenographen entscheiden; aber ihre Wünsche und deren Begründung werden zu beachten sein. Freilich sind sie auch hierüber nicht einer Meinung. Die bescheidenste Ansicht geht auf fakultativen Unterricht in den höheren Schulen, die weitestgehende auf obligatorischen Unterricht in den Volkschulen. Ich möchte mich — vorbehaltlich besserer Belehrung — wie schon seit Jahrzehnten für einen Mittelweg aussprechen: Pflichtunterricht in den höheren (Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen) und mittleren Lehranstalten (höheren Bürgerschulen, Realschulen), dazu vielleicht wahlfreier Unterricht in den höheren Klassen der Volkschulen. Dadurch würde im wesentlichen erreicht, daß die Vertreter der vielschreibenden Berufe mit kurzschriftlicher Kenntnis ausgerüstet ins Leben treten, die Vertreter der wenig schreibenden Berufe (Bauern, kleine Handwerker, Fabrikarbeiter) von einer unnützen Vorarbeit verschont bleiben. Handelschulen, Fach- und Fortbildungschulen würden zum Teil entlastet werden, zum übrigen Teil aber von selbst Vorbereitungen treffen, um jenen, die auf der Schule die nötigen Vorkenntnisse nicht erlangt haben, entsprechend nachzuhelfen. Das Einheitsystem ist übrigens in seinen Schriftbestimmungen so eingerichtet, daß es, wie die neueren Systeme überhaupt, ohne allzu große Mühe zu erlernen ist und in einem geregelten Schulbetriebe reichliche Zeit für die Einübung der Schrift übrigläßt.

Doch das sind Ausblicke in die Zukunft. Die Entscheidungen mögen so oder so fallen; jedenfalls zeigt das Aufwerfen dieser Fragen, daß der volle Nutzen der Einheitstenographie erst dem kommenden Geschlecht zugute kommen wird, wenn der Kenner der Schnellschrift darauf rechnen kann, daß er von seinen Geschäftsfreunden auch verstanden wird, wenn er sich ohne unnütze lange Schreibarbeit an sie wendet, daß seine Briefe abgehen können, nachdem er sie seiner Schreibhilfe diktiert hat, daß sie nicht erst in die Maschine übersetzt zu werden brauchen. Für heute handelt es sich darum, die Herbeiführung dieses Zustandes zu beschleunigen und sich allmählich in ihn einzuleben. Dafür sollten alle Beteiligten, Stenographen und Behörden, mit dem gleichen Eifer und der gleichen Treue arbeiten, die bisher für die einzelnen Systeme aufgewandt worden ist. Dann werden die Deutschen die ersten sein, die ihren schriftlichen Verkehr in der Kurzschrift führen und auch aus diesem Vorsprung einen wirtschaftlichen Vorteil vor den übrigen Völkern gewinnen.

Krypto-Geographie.

Von Siegmund Feldmann.

Wohin reise ich? Wie mancher in dieser goldenen Ferienzeit hat seinen Koffer schon zur Hälfte gepackt und legt sich diese Frage noch immer vor. Auch ich bin unschlüssig. Nur eins steht fest: In Spree-Athen bleibe ich unter keinen Umständen. Am besten ist wohl, ich gehe vorerst nach Isar-Athen und überlege dort das Weitere. Oder wäre es nicht ratsamer, sich in Elb-Florenz einen Reiseplan auszuhecken? Von da könnte man dann gleich ins Land der Phäaken weiterfahren und sich das Capua der Geister besehen, die Kaiserstadt. Auch ein dritter Weg wäre nicht übel, der vom deutschen Rom nach dem Seine-Babel und darüber hinaus an den Großen Teich führt, wo man sich ins Land der unbegrenzten Möglichkeiten einschiffen könnte. Die Welt ist so weit! Und der Lockungen mit und ohne Retourbillett sind so viele!

Ich würde Ihnen aber nicht empfehlen, am Schalter „eine Zweite" nach dem deutschen Rom oder einen Schlafplatz nach dem deutschen Venedig zu verlangen. Es ist schon sicherer, Sie sagen Köln und Danzig. Es ist vor allem einfacher als das gebildete Kauderwelsch, das nach uns niemand verstehen wird. Auf welcher Landkarte, in welchem Kursbuch soll etwa in zweihundert Jahren, wenn der Faden der Überlieferung abgerissen ist, ein wißbegieriger Mann diese rätselhaften Städte suchen? Und da er sich nicht denken kann, daß sie von einem Erdbeben verschlungen wurden, das die Weltgeschichte aus Diskretion verschweigt, muß er schließlich auf die einzig mögliche Deutung geraten, daß es in unseren Tagen eine Krypto-Geographie gegeben habe, eine Art Geheimlehre, die nur Eingeweihten zugänglich war, und deren Zweck sich verloren hat. Vorausgesetzt, daß er nicht vor lauter Nachgrübeln tobsüchtig geworden ist, bevor er eine Erklärung gefunden hat.

Diese unsinnige Krypto-Geographie vermehrt ihren Wortschatz immerzu, stößt jedoch nur selten eine Bezeichnung als verbraucht ab. Selbst die schöne Erfindung „Spree-Athen" wird gelegentlich noch angewendet, freilich nur in spöttischem Sinn, und wer die Anlage des Berliners zur Selbstverulkung kennt, vermeint vielleicht, daß von allem Anfang an eine komische Absicht damit verbunden war. Schon ihr ehrwürdiges Alter sollte sie vor einem solchen Verdacht schützen. Das Wort steht be-



reits in einem Huldigungsgedicht Erdmann Wirckers an König Friedrich den Ersten:

„Die Fürsten wollen selbst in Deine Schule gehn,
Drumb hastu auch für Sie ein Spree-Athen gebaut."

Für den Bauherrn Schlüters und Eosanders und Stifter der Akademie der Künste war dies nicht einmal ein ganz unverdientes Kompliment. Es muß den Leuten außerordentlich gefallen haben, sonst hätten sie nicht überall, wo die Musen eine, sei es auch bescheidene Heimstätte gefunden hatten, ein neues „Athen" begründet. Es gab ein Saale-Athen, ein Pleiße-Athen u. a. m., bis zuletzt, unter König Ludwig I., Isar-Athen entstand, das seine älteren Konkurrenten unter seiner ungeheuren Bavaria begrub.

Spree-Athen ist das erste Beispiel einer Anleihe, die die Krypto-Geographie bei der Poesie machte. Andere folgten nach. Jedermann kennt „das Land, wo die Zitronen blühn", es ist auch das „Land der Kastanien", freilich nur von Geibels Gnaden, der einen Reim auf Spanien („Fern im Süd . . .") brauchte. Denn gerade dieser Baum grünt verhältnismäßig spärlich auf der Iberischen Halbinsel; viel eher würde diese Bezeichnung auf Sizilien und zumal auf Korsika passen, wo die Kastanie das Volksnahrungsmittel ist. Allein die Krypto-Geographie prüft die Angaben der Literatur nicht nach, und auch deren Qualität ist ihr gleichgültig. Ob Goethe, Geibel oder Erdmann Wircker, das verschlägt ihr gar nichts. Sie dreht ihren Fidibus, mit dem sie dann suchend über den Erdball hinleuchtet, ebenso fix aus den ewigen Klassikern wie aus der verschollensten Makulatur? Welcher Lebende ahnt noch etwas von dem Kant-Buch des Königsberger Professors Freystadt? Selbst der Titel ist vergessen; aber „die Stadt der reinen Vernunft", die sich dort auf Seite 16 auftut, spukt heute noch in einer Million Köpfe.

Geflügelte Worte haben ein Eigenleben, das weder von der Kunst des Ausdrucks noch von ihrer Bildkraft oder Bedeutung bedingt wird. Manche enthalten einen Gedanken, die Mehrzahl dankt ihr Glück nur ihrer Sonorität oder einer leeren Zufälligkeit. „Die schönen Tage von Aranjuez" sind unvergänglich, weil sie am Anfang stehen, und die „Gustel von Blasewitz" ist es, weil Witz und Blitz so gut aufeinander knallen. Auch der „Zwiespalt der Natur" würde die Menschheit viel weniger beschäftigen, wenn der Graf nicht just Orindur hieße. Die Krypto-Geographie nimmt es hierin immerhin genauer; ihre geflügelten Worte geben zumeist einen landschaftlichen oder architektonischen Eindruck wieder oder versuchen, politische und Kulturzustände durch ein Gleichnis zu kennzeichnen. Unter diesen Gleichnissen sind einige sehr gelungen. „Halb-Asien", das Karl Emil Franzos in Umlauf brachte, ist geradezu ein epigrammatischer Steckbrief. Auch das bereits angeführte, von zahllosen Leitartikeln fortgepflanzte „Capua der Geister" wirkte seinerzeit sehr stark, weil Grillparzers Zorn über die vormärzliche Versumpfung Wiens in diesem Ausruf wie ein Peitschenhieb durch die Luft schwirrte.

Allein nur sehr selten sucht sich der politische Unmut ein so pathetisches Ventil; er zieht die satirischen vor, wobei es geschehen kann, daß aus dem Spaß Ernst und das ursprünglich scherzhaft gemeinte Gelegenheitswort eine allgemein gültige Bezeichnung wird, die sogar in die Amtssprache eindringt, wie z. B. Zisleithanien und Transleithanien. Dem diesem Muster nachgebildeten Ostelbien, das man geichfalls auf keiner Karte finden wird, haftet zwar noch eine gewisse Tendenz, aber gar kein komischer Beigeschmack mehr an, und fast könnte man dasselbe von dem Einfall jenes freisinnigen Reichstagsabgeordneten behaupten, der die Provinz Pommern nach ihrem damaligen Regierungspräsidenten in Puttkamerun umtaufte. Ein anderer Abgeordneter nannte im österreichischen Reichsrat den Balkan die Krawallachei, und um im Gehege der parlamentarischen Beredsamkeit zu bleiben, muß man auch das neuentdeckte Land Saarabien erwähnen, womit ein unzufriedener Sozialist aussprechen wollte, daß im Industriebezirk der Saar die Arbeiter behandelt würden wie in Arabien. Auch diese Erfindung beginnt sich bereits einzubürgern, so wenig glücklich sie ist. Wenn schon ein bißchen gekalauert werden muß, dann gefällt mir das von Henry F. Urban geprägte Dollarika sehr viel besser. Es trifft den Nagel auf den Kopf des Onkel Sam, unter dessen uns gar nichts sagender Maske die nordamerikanische Union personifiziert wird. Diese Personifizierungen sind ein besonderer Zweig der Krypto-Geographie. Nehmen wir an, Onkel Sam entzweit sich mit John Bull, weil der Kranke Mann dem Koloß mit den tönernen Füßen auf dieHühneraugen getreten ist. Hoffentlich sind die Hühneraugen auch aus Ton, und es hat nicht zu stark geschmerzt. Sonst könnte daraus noch ein Weltkrieg entstehen.

Man sieht, was für verzwickte Wissenschaft die Krypto-Geographie ist. Sollen wir stolz darauf sein, daß diese Wissenschaft eine deutsche Domäne ist, die nur von Deutschen beackert wird? Denn jenseit unserer Grenzen kennt man sie nirgends. Die Franzosen haben im Norden wie im Süden eine ganze Menge sehenswerter Städte und Flecken voll altertümlichen Charakters, es fällt ihnen aber nicht ein, auch nur eine einzige davon etwa zum „französischen Nürnberg" zu befördern; außer in Rom selber stehen auf keinem Punkt der Erde soviel gut erhaltene antike Baudenkmäler auf einem Punkt beisammen wie zu Nimes in der Provence, allein es hat noch niemand etwas von diesem „französischen Rom" gehört. Es genügt indes, daß es in Köln ein paar Kirchtürme mehr gibt als anderswo, und es wird gleich das „deutsche Rom" daraus. Wir bilden uns vielleicht noch ein, mit solchen Spielereien etwas recht Poetisches vollführt zu haben. In Wahrheit aber entwerten wir nur unsern eigenen Besitz, indem wir ihn als den Abklatsch eines Originals anpreisen, das die andern draußen viel schöner haben. Die ewige Ausländerei!

Diese Ausländerei erstreckt sich übrigens nicht nur auf Städte und Länder, sondern auch auf Gegenden und bringt mich jetzt in große Verlegenheit. Mittlerweile bin ich mir nämlich über mein Reiseziel schlüssig geworden: ich gehe diesen Sommer in die Schweiz. Aber nun stehe ich erst recht vor einem Problem. Als kleiner Junge kannte ich nur eine einzige Schweiz, jene, die in meinem Schulatlas zwischen Frankreich, Österreich und Italien eingeklemmt war und mir eine so heftige Enttäuschung bereitete, als mein Vater mich auf die Reise mitnahm und zum erstenmal vor den Baseler Bahnhof führte: ich hatte mir die Schweiz violetter vorgestellt. Seitdem habe ich freilich gelernt, daß die Schweiz nur auf der Landkarte so violett aussieht, aber ich habe auch erfahren, daß es noch einen Haufen anderer „Schweize" gibt. Anstatt uns zu freuen, daß auch wir in unsern Gauen eine grüne Hügelwelt mit plätscherndem Wässerlein haben, daß da und dort ein schroffer Fels seinen kecken Umriß gegen einen Nadelwald absetzt, der munter eine Anhöhe erklimmt, auf der man einen erlösenden Juchzer ausstoßen kann — anstatt uns dieser deutschen Natur dankbar ans Herz zu legen, ernennen wir sie mit einem tiefen Bückling vor dem Nachbar begeistert zur „Schweiz". Jedes Glas



kuhwarme Milch ist bei uns schon eine Schweiz. Wir kennen nicht nur eine Sächsische Schweiz, wir kennen auch eine böhmische, eine mährische, eine holsteinische, eine vogtländische, eine märkische, eine fränkische Schweiz — und wer in diesen Wochen die Zeitungsinserate gelesen hat, wird noch mindestens zwei Dutzend weitere entdecken. Selbstverständlich geht man auch ins Detail. Die Schafalpe im Salzkammergut wäre tief beleidigt, wenn man sie nicht den österreichischen Rigi nennen würde. Die Voraussetzung dafür ist, daß man mit einer Bergbahn hinaufrutschen kann. Und da es verschiedene Bergbahnen zwischen Adria und Ostsee gibt, hat man verschiedene Rigis zur Auswahl.

Welchen dieser Rigis werde ich nun erklettern? Eine schwierige Frage. Ich will darüber bei einem Spaziergang auf den Kreuzberg nachdenken, der als die einzige Erhebung im Weichbild natürlich die Akropolis von Spree-Athen ist. Oder unterschätze ich ihn? Sollte er vielleicht zum brandenburgischen Chimborasso berufen sein?

*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o

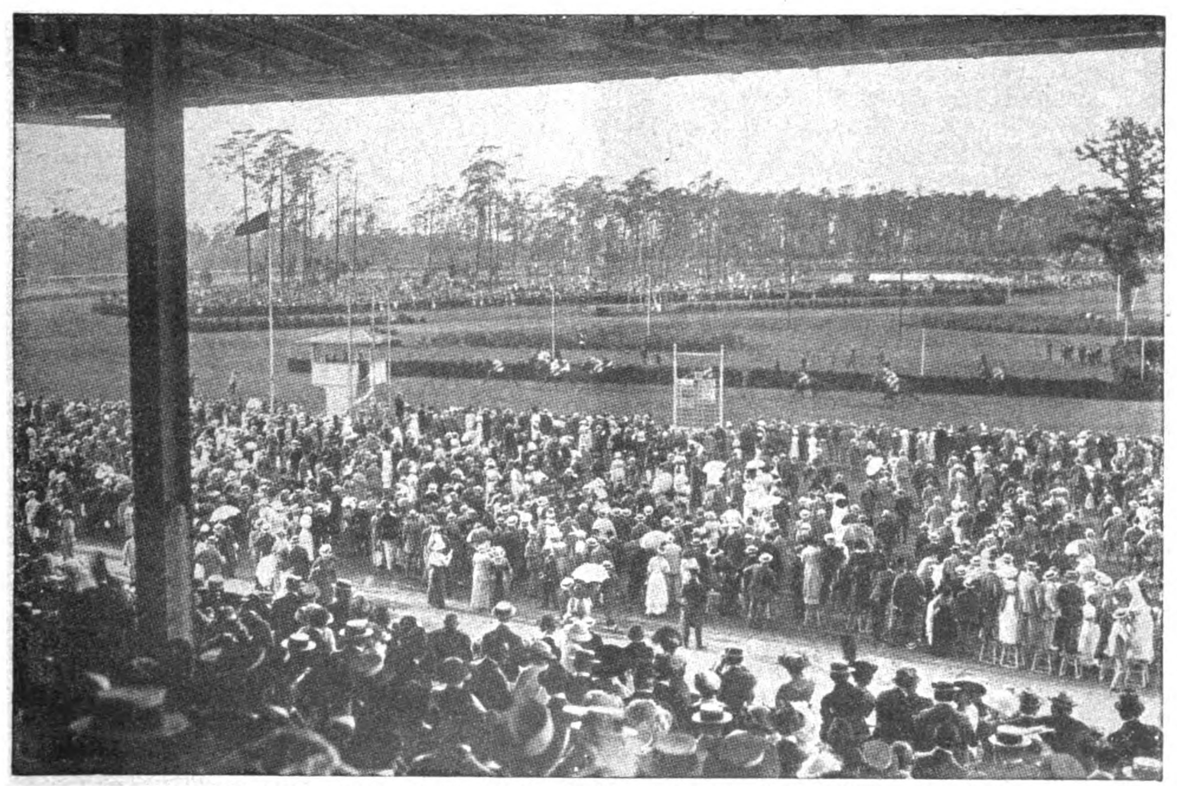
Der Große Preis von Berlin und die Toiletten.

Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Ueber dem weiten Plan ein Summen und Schwirren — Grand-Prix-Fieber unter erschwerenden Symptomen: nervenaufreizende Wetten, Erregung, Vermutungen, Enttäuschungen, Ueberraschungen! Jenseit, am Wald, eine Unbeweglichkeit und Ruhe, als stände die Zeit still. Im Flimmern der sonnendurchglühten Luft in geringer Entfernung schon undeutlich werdend die Kämpfenden — mit gekrümmten Rücken die einen, ventre à terre die andern. Am Kaiserpavillon ein lautes Durcheinander von Nur-Sportsmen, Nur-Zuschauern und Vertretern aller möglichen Interessensphären im Bereich des Turfs, von Großstadtpublikum und eleganter Welt. Trotz Reiselust und Asphaltflucht doch noch das typische Bild eines großen Ereignisses, dem die zarteren Nuancen auch jetzt nicht fehlen. Diese verkörpert nicht allein durch die Gegenwart schöner und sehr schöner Damen, sondern mehr noch durch ihre zwingende Ausstattungskunst, denn „wenn die Rose selbst sich schmückt, so schmückt sie auch den Garten". Und wenn im Grunewald der „grüne Rasen" allerdings nur ein rhetorischer Scherz ist, die Blumen auf dieser Wiese waren die Frauen auch diesmal wieder.

Vielleicht waren ihrer nicht so viele wie sonst, wohl in Anbetracht der vorgerückten Saisonstunde, in der der Zeiger von Berlin schon auf ein Abrücken von trubulösen Freilichtansammlungen weist. Aber was da an sommerlichen und nichtsommerlichen Toiletten zu sehen war, zeigte zur größten Hälfte echte Eleganz und noch dazu von ganz pariserischem Gepräge — trotz aller wohlgemeinten Bemühungen, für deutsche Lande deutsche Moden zu schaffen. Im Zeitalter des Verkehrs ist die Mode international geworden.

Weiße Toiletten, von naiven Gemütern ob ihrer Einfachheit und im Andenken an die Tage lieblicher Stammbuchverse „Kleidchen" genannt, waren in der Ueberzahl. Allerdings nicht durchweg von der damals



Der Riesenbesuch auf der Grunewald-Rennbahn am Tag des Großen Preises von Berlin.





können auch die nichtsachverständigsten Leute kaum über den Wert einer solchen Sommertoilette im Zweifel sein. Wirklich schlicht sind eigentlich nur die glattdoppelröckigen Kleider, zu denen weiße oder geblümte seidene Jackentaillen getragen werden.





beliebten Anspruchslosigkeit. Was einst Mull und Batist schlechtweg gewesen, ist heute Voile Ninon und indischer Mull, Spitzentüll und bestickter Musselin. Kommt dazu eine Dekoration von Chantillyspitzen und Filet-antique-Kanten, so

Ein neuer Taft — Gros de Londres genannt — gibt solchen weißen Kleidern eine eigene Note und hebt sie über den Sammelbegriff hinaus. Auch hier herrscht die anliegende, in leichte Querfalten gezogene Taille vor, eine Moderni-





Interessante Toiletten von der Grunewald-Rennbahn am Tag des Großen Preises von Berlin.



Vom „Großen Preis von Berlin" auf der Rennbahn Grunewald: Andrang zum Totalisator.

sierung der Schoßtaillen aus den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Der Gegensatz von Schwarz und Weiß hat nichts an Reiz verloren, nur wird die Farblosigkeit gern mit etwas, aber tatsächlich nur etwas Farbe belebt. Die in matten Tönen gehaltene Blumenmalerei auf schwarzem Chiffon einer der hier wiedergegebenen Toiletten darf also als Neuheit gelten.

Auch recht anwärmende Toiletten, hübsch sittsam bis zum Hals zugeknöpft, teils als Schneiderkleid und teils als Nachmittagstoilette aufgefaßt, tauchten in dem Gewimmel des Rennplatzes bei 32° im Schatten auf. Nicht als eine persönliche Laune, auch nicht als Herbstahnung oder Vorbote. Diese Tuch- und Samttoiletten sind allerallerneuste Gegenwartstendenz, und ihre Einführung bleibt eins jener Ateliergeheimnisse, die ebensowohl unter den Modekünstlern wie unter den Kunstgewerblern herumgeistern. Bald wird es in aller Munde sein, daß dunkle, festfädige Stoffe bei Siedehitze den Gipfel des zivilisierten Geschmacks bedeuten und die schleierhafte Abhärtungsmethode nur noch ein Naserümpfen verdiene.

Vorläufig aber findet dieser Dernier cri nur geringen Widerhall. Im allgemeinen freut man sich der Offenherzigkeit und macht etwaigen Bedenken die Konzession des schmalen Halsbändchens. Obgleich es des Unvorhergesehenen an diesem Nachmittag im Grunewald so vieles gab — der allzeit wortsichere Berliner fand doch Zeit, der „Gurgelstrippe" einige Aufmerksamkeit zu widmen. So brachte der Große Preis von Berlin nicht nur eine sportliche Ueberraschung, sondern hob auch noch für die Frauenwelt ein Modekinkerlitzchen aus der Taufe. T. D.

Unsere Bilder.

Die neuen Generalinspekteure der österreichisch-ungarischen Armee und Marine (Portr. S. 1210). Die furchtbaren Ereignisse in Sarajewo haben es notwendig gemacht, daß in den obersten Leitungen des österreichisch-ungarischen Heeres und der Flotte Neubesetzungen Platz greifen mußten. Das Generalinspektorat über die Armee hat Kaiser Franz Josef dem Erzherzog Friedrich übertragen, der bisher das Oberkommando der österreichischen Landwehr innehatte. Erzherzog Friedrich wird bereits die Oberleitung über die diesjährigen großen Manöver führen. Das Generalinspektorat über die Marine übernimmt Marinekommandant Admiral Haus.

Durazzo, die Hauptstadt des Fürstentums Albanien (Abb. S. 1211), die immer noch heiß umstritten ist, zieht unausgesetzt die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Man hat versucht, den bedrängten Fürsten durch Anwerbung österreichischer und rumänischer Freiwilliger vor den Angriffen der Aufständischen zu schützen. Leider fehlt es am allernotwendigsten: an Geld und der wirksamen Unterstützung der europäischen Großmächte. Um diese endlich zu Taten zu veranlassen, hat sich der albanische Ministerpräsident Turkhan-Pascha auf eine Rundreise nach den Hauptstädten des Dreibundes und des Dreiverbandes begeben, über die er selbst sehr optimistische Auffassungen zu haben scheint.

Carson, der ungekrönte König von Ulster (Abb. S. 1209) beträgt sich jetzt so, als wäre ihm die Krone schon aufs Haupt gesetzt. Er hält Empfänge ab, läßt sich bejubeln, inspiziert seine bewaffneten Freischaren und hält Reden, die erkennen lassen, daß er in jeder Beziehung von der Berechtigung seines Vorgehens überzeugt ist. Die Verhältnisse haben sich jetzt wieder in einer Weise zugespitzt, daß jeden Augenblick Ueberraschungen zu erwarten sind.

Der russische Gesandte in Belgrad, Hartwig (Abb. Seite 1210), ist bei einem Besuch des österreichisch-ungarischen Gesandten Freiherrn von Giesl von einem jähen Tod ereilt worden. Mitten in der in freundschaftlichem Ton geführten Unterhaltung wurde Gesandter Hartwig plötzlich von Unwohlsein befallen und verschied, obwohl sich zwei Aerzte um ihn bemühten, in wenigen Minuten. Der Verstorbene galt als ein besonders energischer Verfechter der slawischen Ideen und Pläne auf dem Balkan.



Victor Hugos Denkmal auf Guernsey (Abb. S. 1213). Auf Guernsey wurde ein von Jean Boucher geschaffenes und auf der höchsten Höhe von Saint Peter Port, der Hauptstadt der Insel, aufgestelltes Denkmal von Victor Hugo eingeweiht.

Der König der Belgier (Abb. S. 1214), der zum Kuraufenthalt mit seiner Gemahlin in Montreux weilt, traf in Bern zu einem Besuch des schweizerischen Bundesrats ein. Nach dem Empfang im Bundeshaus folgte ein Besuch des Bundespräsidenten Hoffmann in der belgischen Gesandtschaft. Abends besuchte der König die Schweizerische Landesausstellung, wo er mehrere Abteilungen besichtigte.

Phot. Hardel.

Flieger Oelerich, Leipzig,
stellte einen neuen Höhen-Weltrekord (7500 m) auf.

Neue deutsche Flugrekorde (Portr. S. 1210 u. beifst.) In erfreulicher Weise beginnen die deutschen Flieger Weltrekorde aufzustellen. Der Rumplerflieger Linnekogel erreichte in Johannisthal eine Höhe von 6570 Meter, wodurch er den mit 6150 Meter aufgestellten Rekord brach. Aber wenige Tage später wurde ihm der Sieg wieder entrissen: der Leipziger Flieger Oelerich erreichte eine Höhe von 7500 Meter. — Der Albatrospilot Reinhold Boehm brachte den Weltrekord für Dauerflüge an sich; er stieg um 5 Uhr 52 Minuten auf dem Flugplatz Johannisthal auf und landete erst um 6 Uhr 4 Minuten am nächsten Abend; er war also 24 Stunden und 12 Minuten ununterbrochen in der Luft gewesen.

Fürstin Beatrice zu Solms-Braunfels (Abb. S. 1216) ist die Gattin des 7. Fürsten zu Solms-Braunfels; eine geborene Gräfin Saluzzo aus dem Haus der Fürsten Saluzzo. Sie ist am 29. November 1888 geboren und seit dem 8. Mai 1913 vermählt. Sie ist die glückliche Mutter eines gesunden Töchterchens.

Die diesjährigen Festspiele in Bayreuth (Abb. S. 1212) finden in der Zeit vom 22. Juli bis 20. August statt und bringen zwei Aufführungen des „Nibelungenringes", fünf des „Fliegenden Holländers" und sieben des „Parsifal". Die musikalische Leitung liegt in den Händen von Dr. Karl Muck, Michael Balling und Siegfried Wagner, das Einstudieren der Chöre besorgt wiederum Professor Rüdel von der Berliner Königlichen Oper. Eine große Reihe namhafter Künstler und Künstlerinnen von den bedeutendsten deutschen und außerdeutschen Bühnen ist an den Aufführungen beteiligt.

Direktor im Reichsamt des Innern, Dr. Lewald (Abb. S. 1216), sucht in diesen glutdurchwehten Sommertagen Erholung von den Strapazen des Dienstes an der schwedischen Küste, wobei er natürlich auch der Baltischen Ausstellung in Malmö einen Besuch abstattete.

Der französische General Pédoya, ein Gegner der dreijährigen Dienstzeit (Abb. S. 1213). Die dreijährige Dienstzeit in Frankreich hat unter verschiedenen ehemaligen Militärs recht bemerkenswerte Gegner. Zu diesen gehört General Pédoya, der neue Obmann des Heeresausschusses.

Mrs. John Lavery (Portr. S. 1215). Die Schönheit der Mrs. John Lavery, der Gemahlin des bekannten englischen Porträtmalers, feiert immer neue Triumphe. Auf den Kostümfesten der Londoner Gesellschaft erscheint Mrs. John Lavery in prächtigen selbstentworfenen Gewändern, die ihr feines Kunstverständnis und ihren künstlerischen Geschmack bekunden. Der Künstler lebt mit seiner Familie während der Wintermonate in seiner Villa bei Tanger. Unsere photographische Studie zeigt die Dame mit ihrem jungen marokkanischen Diener.

Julius Rodenberg † (Abb. S. 1210). In Berlin ist Professor Dr. Julius Rodenberg, der bekannte Berliner Dichter und Herausgeber der Deutschen Rundschau, kurz nach Vollendung seines 83. Lebensjahres gestorben. Er hieß ursprünglich Lewy und war am 26. Juni 1831 in der kurhessischen Stadt Rodenberg geboren. Anfang der fünfziger Jahre kam er in das zu neuem Leben erwachte nachmärzliche Berlin. Nach längeren Reisen ließ er sich dauernd in Berlin nieder. Seine eigentliche Lebensaufgabe erfüllte er durch die Begründung der Deutschen Rundschau.

Geheimer Medizinalrat Prof. Dr. Heinrich Fasbender (Abb. S. 1210), der über vierzig Jahre an der Berliner Universität gewirkt und sich namentlich um die Geschichte der Geburtshilfe verdient gemacht hat, ist in Berlin nach kurzer Krankheit im Alter von 71 Jahren gestorben.

Die Toten der Woche

Kommerzienrat Julius Bötzow, bekannter Brauereibesitzer, † in Schlangenbad am 9. Juli im Alter von 74 Jahren.

Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Heinrich Fasbender, einer der bekanntesten Frauenärzte, † in Berlin am 11. Juli im 72. Lebensjahr (Portr. S. 1210).

Prof. Dr. Gueterbock, Mitglied des Herrenhauses, † in Königsberg am 9. Juli im 85. Lebensjahr.

E. v. Haxthausen, deutscher Gesandter in China, † am 13. Juli in Berlin im Alter von 56 Jahren (Portr. untenst.).

v. Hartwig, russischer Gesandter am serbischen Hof, † in Belgrad am 10. Juli im Alter von 56 Jahren (Portr. S. 1210).



Hofphot. Sandau.

E. v. Haxthausen †
deutscher Gesandter in China.

Generalleutnant von Normann, der sich bei der Niederwerfung des Boxeraufstandes in China hervortat, † in Kreuznach am 11. Juli im 64. Lebensjahr.

Prof. Dr. Julius Rodenberg, bekannter Schriftsteller, † in Berlin am 11. Juli im 84. Lebensjahr (Portr. S. 1210).

Jonkheer Dr. J. Röell, Vizepräsident des holländischen Staatsrats, † in Haag am 13. Juli im Alter von 70 Jahren.

Gustav Prinz von Thurn und Taxis, Ehrenritter des Johanniterordens, † in Bregenz am 9. Juli, 67 Jahre alt.

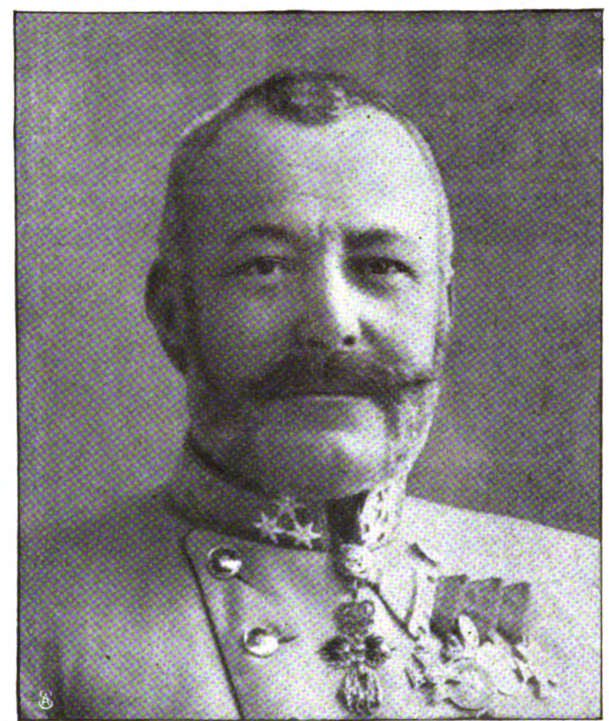
DIE·WOCHE
Bilder vom Tage



Phot. Underwood & Underwood.

Der „Ulster-König“ Sir Edward Carson besichtigt die Freiwilligen von West-Belfast.

Von den Ulsterwirren in Irland.



Atel. Adèle.

Erzherzog Friedrich,
der neue Generalinspekteur der österr.-ung. Armee.



Phot. Harkányi.

Admiral Anton Haus,
der neue Generalinspekteur der österr.-ung. Marine.



Phot. Perscheid.

Julius Rodenberg †
bekannter Berliner Schriftsteller.



Phot. Stuhr.

Gesandter von Hartwig †
Vertreter Rußlands in Serbien.



Phot. Dührkoop.

Geh.Med.-R.Prof.Dr.Faßbender †
Berlin, beliebter Frauenarzt.



Phot. Sennecke.

G. Linnekogel, Johannisthal,
stellte einen Höhenrekord von 6570 m auf.



Phot. Sennecke.

R. Boehm, Johannisthal,
stellte einen Dauerflugrekord von 24 St. 12 Min. auf.



Rumänische Freiwillige in Uniform.

Verteilung von Gewehren an österreichische Freiwillige.

Landungsteg in Durazzo mit den zur Flucht der Einwohner bereitliegenden Schaluppen.

Vor der deutschen Gesandtschaft.

Maschinengewehr auf den Höhen von Durazzo, im Hintergrund Stadt und Hafen.

Zu den Kämpfen um Durazzo.



Das Blumenmädchen-Ensemble mit dem Leiter Professor Rüdel-Berlin.

Aus Bayreuth.

Mitte unten von links: Herr Soomer. —. Frl. Forti.

Photos von Ramme u. Ulrich.

Kirchner. S. Wagner. Miekley-Kemp.

Schumann-Heink. Schuler. Dr. Muck.

Gulbranson. Bahr-Mildenburg. Bahr. Schuler. Balling.

Reuß-Belce. Schumann-Heink. Kirchhoff. Habich.

Phot. Manuel.

General Pédoya,
sprach in der franz. Kammer gegen die dreijährige Dienstzeit.

Central Photos.

Die Enthüllung des Victor-Hugo-Denkmals auf der Kanalinsel Guernsey. Oben: Das Denkmal.

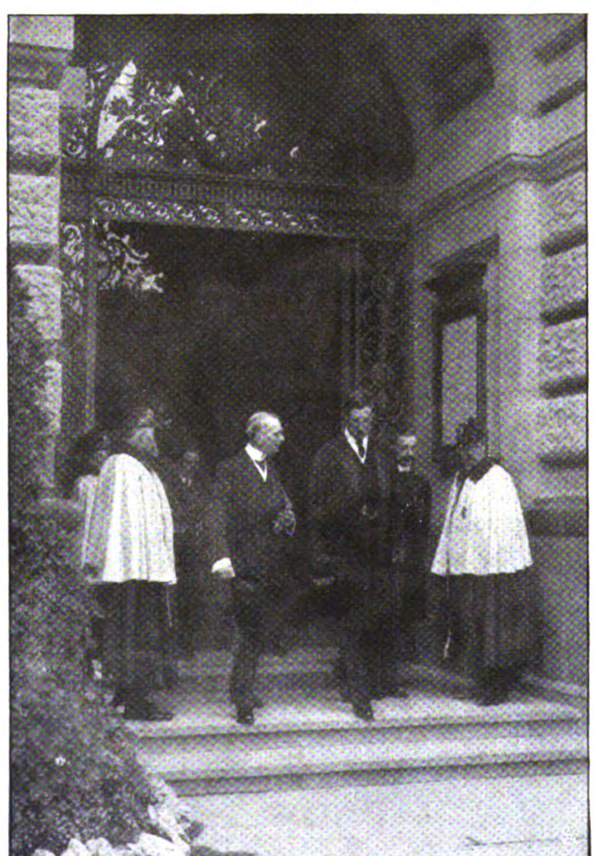




Presse-Photo-Verlag.

Der Sieger, A. u. C. von Weinbergs „Orelio" unter Shaw, wird zur Wage geführt.

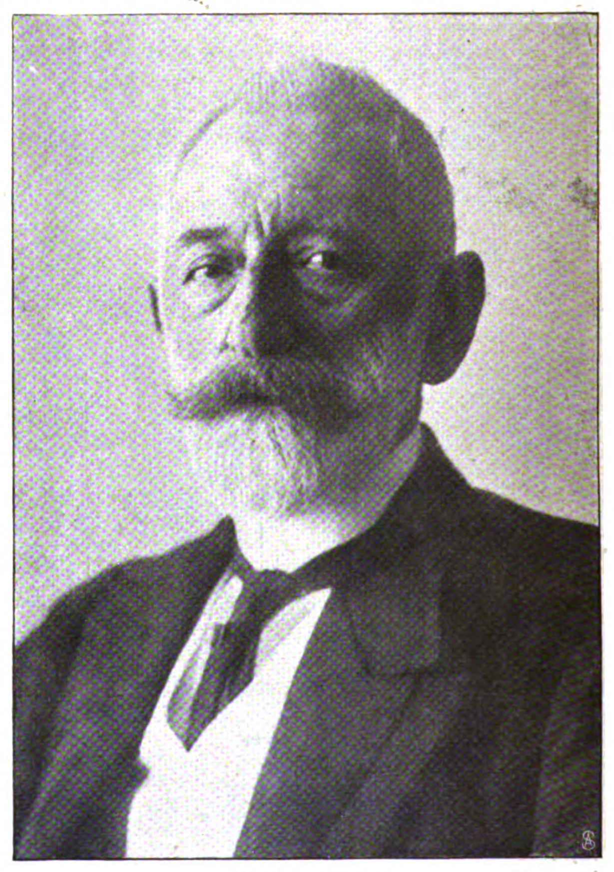
Der Große Preis von Berlin auf der Grunewaldbahn.



Phot. Krenn.

König Albert verläßt das Bundeshaus.

Der König der Belgier in Bern.



Turkhan-Pascha,

der albanische Ministerpräsident, weilt in Berlin.



Phot. Hoppe.

Mrs. John Lavery,

die Gemahlin des bekannten englischen Porträtmalers John Lavery,

mit ihrem jungen marokkanischen Diener.





Phot. Spalke.

Fürstin Beatrice zu Solms-Braunfels, geb. Gräfin Saluzzo, mit ihrer Tochter Maria Luise.



Ministerialdirektor Dr. Lewald (×) beim Besuch der Ausstellung.
Von der Baltischen Ausstellung in Malmö.



König und Kärrner.

Roman von

Rudolph Stratz.

13. Fortsetzung.

Werner schwieg, ging mit Eva weiter und wunderte sich über die Willenlosigkeit seines Tuns. Was kümmert mich das hier? ... Die Vergangenheit? ... Eva Römer? Der Zufall, daß wir uns getroffen? ... Warum laufe ich hier herum? ... Wie unter einem Zwang? ... Schließlich — zu Haus habe ich auch noch nichts verloren! ... Da rüsten sie doch nur zum Festabend. Darin ist Stefanie groß. — Da kann man sich auf sie verlassen.

Du seltsame Wanderung durch Dunkel und Laternenschein. Immer neue Schattenbilder in düsteren Mietkasernen, aus dem Zwielicht der Hinterhöfe, Armeleutegeruch über knarrenden Holztreppen — dann einmal, beim Öffnen einer Korridortür, eine kleine, freundliche Oase, die Familie um die Lampe, Vater, Mutter, ein Haufe hungriger Flachsköpfe. ... „Ha ja — jetzt im Sommer hot e Maurer schon sei Sach — aber im Winter ... im Winter! — Wann's nur wenigstens net vor Dreikönig friert!" ... Die kecke, zierliche Frau hatte noch das Gebildete des früheren herrschaftlichen Stubenmädchens. Sie und Eva Römer verkehrten miteinander ganz auf gleichem Fuß, lachten, schüttelten sich zum Abschied die Hand.

Ein Füllhorn von Menschen — das wirrt ineinander ... wohnt nebeneinander. Ein Wunsch und Wille: „Unser täglich Brot gib uns heute!" ... Ein Stoßgebet der Armen, so oft drüben überm Odenwald die Sonne aufgeht. Da ist wieder die Armut: eine saubere, finstere Hofwohnung. In der Küche eine ältere, traurige Frau. In der Stube nebenan ein Mann, in eine Decke gewickelt, stumpf auf einem Stuhl.

„So hockt er Ihne de liebe lange Tag, Fräule Römer!"

„Geht's denn immer noch nicht besser?"

„Es wird net mehr besser, sächt der Doktor. Awwer es kann noch lang dauern." ...

„Die Kasse zahlt doch?"

„Jo. Gottlob zahlt sie." ...

Sie hatten geflüstert. Noch draußen sprach Eva Römer halblaut:

... „Der Mann weiß es ... daß er sterben muß." ...

Eine Pause.

„Sag mal, Eva, das treibst du nun so jeden Tag?"

„Es ist doch mein Beruf!"

„Und du bist damit zufrieden?"

„Ich mach mich nützlich!"

„Ich nicht!"

Das junge Mädchen gab darauf keine Antwort.

„Ich steh allein", sagte sie nach einer Weile. „Man muß doch einen Daseinzweck haben. Es blutet einem ja das Herz, wenn man sieht, wieviel Elend auf der Welt ist. Wer kann und soll da helfen?"

Jetzt lag doch ein harter Zug um ihren Mund. Die Herbheit von Frühreife und Erkenntnis. Der stete Anblick von Leiden und Sorgen.

„Ich hab's ja so gewollt!" sagte sie ganz ruhig. ... „Komm, ich muß da hinein. — Schönen guten Abend, Mutter Bingel!"

Ein frisches Lachen dabei. Auch die Matrone mit dem verschossenen Kaschmirschal um die Schultern nickte vergnügt.

„Guck emol — das Fräule! Spaziere Sie nur rein! Setze Sie sich! — Der Herr aach." ...

„Die Mutter Bingel hat's nämlich gut!" meinte Eva Römer, während sie Platz nahm. „Die hat ordentliche Kinder."

„Jo, die Mädche gehn in die Kartonnagefabrik. ... Und der Luis. ... Jeden Samstag bringt er sei Geld! Vorn habe wir noch vermietet! ... Ich selber bin ja e alt's Gstell! Ich bin zu nix mehr nutz!"

In dem winzigen Nebenkämmerchen saß ein junger Mensch, den blonden Haarschopf zwischen beiden Händen, über den Büchern. Er schaute nicht auf.

„Wann er nur net so aufs Lese aus wär! ... Da vergißt er Esse und Schlafe! Ich sag's ihm oft: ‚Luis — mit zehn Stunde Tapeziere täglich hat eins genug!' ... 's hilft nix. — Um Mitternacht hot er oft noch Licht." —

Der junge Tapezierergeselle hörte es nicht, kümmerte sich um nichts, rührte sich nicht — baute stumm, in sich versunken, bei der Feierabendlampe seine Volksschulbildung aus — las in einem dicken, abgegriffenen Band Naturwissenschaft: „Vom Nebelfleck zum Menschen."

Werner Winterhalter und seine Gefährtin waren wieder draußen im Freien. Er war noch ernster geworden. Er sagte: „Und all diesen Drang lassen wir ungenutzt — wir lassen ihn sich abseits von uns entwickeln ... wir merken ihn womöglich gar nicht." ...

„Liebe Zeit ... überhaupt ... wenn man das hier alles so jeden Tag mit ansieht" ...

Eva Römer brach ab. Es war in ihrem Ton etwas von der Resignation einer Krankenschwester, die weiß, daß sie nur die ewig wiederkehrenden Leiden, nicht deren Ursachen bekämpft. Puh ... war da eine Luft. ... Eine ganze Familie in einem Raum. Frau Sorge unsichtbar mitten darunter ... der Mann dumpf und matt ... die Frau stumpf ... die Kinder skrofulös. ... Keine Klage. — Es ging ja, bei Kiesfahren und Kartoffeln. ... Solang man Arbeit hatte, borgte der Krämer gegenüber. ...

Die Arbeitslosigkeit ... das war das Gespenst, das wie ein finsterer Riese auf den Giebeln dieser stummen Mietkasernen ritt, den Schlaf schwer machte, das Erwachen zum Erschrecken. Und auch in dem schweigenden Beobachter ein leiser Schauer: Was ist das für eine Welt? ... Das ist *die* Welt. ... Und ein Ding über ihr und uns allen. Am Eingang des nächsten Hauses erwartete sie der Tod. Eine städtische Pflegerin mit warnend erhobenem Finger auf der Schwelle, drinnen aufgebahrt ein offener Sarg. Das Profil der Greisin in



ihm war streng und ernst. Es hatte mit der stark vorspringenden Nase, dem weißen Schläfenhaar etwas Feierliches von Lebensrast. Kerzengeflacker — unterdrücktes Schluchzen aus einem dunkeln Winkel.

„Wann ist denn die Rupertin gestorben?"

Das Flüstern der Schwester: „Heut nachmittag, Fräulein Römer! — Gute Nacht."

Das Alter hast du heute gesehen — die Krankheit — die Not — den Tod. . . . Alles, was menschlich ist und einmal auch dein Los, mit Ausnahme der Not. . . . Du bist ein Mensch wie andere. . . .

Die kühle Nachtluft spielte um Werner Winterhalters Stirn. Er hatte den Hut abgenommen, fuhr sich über die Augen. Über ihm standen die Sterne. —

Ein Mensch wie andere. . . . Dir aber dienen die anderen. Du bist der König, und sie sind die Kärrner. Warum ein König? Woher deine Krone? Kraft welchen Rechts? Recht heißt Verdienst. . . .

„So! . . . Da ist die Straßenbahn! Ich fahr jetzt heim! Gute Nacht, Werner!"

Eva Römer war stehengeblieben. Jetzt hielt sie ihm zum Abschied die Hand hin. Sie sah ihm offen, mit einem seltsamen, ein wenig traurigen Lächeln ins Auge, einem Lächeln der Erinnerung, das hieß: Weißt du noch?

Und auch ihm war es eine Sekunde, als zöge durch den Staub- und Benzindunst dieses Tages und die Luft voll Müh und Arbeit dieses Abends ein Hauch vom Blütenduft Alt-Heidelbergs, als spielte der Mond silberglitzernd auf träumerischen Neckarwellen, als sei man noch einmal am Anfang der Dinge, im Morgenrot des Lebens, vor einem die Welt. . . . Er faßte ihre Rechte — drückte sie. . . .

„Laß es dir gut gehen, Eva!" sagte er rasch, wandte sich um und schritt die Straße hinab, immer weiter sich und dem, was sein war, zu, bis die Häuser stattlicher wurden, die ersten Gärten auftauchten, ganze Straßen in Grün, die Parks der Reichen. Da lag, hinter Palmen und Teppichbeeten, von oben bis unten zum Fest hell erleuchtet, in schwerem Prunk sein Haus. Die beiden Schwiegerväter hatten es bei der Hochzeit gekauft und eingerichtet. Einer hatte sich von dem anderen nicht lumpen lassen wollen. Was gut und teuer war, mußte hinein. Diener verbeugten sich auf der Schwelle. Ein Blick auf die mächtige Uhr an der Marmorwand. Herrgott — schon beinahe zehn! . . . Sind schon Gäste da? Wie? . . . Schon ziemlich viel? . . .

Nun meinetwegen! . . . Es war ihm auch gleich! — Unten hörte er sie schwatzen. Wagen auf Wagen, Auto nach Auto fuhren vor. Herren stiegen aus, den Frack um die Schultern, Damen in farbigem Überwurf. Er sah es oben von seinem Zimmer, während ihn der Diener geschäftig ankleidete, machte wieder eine Bewegung mit der Hand über die Stirn, als wollte er da etwas verscheuchen, als stände etwas zwischen ihm und dem, was hier. . . . Er hob so jäh den Kopf, daß den Fingern des Mannes vor ihm die halb geknüpfte, weiße Binde entglitt, schaute sich in seinen vier Wänden um, mit einem sonderbaren Staunen, als sei er hier fremd, fuhr zusammen . . . . Wer klopft denn da? Herein!

Seine Frau schoß in das Zimmer. Die Schleppe der goldgestickten, türkischblauen Robe fegte hinterher. Königlich schön hob sich ihr aschblonder Kopf mit Diamantenglanz und weißen Schultern aus dem Pariser Modell. Ihr lebenswarmer Atem umwehte ihn.

„Werner, wo steckst du denn? Ich hab schon 'nen Mann! . . . Das ganze Haus voller Leut, und dann soll man dich womöglich erst ausschellen lassen!"

„Ich komme schon" . . .

„Warum bist du denn so stumpfsinnig, Wernerche? Ich hab's unten schon allen zur Entschuldigung gesagt: Er hat halt das Rennen mitgefahren! . . . Da ist er müd! Du . . . weißt du's Neueste?" Plötzlich kam Zorn in ihre großen blauen Augen. Sie wurde aufgeregt. „Ich bin außer mir! . . . Also stell dir vor: Die Orangenbäumchen sind noch nicht da! . . . Ich könnt dem Kaufmann den Kopf abreißen! . . . Herrgott . . . schau mich doch nicht so an: die Orangenbäumchen, die wir eigens aus Italien bestellt haben! Die sollen doch um den Tisch herumgefahren werden und die Leute sich selber davon abschneiden! Jetzt, wann der Waggon zu spät kommt, ist der Spaß verdorben!"

Werner Winterhalter fuhr langsam in den Frack, den ihm der Diener hinhielt. Er schüttelte geistesabwesend den Kopf. Stefanie stand vor ihm, halb lachend, halb ärgerlich.

„Gescheit siehst du grad nicht aus!" sagte sie. Er hatte das sonderbare Gefühl, als unterhielte er sich mit einem ganz fremden Menschen. Er mußte sich sagen: Ach so . . . das ist deine Frau . . . Ja, natürlich . . . meine schöne Frau . . .

„Werner . . . jetzt ist doch nicht Zeit, den Sterngucker zu spielen! Komm!"

Der schlanke Oberkörper bog sich vor, während sie ihm den Frack zurecht zupfte. Ihr voller Arm schimmerte in einem glatten Weiß. Es war, als hätten selbst die Perlen um ihren Hals etwas von diesem warmen, matten Glanz des Lebens angenommen. Eine Wolke feinsten Blumenduftes wogte in den blauen Seidenfalten ihres Kleides, in der blonden Seide ihres Haares. Er sah ihr in das jugendliche, von Hitze und Trubel des Festes unten gerötete Gesicht . . . Er dachte sich: Ja, du bist schön . . . Eine Blüte, gebadet in Sonne und Licht . . . Die Wurzeln der Menschheit, aus denen wir wachsen, verlieren sich tief im Boden ins Dunkel. Viele sehen nie den Tag, damit wir strahlen . . .

„Also närrisch werden könnt man heut mit dem Mann!" sagte Stefanie zu ihrem Bruder, der ins Zimmer trat. „Ich weiß nicht, was er wieder für Mucken hat" . . . Sie wandte sich jäh und schlug die Schleppe mit einer ungenierten Sportbewegung des Beins zurück. „Josefin . . . Sind die Bäumerche da?"

Josefine, das alte Hausmöbel, stand strahlend auf der Schwelle. „Alleweil kumme se!"

„Hurra!"

Sie sprang, die Schleppe über dem Arm, zwei Stufen auf einmal nehmend, triumphierend die Treppe hinab. Und wieder dies Unerklärliche in Werner Winterhalter. Ein Schauer der Fremde, so, als sähe er in einem Spiegel sich selbst. . . . Nein, eben nicht sich selbst . . . sondern das, was man jetzt war . . .

„Vorwärts!" sagte er zu seinem Schwager. „Ich muß runter . . . es ist die höchste Zeit!"

Ein großer Abend, nicht für sein Haus, sondern für die Firma Winterhalter, dem es als Empfangsraum diente. Alle Freunde und Geldgeber am hiesigen Platz, der Schwiegervater, der alte Kühn, immer noch aufrecht und herrisch, an der Spitze, die Vertreter und Geschäftsfreunde von auswärts, große Rennfahrer, die als gute Kunden kostenlos Reklame für die Marke machten, österreichische Grafen, belgische Barone, wie man sie sonst hier nie in dieser rheinischen Bürgerwelt sah. Aber trotz allen Lachens und Lärmens war die Stimmung unbehaglich. Kein Zweifel: Mannheim und Stuttgart und Rüsselsheim hatten heute viel besser abgeschnitten, vom Ausland nicht zu reden: Irgend etwas stimmte nicht. Man kann nicht mehr recht mit, seit ein, zwei Jahren.

Händegeschüttel . . . Helle . . . Hitze . . . An langer Tafel zwischen den Silberorchideen . . . Perlen in der Sektschale bei den Reden . . . wieder Reden . . . Nun kommen wirklich glücklich die Orangenbäumchen. . . . Ein Jubel . . . ein Händeklatschen . . . die Stefanie strahlt . . . steht doch wahrhaftig in ihrem Übermut auf und bringt einen Toast auf die Herren aus. . . . Ein helles Hoch der Damen. . . . Nun lachen sie alle wie wahnsinnig . . . wie die Kinder . . . wie die Sonntagskinder des Glücks . . . wunderlich . . . wenn Eva Römer das sähe. . . . Eine Viertelstunde von hier schaut die Welt anders aus. . . .

Nach Tisch bei Kaffee und Havanna. . . . Ringsherum die Herren . . . der dicke Schweickardt hält Manöverkritik: „Also, Winterhalter . . . Ihr Sterlet — Hut ab! Das ist nämlich keine Kleinigkeit, meine Herren, so 'n Biest lebend von der Wolga herzutransportieren! Und jeder Zoll Länge mehr macht die Geschichte unverhältnismäßig teurer" . . .

„Sie, Hausherr . . . Sie hören ja gar nicht zu!"

„Laßt ihn! . . . Er ist müde! Kein Wunder" . . .

Moritz Kühn sagte nichts. Aber ein paar Minuten darauf warnte er im großen Saal seine Schwester.

„Paß nur auf den Werner auf! Der kriegt wieder einmal irgendeinen Koller! Ich merk's ihm schon an. Na . . . gottlob ist er ja kaltgestellt."

Die schöne Frau lachte und blickte auf ihren Mann, der drüben in der Ecke des Saals stand.

„Moritzche . . . den wickel ich noch lang um den Finger."

Und drüben im Winkel, halb hinter der Portiere, hörte Werner Winterhalter durch Zufall ein kurzes Gespräch. Ein dicker Herr vertraulich zu einem Geschäftsfreund:

„Also . . . ich hab heute darüber mit dem Winterhalter gesprochen!"

„Mit welchem? Dem alten oder dem jungen?"

„Ja, natürlich, dem alten! Der junge hat ja in der Fabrik noch nicht so viel zu sagen wie 'n Nachtwächter!"

Werner Winterhalter wollte nicht mehr hören, ging nach der andern Seite weiter . . . sah die vielen Menschen . . . dachte sich: die fütter und tränk ich hier mit dem Geld, das andere verdienen! Als der Sohn meines Vaters. Der Mann meiner Frau. Sonst nichts. . . . Was ist aus mir geworden?

Vor ihm stand der alte Kühn, lang, hager, die unvermeidliche Havanna im Mund, mit umwölkter Stirn. In übelster Laune. Den ganzen Abend schon grob gegen Gott und die Welt. Der Schwiegersohn wollte kühl an ihm vorbei. Aber der alte Industriekapitän faßte ihn einfach an einem Goldknopf seiner weißen Weste und tat, was er sonst nie tat: Er sprach zu ihm von Geschäften!

„Hast du eigentlich 'ne Ahnung, warum das bei euch nicht mehr flutscht? . . . Das war ja wieder, unter Brüdern, eine Schweinerei heute — unser Fahren drüben."

„Wie soll ich denn das wissen? Ich bin ja auf allgemeinen Wunsch Nichtstuer!"

„Aber du bastelst doch fortwährend an einer Erfindung am Motor herum . . . du und dein Freund, der Schlosser . . . Kienholz oder Kienast . . . oder wie er heißt" . . .

„Das sind unsere eigenen Angelegenheiten!"

„Wird's denn was?"

Werner Winterhalter sah dem alten Herrn scharf ins Auge.

„Von heut ab fang ich erst mit vollem Ernst an!" sagte er. „Ihr habt mich hier zu einer Drohne gemacht. Du voran. Ihr alle. Zwei Jahre ist's euch geglückt! Aber Ihr werdet sehen, daß ich's nicht mehr lang bleibe!"

* * *

„Do drinnen steht der Kaschte!"

Die Arbeiter machten nachdenklich im Sternendunkel vor einem niedrigen, kleinen Schuppen halt. Sie kamen von der Nachtarbeit in der Reparaturabteilung. Irgendeine dringliche, gut bezahlte Sache für sechs Paar Fäuste. Sonst pressierte es im allgemeinen in den Winterhalterschen Werken nicht so sehr. Die goldenen Zeiten, da die Kunden blaue Scheine und Zwanzigmarkstücke den Werkmeistern und Vorarbeitern in die Hand schoben, um ihre bestellten Wagen mit möglichst geringer Verspätung zu bekommen, die waren seit Jahr und Tag vorbei. Immer länger wurde im Ausstellungsraum die Parade der noch unverkauft dastehenden Chassis, länger auch die Gesichter der Aktionäre, besorgter die Mienen der Hunderte und Tausende, die hier ihr tägliches Brot fanden. Die Schichten waren schon verkürzt . . . manche frisch eingestellte Leute entlassen. . . .

„Hoscht du den Wagen gesehe, Krischtian?"

„Ha und ob! . . . Sehen kann ihn e jeds! . . . Awwer was inne drin is" . . .

„Es heißt, mit dem könnt man die Wänd 'nuff fahre! So zieht der Motor!"

„Wodurch denn norr?"

„Sell is ja das Geheimnis!"

„Snackt nich, Kinnings!" Der Obermeister war ein Mann von der Waterkant. Groß, schwer, blond. Ein bedächtiger Zweifler. „Zaubern können die beiden auch nich" . . .

„Ach, halt's Maul!" brummte einer hinter ihm so leise, daß es niemand hörte: Er und die andern wußten nichts von dem Wunder im Schuppen, hatten keinen Vorteil davon. Und fühlten doch für ihre Fabrik einen ganz unpersönlichen Ehrgeiz. Waren mit ihrer Arbeit verwachsen. Wollten stolz auf ihr Werk sein, gewissenhaft auch da, wo sie keiner sah. Sie standen eng beisammen, die Kappen in die Stirn gedrückt, die Hände in den Taschen, ein Häuflein in dunkler Nacht. Um sie, aus



schwarzen Fensterhöhlen, das Schweigen der Maschinenhallen, Windgeraschel in der finstern Weite der Höfe . . . nirgends eine Menschenseele . . . doch da . . .

„Ah" . . .

Ein Lichtspalt durch die Fugen des Schuppens. Ein leises, wehmütiges Gepfeife, deutlich durch die Holzwand: „Behüt dich Gott . . . Es wär zu schön gewesen" . . .

„Horcht emol! Die sind drinne!"

„Der Kienast allein is drin, du Vieh! . . . Wann der Winterhalter mit dabei wär, dürft er doch net pfeife!"

„Ich hör ihn rumore!"

„Uffgebaßt!"

Die beiden Flügeltüren des Schuppens flogen plötzlich von innen auf. Man war geblendet. Man sah in der Finsternis nichts als zwei mächtige glotzende Lichtaugen. Die beiden Scheinwerfer setzten sich nach vorwärts in Bewegung. Das Auto rollte langsam ins Freie hinaus, hielt an, stand, äußerlich ein mittlerer Tourenwagen wie andere.

„So loß doch mei Arm los! . . . Was hoscht denn . . ?"

„Krischtian . . . Krischtian . . . host's gehört: Er hot net angekurbelt!"

Ein aufgeregtes Geflüster.

„Der Wage geht von selber an!"

„Das tät ihm doch beim Bergsteige nix helfe! — Im Vergaser steckt's, Ihr Leut! Im Vergaser!"

„Ich mein als: in der Zündung!"

Robert Kienast lachte und stieg, rennfertig, mit Haube und Brille, vom Fahrersitz.

„Zerbrecht Euch norr Eure dreckige Köpp!" sagte er gemütlich und ging zum Schuppen zurück, um den mit doppelter Vorsicht, mit Schloß und Eisenstange, zu verwahren. Die Arbeiter standen, in der dunklen Nacht vom Azetylenschein weiß wie die Müller, um die Haube, unter der der Motor dumpf sein Morgenlied summte.

„Wer da neingucke könnt!"

Aber die beiden Klappdeckel waren wohl befestigt. Zwei Vorhängeschlösser an jeder Seite.

„Sell sind Buchstabenschlösser, Karl! Die kriegt keiner uff, wo's Wort net weiß!"

Der Robert kam schlüsselklappernd zurück.

„Ratet norr!" sprach er. „Oben in der Direktion rate sie auch! Der alte Winterhalter weiß nix — der Kühn selber weiß nix. . . . Keiner weiß was! Wir halte's Maul — wir beide!"

„Fährscht denn jetzt?"

„Do kummt er ja!"

Eine straffe, hohe Gestalt in langem Mantel, vor sich den glimmenden Punkt einer Zigarre, schritt heran. Die Tritte klangen fest auf dem Kies. Der Stummel flog zu Boden, wurde sorgfältig ausgetreten. . . .

„' Morgen! . . . Los, Robert!"

Werner Winterhalter nahm neben dem andern Platz. Im Bruchteil einer Sekunde war der ungeduldig murrende Wagen schon im Lauf, rollte draußen durch die schlafenden Gassen, schwenkte vor der Stadt scharf nach links in die Rheinebene hinein, dem Neckartal zu.

Die beiden stummen Gesellen mußten gemäßigt fahren. Denn noch war um sie volle Nacht, nur vor ihnen auf der Landstraße die kreideweiße Lichtbahn, in der zuweilen ein Hase wie besessen vor dem Auto herschoß, statt ihm durch einen Seitensprung zu entgehen. Aber gerade, als sie sich den dunklen Umrissen des Odenwalds näherten, stieg, so wie es im Kalender stand, in der dritten Morgenstunde der Mond empor, übergoß mit bläulicher Taghelle Alt-Heidelberg, das Schloß und den Fluß. Es war so licht, daß hinter dem Auto sein kurzer Schatten über das Pflaster der Stadt huschte. Die dämmerte in unwahrscheinlicher Ruhe. Der letzte Student war daheim in der Bude, das letzte Naß aus dem Faß. Essighaus und Fauler Pelz, Perkeo und Roter Hahn, Dienserei und Kümmelspalterei, all die alten Bierstätten schliefen. Langsam, mit gelöschten Lichtern, ging es über das Bahngleis. Drüben, am Klingentor, öffnete Werner Winterhalter die Auspuffklappe.

Rattatata. . . .

Er saß jetzt selbst am Steuer. Das Auto schoß aufwärts, schneller, immer schneller, in verwirrender Geschwindigkeit, den Schloßberg hinauf, zur Molkenkur. Bald links, bald rechts flogen die Bergmauern aus rotem Sandstein in den jähen Kurven heran und vorbei. Er riß die durchgehende Maschine in kaum verkürztem Lauf um die Ecken, schaltete dabei um, zwei-, dreimal . . .

„Der vierte, Herr Doktor?" schrie Robert durch das bläulich stinkende Geknatter der Abgase.

„Der vierte Gang!"

„Hurra!"

„Zum Donnerwetter! Schrei nicht zu früh, Robert!" Aber dem Motor schien jeder Steigerungswinkel gleich. Er riß, von der Hinterachse her, alles, was hinter ihm an Holz war und an Menschen saß und an Stahl lief, in sausendem Schwung in die Höhe, dem funkelnden Sternenhimmel zu, wie ein geflügelter Geist aus Tausendundeiner Nacht. Tief unten im Tal lag, als Robert Kienast den Kopf wandte, Alt-Heidelberg, mit seinen spärlichen Lichtern gleich einer versunkenen Stadt auf dem Meeresgrund. Merklich kühler wehte schon die herbe Bergluft . . . da war der große Steinbruch . . . vorwärts . . . vorwärts . . . da das Blockhaus . . . nun kam die steilste Stelle . . . die hängende Kurve am alten Kohlhofweg . . . Robert Kienast sah nicht mehr nach vorn . . . nur nach der rechten Hand seines Herrn . . . Würde der umschalten müssen? . . . Nein . . . Keine Minderung der Geschwindigkeit . . . im Gegenteil . . . die Maschine brummte nur kampflustig . . . ging förmlich durch . . . jagte den letzten Hang empor . . .

„Die Sterngucker werde sich wunnern!"

Der Robert wies grinsend auf die Höhenwarte zur Rechten. Einsame Männer erforschten jetzt da oben am Fernrohr die letzten Rätsel der Welt. Noch ein Haus im Forst. Da ragte der Turm. Weithin lag im Mondschein unter dem Gipfel des Königsstuhls das deutsche Bergland und die Ebene des Rheins. Vierhundert Meter Höhe in kürzerer Zeit, als je der vielbefahrene Berg bezwungen war. Die beiden nickten sich zu, mit rastendem Motor, Sieg in den Augen. Aber sie sprachen, trotz ihrer Aufregung, kein Wort. Erst nach einer Weile ein entschlossenes: „Noch einmal, Robert!"

Im Nu waren sie wieder unten, wendeten am Feuerwehrdenkmal. Kein Mensch ringsum. Drüben, vom gotischen Turm der Peterskirche, der schwere Schlag der dritten Morgenstunde. Ein erstes Ahnen von Junihelle.



„Robert . . . ich fahr jetzt den Wagen aus . . . mit Vollgas auch in den Kurven . . ."

„Losse Sie ihn laufe, was er kann! Losse Sie ihn laufe!"

„Ich sag es dir nur im voraus! . . . Du hast Frau und Kinder!"

„Redde Se net, Herr Doktor! . . . Los!"

Ein Blick auf die Uhr . . . Aus dem Stand hinauf! . . . Sturm auf den Berg . . . Was die Maschine hergibt . . . haarscharf um die wohlbekannten Kurven . . . die hohen Mauern wachsen dräuend auf einen zu und weichen doch im letzten Moment zur Seite . . . Ein Tempo, daß der Wind um die Ohren pfeift . . . verhallendes Käuzchengelächter im Wald . . . da wieder der Turm . . . Stopp! . . . Was sagt das Zifferblatt? . . . Sie schauten es an, streiften sich langsam die Brillen über den Mützenschirm . . . gaben sich die Hand . . .

„Uff, Herr Doktor!"

„Ich glaub, jetzt haben wir's!"

„Sell will ich meine!"

„Mit unserer Erfindung werden die Winterhalterschen Wagen erst wieder konkurrenzfähig!"

„Mit Ihrer Erfindung, Herr Doktor!"

„Ohne deine Schlosserkünste hätt ich nix machen können, Robert!" sagte Werner Winterhalter, zündete sich eine Zigarre an und gab auch dem andern eine. „Schau mal nach, ob das Wasser kocht!"

„Ah bah! . . . Ich kann dreist mei Finger in den Füllstutzen halte!"

Sie sahen sich vorsichtig um, ob auch wirklich niemand herum im Tannenwald sei. Dann öffneten sie behutsam den Deckel ihres großen Geheimnisses. Von seiner Haube befreit, lebte und atmete da der mächtige, stählerne Organismus mit seinem Herzen, dem Vergaser, seinen beiden Lungenflügeln, den Zylinderpaaren, seinem Rückgrat, der ehernen Kurbelwelle, seinem Nervensystem, den weit verzweigten elektrischen Drähten. Nun knieten sie sich hin und schraubten mit gespannten Zügen, mit zusammengebissenen Lippen an der Düse. Um diesen engen Kanal, der kaum einer Nadel Raum gab und doch die Kraft durchließ, um zwanzig Zentner mit doppelter Schnellzuggeschwindigkeit an einem Tag durch halb Deutschland zu schleudern, um den herum wohnte die Seele der neuen Erfindung. Sie verschwendeten jetzt kein Wort mehr daran. Das war jetzt abgeschlossen. Das war gut. Liebevoll betrachteten sie ihre Maschine. Sie stand da gleich einem Renner, der seine Pflicht getan, noch atemlos, glühend, von heißem Dampf umzittert, zu neuen Taten bereit.

Ein Goldsaum zog sich im Osten um die langgestreckten Kämme des Odenwalds. Das Dreieck des Katzenbuckels stand vor rasch tiefer sich färbendem Rot. Das Buchengestrüpp der Felsenmeere um den hohlen Kästenbaum dampfte. Der Morgen war da. Werner Winterhalter atmete tief auf. Er lehnte, seine Zigarre rauchend, eine Weile still an seinem getreuen, in der Frühkühle angenehm wärmenden Wagen. Endlich wandte er sich um: „. . . runter, Robert!"

Unterwegs hörten sie aus der Waldtiefe unter sich ein Brummen. Es kam rasch näher. Ein großes französisches Automobil, das in der Nacht über Straßburg nach Deutschland gekommen sein mußte, lief flink wie ein Wiesel den Berg hinauf. Es trug vorn, unter dem glückbringenden Mannequin, die Puppe eines kleinen französischen Infanteristen mit Käppi und roten Hosen, auf der Kühlfläche die Siegesmarke einer der ersten Firmen von Paris. Robert Kienast schielte vom Steuer her bittend nach links zu seinem Herrn, wartete kaum auf dessen Nicken, wendete an einer Wegteilung mit verwegenem Rücklauf seinen Wagen, fuhr noch einmal zurück, hinter den Franzosen her. Die drehten erstaunt die schwarzbebrillten, spitzbärtigen Köpfe. Ein Fahrzeug, das ihnen bergauf folgen konnte: . . . Nein . . . näher kam? . . . Hinter ihnen war? . . . Mit geschickter Benutzung einer Kurve neben ihnen! . . . Die beiden Autos rannten Rad an Rad, die Auspuffklappen fauchten knatternd ineinander . . . zollweise blieb der kleine Piou-Piou auf der Motorhaube des Galliers zurück . . . immer mehr . . . Robert Kienast sah, wie die Franzosen zornig durcheinander gestikulierten, ihr Fahrer sich gegen die Steuersäule vorbeugte und wütend Druckluft pumpte . . . Aber er war schon vorbei . . . schaute noch einmal zurück . . . „Auf Wiedersehe in vier Woche auf der Europäischen Tourefahrt!" schrie er, einerlei, ob ihn die Ausländer verstanden oder nicht, dann ließ er seinen Wagen hinunterlaufen und durch die Rheinebene heim.

Am Eingang ihrer Heimatstadt ritt ihnen auf einem unwahrscheinlich langbeinigen Gaul mit kurzen Bügeln und hochgezogenen Knien der kleine, dicke Doktor Bätzle entgegen. Er schoppte sich morgens auf ärztlichen Rat in deutschem Trab die Leber ab, ehe er sein Bankbureau aufsuchte, eine Art Karlsbad zu Pferd, und machte neugierig halt.

„Ist das der berühmte Wagen mit sieben Siegeln? ... Winterhalter ... unter uns ... was ist denn drin?"

Ein Achselzucken.

„Nämlich ... Verehrtester ... wir fangen an ein bißchen ängstlich zu werden ... in der Fabrik ... Man erzählt sich solche Wunderdinge von Ihrer Karre ..."

Wieder ein Schweigen. Der Jurist gab es auf und lenkte das Gespräch ab.

„Hören Sie mal, lieber Freund, warum sieht man Sie denn jetzt auf Ihren Fahrten immer ohne die schöne Gattin? Früher saßen Sie doch einträchtiglich wie ein paar Turteltauben da vorn am Steuer!"

„Glauben Sie, daß das so amüsant ist: dreißig-, hundertmal hintereinander die gleiche Probefahrt und das gleiche Herumgebastel am Motor?"

„Nee ... aber ..."

„Na, und meine Frau will sich doch amüsieren! ... Adieu!"

„Auf Wiedersehen heut mittag! Da eß ich bei Ihnen!"

„So?"

„Wissen Sie das nicht?"

„Ich hab den Kopf so voll von meiner Geschichte hier ... Ich hab nie 'ne Ahnung, wieviel Menschen Stefanie jeden Mittag und Abend zusammentrommelt!"

Der kleine, rundliche Reitersmann schüttelte nachdenklich den Kopf und schaute mit seinen scharfen Geschäftsaugen durch den Zwicker dem Auto nach. Nanu ... da hielt der ja drüben schon wieder? Und wo? Er bekam einen Schrecken. Vor der Villa Guido Göbels, des Patentanwalts, des Gewaltmannes, der alles machte! Die Sache war doch nicht am Ende schon spruchreif? ... Er einigte sich mit seinem Pferd und ritt mißtrauisch heran. Da war nichts mehr zu sehen, als der leere Wagen und Robert Kienast nachlässig daneben, sich die Beine vertretend und pfeifend und listig vor sich hinzwinkernd. Der Kerl war wie eine treue Bulldogge. Ein Bestechungsversuch bei ihm nicht nur unanständig, sondern schlimmer: zwecklos. Nichts aus ihm herauszukriegen ...

Es war schon spät in der Mittagstunde, als Werner Winterhalter aus dem Haus trat. Der Anwalt begleitete ihn bis auf die Schwelle.

„Also, Sie melden das Patent an!"

„Wird gemacht! ... Wird gemacht!"

„Und Stillschweigen wie das Grab ..."

„Berufspflicht! Auf Wiedersehen!"

„So: nun nach Hause, Robert! Zum Kuckuck ... Was hingen da wieder am Eingang zur Halle für Hüte. ... Einer neben dem andern. ... Ein Herrenfrühstück, scheint's... Für Damengesellschaften hatte die Stefanie wenig übrig."

„Wieviel Leute sind denn da, Franz?"

„Bloß acht Herren, Herr Doktor!"

„So ... Bloß acht Herren? Na schön ..."

Ein Geschwurbel bei Tisch. ... Ein Gelächter. ... Köpfe wie ein Schwarm Spatzen... Ihn dünkte das so. Dann sagte er sich: Nein, es sind ganz vernünftige Leute darunter. Sie stellen sich nur so an, weil meine Frau dabei ist! Wo die ist, geht alles in einem Wisch und Hui über die Dinge! Stillstand, Tiefe, Besinnung gibt's nicht. Wer nicht mittut, fällt in Ungnade. Der Schweickardt weiß das. ... Er sitzt schon wieder neben Stefanie, der dicke Lümmel, und macht seine niederträchtigen, verliebten Schweinsäugelchen. ... Meinetwegen. ... Sie behandelt ihn doch nur als höheren Hofnarren. ... Eigentlich war es ihm gleich. ... Sein Blick wurde zerstreut. Er war wieder in Gedanken bei der Fahrt heute morgen. ... Um ihn die Stimmen ... Stadtklatsch ... das Neueste: Taubenschießen! ... Natürlich: Tontauben! ... Sonst kniet sich der Tierschutzverein hinein! ... Stefanies helles: „Also die Tondinger sind einfach langstielig! Wer kommt den Winter mit zum richtigen Taubenturnier in Monte Carlo?"

„Ich!"

„Ich ... ich!"

Die Herren streckten lachend die Arme aus. Meldeten sich wie die Schuljungen. Ernst war es keinem mit dem erhobenen Zeigefinger. Man redete nur so. Werner Winterhalter schaute auf.

„Den Winter wird's nichts mit Monte Carlo! Da hab ich Besseres zu tun, Stefanie!"

„Hoho ... Rebellion!"

„Aber ... Knecht Fridolin!"

„Lassen Sie sich das nicht gefallen, gnädige Frau!"

„Ach, ich laß ihn schwätzen!" sagte die schöne Frau gleichmütig. Ein Blick flog von ihr zu ihm hinüber und zurück. Ein Aufplänkeln. Eine prüfende Gegnerschaft in den Augen. Stefanie lachte und hob warnend, wie man einem Kind droht, die Hand: „Den Sommer laß ich dich noch in Herrgotts Namen gewähren, Wernerche! Aber dann wirst ohne Gnade von deiner Fettbüchs und deinem Schmieröl weggeholt! Du liebe Zeit ja ... der Mann wird ja der reine Schlossergesell! ... Jeden Tag verriegelt er sich vom Morgen bis zum Abend in seiner Werkstatt. Er kriegt ja schon bald die Händ nicht mehr sauber ..."

„Bitte! Bitte! Verraten Sie uns seine große Erfindung, gnädige Frau ..."

„Meine Frau, Bätzle, interessiert sich nur dafür, daß sie mit so 'nem Kasten neunzig Kilometer in der Stunde dahinrasen kann! Was in ihm vorgeht, ist ihr ganz wurst!"

Doktor Bätzle und Moritz Kühn tauschten einen Blick. Es lag eine leise Gewitterstimmung über der Tafel. Lachende Gesichter. Sektbläschen im Kristall. Der schwüle Duft der weißen Tuberosen.

„Mir erzählt mein Mann doch nix, was er und sein Duzfreund, der Schlosser, drüben treiben!"

„... weil du niemals reinen Mund halten würdest, Stefanie! ... Ich kenn dich doch!"

„Hoho!"

„Ein netter Gatte!"



„Ich finde, Frau Stefanie wird hier viel zu schlecht behandelt“, sagte Karl Schweickardt schläfrig und bezog von ihr einen Klaps mit dem umgedrehten Obstmessergriff auf die Finger.

„Sie hat schon gar keiner um Ihre Meinung gefragt, Schweickardt!“

Und dann plötzlich unwirsch, mit umwölkter Stirn, die geschälten Birnen umherreichend: „Ich geh noch mal heimlich bei und zünd euch euren Schuppen an — daß die langweilige Geschicht mal aus der Welt kommt!“

„Gräßlich, wenn sich ein Ehepaar ewig vor Fremden herumkampelt!“ brummte Moritz Kühn. Ihm gegenüber riß Doktor Bätzle neugierig seine kleinen schlauen Augen auf.

„Wie sind Sie denn eigentlich auf Ihre Erfindung gekommen, verehrter Gastfreund?“

„Zuerst, vor Jahren schon, in England, wie ich da als Volontär in einer Stahlgießerei gearbeitet hab! Und dann hier allmählich durch die Fahrpraxis! . . . Hättet Ihr mich nicht aus Eurer Fabrik ausgeschlossen, so wär ich da wahrscheinlich mit Euch im alten Kuhtrott geblieben! So rächt sich schließlich alles auf Erden, lieber Bätzle!“

„Nun ist er schon wieder bei seinem Greuel von Maschine!“ rief Stefanie vom andern Ende des Tisches herunter.

„Es ist ja nicht für dich bestimmt!“

„Aber es mopst die Gäste!“

„Kein Mensch braucht zuzuhören!“

„Wenn ihr Geschäfte habt, dann geht ins Nebenzimmer! . . . Hier will ich mein Ruh!“

„Ach . . . stör uns doch nicht, Stefanie . . . Wissen Sie, Bätzle: nicht daß ich mich deswegen für so viel klüger halte wie ihr. Ich hab mein redliches Pack Dummheiten hinter mir, weil ich bei den andern angefangen hab zu bessern statt bei mir selbst! . . . Aber wozu ist der Mensch auf der Welt, als daß er sich mit seinen Dummheiten häutet! Jetzt bin ich dabei, etwas Tatsächliches zu leisten, statt den Nebenmenschen meine Gedanken aufzudrängen! . . .“

„Man sagt: Ihre Neuerung am Motor ist bei der Düse?“ forschte der Jurist vorsichtig.

„Nehmen wir mal an, es sei der winzige Düsenkanal! Da haben wir gleich das ganze Geheimnis: im kleinsten Punkt die größte Kraft! Das Kleinste auf der Welt ist der einzelne Mensch . . . unbeträchtlich wie ein Floh . . . Und doch muß von da alles seinen Ausgang nehmen! . . . Erst muß man sich selber fest auf die Beine gestellt haben. Dann kann man sich erst in die Hände spucken und anderswo den Karren aus dem Dreck ziehen! . . .“

„Ja . . . ja . . . also die Düse . . .“

„So viel Weisheit hab ich nun, mit über Dreißig . . . Früher hieß es bei mir Weltall und Menschheit, und jetzt ist's ein Benzintröpfchen! . . . Und eigentlich doch ein und dasselbe. Nur der Ausgangspunkt ist verschieden. . . . Der Erfolg hoffentlich auch! Man muß nur erst Bescheidenheit gelernt haben! Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen . . .“

„Jawohl! . . . Witze treiben Sie mit mir!“

„Man kann nicht ernster sein!“ sagte Werner Winterhalter und lachte. Er hatte so leise gesprochen, daß sonst keiner der Umsitzenden ihn beachtete. Die einzige, die argwöhnisch vom andern Ende der Tafel heruntersah, war seine Frau.

„Der Werner . . . der ist als der Spielverderber!“ sagte Frau Stefanie und klatschte in die Hände. „Wernerche! Wach auf! Gleich kommt's Frühstück! Der Mann schläft am hellen Tag! Ich hab's nicht leicht mit ihm!“

„Nee — das scheint so!“ murmelte der dicke Schweickardt hinter seiner Serviette.

„Wart, Alterle!“

Stefanie rollte die Tuberosen vor sich auf dem Tisch zusammen und warf den Busch ihrem Mann unten geschickt an den Kopf. Egal, ob die beiden Diener zusahen. Es war eine frische, ungezogene Bewegung . . . halb kindisch, halb sportgewandt. Es paßte zu ihr.

Er hatte gerade noch das Haupt zur Seite biegen können und zuckte lächelnd die Achseln. Heute kam bei ihr die unbekümmerte Unbildung in Reinkultur zutage. Aber es ärgerte ihn nicht. Traf ihn nicht. So wenig wie die Blumen. Er prüfte sich selbst, wie er da schweigend saß, und erschrak: nein. Es war einfach Gleichgültigkeit. Er hatte gar nichts gegen seine Frau. Aber auch nichts für sie. Sie war eben, wie sie war. (Fortsetzung folgt.)

(Fortsetzung folgt.)

Wie Pflanzen schlafen.

Von Robert Potonié.

Der, der irgendeiner Wissenschaft fremd gegenübersteht, kann oft in sie hineingelockt werden, wenn man ihn darauf hinweist, daß er manches von ihr schon kennt. Das Bekannteste ist aber jeder Mensch sich selbst, und so wird man gern hinhören, wenn von den Ähnlichkeiten erzählt wird, die gewisse, uns zunächst ganz fremdartig anmutende Dinge mit dem Menschen haben. Je ferner ein Ding dem Menschen steht, desto seltener und geringer werden solche Ähnlichkeiten. Bei den Tieren finden wir noch vieles, das uns an unser Selbst erinnert. Schwieriger ist es schon, die Ähnlichkeiten zwischen Mensch und Pflanze aufzudecken. Um so überraschter sind wir aber, wenn wir sie dann endlich gefunden haben, und so wird niemand ohne Interesse vernehmen, daß die Pflanzen auch Eigenschaften haben, die wir mit unserm Schlaf vergleichen können. Allerdings dürfen wir uns nicht verhehlen, daß das, was wir bei den Pflanzen als Schlaf bezeichnen, bei weitem nicht genau das gleiche ist wie unser Schlaf.

Aber trotzdem ist doch die Ähnlichkeit zwischen dem, was die Botaniker als die Schlafstellung der Pflanzen bezeichnen, und dem, was auch uns Menschen eigentümlich ist, zu auffällig, um nicht schon längst weiteren Kreisen zum Bewußtsein gekommen zu sein. Schon der römische Schriftsteller Plinius spricht von dieser Erscheinung, und der hervorragende alte Botaniker Linné hat eine Abhandlung geschrieben, die den Titel führt: „Somnus plantarum“, der Pflanzenschlaf.



Weiter sei an einige Verse Heinrich Heines erinnert:

> Die Lotosblume ängstigt
> Sich vor der Sonne Pracht,
> Und mit gesenktem Haupte
> Erwartet sie träumend die Nacht.
> Der Mond, der ist ihr Buhle,
> Er weckt sie mit seinem Licht,
> Und ihm entschleiert sie freundlich
> Ihr frommes Blumengesicht.

Diese Verse entfernen sich zwar ziemlich von den Tatsachen, uns sind sie aber dennoch interessant, weil sie zeigen, wie geläufig dem Dichter die schlafende Blume ist. Auch werden wir darauf aufmerksam, daß es unter den Blumen solche gibt, die des Tags schlafen und des Nachts wachen, während wir doch wissen, daß sie sich für gewöhnlich gerade umgekehrt verhalten.

Die Blumen sind sich überhaupt in dieser Beziehung keineswegs gleich, sondern sogar ganz außerordentlich verschieden. Die einen schlafen zu dieser, die andern zu jener Tageszeit. Bei vielen kann man deutlich beobachten, wie sie sich zu bestimmter Zeit langsam öffnen und sich ebenso pünktlich wieder schließen. Diese Pünktlichkeit ist eine so außerordentliche, daß Linné auf den hübschen Gedanken kam, eine Anzahl verschiedener Blumen, bei denen das Öffnen und Schließen besonders deutlich war, zu einer „Blumenuhr" zu vereinen. Bei dieser Uhr zeigten immer die geöffneten Blumen die jeweilige Tagesstunde an. — Die Blumen der Kartoffeln öffnen sich z. B. im Juli genau zwischen 6 und 7 Uhr morgens und schließen sich zwischen 2 und 3 Uhr nachmittags. Das bekannte gelbe Ackerunkraut, der Raps, öffnet seine Blüten im September zwischen 8 und 9 Uhr und schließt sie erst nach etwa zwölf Stunden.

Es wurde schon erwähnt, daß die Schlafstellungen der Pflanzen einen ganz andern Zweck haben, als das Schlafen der Tiere.

Wenn sich aber die Blumen nicht aus „Müdigkeit" schließen, warum tun sie es dann? Und weiter, durch welche Kraft bewegen sie sich überhaupt, da sie doch keine Muskeln haben?

Die auffallende Schönheit einer Blume verlockt die Insekten zum Besuch. Die Blume wird hierbei mit dem Blütenstaub einer andern Blume, der an dem Insekt haften geblieben ist, befruchtet, und zum „Dank" dafür erhält das Insekt den Honig. Die Insekten, die die tagblühenden Blumen zu bestäuben vermögen, da sie einen diesen Blumen angepaßten Bau haben, fliegen aber eben nur des Tags, und so ist es für die Blume nicht nötig und, wie wir sehen werden, auch nicht gut, wenn sie auch des Nachts offen bleibt.

Man kann häufig beobachten, wie z. B. eine Tulpe, die in ein sehr warmes Zimmer gebracht wird, binnen kurzem vollkommen aufblüht. Oft ähnelt dann die Blume ganz und gar einem flachen Stern, und die Innenblätter sind sogar oft noch etwas nach unten gebogen. Das Öffnen und Schließen scheint also etwas mit der Wärme zu tun zu haben, und in der Tat dürfen wir annehmen, daß eine Blume der Kälte der Nacht weniger ausgesetzt ist, wenn ihre Blätter dicht aneinandergeschmiegt sind.

Bei näherer Untersuchung kann man feststellen, wodurch sich die Blumenblätter der Tulpe bewegen. In den Zellschichten unter der oberen Fläche jedes Blumenblatts beginnt durch die Wärme ein schnelleres Wachstum als in den Zellscheiben der Unterseite, und so ist der Effekt der gleiche wie bei einem Stück Papier, das wir auf einer Seite anfeuchten, und das sich deshalb nur auf dieser Seite ausdehnt und infolgedessen biegt. Kommt die Blume wieder ins Kühle, so hört das schnellere Wachstum in den oberen Zellschichten der Blumenblätter wieder auf, und das Wachstum in den unteren Schichten gewinnt die Oberhand.

Wenn sich Blumen schließen, braucht es aber nicht nur die Kälte zu sein, vor der sie sich hierdurch schützen wollen. Zu Tageszeiten, in denen sie nicht bestäubt werden können, weil keine passenden Insekten umherfliegen, werden sie immer gut tun, sich zu schließen, denn der Regen, der in eine Blume hineinfällt, kann ihr nur schaden. Besonders verständlich wird uns diese Vermutung, wenn wir gewisse Pflanzen, die nur des Nachts geöffnet sind, in Betracht ziehen. Die Königskerze wird z. B. nur von bestimmten Faltern befruchtet, die des Tags nicht fliegen. Sie könnte doch nun auch am Tag ruhig geöffnet bleiben, wenn eben der Regen nicht zu befürchten wäre. Vielleicht ist es aber auch gut, daß sie tagsüber verschlossen bleibt, weil sonst unberufene Gäste kommen und sie nach Honig durchstöbern würden. Diese Unberufenen würden sie aber kaum so gut befruchten können wie die Nachtfalter, die ihr hierin so ausgezeichnet entsprechen.

Daß die Schlafstellung manchmal tatsächlich dazu dient, den Regentropfen den Eingang in die Blume zu verwehren, zeigt sich zum Beispiel bei der Glockenblume. Bei Sonnenschein steht sie gerade empor, sobald aber die Luft feucht wird, dann läßt sie die Köpfe hängen. So laufen die Regentropfen über die Außenseite der Blume, ohne die Staubgefäße abzuschlagen oder andere edle Teile zu beschädigen.

Auch durch den Wechsel des Lichts können Schlafbewegungen ausgelöst werden, und zwar dadurch, daß dann ebenfalls gewisse Teile des Pflanzenkörpers ein schnelleres Wachstum beginnen und so die Bewegung verursachen. So ist es z. B. bei der schon genannten Königskerze.

Bisher ist nur von schlafenden Blumen die Rede gewesen, aber nicht nur die Blumen, sondern auch die Laubblätter zeigen Schlafbewegungen. So gibt es gewisse Pflanzen, deren Laubblätter tagsüber wagerecht vom Stamm abstehen, abends aber matt herabhängen. Welches ist wohl hier der Grund?

Wie man die Frage keineswegs als endgültig aufgeklärt bezeichnen darf, warum denn die Blumen Schlafstellungen haben, so auch hier. Unerklärt ist es z. B., warum die interessante Erscheinung nicht bei allen Pflanzen vorkommt. Der geistreiche Jenaer Botaniker Stahl meint, der Zweck der Nachtstellung der Laubblätter besteht darin, daß so der sich des Nachts niederschlagende Tau ohne weiteres von den Blättern abfließen und sich daher nicht auf ihren Flächen sammeln könne. Die Taubedeckung würde für die Pflanze von Schaden sein, da die Blätter im Gasaustausch behindert würden, also sozusagen „ersticken" müßten.

Eine der bekanntesten Pflanzen unserer Heimat, bei der die Blätter allabendlich eine Schlafstellung einnehmen, ist der Sauerklee. Des Tags über sind die vier Kleeblättchen ausgebreitet, abends senken sie sich und schmiegen sich aneinander. Gerade bei dieser Pflanze wird wohl aber wieder der Gedanke näherliegen, diese Stellung schütze die kleinen Blättchen gegen die Kälte der Nacht, denn diese Blättchen sind bei weitem zu klein, um die Ansammlung eines Tautropfens zu gestatten.

Man sieht eben immer wieder, daß das, was die Botaniker bei den Pflanzen als Schlafstellung bezeichnen, nur äußerlich mit dem zusammenhängt, was wir bei Tieren und Menschen so nennen.



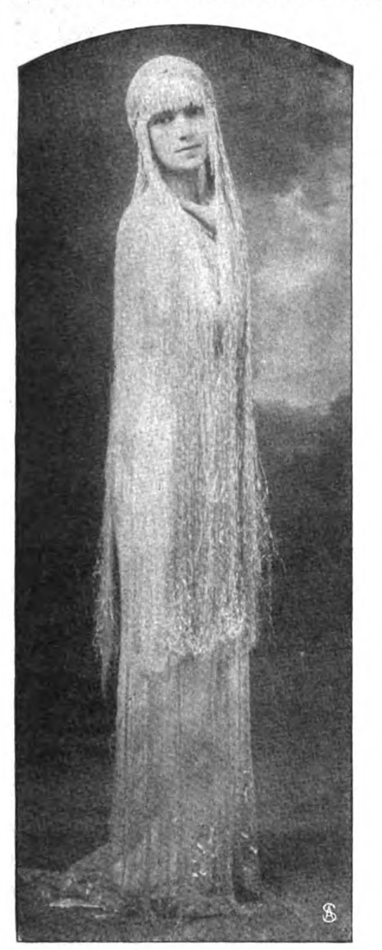
In Diamanten und Perlen.

Pariser Gesellschaftsbild von Parisette. Hierzu 18 Aufn. von O'Doyé u. Manuel



Komtesse de la Motte Saint-Pierre.

Die Feste folgen sich, aber sie gleichen sich hier nicht. Jedes einzelne steht unter einem besonderen Gedanken und sucht neue Wege für das alte Bestreben, sich, „wenn der müde Tag gegangen", nach Möglichkeit zu amüsieren. Von Jahr zu Jahr bestrebt sich die tonangebende Gesellschaft in Paris erfolgreicher, dem Beispiel der Londoner Season folgend, bis in die Zeit der hellen Nächte zu tanzen und den Frühgesang der Nachtigall als Aufbruchsignal zu betrachten. Das Morgengrauen sieht dann ermattete Gesichter, die selbst unter der Schminke — denn die vornehmen Damen hier sind der Kunst des Pastellierens sehr ergeben — sichtbar verblaßt sind und ihre rosige Frische erst kurz vor der nächsten Soiree wiederfinden.



Herzogin von Gramont.



Phot. Manuel.

Komtesse Gaston de Montesquiou.



Baronin A. de Brimont.

Die Pariser Dame der großen Welt hat es als Gastgeberin durchaus nicht leicht. Sie muß mit allem, was ihr Haus zu bieten vermag, ganz auf der Höhe der Situation stehen — diese Höhe aber mit einem Himmel überwölben, der sich weiter spannt und blendender wirkt als irgendein anderer in eben der gleichen Welt, in der man die Langweile fürchtet wie eine Krankheit. — An keinem Ballsaalfirmament haben wohl je strahlendere Sterne gefunkelt als an dem im Palais der Prinzessin Jaques de Broglie. Die Damen des ältesten und des jüngsten Adels von Frankreich und einer kosmopolitischen Gesellschaft, die in gleicher Vielseitigkeit nirgend anderswo in der Welt zu treffen ist, leuchteten nicht nur im Glanz ihrer Jugend und





Komtesse de Casteja, Baronin Davilliers u. Komtesse de Maigret.



Mme. de Pommereau und Baronin de Pierrebourg.

Schönheit, sondern auch in dem köstlicher Edelsteine, die „seelenvoll zu verkörpern“ Aufgabe der einzelnen und Devise des Abends war.

Nicht daß damit ein lebendiges Inhaltsverzeichnis aller Schmucktresors beabsichtigt gewesen wäre! Die Hülle, nicht die Fülle sollte dem Stein Wert und Leben geben und das Objekt der Persönlichkeit unterordnen.

Frauen sind so oft mit Edelsteinen verglichen worden, daß es fast einen Mangel an Originalität zu bedeuten schien, dies Thema wiederum zur Diskussion zu stellen. Vielleicht lag es deshalb an der dichterischen Tradition, vielleicht auch am stolzen Selbstgefühl der Frauen — der größte Teil von ihnen hatte sich für Diamanten und Perlen entschieden. Die einen im Flammenfeuer von tausend und aber tausend Brillanten einherschreitend, die andern in der stilleren Pracht weißer, rötlicher oder grauer Perlen — weniger



Komtesse de Saint-Sauveur.



augenfällig und, streng genommen, aus dem Rahmen der vorgeschriebenen Pierreries herausfallend. Die schwarze Perle als „Erscheinung“ fehlte seltsamerweise. Im Geist dieser köstlichsten aller Edelsteine waren die Gewänder dazu in Weiß gehalten: Spitzen, Atlas, matte Seide, Seidenkrepp und Brokat — wie ja überhaupt die Farbe der Toiletten als Grundton die feinen, aber immerhin doch zu verstreut wirkenden Farben der Schmucksteine unterstützen mußte. Mehr noch als bei den Damen war das für die Herren — die übrigens vorwiegend als Zuschauer und Genießer aller Wunder fungierten — geboten. So empfing der Prinz von Broglie seine Gäste an der Schwelle der Salons in einem lila Kostüm als Amethyst. Die Prinzessin begrüßte erst später die Geladenen. Auf einer Bühne, deren Vorhang sich gegen Mitternacht hob, erschien sie inmitten einer Kristallgrotte und rief

nacheinander die Edelsteine aus dem Dunkel hervor. Und nun kamen sie, die Rubinen, Türkise, die Korallen und Smaragde, zwischen ihnen immer wieder die Perlen und Diamanten. Auf den Gewändern nach neustem Geschmack und den phantastischen Draperien, die ihre Stelle vertraten, als Ornament sinnvoll angebracht oder wie Tropfen versprützt, glimmerte und schimmerte alle Pracht der edlen Steine, die der Mensch mit seiner Arbeit und Kunst aus dem Rohstoff erlöste. Altererbtes und modern Gestaltetes in buntem Wirbel durcheinander. Diademe und Kronen, Kolliers, Ketten, Armbänder und Ringe. Lange



Komtesse R. de Pourtalès.



Komtesse de La Riboisière.

Schnüre, wie Fäden um Hals und Arme gesponnen. Geriesel von Steinperlen und Edelsteinsplittern. Panzer von Gold mit allerlei farbigen Steininkrustationen. Diamantenbesäte Schuhchen, wie von Aschenbrödels Zauberbäumchen heruntergeschüttelt — wahrhaftiglich ein märchenhaftes Gleißen, das die kühnsten Träume übertraf. In allen Sälen, auf den Schlängelpfaden des wundervoll gehaltenen Wintergartens, auf den breiten Marmortreppen und den mit alten Gobelins behangenen Vestibülen Elfen und Erdgeister — in diesem oder jenem petit coin ätherische Erscheinungen, die heimlich — um das Ensemble nicht zu



Baronin J. de Lauriston.



Komtesse de Coulombiers u. Komtesse de Montebello.



Phot. Manuel.

Marquise de Piolenc.



stören — sich zurückgezogen hatten, mit Wohlbehagen ein paar Zigaretten rauchten.

Die Geister, die die Steine zum Leben erweckten, zeigten dann später, wieviel Geschmeidigkeit unter ihrer Maske schlummerte; sie tanzten im Verein mit dem Kinderballettkorps der Großen Oper reizende Tänze im Charakter ihres Kostüms, und auch hier war es die Prinzessin von Broglie, die im Mittelpunkt der Bewunderung stand.

In später Abendstunde gesellten sich dann die Blumen zu den Edelsteinen. Kotillontouren unter einem Regen von Rosen und Lilien. Ueber den Tänzern und Tänzerinnen ein Baldachin von Glyzinen, zum Schluß malerische Gruppierungen, die Blumen und Edelsteine der gleichen Farbe zusammenschlossen und Bilder boten, die einer bleibenden Erinnerung wert gewesen wären. Aber flüchtig wie Stunde auch ihr Inhalt. Es lebe die nächste — die künstlerisch auszufüllen, vielleicht schon jetzt Gegenstand ernsthaften Nachdenkens ist. Was im kommenden Winter dem vergnügungshungrigen Paris geboten werden soll, wird wohl schon im Sommer unter den schattigen Bäumen feudaler Parkanlagen ersonnen und in kühnen Grundlinien entworfen. Im friedlichen Provinzdasein, das für die Schloßherrinnen auf kurze Zeit ja auch seine Reize ausübt — namentlich wenn sie mit gleichgestimmten Seelen genossen werden und immer unter Pariser Kultur stehen — formen sich neue Ideen für neue Feste, aus Lob und Tadel, Bewunderung und Enttäuschung der vergangenen gewoben. Und staunend fragt man sich, was der Luxus, die Verschwendungstrunkenheit wohl noch für Fortschritte machen **kann**. Was kann nach Diamanten und Perlen, „nach allem was Menschenbegehr" wohl noch erdacht werden?

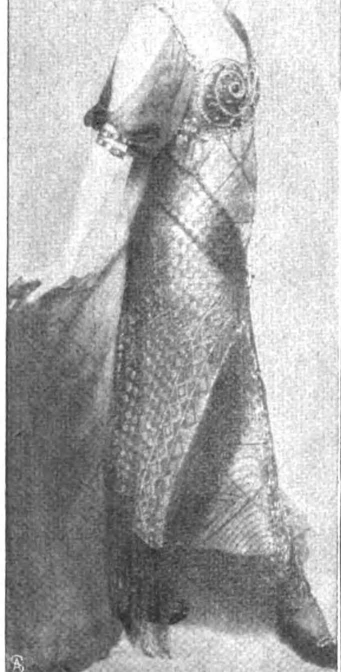
Aber die Pariserinnen sind Genußkünstlerinnen großen Stils und die eleganten Hotels der vornehmen Gesellschaft von jeher Paradeplätze für alle Eitelkeiten der Welt. Wer weiß,





Linkes Bild: **Komtesse Hocquart de Turtot.** Phot. Manuel.

Rechtes Bild: **Mrs. H. Lehr**





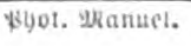
Prinzessin J. de Broglie.

Linkes Bild: **Mme. Marghiloman.**



Phot. Manuel.

Komtesse A. de Bérulle.





Marquise Godi de Godio.

worüber tout Paris in wenigen Monaten in Entzücken gerät! Wer ahnt heute schon, welche Beschlüsse die Damen in geheimen Sitzungen in wenigen Wochen oder im Spätherbst fassen werden, und ob diese Beschlüsse sich des Beifalls der Schneiderateliers von Ruf erfreuen dürfen. Denn wenn auch „die Frau will" — der Bekleidungskünstler beharrt fest auf seiner Weigerung, wenn sein künstlerisches Genie etwa in enge Fesseln gelegt werden soll. Deshalb eben hatte der Diamanten- und Perlenball der Prinzessin von Broglie von Beginn an den Erfolg für sich: Der Phantasie der großen Herren von der Zunft waren keine Schranken gesetzt.

Die österreichisch-italienische Adriaforschung.

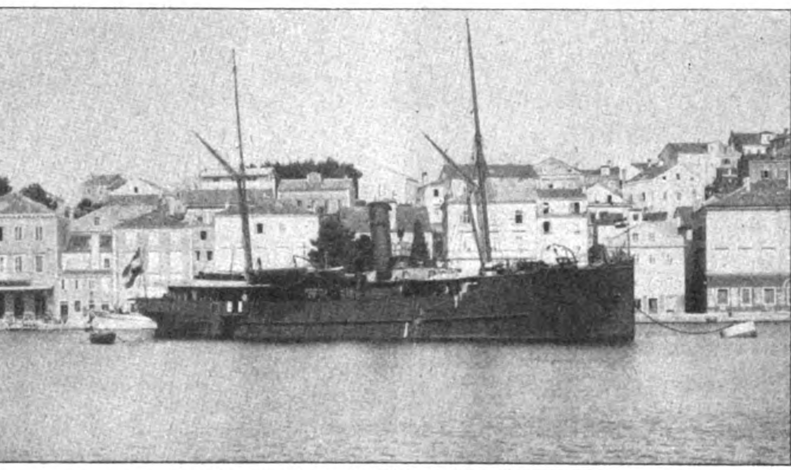
Von Professor Dr. J. Schiller, Wien. — Hierzu 8 Aufnahmen.

Die in wissenschaftlicher und wirtschaftlicher Hinsicht gleich bedeutsamen Ergebnisse der vom Deutschen Reich zugleich mit einigen benachbarten Staaten unternommenen Fahrten zur Erforschung der Nord- und Ostsee wurden in Oesterreich und Italien von den wissenschaftlich am Meer interessierten Kreisen lebhaft verfolgt und ließen den Wunsch immer reger werden, auch das Adriatische Meer nach den Methoden der deutschen Terminfahrten zu durchforschen. Es schien dies auch deshalb besonders erwünscht, weil die Adria noch nie in ihrer Gesamtheit einer Durchforschung teilhaftig geworden war.

Zu Pfingsten 1910 fand in Venedig ein von der österreichischen und italienischen Regierung beschickte Konferenz statt, in der die Pläne zu einer eingehenden gemeinsamen hydrographischen und biologischen Erforschung der Adria entworfen wurden, und bereits im Februar des nächsten Jahres fanden die ersten Fahrten statt. Deren sollten durch zwei Jahre je vier, zweckmäßig auf die einzelnen Jahreszeiten verteilt, unternommen werden. Die Adriaforschungskommission bestimmte acht Fahrtrouten (Profile) quer über die Adria, von denen je vier Oesterreich, je vier Italien zur Bearbeitung überwiesen wurden. Gleichzeitig sollten die beiden Forschungschiffe ihre Arbeiten auf den Profilen durchführen. Tatsächlich wurde programmgemäß mit den Forschungsfahrten begonnen. Am 16. Februar 1911 fuhr zum erstenmal auf österreichischer Seite

die „Najade" (Abb. beist.) von Triest, auf italienischer Seite die „Ciclope" von Venedig aus, und im Lauf dieses Jahres findet die Adriaforschung ihren Abschluß*).

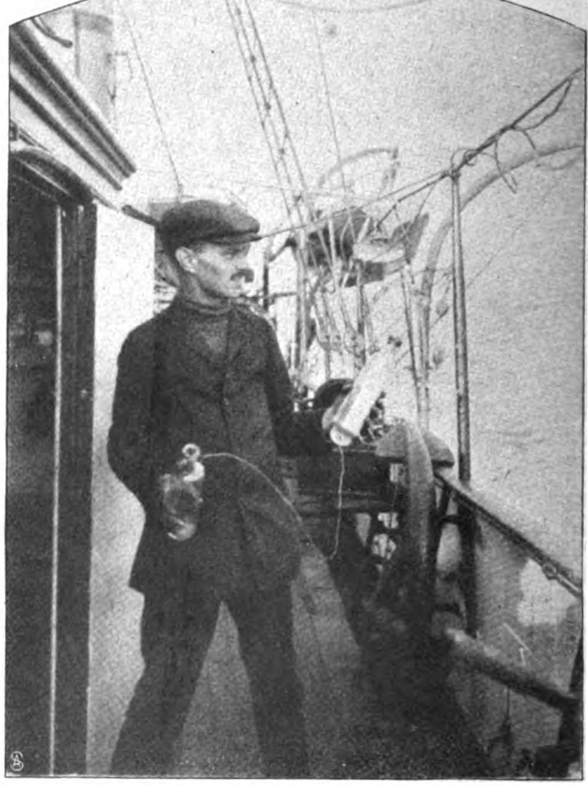
In hydrographischer Beziehung handelte es sich um die Feststellung der Tiefenverhältnisse der Adria, des Salzgehalts, der Temperaturen, der Strömungen und des Gasgehalts des Wassers; in biologischer Hinsicht sollten vor allem die Zusammensetzung der Schwebefauna und Schwebeflora, ihre vertikale und horizontale Verteilung, ihre jahreszeitlichen Veränderungen und ihre Abhängigkeit von den physikalischen



Das Forschungsschiff S. M. S. „Najade".



Die mit einer kleinen Dampfmaschine gekuppelte Lotmaschine.



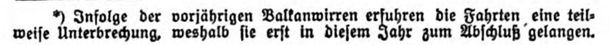
Das Auswerfen der Flaschenpost.

Faktoren des Wassers untersucht werden. Auch die zahlenmäßige Ermittlung des jeweiligen Gehalts des Wassers an Organismen wurde in das Programm der Adriaforschung einbezogen.

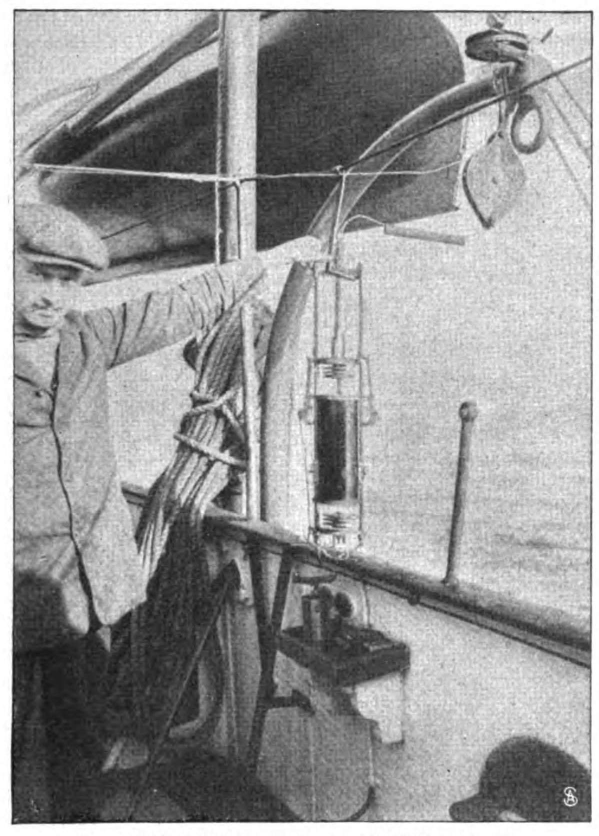
Diese in diesem Jahr abzuschließenden Fahrten haben von der Wissenschaft stark beachtete Resultate gezeitigt.

Zunächst ergaben die Lotungen eine von den bisherigen Anschauungen ganz abweichende Konfiguration des Meeresbodens. Es war für die Teilnehmer eine ziemlich große Ueberraschung, als das Lot der Lotmaschine bereits in einer Tiefe von 1063 Meter den Grund traf, wo die Seekarte nach früheren Lotungen 1645 Meter Tiefe verzeichnete. Zahlreiche Lotungen haben als größte Tiefe der Adria etwa 1130 Meter ergeben. Von Norden sinkt das Adriabecken langsam gegen Süden ab, erreicht zunächst im Pomobecken eine Tiefe von 200 Meter, dann hebt sich der Grund und bildet einen kleinen, nur etwa 140 Meter tiefen Rücken, die Pelagosaschwelle, von der aus der Grund dann rasch zum südlichen, tiefsten Becken, zur größten Tiefe der Adria etwa 1130 Meter absinkt.

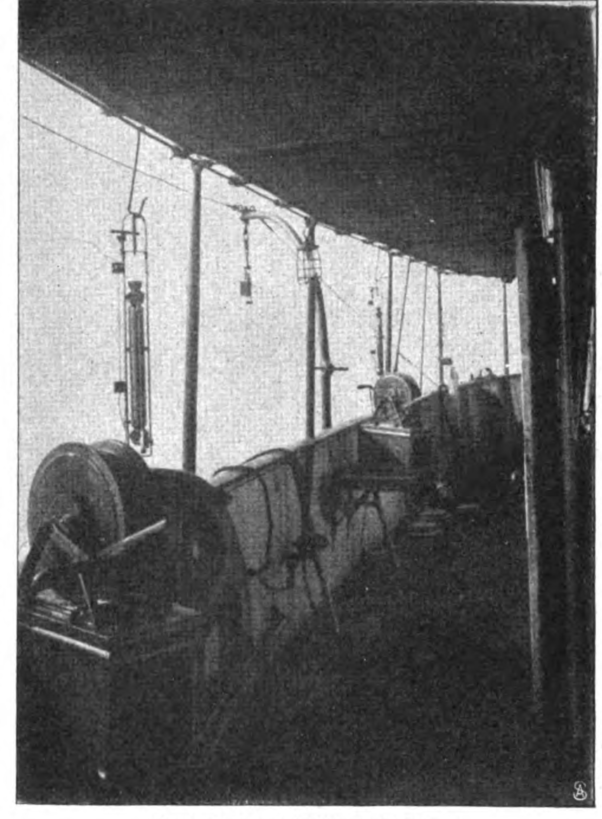
Der Salzgehalt des Adriawassers ist im Norden und an manchen Küstenstrecken auf italienischer Seite infolge einmündender Flüsse unter dem Mittelwert von 37.5 ‰, und es übersteigt anderseits selbst im



*) Infolge der vorjährigen Balkanwirren erfuhren die Fahrten eine teilweise Unterbrechung, weshalb sie erst in diesem Jahr zum Abschluß gelangen.



Ein Wasserschöpfapparat, zum Ablassen bereit.

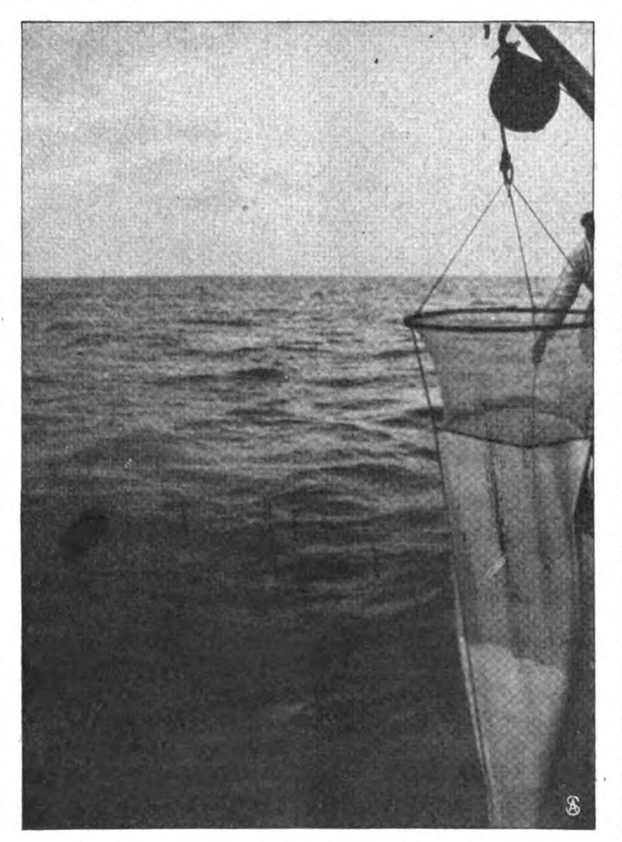


Handwinden mit Wasserschöpfern.

Winter im Süden diesen Wert bis zu 1 ‰ auf 38.5 ‰.

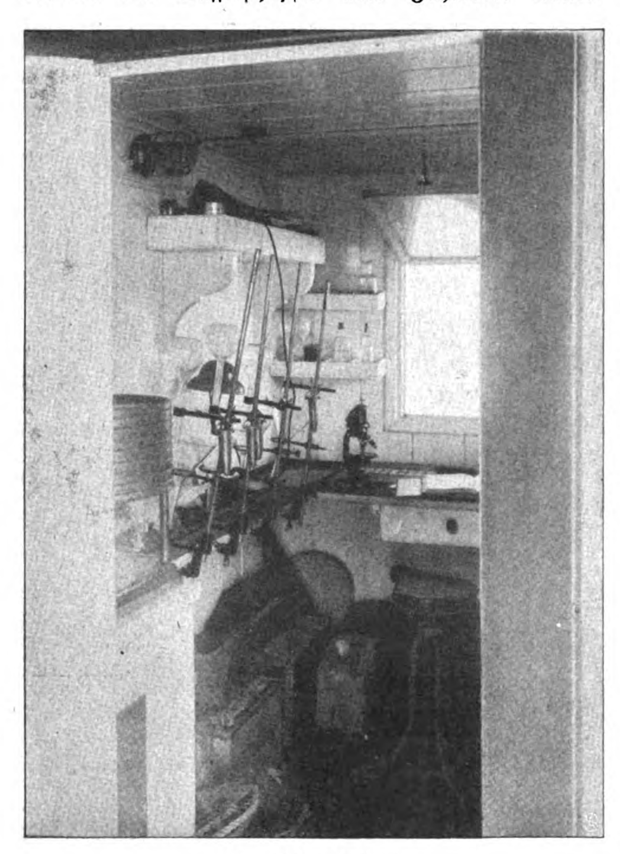
Die Oberflächentemperaturen betragen im Winter zwischen 10° und 13° C. und steigen im Sommer bis zu 23° C. und darüber. Unter 300 Meter hält sich das Wasser jahraus, jahrein nahezu gleich warm (12° bis 13° C.).

Die in andern Meeren oft starken Strömungen sind in der Adria nur wenig entwickelt. Ein Hauptstrom dringt längs der griechischen und albanischen Küste in die Adria ein, er hält sich in seinem weiteren Lauf an der dalmatinischen Küste, gibt zunächst bei der Insel Lissa einen Seitenstrom gegen Westen ab, ebenso an der Südspitze von Istrien und wendet im Golf von Triest, um an der italienischen Küste abwärts fließend durch die Straße von Otranto in das Mittelmeerbecken zu münden. Die Geschwindigkeit der Strömung erreicht nur an wenigen Punkten Größen von 0,6 Seemeilen pro Stunde, so daß sie für die Schiffahrt ohne Belang bleibt. — Die Strömungen lassen sich ihrem Wert und ihrer Richtung nach mittels des Eckmannschen Strömungsmessers nachweisen. Daneben kommt aber noch immer die alte Methode mittels Schwimmen der Flaschen (Flaschenposten) zur Anwendung. Um die Abtrift der Flasche durch den Wind zu vermindern, wurden zwei miteinander durch Neusilberdraht verbundene Flaschen verwendet, von denen die eine mit Wasser gefüllt war, während die andere, mit entsprechenden Dokumenten versehen, die die Position, die Zeit und die Bitte um Zusendung an den angegebenen Ort gegen Belohnung enthalten, gut verkorkt und versiegelt wird. Von den so ausgeworfenen Flaschen sind bis jetzt bereits an die 30 v. H. eingesandt worden.



Ein Planktonnetz für größere Planktonorganismen.

Alle diese hydrographischen und die später zu erwähnenden biologischen Untersuchungen wurden auf den Profilen erledigt. Zur Vornahme dieser Arbeiten stoppte das Schiff nach je zehn Seemeilen. Sofort wurden die Wasserschöpfer über Zählräder mittels



Das Laboratorium
mit der Zentrifuge, Filtergestellen und Mikroskop.

Hand- und elektrischer Winden offen in die Tiefen hinabgelassen, aus denen Wasser gewünscht wurde, und mittels eines am Draht nachgelassenen Fallgewichts geschlossen. Da jeder Wasserschöpfer mit einem Kippthermometer, das die im Augenblick des durch das Fallgewicht bewirkten Umkippens der Schöpfapparate gemessene Temperatur unverändert beibehält, montiert war, ergab sich für jede Wasserprobe die entsprechende Temperatur in den verschiedenen Tiefenstufen. Jede Wasserprobe kam teils in kleine, wohlverschlossene Flaschen, um nachher zur Bestimmung des Salz- und Sauerstoffgehalts Verwendung zu finden, teils diente sie zur Bestimmung der allerkleinsten Organismen mittels der Zentrifuge.

Die auf jeder Station ausgeführten biologischen Arbeiten bestanden in der Gewinnung und Untersuchung der Schwebefauna und Schwebeflora.

Das große, von Nansen konstruierte Planktonschließnetz wurde beispielsweise in 100 Meter hinabgelassen, dann bis auf 50 Meter aufgewunden, wobei es die ganze Wasserschicht von 100 bis 50 Meter durchfischte, dann durch ein Fallgewicht geschlossen und auf Deck gehißt. Dadurch kann die vertikale Verteilung der Tiere und Pflanzen festgestellt werden. Während das aus feinster Müllergaze bestehende Nansennetz hauptsächlich nur die kleineren Organismen fängt, dienten andere aus gröberen Stoffen hergestellte Netze zur Erbeutung der größeren Planktontiere, und Dredgen (Grundnetze) gaben Aufschluß über die Zusammensetzung der Lebewelt des Grundes (Abb. untenst.).

Vor nicht langer Zeit hat Professor Lohmann, Hamburg, gezeigt, daß durch die feinen Seidennetze, deren Maschenweite etwa $^1/_{20}$ Millimeter beträgt, noch ebensoviel Organismen durchgehen als erbeutet werden. Mittels Filtrierung und Zentrifugierung erbrachte er den Beweis, daß im Meer und Süßwasser weit mehr Organismen, als man bisher glaubte, leben. Auf die Anwendung seiner Methoden wurde daher besonderes Augenmerk verwendet. Zur Zentrifugierung der mittels der oben schon erwähnten Schöpfapparate gewonnenen Wasserproben diente eine elektrisch angetriebene Zentrifuge, deren vier Gläschen je 40 Kubikzentimeter Wasser faßten und pro Minute 1300 Umdrehungen machten. Die gesamten Organismen, selbst die Bakterien sammeln sich in der Spitze des Gläschens als ein feiner, gelblichgrauer Staub und werden mittels einer feinen Pipette aufgesaugt und auf einen Objektträger behufs mikroskopischer Untersuchung gebracht. Für manche Zwecke



Die Dredge (Grundnetz) gefüllt an Bord.

ist auch das Filtrieren von Wasser durch gehärtete, glatte Papierfilter angezeigt.

Unter den zahlreichen Ergebnissen der biologischen Untersuchungen besitzen viele nicht bloß wissenschaftlichen, sondern auch praktischen Wert für die Fischerei. Es zeigte sich, daß die nördliche Adria und das Wasser längs der italienischen Küste besonders reich an Organismen (Plankton) ist. Hier liegen nicht bloß aus-

gezeichnete Fischgründe, die besser als bisher ausgenützt werden könnten, sondern auch die Laichplätze einiger wertvollen Nutzfische. Dagegen sind die dalmatinischen Gewässer sowie die ganze südliche Adria arm an Planktonorganismen.

Diese scharfe Abgrenzung von an Plankton reichem und armem Wasser steht im unmittelbaren Zusammenhang mit der Menge des ins Meer fließenden Süßwassers. Denn dieses bringt gewaltige Mengen von gelösten Nährsalzen mit, die zunächst ein üppiges Entwickeln der Schwebepflanzen, nicht minder auch der Grundflora bedingen, und wo ein reiches Pflanzenleben herrscht, dort kann sich erst ein mannigfaltiges Tierleben einstellen. Die Fruchtbarkeit der einzelnen Meeresteile hängt also mit der Menge des einmündenden Süßwassers zusammen; dafür hat die Adriaforschung auf einem sehr geeigneten Gebiet den Beweis erbringen können. Das Maximum der Schwebepflanzen fand sich in der wärmeren Jahreszeit in den obersten Wasserschichten von 0 bis 10 Meter, in den kühleren bei 25 Meter oder etwas darunter.

Die Gesamtmenge der Organismen wechselt in den einzelnen Jahreszeiten natürlich bedeutend. Am reichsten erwies sich das Wasser in den Küstengegenden im Frühjahr bevölkert. So wurde in ½ Meter Tiefe durchschnittlich in der nördlichen Adria die gewaltige Menge von 176 000 Organismen pro Liter nachgewiesen, in 40 Meter Tiefe sind hingegen nur noch 33 000 vorhanden. Im organismenarmen Süden konnten an der Oberfläche zur gleichen Zeit nur 43 000 und in 50 Meter 14 600 festgestellt werden.

In Buchten mit Süßwasserzufluß steigt der Gehalt an Organismen außerordentlich. In der Bocche di Cattaro beispielsweise steigt die Organismenzahl pro Liter auf über 1 270 000 im Frühjahr, und selbst in der Zeit der größten Verarmung im Winter wurden über 600 000 Organismen gefunden.

Wenn auch das Adriawasser nicht so reich bevölkert ist wie etwa die Nord- und Ostsee, welch letztere bei Kiel durchschnittlich pro Liter 700 000 Pflanzen und an 85 000 Tiere enthält, so hat doch die österreichische Adriaforschung den Nachweis erbracht, daß die Adria weit reicher in bezug auf die Zahl der Individuen, der Gattungen und Arten ist, als bisher angenommen werden konnte. Ihre Befischung kann ohne Gefahr intensiver als bisher betrieben werden.

****

Zwischen Steinen, Segeln und Wolken.

Skizze von Ellyn Karin.

War es gut? War es klug, wieder hierher zu kommen? Wo alles, das längst vergessen sein sollte, wieder erwacht, mich wieder ansieht mit weiten, durchdringenden Augen?

Wieder höre ich die See leise aufrauschend an die alte Parkmauer schlagen. Wieder blühen die Rosenbüsche längs der Seemauer und streuen verschwenderisch ihre Blätter auf die alten, grünvermoosten Steine, bis kleine rosige Hügel sich auftürmen.

In schneeiger Helligkeit ziehen die Wolken dahin.

Die Steine leuchten auf in dem letzten Schimmer der Sonne. Tief in der See gleitet ein Segelboot. Alles — alles — alles ist, wie es war. Der gleiche Duft der Rosen, der gleiche Duft in dem alten Kastell. . . .

Ich sitze wieder im Schmetterlingzimmer, das seinen Namen von der seltsam grotesk gestickten Schmetterlingstapete und den Türfüllungen hat. Sogar der Ofen zeigt die gleichen Ornamente, und die Tür seiner Heizung gleicht einem ausgespannten Flügelpaar von phantastischer Zeichnung und märchenhafter Farbenpracht.

Das Fenster steht weit auf, und mir ist, als müßte jeden Moment unten im Garten eine Stimme laut werden, die mir einst so vertraut und meine ganze Seligkeit war. Ich gehe durch die Zimmer. Diese Stille, diese Weite — fällt wie ein Raubtier über mich her. Diese Weite, die mich wie das Weltall selbst dünkt, erdrückt mich. Alles erscheint mir schemenhaft und leer.

Der alte Fischer Jakob Altheer hatte genau solch einen Blick, wie draußen die Welt ist; alle Himmelsweite und Bläue der See lag in seinen Augen. Auch er ist nicht mehr da. Oben auf dem kleinsten Dorfkirchhof liegt er unter brauner Erde und einem Wirrwarr von Aurikeln, Balsaminen und starkduftenden gefiederten Federnelken.

Die Kastellanin hat es mir erzählt und mich dabei verlegen traurig mit ihren treuen Augen angesehen.

Ich will morgen segeln. Ich will nach Schloß Reben und versuchen, die alte Gräfin Zybenburg zu sehen. Mein weißes Leinenkleid, das ich immer zum Segeln trug, hängt noch in der Garderobe. Der junge Fritz Altheer soll mich hinunterfahren.

* * *

Ich saß bei der alten Zybenburg auf der kleinen Schloßterrasse. In grauen, echten Spitzen, tief in einen bequemen Korbsessel gebettet, wie ein Mäuschen aus sicherem Nest, blickte sie mich mit ihren dunklen, kleinen, tiefliegenden Augen an.

Sie hielt mir ihre winzigen, feinen, schmalen Händchen entgegen und wurde ganz lebendig.

„Berengard, liebes Kind — Durchlaucht — seid Ihr — sind Sie — wieder am See diesen Sommer?" —

„Ich bin seit zwei Tagen da. Ich hatte Sehnsucht — Gräfin" . . .

„Wie glücklich ist man, Kind, solange man noch Sehnsucht empfindet. Danken Sie Gott, daß Sie das noch haben. Sehen Sie mich nur an. Was bin ich? Ein Knochengerüstlein mit etwas Pergamentbezug; darüber trägt man nun voll der irdischen Eitelkeit weiche Seide und Spitzen und tut, als wäre man noch Mensch. Man tut das so nach alter Gewohnheit — ja, ja" — sie seufzte, lächelte voller Laune, daß ein schier jugendlicher Glanz in ihren Äuglein aufschimmerte.

„Oh — liebste Gräfin" —

„Pscht — keinerlei Widerrede. Es ist so. Solange man noch Sehnsucht hat, ist auch die Möglichkeit ihrer Erfüllung da. Aber hat man erst alles in die große Truhe „Es war einmal" so hübsch sorglich beiseite gebracht — und obenauf fein säuberlich die letzten unerfüllten Hoffnungen gelegt — und den Deckel herabfallen lassen, daß das Schloß gekreischt und geschnappt hat — dann — dann — liebes Kind — ist's aus und vorbei mit uns" . . .



„Erst dann?“

„Ja, erst dann“ . . .

„Aber Ihr Humor, liebste Gräfin“ . . .

„Ja — mein Humor, der ist sozusagen ein Extrageschenk des Schöpfers wie ein regenfestes Parasol, unter dem man dem stärksten Ungewitter standhält. Hat es nachgelassen und tröpfelt es nur noch ein wenig, schaut man schon wieder mutig unter seinem Schutzdach hervor. Hat es auch viel verhagelt rundum — was tut's? In der nächsten Stunde richtet ein freundlicher Sonnenschein wieder alles zu neuer Freude auf.“

Sie ist rührend in ihrer herben, kindlichen Art. Den ganzen Nachmittag verbrachten wir auf der Terrasse. Gegen sechs kam langsam das schneeweiße Segel um die Mole herum. Es mahnte an die Heimfahrt.

Die kleine, alte Gräfin bat mich, sie doch recht oft zu besuchen. Sie wäre so allein, und es gäbe nichts Reizenderes, als ein junges Geschöpf um sich zu haben. Und sie winkte mit dem Spitzentüchlein wie ein graues, verblichenes, schemenhaftes Gespenstchen.

Vor mir lag die See, blau — leuchtend — wie ein durchglühter heller Saphir. Leicht legte sich der Wind in das Segel, und die Seile knarrten und sirrten im Dahintreiben. Der Himmel war bewegt und voller weicher, weißer, leuchtender Wolken.

Ich stand im Boot. Ich fühlte förmlich, wie meine Augen weit wurden. Ich trank diese Schönheit, die rings um mich strömte, trieb und rauschend lebte. Immer näher kamen wir den „Steinen“. Das sind hohe, flache Felsstücke, die wie Flügel eines Raubvogels am Strand aus der See aufragen. Zwischen den Steinen kreuzte ein Segler. Dann mit einem Mal wendete er und fuhr glatt in die offene See hinaus.

„Das ist Imhoffs Boot“, sagte der junge Altheer.

„Sind viele Gäste oben im Strandhotel?“

„Noch nicht viele.“

Plötzlich hielt der Segler Kurs auf unser Boot. Irgend jemand stand aufrecht im Boot und blickte mit einem Fernrohr auf unser Boot.

„Fritz, wollen wir noch die Ruder nehmen, daß wir rascher heimkommen? Ich will keiner Neugier begegnen.“

Gleich darauf knarrten die Ruder in den Gabeln. Wir ruderten im Stehen und flogen mit dem Wind um die Wette. Einige Minuten später legten wir an unserm Landungsteg bei. Ich ging rasch durch den Garten in das Haus. Mit einem Mal war mir, als könnte ich nicht mehr Atem holen, ohne tot zusammenzubrechen. Wirklich, es war Torheit, Vermessenheit von mir, zu denken, daß ich ungestraft dieses alte Schloß, diesen alten Garten, die See — all die Natur ringsum wiedersehen könnte, ohne von qualvollen Erinnerungen zerquält, zerrissen, zermalmt zu werden.

Ich schämte mich vor mir selbst. Hatte ich keinen Funken Stolz? Erbärmlich klein, elend — unsagbar elend kam ich mir vor. Es sauste vor meinen Ohren. Nein — ich mußte fort — nur fort von hier . . .

Unten im Garten knirschte der Kies unter einem festen Schritt.

„Berengard!?“ . . .

Irgend jemand stand in dem hellen Türgeviert. Berengard hielt sich mit beiden Händen fest an einem Stuhl. Sie sah nichts mehr. Doch sie fühlte, erlebte in jeder Faser ihres Wesens diese Stimme. Diese Stimme, die zu einer leuchtenden Farbe geworden war. Sie erlebte wieder das Rauschen der See, fühlte, wie die weichen, schneeweißen Wolken am Himmel dahinzogen, sah die Steine aufglänzen wie mächtige Schwingen, die sich unter den Strahlen der Sonne breiten, weiße Segel leuchteten auf, und ein dünnes Stimmchen sagte: „Solange man noch Sehnsucht hat, ist noch die Möglichkeit der Erfüllung da“ . . .

Sie wußte nur noch, daß ein feines, elegantes Gesicht sich zu ihr neigte, dann fühlte sie schwere Tränen, die alle Außenwelt in Nacht wandelten, während in ihrer Seele ein Licht und eine Helligkeit zu strahlen begann, das unsagbar heilig schon und strahlend von ihrem Leben Besitz ergriff. . .

Fahrendes Volk.

Von Hans Brennert. — Hierzu 8 Aufnahmen der Berl. Ill.-Ges.

Die Schauspieler haben einen bitteren Witz, den sie immer machen, wenn sie sich erinnern, wie ihr Beruf doch einmal ein fahrendes Gewerbe war, als Hunger und Genie noch im Elendskarren über die Landstraßen zogen. Dieser Witz ist jener Schrei, den angeblich die Kleinstädter und Bauern ausstießen, wenn ein Thespiskarren sich dem Stadtbau oder dem Dorfanger nahte. Und dieser Schrei lautete ziemlich unliebenswürdig und sehr dringend: „Wäsche weg — die Schauspieler kommen . . .“

Heute hausen Schauspieler auf Schlössern, tragen Orden an Bändern und Sterne an der Hüfte und werden Ritter, Professor und Ehrendoktor. Gaukler sind berühmt in allen fünf Weltteilen. Und noch immer sind sie fahrendes Volk: nur daß sie nicht auf staubigen Landstraßen, sondern auf Hochstraßen des Weltverkehrs dahinreisen — in Blitzzügen und in Luxuskabinen. Und sie reisen mit Managern, Sekretären, Köchen und Leibarzt. Und die Eingeborenen brauchen nicht so sehr für ihre Wäsche als für die Banknoten zu fürchten, die die schauspielernden, singenden, beinschwingenden, gaukelnden Stars in Gestalt überlebensgroßer Honorare ihnen aus dem Land entführen.

Ueber die Landstraßen aber zieht trotzdem immer noch auch durch unsere Zeit der Zug des fahrenden Volkes — nicht mehr als hungernder, um Mein und Dein nicht sehr bekümmerter Landschaden, sondern als eine schon recht verbürgerlichte Gilde. Alle diese kleinen Schauspielunternehmen, Gaukler und Schausteller sind doch irgendwo zu Hause, wo sie ihre Kinder hin und wieder zur Schule schicken, wo sie Steuern zahlen und ein paar Stübchen haben, und wo sie einmal ihre paar Spargroschen verzehren oder einen Unterschlupf in der Not des Alters bei der Heimatbehörde finden. Hin und wieder steigt wohl ein einzelner oder auch eine Sippe auf aus dieser untersten Schicht zum stehenden Theater oder zum weltstädtischen oder zum internationalen Artistentum. Immer aber ist heute eine tiefe





Die Diva der Truppe geht mit dem Teller herum.

Ein Universalmusiker.

Der Karussellwagen.

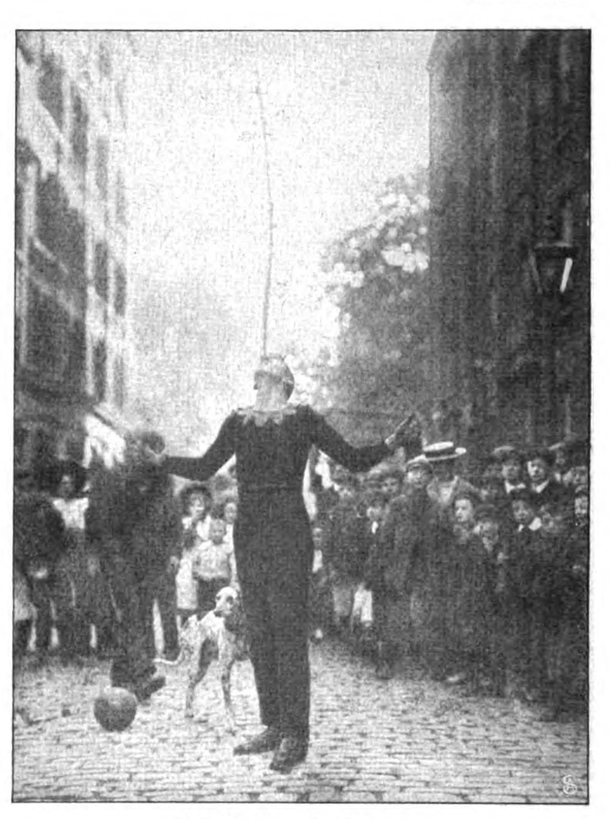
Sehnsucht nach bürgerlichem Glück mit dem Trieb, gaukelnd durch das Land zu schweifen, verbunden — diesem Trieb, der wohl manchen Familien eingeboren ist, und der immer noch diese etwas abenteuerliche Lebensform auch noch in unserer Zeit erhält. — Gaukler, Puppenspieler, Wanderschauspieler — wer ist ihnen nicht schon draußen begegnet, wenn man im Sommer wandert, oder wenn man am Samstagabend auf einem Weekendausflug in irgendeinem kleinen Nest im Gasthaus einkehrt, wo das „Deutsche Schauspielensemble" gerade heute abend unter Leitung seines Direktors Otfried Beneficini „Die zwei Waisen von Lowood" oder „Die Lustige Witwe" oder „Wie einst im Mai" zu spielen im Begriff ist. Da Titel noch immer tantiemenfrei sind, so ist es jedem Direktor von literarischem Ehrgeiz nachzufühlen, wenn er die alten Stücke längst vergessener Dramatiker wenigstens mit den Titeln modernster Schlager versieht.

Die Maringotte, der grün angestrichene Wohnwagen der Fahrenden, schwankt noch immer über die Landstraße. Ob es Wanderschmiere, Reisezirkus, Marionettentheater, oder ob es fahrende Jongleure, Drahtseilkünstler, Athleten oder Schausteller von wilden Tieren, Wachsfiguren oder Schaukel-, Schießbuden- und Karussellbesitzer sind — alle ziehen sie in diesem grünen Wagen über die Landstraßen, der an die Zeiten erinnert, wo die Fahrenden innerhalb der Städte nicht hausen durften. — So kommen sie denn noch heute an, verwegen, bunt, mit Lärm und spaßiger Würde: sonnverbrannt, auf magerem Klepper, die

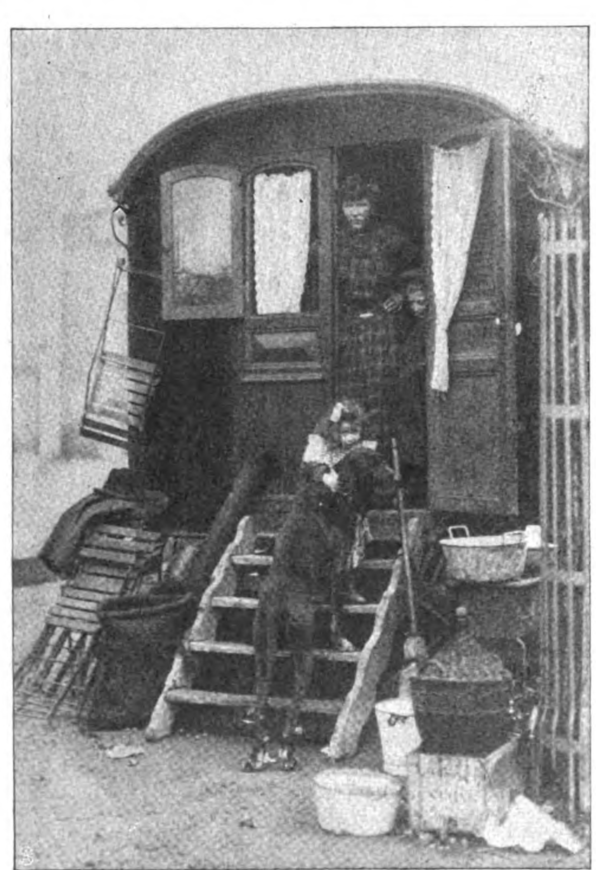
Frauen im offenen Haar, und wenn unter den Männern einer ist, der das Piston blasen kann, so tut er das gewiß wie der berühmte Kabarettstar Danny Gürtler, der frühere Hofburgschauspieler, der in seiner Jugend als Wanderkomödiant sich auf die Kirchtürme schlich und der entsetzten Dorfgemeinde das Gastspiel seiner Truppen mit Kavalleriesignalen ankündigte. . . .

Die Fahrenden tragen in die aufgeschreckte Langweile der kleinen Städte und der Dörfer eine jähe Spannung und Erregung, die sich erst in begeisterten Kundgebungen der Straßenjugend, dann durch Erscheinen der gesamten zahlungsfähigen Bevölkerung zur Vorstellung auslöst. Nicht umsonst werden ja die Programme der Vorstellung persönlich durch die Kavaliere und Ladies der Truppe von Haus zu Haus verkauft. Nicht an zu geringer Selbsteinschätzung leiden die Ansprachen und Maueranschläge des Direktors, und weder verschmäht es die Diva der Truppe, dem vom Kunstgenuß noch wie gelähmten Publikum in der Pause den Teller hinzustrecken, noch verachtet die Frau Direktor den Sitz am Kassentisch. Nicht einmal die Tatsache, daß sie für die Vorstellung schon als Lady Macbeth oder als Kanonenkönigin unter dem Regenmantel und dem Kopfschal gepudert, kostümiert und geschminkt ist, vermag sie zurückzuhalten, ihren Gästen persönlich die Tickets zu verkaufen.

Irgendein Fünkchen Kunst aber blitzt wohl auch immer noch durch die Leistungen der armseligsten Schmiere. Immer fast ist unter den Mitgliedern eins, das mit wirklichem Talent aus der bürgerlichen Welt



Der Jongleur der Truppe.




Der Wohnwagen.

ausgebrochen ist und inmitten vagabondierender Squenze und Zettel wirkliche Genieblitze in das Dorfscheunenparkett schleudert. Weltberühmte Artisten haben ihre Laufbahn auf dem dicken Segelleinen begonnen, das die Wandervarietés über die grüne Wiese breiten, wenn sie abends zwischen ihren schnell aufgeschlagenen Gerüsten beim lodernden Schein der Pechpfannen ihre Künste zeigen, und bei den Puppenspielern gar kann man noch die Sensation erleben, die alten Volksbücher von Genoveva, Griseldis und vom Doktor Faustus dargestellt zu sehen, so wie sie vor 150 Jahren und länger dargestellt wurden.

Es ist aber wohl eigentlich nicht so sehr Romantik als wirtschaftlicher Kampf, was sich auf der Straße der Fahrenden abspielt. Es ist der gleiche Kampf wie im gewerblichen Leben, wo die Fabriken alles aufsaugen. Selbst Dörfler und Kleinstädter wissen heute, was moderne und gute Schaukunst ist. Was sie selbst nicht sahen, lehrt sie das Kino. Der bunte Flitter und die Gaukelei der Fahrenden vermag sie nur noch zum Ulk zu stimmen, wofür sie allerdings gern ihre Silberlinge opfern. Und so sehen sich die Fahrenden der Landstraße am Ende ihrer Tage, das wohl sehr nahe ist, wieder im Gegensatz, in dem sie schon vor alter Zeit zu den Seßhaften standen — nur daß die damaligen Fahrenden schließlich immer noch im Namen der Kunst und der Künste kamen: die von heute kommen mehr im Namen eines sich schon sehr bürgerlich gebärdenden Erwerbs. Aber man macht in der heutigen Zeit die besten Geschäfte im Umherziehen merkwürdigerweise mit der ganz großen Kunst: mit Mirakeln und Festspielwochen und großen Ausstellungen nebst Vergnügungspark. Die Plattform der heutigen Gaukler

Ein besonders gelungenes Kunststück.

ist auf dem Jahrmarkt der Welt aufgeschlagen. Das Zigeunertum und sein Recht haben die Großen den Kleinen entrissen. Die Kleinen verbluten und verwehen auf den

Der Einzug der Truppe. Oberes Bild: **Unterwegs.**



Landstraßen. Sie können das Große und Starke, nach denen heute auch das flache Land verlangt, diesem nicht bringen. Heute sind künstlerische Wandertheater, Städtebundtheater, künstlerische Ensembles, Wanderbüchereien dauernd auf der Reise. Die körperliche Kultur des Volks schreitet seit zehn Jahren in hohem Maß fort. Die steigende geistige und leibliche Kultur entzieht langsam, aber unaufhaltsam besser als alle theoretische Belehrung dem Schmierentum und Gauklerwesen den Boden, und dem Schaubedürfnis der Menge genügt die merkwürdige Erfindung des Kinos.

Nicht lange wird es währen, und auf den Heerstraßen und Landwegen ziehen keine Fahrenden mehr dahin. Die wandernden Romeos und Schulreiter werden sich zurückziehen und ein Seifengeschäft anfangen. Und der Mann, der in zehn, fünfzehn Jahren auf der Untergrundbahn dir das Billett knipst, ist vielleicht der letzte Degenschlucker. . . .

Das Museum der Spielwarenstadt Sonneberg.

Von K. Neumann. — Hierzu 6 Aufnahmen von Photothek.

Die Industrieschule, das neue Heim des Museums (Abb. beist.), ist Sonnebergs prächtigstes Gebäude, eins der würdigsten Denkmäler des vor wenigen Wochen heimgegangenen Herzog Georgs II., der erhebliche materielle Beihilfe zu ihrem Bau gewährte, und dessen Vorschlägen betreffs der künstlerischen Ausgestaltung man gern ein williges Ohr verlieh.

Das Sonneberger Museum muß naturgemäß in erster Linie ein Spielwarenmuseum sein. Was es besonders wertvoll und interessant macht, ist der Umstand, daß es den ganzen Entwicklungspfad zeigt, den die einheimische, eigenartige Industrie gewandelt ist von Anbeginn bis zur Gegenwart. Hier findet man die Urformen des Kinderspielzeugs, die grob aus Holz geschnittenen Pferdlein, den gedrechselten Nußbeißer, den man gern als den Ahnherrn des Puppengeschlechts bezeichnet, Steckengaukler, Ziehmänner, die ältesten Springkästchen, Holzdocken und Zimmereinrichtungen für sie, bestehend aus Tischlein, Bänken, Truhen, Stühlchen. Und so führt die Reihe des Holzspielzeugs weiter bis zu den Erzeugnissen der modernen Werkstätten, unter denen man manche der naiven, kindlich einfachen, uralten Formen wiederum in künstlerisch veredelter Ausführung auferstehen sieht. Es sind die alten Gedanken in neuem Kleide. Holzspielwaren wurden jedenfalls schon vor dem Dreißigjährigen Krieg hier in der Spielwarenstadt angefertigt. Die ältesten Stücke des Museums sind Typen, wie sie um 1735 gebräuchlich waren. Von 1780 stammen die ersten Figürchen aus leicht modellierbaren Rohstoffen, wie Brotteig, Steinpappe, Papiermaché, Gummimasse. Die ältesten Produkte dieser Art sind voll-

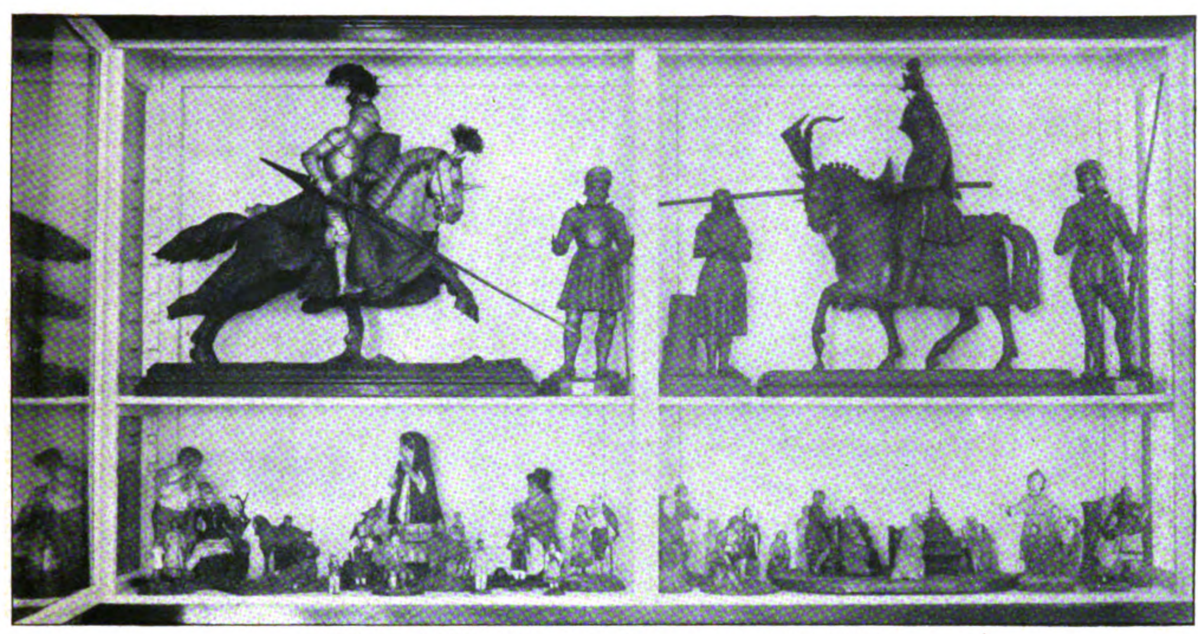


Das Museumsgebäude.



Aus der „Thüringer Kirchweih“.





Papiermaché-Schaustücke: Ritterfiguren aus dem Jahr 1780.

ständig aus freier Hand geformt oder, wie man auch sagte, gebosselt. Bossierer nannten sich deshalb die Vertreter des neuen Spielwarenerwerbzweigs, und diese Bezeichnung ist heute noch Brauch. Glanzstücke des Museums aus der Gruppe der Papiermachéartikel sind mittelalterliche Ritterfiguren zu Fuß und Roß in voller Turnierausrüstung (Abb. obensteh.). Mehrere von den ziemlich großen Schaustücken — als Spielwaren kann man die Arbeiten nicht mehr bezeichnen — sind nach Zeichnungen, die von der Hand des Herzogs Georg II. stammen, plastisch nachgebildet und hierauf in Papiermaché ausgeführt worden. Auch das erste Ausstellungstück der Sonneberger ist aus diesem Stoff angefertigt worden. Es stellt eine Szene

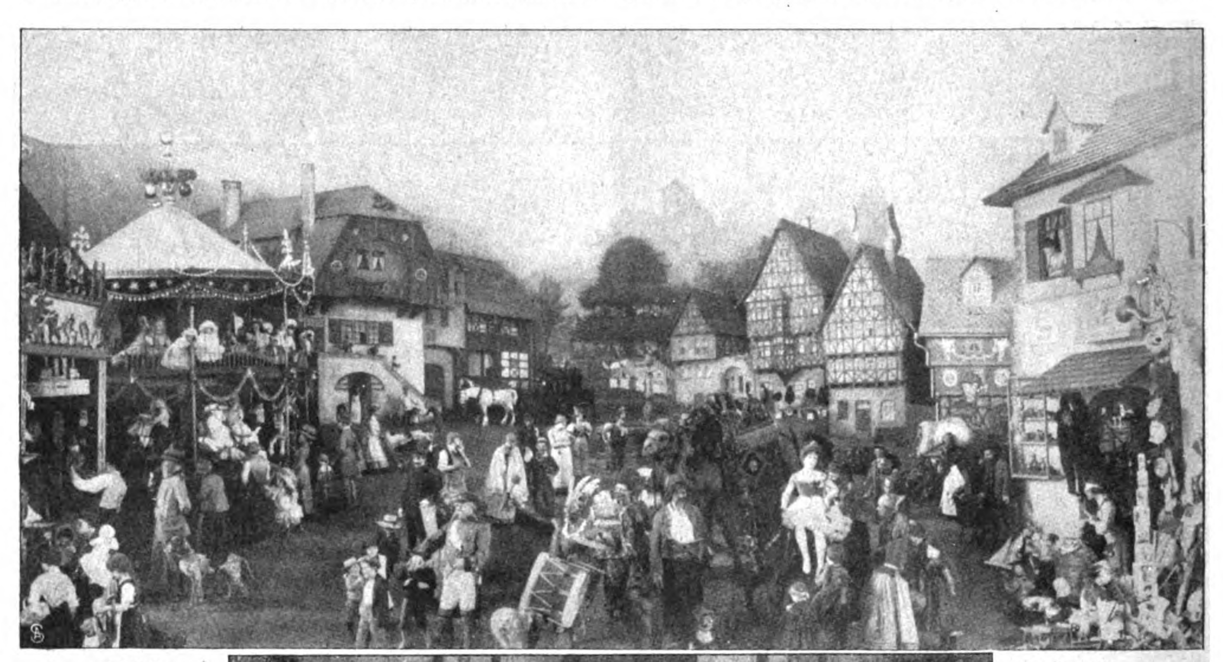


Teilstück aus der „Thüringer Kirchweih".

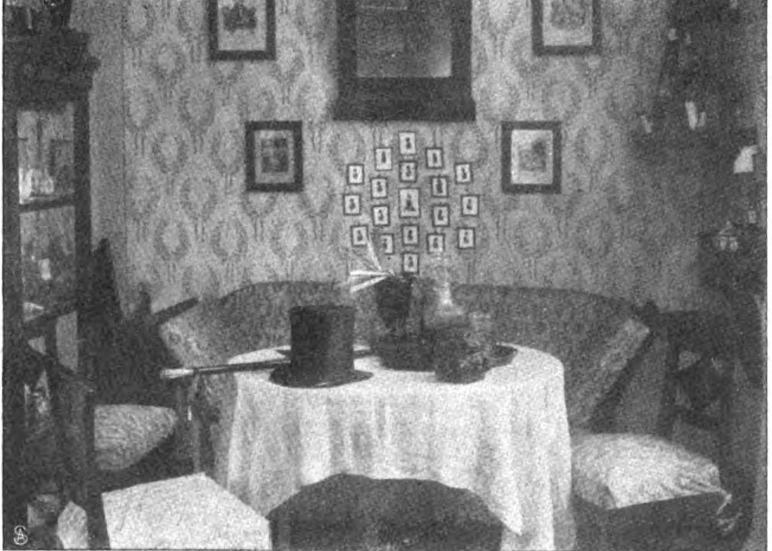
aus dem englischen Märchen „Gulliver im Liliputanerland“ dar. Die reizende, höchst originelle Gruppe erregte in den Jahren 1844 auf der Ausstellung deutscher Gewerbserzeugnisse in Berlin und 1851 auf der Londoner Internationalen Ausstellung berechtigtes Aufsehen.

Die Spielwarenabteilung des Museums enthält neben Sonneberger Erzeugnissen noch eine umfassende Sammlung von Fabrikaten anderer Produktionstätten; einheimischen Puppenfabrikate von der gedrechselten Holzdocke bis zur modernen Kostüm- und Charakterpuppe.

Neben einem im Biedermeierstil ausgestatteten Alt-Sonneberger Kaufmannzimmer (Abb. untensteh.) sieht man als Gegenstück das thüringisch-fränkische Bauernzimmer. Große Werte repräsentiert die Abteilung Gläser und Porzellane, namentlich in den alten, sehr seltenen Erzeugnissen der Lauschaer Glasindustrie und in den ersten Produkten der Thüringer Porzellanfabriken. Vorzügliches Lehrmaterial für Schulen enthält die Darstellung der Entstehung unserer Beleuchtungsmittel vom Leuchtspan bis zum elektrischen Licht und ebenso die Vorführung der Flachsbearbeitung bis zum fertigen Gewebe.



Thüringer Kirchweih.



Eine Biedermeierstube.

hier bewegliche Gliederfische, Raupen und Schmetterlinge der Münchner Künstlerinnen Marga Eschenbach und Anna Pohl, weiter Holzspielwaren aus dem Erzgebirge, rhöngebirgische Schnitzereien, Spielwaren aus dem Grödener Tal in Südtirol, geschnitztes und gedrechseltes Originalspielzeug aus Rußland und eine sehr umfangreiche Gruppe chinesischer und japanischer Artikel, das wertvolle Geschenk eines Sonneberger Fabrikantensohnes.

Sonnebergs fast einzig dastehende Lehrmittelindustrie ist in naturgetreuen Nachbildungen von eßbaren und giftigen Pilzen, von Obst- und Beerensorten, von Modellen, die den anatomischen Bau des Menschen- und Tierkörpers zeigen, würdig vertreten. Der Bedeutung der Puppe für die Sonneberger Industrie ist Rechnung getragen in einer fast lückenlosen Entwicklungsreihe der

Den Beschluß der Schauobjekte bildet das letzte Ausstellungswerk der Sonneberger Industriellen, die von dem verstorbenen Professor R. Möller geschaffene Kollektivgruppe für Brüssel 1910 „Die Thüringer Kirchweih“ (Abb. obenst. u. S. 1238 u. 39).

So zeigt das Sonneberger Museum in seltener Reichhaltigkeit und Gründlichkeit den Werdegang der heimischen Industrie; es enthält zugleich wohl die beachtenswerteste Spielwarensammlung der Welt und ist einer eingehenden Besichtigung, ja eines sorgfältigen Studiums wert.

Bilder aus aller Welt.

Hofphot. Schiffer.

Major v. Ebmeyer,
Kurdirektor in Wiesbaden.



Hofphot. Rumbler-Reinhard.

Hauptmann a. D. Laffert,
Kurdirektor von Schlangenbad.

In unserm in Nummer 26 erschienenen Artikel über deutsche Badedirektoren konnten wir das Bild des Herrn Major v. Ebmeyer, Kurdirektors von Wiesbaden, nicht bringen, wir geben es nebenstehend. Der irrtümlich als Kurdirektor von Wiesbaden bezeichnete Hauptmann a. D. Laffert steht dem Kurort Schlangenbad als Kurdirektor vor.

Ein Mitkämpfer von 1866 und 1870/71, Generaloberarzt a. D. Dr. Ax in Düsseldorf, begeht demnächst in völliger geistiger und körperlicher Frische das 60jähr. Doktorjubiläum.

August Leskien, Professor an der Universität Leipzig, Lehrer und hervorragender Kenner der slawischen Sprachen und Literatur, feierte sein 50jähr. Doktorjubiläum.

Die XXXV. Konferenz der Vorstände der Preußischen Landwirtschaftskammern tagte vor kurzem in Hohenzollern. Es ist das erstemal, daß diese Konferenz in dem Stammland der Preußischen Monarchie abgehalten wurde.

Die Damen der Pariser Gesellschaft lieben es, sich für die Liebhaberbühne ausbilden zu lassen. Unser Bild zeigt eine Matinee im Théâtre français mit den der ersten Gesellschaft angehörenden eifrigen Schülerinnen und ihren Lehrerinnen.

Der erfolgreiche Violinvirtuose August Duesberg wurde vom Gemeinderat der Stadt Wien durch Verleihung der Großen Goldenen Salvatormedaille ausgezeichnet.

Einer der wenigen noch lebenden Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse, Oberst a. D. Hertell in Thorn, beging in seltener Frische und Rüstigkeit seinen 80. Geburtstag.

Die seltene Auszeichnung, der Ehrenbürger einer ganzen Insel zu werden, wurde dem Archäologen Prof. Dr. Frhr. von Gärtringen zuteil. Die Gemeinde Vothun auf der griechischen Insel Thera verlieh ihm das Ehrenbürger-



Generaloberarzt Dr. Ax,
Düsseldorf, begeht sein 60jähr. Doktorjubiläum.



Phot. Pernitzsch.

Prof. A. Leskien,
Leipzig, bekannter Philologe, beging sein 50jähr. Doktorjubiläum.



Phot. Kugler.

1. Stapf, 2. v. Detten, 3. Frhr. v. Wangenheim, 4. Jensen, 5. Dr. Tolkiehn, 6. Dr. Schroeter, 7. v. Heimburg, 8. Frhr. v. Marenholtz, 9. Dr. Schönfeld, 10. Graf v. Brühl, 11. Bartmann-Lüdicke, 12. v. Arnim, 13. Graf v. Pückler-Burghauß, 14. Dr. Rabe, 15. v. Keudell, 16. Dr. Reinhardh, 17. Müller, 18. Graf v. Brühl, 19. Johannssen, 20. aus dem Winckel, 21. Deigendesch, 22. Fürst Wilhelm v. Hohenzollern, 23. v. Groote, 24. Dr. v. Altrock, 25. v. Unruh, 26. Dr. Reichert, 27. v. Klitzing, 28. Burckhardt, 29. Longard, 30. Lorenzen, 31. Dr. Asmis, 32. v. Krosigk, 33. Dr. Breyholz, 34. Frhr. v. Tettau-Tolks, 35. Frhr. v. Hammerstein-Loxten, 36. Sommer, 37. v. Bernuth, 38. Lensing, 39. Dr. Krautstrunk, 40. v. Oldenburg, 41. Dr. Steiminig, 42. Dr. Reimann, 43. v. Batocki, 44. Graf zu Rantzau, 45. Deigendesch, 46. Kloubert, 47. Dr. Staehly, 48. Graf v. d. Schulenburg, 49. Frhr. v. Ledebur, 50. Keller, 51. Maertens, 52. Dr. Gerland, 53. v. Treskow, 54. Großpietsch, 55. Dr. Wagner, 56. Schmucker.

Die Teilnehmer der XXXV. Konferenz der Vorstände der Preuß. Landwirtschaftskammern in Hohenzollern.





Phot. Bert.

Von links: Mlle de Rosanbo; Mlle M. de Labriffe; Mlle S. Levêque; Mlle A. de Nion; Mlle S. Bocher; Mlle S. Devoyod; Mme Burel; Mr. Samson; Mlle Yvonne de Schoen; Mlle Tugot; Mlles Fournier, Simon, Fr. de Nion; Mlle J. Vieira; Mr. Picard; Mlle C. Tittoni; Mlle C. Maubourguet; Mlle C. d'Aguilar; Mlle Bénédict de Seynes; Mlle de Moustiers. —.

Eine Matinee der Pariser Gesellschaft im Théâtre français.



Phot. „Titian".

Violinvirtuose August Duesberg,
erhielt von der Stadt Wien die Große Goldene Salvatormedaille.



Phot. Alber.

Oberst a. D. G. Herkeli,
Thorn, wurde 80 Jahre.



Phot. Larsch.

Prof. Dr. Frh. Hiller v. Gärtringen,
Ehrenbürger einer griechischen Insel.

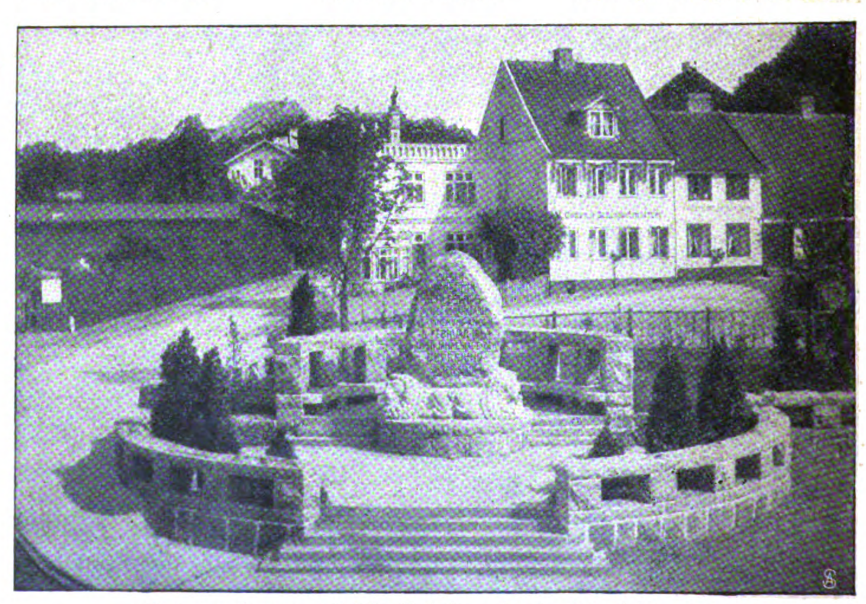


Phot. Harlingue.

Monsieur David,
Paris, Nachfolger Bertillons.

recht der ganzen Insel. Schon früher war er zum Ehrenbürger einzelner Gemeinden ernannt worden.

Zum Nachfolger Bertillons, des berühmten Leiters des Pariser Erkennungsdienstes und Schöpfers des anthropometrischen Systems, wurde Monsieur David ernannt.



Das vor kurzem enthüllte Befreiungsdenkmal in Schleswig.

Hofphot. Grainer.

Fräulein Berta Morena,

errang in London als „Kundry“ einen großen Erfolg.





Sommer am Furkapaß: Die Post zwischen Schneebarrieren. Phot. Krenn.

In Schleswig wurde vor kurzem ein eigenartiges Denkmal zur Erinnerung an die Befreiung Schleswigs vom dänischen Joch enthüllt.

Eine der anmutigsten und talentvollsten Wagnersängerinnen der Gegenwart ist Fräulein Berta Morena. Vor kurzem errang sie im Londoner Covent-Garden-Theater als Kundry in Wagners Parsival einen großen Erfolg.

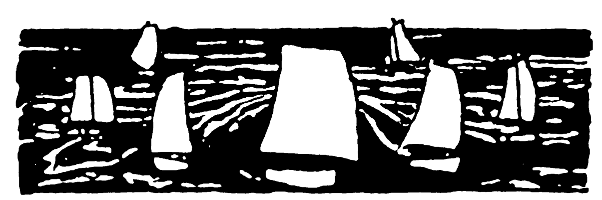
Wenn der Tieflandbewohner unter der sommerlichen Hitze schmachtet, kann er sich nur schwer vorstellen, daß im Hochgebirge auch während der Hundstage meterhohe Schneemassen lagern, die nur selten schmelzen. Unser Bild zeigt den Furkapaß während des gegenwärtigen Sommers.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 30. **Berlin, den 25. Juli 1914.** **16. Jahrgang.**

Inhalt der Nummer 30.



Die sieben Tage der Woche.

16. Juli.

Aus Mexiko wird gemeldet, daß Huerta dem Kongreß seine Abdankung unterbreitet und der bisherige Minister des Aeußern Carbajal den Eid als Präsident geleistet hat.

Präsident Poincaré und Ministerpräsident Viviani treten von Dünkirchen aus an Bord der „France" die Reise nach Petersburg an.

Bei der Reichstagsersatzwahl für den verstorbenen Abgeordneten von Massow in Labiau-Wehlau wird Stichwahl zwischen dem konservativen Amtsrat Schrewe und dem fortschrittlichen Bürgermeister Wagner notwendig.

Bei Hirzfelden im Oberelsaß landen zwei französische Militärflieger mit ihrem Apparat, die irrtümlich die Grenze überflogen haben. Nach Aufnahme eines Protokolls wird ihnen die Rückreise nach Frankreich freigegeben.

17. Juli.

Der Kommandant des amerikanischen Kreuzers „Tennessee" berichtet nach Washington, daß die Rebellen auf Haiti zwei Vorstädte von San Domingo eingenommen haben.

Bei der Reichstagsstichwahl in Koburg wird der Fortschrittler Fabrikant Arnold, der Präsident des koburgischen Landtags, gegen den sozialdemokratischen Rechtsanwalt Hofmann gewählt.

Die schwedische Regierung gibt ihre Zustimmung dazu, daß die Verteilung des Nobelpreises für das Jahr 1914 bis zum 1. Juni 1915 verschoben wird.

18. Juli.

Das diplomatische Korps in Mexiko entbietet durch seinen Doyen, den spanischen Gesandten, dem neuen Präsidenten Carbajal im Nationalpalast seine Grüße.

Der Statthalter von Elsaß-Lothringen versagt der Wiederwahl des bisherigen Bürgermeisters Knöpfel in Zabern die Bestätigung.

Im schwedischen Reichstag bringt die Regierung einen Antrag auf Legung eines direkten Kabels Schweden—Deutschland ein, dessen Kosten je zur Hälfte von den beiden Staaten übernommen werden.

Die Wahl des Hildesheimer Bischofs Bertram zum Fürstbischof von Breslau wird vom Papst bestätigt.

Die aufständischen Epiroten stellen den Vormarsch auf Valona ein; sie haben beschlossen, sich auf die epirotische Grenze zurückzuziehen.

19. Juli.

Aus Durazzo zu den Aufständischen entsandte Parlamentäre kehren mit der Meldung zurück, daß die Rebellen sich bereiterklärt haben, am Mittwoch mit den Vertretern aller Großmächte zu verhandeln.

20. Juli.

Präsident Poincaré trifft mit dem französischen Geschwader auf der Reede von Kronstadt ein und wird vom Zaren Nikolaus an Bord der Kaiserjacht „Strela" begrüßt.

21. Juli.

Auf Einladung des Königs von England tritt eine aus je zwei Mitgliedern der Regierung, der Opposition und der beiden irischen Parteien bestehende Konferenz zur Beratung der Ulsterfrage im Buckingham-Palast zusammen.

Der junge Schah von Persien Sultan Achmed leistet vor dem Parlament den Eid auf die Verfassung und setzt sich bei der folgenden feierlichen Thronbesteigung im Palast zu Teheran selbst die Krone aufs Haupt.

22. Juli.

Aus Belgrad wird gemeldet, daß der österreichisch-ungarische Gesandte Beschwerde erhoben hat, weil österreichische Untertanen, die am Donauufer landeten, von Gendarmen angeschossen wurden. Die serbische Regierung hat eine Untersuchung eingeleitet.

Die „Bugra" in Leipzig — ein internationales Kulturdokument.

Von Dr. Ludwig Volkmann, Präsident der Ausstellung

Ob es wohl viele gebildete Menschen in Deutschland gibt, die nicht wissen, was die „Bugra" ist, dieses Wesen mit dem sonderbaren, mystisch klingenden Namen, der ihm von unserer abkürzungsüchtigen Zeit ohne eigenes Zutun auf den Leib geprägt wurde, und der nun schon in das allgemeine Bewußtsein übergegangen ist als überall verstandene Bezeichnung für die „Internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik Leipzig 1914"? — Ganz gewiß, man weiß und man spricht überall von ihr, um so mehr, als die Presse, die ja sachlich selbst auf das engste mit ihr verknüpft ist, in geradezu bewundernswerter Weise zu ihrem Bekanntwerden beigetragen hat. Allein der ganze Umfang und reiche Inhalt dieser eigenartigen Veranstaltung ist so mannigfaltig und vielgestaltig, daß er sich aus dem bloßen Namen nicht einmal andeutungsweise entnehmen läßt, und so wird auch den Lesern der „Woche" vielleicht noch ein besonderer Hinweis darauf willkommen sein, daß es sich hier, auf der Grundlage des gesamten Schrift- und Druckwesens, um ein internationales Kulturdokument allerersten Ranges handelt, dessen Bedeutung weit über den Rahmen des nur gewerblich-fachlichen hinausgeht. Man hat wohl gesagt, Weltausstellungen hätten sich überlebt, und sicher ist hieran, so allgemein gefaßt, sehr viel Wahres. Tatsächlich haben die großen „Weltjahrmärkte", wie man sie auch genannt hat, einen Umfang erreicht, der nur noch in die Breite, nicht mehr in die Tiefe ging und von allem etwas, aber nichts recht gründlich zu zeigen gestattete. Mit Recht hat sich das Interesse der Industrie wie des

Publikums den systematischen Fachausstellungen zugewandt, die ein bestimmtes, fest umrissenes Gebiet klar und erschöpfend behandeln und dadurch wirklich anregend und aufklärend zu wirken vermögen, womit dann der wirtschaftliche Nutzen Hand in Hand geht. Ein solches Unternehmen nun, und zwar auf breitester internationaler Basis, ist auch die „Bugra": eine Welt-Fachausstellung im wahrsten Sinn des Wortes. Doch es tritt noch ein besonderes Moment hinzu, um ihre Eigenart und damit ihre spezielle Wirkung zu begründen: das geistige Element, das dem Buchgewerbe seiner Natur nach innewohnt und es vor allen anderen Gewerben auszeichnet. Schrift- und Buchwesen sind es ja, die der Vermittlung und Erhaltung der geistigen Güter aller Völker und Zeiten zu dienen bestimmt sind, und so vermögen sie auch wie in einem Spiegel die gesamte Kultur einer Nation widerzustrahlen. Darin aber liegt zugleich ein völkerumschlingendes und völkerverbindendes Element von ungeheurer Bedeutung, und gerade hierin ist es nicht zum geringsten Teil begründet, wenn alle Kulturvölker mit wahrer Begeisterung und großer Hingabe dem Ruf zur Beteiligung an einer solchen Ausstellung gefolgt sind. Mit berechtigtem Stolz darf es uns dabei erfüllen, daß von allen Seiten neidlos anerkannt wurde, daß Deutschland als das klassische Land des Druckgewerbes vor allen andern berufen sei, diese Aufgabe zu lösen und die andern Nationen dazu einzuladen; und wir haben uns der Aufgabe unterzogen, nicht in einem schwächlichen Internationalismus, sondern im Geist eines freien Weltbürgertums, das, in kraftvollem nationalen Boden wurzelnd, doch auch fremde Eigenart zu verstehen und zu schätzen weiß. In diesem Sinn waren schon die vorbereitenden Reisen, die zum Zweck der Werbung in die wichtigsten europäischen Hauptstädte führten, von höchstem Interesse und bildeten mit ihren verschiedenartigen Besuchen, Begrüßungen, Vorträgen und Empfängen eine überaus erfreuliche Kette von persönlichen wie sachlichen Anregungen und Anknüpfungen internationaler Natur. Es war an sich schon eine ungemein fesselnde und dankbare Aufgabe, innerhalb weniger Monate die Regierungen und die geistig regsamsten Kreise Österreichs, der Schweiz, Italiens, Frankreichs, Belgiens, Hollands, Englands und der Skandinavischen Länder kennen zu lernen, zu beobachten, in wie verschiedener Weise sie zunächst je nach Temperament und Neigung die Anregung ergriffen, wie dann überall das Interesse wuchs und sich zur tatsächlichen Beteiligung verdichtete, besonders aber, wie alle, ohne Ausnahme, den deutschen Gast als Vertreter einer großen gemeinsamen Sache auf das liebenswürdigste und gastlichste aufnahmen in den mannigfachen Formen, wie sie wiederum jeweilig die nationale Sitte mit sich brachte. Ganz das gleiche gilt nun von den umfangreichen Abteilungen der fremden Staaten, wie sie sich jetzt in Wirklichkeit dem Auge des Besuchers der Ausstellung darbieten; jede Nation hat sich bemüht, nicht nur technisch und künstlerisch ihr Bestes zu geben, sondern zugleich auch die inneren Kulturwerte, die den Erzeugnissen des Buchgewerbes innewohnen, zum deutlichen Ausdruck zu bringen, um damit gleichsam eine geistige Visitenkarte in dieser internationalen Gesellschaft abzugeben. Welcher Wert dieser intellektuellen Repräsentation beigelegt wurde, mag daraus ersehen werden, daß z. B. Frankreich, das hier ebenso wie England zum erstenmal offiziell auf einer deutschen Industrieausstellung erscheint, eine Staatsbeihilfe von einer halben Million Frank gewährt hat. Fünf Staaten haben, neben den großen deutschen Hallen, in der „Straße der Nationen" eigene Häuser errichtet, nämlich Österreich, Rußland, England, Frankreich und Italien, und sie alle sind sowohl ihrer Architektur wie ihrem Inhalt nach überaus glücklich durchgeführt und bringen die kulturelle Eigenart, das geistige Wesen der betreffenden Nationen höchst anschaulich zum Bewußtsein. Österreich in neuzeitlichem Stil, dem auch die wertvollen historischen Gegenstände geschickt eingefügt sind, von auserlesenem modernem Geschmack der Wiener Richtung; Rußland im Stil des Moskauer Kreml, weiträumig, mit reichem, völlig überraschendem Inhalt, der die ungeheure, zum Teil noch werdende Kraft des gewaltigen Reiches mit seinen schier unübersehbaren Volkstämmen ahnen läßt und zeigt, wie hier Buchgewerbe und Graphik bald noch den elementarsten Anfängen der Kultur zu dienen haben, bald schon ihre feinsten und letzten Blüten erfassen dürfen. Englands zinnengekröntes Haus im Tudorstil, mit Türmen und Erkern, wirkt stolz, kühl und selbstbewußt nach außen wie das britische Inselreich selbst, im Innern anheimelnd und vornehm wie das englische Heim; neben mustergültigen Erzeugnissen der englischen Buchindustrie enthält es u. a. eine unschätzbare Shakespearesammlung. Frankreich, im Louis-seize-Stil, verkörpert wie stets seine geschmackvolle, gute Tradition, die es vor so vielen Neulingen der Kultur immer wieder voraus hat; besonders dankbar zu begrüßen sind auch regelmäßige Konzerte und Vorträge, die das französische Komitee in seinem Haus veranstaltet, und die den Besuchern weitere lehrreiche Einblicke in die moderne französische Literatur und Kunst vermitteln. Italien endlich hat einen allerliebsten farbigen Renaissance-Palazzo errichtet, dessen historische Abteilung getreu nach der Sakristei von S. Maria delle Grazie in Mailand ausgestattet ist, und dessen moderne Sektionen deutlich genug von dem neuen Italien sprechen, das nicht mehr dem Dolcefarniente, sondern der ernsten, vorwärtsstrebenden Arbeit huldigt. Ein großes Kollektivgebäude enthält sodann die Ausstellungen der Staaten, die keine eigenen Häuser errichtet haben. Die Abteilung der Schweiz gibt Zeugnis von einem tüchtigen soliden Können und ist vielleicht unserm eigenen Wesen am nächsten verwandt. Holland zeigt eine vornehme bürgerliche Kultur in sein gestimmtem architektonischen Rahmen, Dänemark ist erfüllt von dem feinen, kühlen Silberton des Kopenhagener Porzellans, der so gut zu seiner nationalen Eigenart stimmt. Die Schweden geben sich durchaus als die eleganten „Pariser des Nordens", ohne dabei freilich ihre blonde germanische Rasse zu verleugnen, die Carl Larsson so hinreißend zu verewigen gewußt hat. Norwegen ist durch eine Anzahl sehr tüchtiger Drucker vertreten, Belgien zeigt seine nahe Geistesverwandtschaft mit Frankreich, während Spanien und Portugal höchst interessante nationale Gruppen darbieten, die neben manchem, was bei uns als überwunden gilt, frische Ansätze zum Neuen erkennen lassen. Auch einige südamerikanische Staaten sind hier vertreten, während Nordamerika wohl aus den gleichen Gründen, aus denen wir San Franzisko nicht beschicken, mit seiner Buchindustrie ferngeblieben ist und als immerhin sehr bezeichnende Proben seiner Kultur nur seine Druckpressen, Setzmaschinen und — Bibliotheken zeigt. In einem eigenen zierlichen Pavillon sind japanische Holzschneider und Drucker tätig, deren originelle Arbeiten guten Absatz finden, während im übrigen die Graphik Japans, ebenso wie die Chinas, Indiens und Siams in der monumentalen „Halle der Kultur"

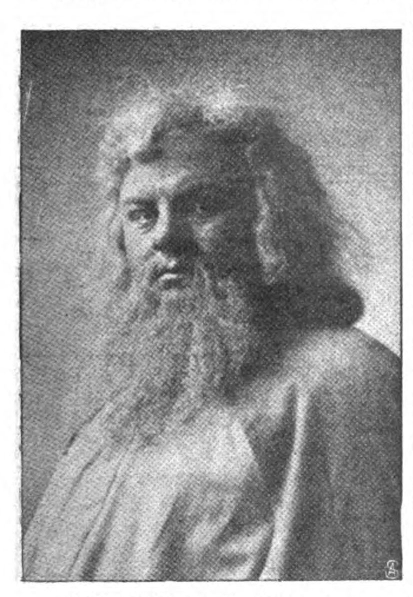
untergebracht wurden, deren kostbarer Inhalt wohl den Gipfelpunkt der ganzen Ausstellung und die größte Überraschung für alle Besucher bildet. Durch einen ganzen Stab von Gelehrten ist hier die Kultur der Menschheit geschildert, wie sie sich durch die Jahrtausende in deren graphischen Ausdrucksformen gespiegelt hat, von der Steinzeit und den primitiven Völkern über die ägyptische, assyrische, semitische, griechische und römische Antike bis zum Mittelalter mit seinen herrlichen miniaturgeschmückten Handschriften, dann über Gutenbergs große Erfindung zur Renaissance und neueren und neusten Zeit mit ihren vielgestaltigen Erscheinungen auf dem Gebiete des Buchgewerbes und der Graphik, alles wieder in lehrreichster systematischer Ordnung und auf durchaus internationaler Grundlage. Und an diese Halle schließt sich dann noch eine gleichfalls internationale Abteilung für zeitgenössische graphische Kunst an, die allein schon eine ganze Ausstellung für sich bildet und in schier endlosen Sälen das Beste enthält, was alle Kulturvölker unserer Zeit auf diesem eigenartigen und feinen Kunstgebiet geschaffen haben.

Kein Wunder, daß sich in dieser Weltausstellung auch ein wahrhaft internationales Leben und Treiben abspielt. Bilden schon die vielen fremden Kommissare und Delegierten nebst ihren Beamten und verschiedenartig uniformierten Dienern einen ganzen, bunt zusammengesetzten Staat im Staat, so bringen besonders die Gesellschaftsbesuche ausländischer Fachleute und Interessenten mit ihren Damen aus Frankreich und England, Rußland und Amerika, aus Holland und Belgien, Italien und Spanien ein überaus lebendiges, buntbewegtes Bild hervor. Und gerade auch für die Frauen ist noch ein besonderer Anziehungspunkt geschaffen durch die ganz von einem Damenkomitee glänzend durchgeführte Abteilung: „Die Frau im Buchgewerbe und in der Graphik", wo weibliche Arbeit und weibliches Streben auf allen einschlägigen Gebieten aus aller Herren Ländern vorbildlich zusammengefaßt ist und durch Vorträge, Konzerte und künstlerische Darbietungen erläutert wird. Alle Besucher aber — das darf mit Freude festgestellt werden — sind stets auf das tiefste überrascht, ja oft geradezu ergriffen von der Vielseitigkeit und kulturellen Bedeutung der Ausstellung, und sie sprechen es offen aus, daß sie wohl geglaubt haben, gerade in Leipzig eine gute und musterhafte Buch- oder Druckausstellung zu sehen, daß sie aber nicht erwarteten, ein internationales Kulturdokument zu finden, das in wirklich erschöpfender Weise alles vereint, was über die ganze Welt hin dem Gedanken feste Gestalt gibt und eilende Flügel verleiht, von der 96seitigen Rotationspresse bis zum zartesten Kunstblatt, von der riesigen Papiermaschine in vollem Betrieb bis zum Exlibris oder zur Briefmarke, vom Konversationslexikon bis zur drahtlosen Telegraphie, das alles aber nicht tot und stumm, sondern von pulsierendem Leben erfüllt und durch technisch-belehrende Gruppen, die überall eingefügt sind, dem Verständnis selbst des Laien erschlossen und nahegebracht. Und diese einstimmige Anerkennung seitens der Besucher, wes Landes sie auch seien, ist die schönste Genugtuung für die Veranstalter des großen Unternehmens, die dieser Kulturarbeit nunmehr bereits vier Jahre angestrengtester Tätigkeit ehrenamtlich gewidmet haben.

Die Bühnenfestspiele in Baireuth.

Hierzu 15 photographische Aufnahmen.

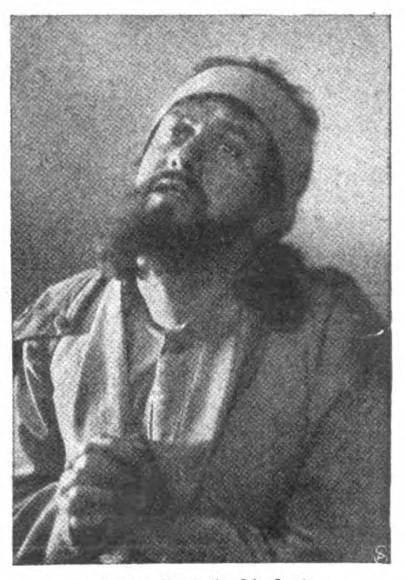
Der Streit um die Freigabe des „Parsifal", der im vorigen Jahr naturgemäß noch besonders heftig tobte, ist, nachdem die Aufführung des Bühnenweihfestspiels außerhalb Baireuths zur Tatsache geworden, verstummt. Die Freunde des Hauses Wahnfried haben bis zum letzten Augenblick ihre Bemühungen fortgesetzt, eine Verlängerung der Schutzfrist durchzusetzen. Sie sind unter-



Richard Mayr als Gurnemanz.



Eduard Habich als Klingsor.



Karl Armster als Amfortas.



Carl Schroeder als Steuermann.



Bennett Challis als Holländer.



Michael Bohnen als Daland.

legen. Das Haus Wahnfried selbst aber läßt sich bei allem gewiß tiefen Bedauern darüber, daß der Wunsch des verewigten Meisters nicht Erfüllung fand. durch den Gang der Ereignisse in seinen Handlungen nicht beeinflussen. Die Festspiele, die in diesen Wochen ihren Fortgang nehmen, sind in der gleichen künstlerischen Weise vorbereitet worden wie früher. Der „Parsifal" wird siebenmal, der „Fliegende Holländer" fünfmal und der „Ring des Nibelungen" zweimal unter bewährter szenischer und musikalischer Leitung gegeben. Zu Lebzeiten Wagners wie nach seinem Tod ist es in Baireuth stets Grundsatz gewesen, sich durch große Namen nicht blenden zu lassen, sondern das Gute zu nehmen, wo immer es zu finden war, und gegebenenfalls geeignete Kräfte an Ort und Stelle zur Mitwirkung heranzubilden. So auch jetzt wieder. An großen und an kleinen Bühnen des Inlands und des Auslands hat man Umschau gehalten und neben berühmten Künstlern, die auch schon öfters an



Barbara Miekley-Kemp als Senta.



E. Schumann-Heink als Mary.



jener Stätte wirkten, andere herangezogen, denen nun vielleicht Baireuth zur Ausgangsstelle ihres Ruhms werden wird. Die „Woche" hat bereits in ihrer vorigen Nummer Abbildungen der hervorragendsten zur Leitung der Festspiele berufenen Persönlichkeiten und anderer bekannter Künstler in bürgerlicher Kleidung veröffentlicht; heute bringen wir eine Reihe von Porträten der Sänger und Sängerinnen in ihren Kostümen nach photographischen Aufnahmen, die Hofphotograph Pieperhoff, Leipzig-Halle, mit Genehmigung der Festspielleitung im Festspielhaus in Baireuth gemacht hat und die im Verlag von Georg Niehrenheim dort erschienen sind. Gleich die Besetzung des „Fliegenden Holländers" zeigt, daß man tatsächlich allenthalben Umschau gehalten hat, wie oben gesagt wurde. Der Träger der Titelpartie Bennett Challis kommt aus Hamburg, der Steuermann Carl Schroeder aus Bremen, die Senta Barbara Miekley-Kemp vom Königlichen Opernhaus in Berlin, der Daland Michael Bohnen vom Königlichen Theater in Wiesbaden und zuletzt, aber beileibe nicht als letzte, die Mary Ernestine Schumann-Heink aus Neuyork, die geniale Altistin, die diesseits und jenseits des großen Teiches schon viele Lorbeeren geerntet hat. Aehnlich steht es mit dem „Parsifal". Den reinen Toren singt Walter Kirchhoff von der Königlichen Oper in Berlin, der frühere Reiteroffizier, der in verhältnismäßig kurzer Zeit zum bedeutenden Heldentenor herangereift ist; die Kundry Anna Bahr-Mildenburg aus Wien, die lange schon als eine der hervorragendsten dramatischen Sängerinnen gilt, abwechselnd mit Helena Forti aus Dresden, die auf dem besten Weg ist, die gleiche Stellung zu erobern; den Gurnemanz hat Richard Mayr aus Wien übernommen, der erste Bassist der dortigen Hofoper, den Amfortas Karl Armster aus Hamburg, der schon als Mitglied der Komischen Oper in Berlin die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken wußte, den Klingsor



Helena Forti als Kundry.





Emilie Frick als Freia.



Agnes Hanson als Fricka.





Karl Wenkhaus als Loge.

schließlich wieder ein Mitglied der Berliner Königlichen Oper, Eduard Habich. Im „Ring des Nibelungen“ begegnen wir dem Dresdner Baritonisten Walter Soomer als Wotan und Wanderer. Für das „Rheingold“ wurde die Fricka, Agnes Hanson, aus Dessau geholt, die Freia, Emilie Frick, aus Wiesbaden, das auch den Riesen Fasolt, Walter Eckard, stellt, der Loge, Karl Wenkhaus, aus Leipzig und der Donner, Theodor Scheidl, aus Stuttgart. Eine internationale Künstlerschar, der doch, wie es sich gehört, das deutsche Element das Gepräge gibt. Hat sich an der Vorbereitung der Festspiele, an der Zusammensetzung des Ensembles nichts geändert, so darf man mit Sicherheit annehmen, daß die Baireuther Tage auch sonst wie früher verlaufen, daß die Besucher mit dem Gefühl „Baireuth bleibt Baireuth“ heimkehren werden.



Walter Soomer als Wotan.



Walter Eckard als Fasolt.



Theodor Scheidl als Donner.

Irland und die Ulsterrebellen.

Von Victor Ottmann.

Der jahrhundertelange Zwist zwischen England und Irland, diese gegenseitige Abneigung, die „Pat“, den Iren, in den Augen des Engländers zu einer grotesken Witzblattfigur, den Engländer in den Augen des Iren aber zu einem hochmütigen, habsüchtigen Heuchler erniedrigt, beginnt immer mehr einer gerechteren Auffassung der Dinge Platz zu machen. Beide Teile haben längst eingesehen, daß es verkehrt ist, von zwei grundverschiedenen Rassen zu sprechen. Dutzende der hervorragendsten Engländer ließen sich aufzählen, die irisches Blut in den Adern haben, und umgekehrt Dutzende nationalistisch gesinnter Iren, deren Stammbaum auf der anderen Insel wurzelt. Wenn Tommy Atkins, der britische Soldat, in irgendeiner Zone des britischen Weltreichs den Gewehrkolben an die Wange reißt, hat noch niemand danach gefragt, ob er auf englischen, schottischen oder irischen Whisky schwört. Welche Verschiedenheiten in Wesen und Denkungsart sonst auch bestehen mögen, sind sie doch längst nicht mehr stark genug, um die Gemeinschaft der geistigen und wirtschaftlichen Interessen beider Nationen irgendwie bedrohen zu können. Das noch sehr rückständige Irland, das sich nur langsam von den Folgen einer jahrhundertelangen Versündigung an seinem Leib zu erholen beginnt, braucht unbedingt englische Tatkraft und englisches Geld, und England, der Industriestaat, ist sich heute mehr denn je bewußt, welche kostbaren Reserven es an dem agrarischen Irland besitzt für den Fall, daß die Versorgung aus den Kolonien einmal unterbunden sein sollte. Solchen nüchternen Erwägungen gegenüber schrumpfen alle kleinlichen Sentiments zur Unbedeutenheit herab.

Und nun, wo England im Begriff steht, den Iren nach der durchgreifenden Agrarreform des letzten Jahrzehnts — einer Reform, die aus armseligen Pächtern freie Bauern machen will — auch noch den brennendsten ihrer Wünsche, den Sehnsuchtstraum ganzer Geschlechter zu erfüllen und ihnen „Homerule“, d. h. Selbstverwaltung, zu gewähren: in dieser Zeit sind wir seit einigen Monaten Zeugen eines höchst absonderlichen, nicht vorausgesehenen Vorgangs. Wir erleben es, daß ein Teil der Bewohner Irlands stürmisch Widerspruch gegen Homerule erhebt und, nicht genug damit, vor den Augen der Regierung in umfangreicher Weise alle Vorbereitungen trifft, um sich mit Gewalt, und sei es mit den Waffen, der Einführung von Homerule zu widersetzen. Das sind die „Ulsterrebellen“, die hartköpfigen, protestantischen Bewohner der Provinz Ulster im Norden von Irland. Und der von ihnen angedrohte Bürgerkrieg würde sich doch letzten Endes gegen die englische Regierung richten, der sie fortwährend ihre Ergebenheit und Treue versichern. Denn die irischen Nationalisten wären wohl klug genug, sich beim Ausbruch von Unruhen völlig abwartend zu verhalten und die Wiederherstellung der Ordnung den Herren in London und ihren Machtmitteln zu überlassen.

Wie kam das alles? Was bringt die Ulsterleute denn so in Harnisch? Soll Homerule denn nicht dem ganzen Lande nützen? . . . Obwohl schon fürchterlich viel Tinte über Homerule und Ulster vergossen wurde, wird es manchem Leser vielleicht doch willkommen sein, einmal in ganz kurzer Form Aufschluß darüber zu erhalten.

Die Iren sind zum größten Teil Katholiken und ausgesprochene Nationalisten, also Homeruler. Ulster ist der Sitz jener Iren, die keine echten Iren, sondern eingewanderte Engländer und Schotten sind. Belfast, die größte Industriestadt des Landes, ist ihr Bollwerk. Diese Ulsterleute sind Protestanten streng puritanischer Richtung, eifrige Bekenner zum Geist Cromwells, der in Irland so verhängnisvoll gewirkt hat. Zwischen den Ulsterleuten, den Unionisten, wie sie sich nennen — weil für sie die großbritische Union allem andern vorangeht — und den irischen Nationalisten herrschen schärfere Gegensätze, als sie in neuerer Zeit jemals zwischen Irland und England geherrscht haben. Die Ulsterleute sagen: Wenn Homerule Gesetzeskraft erhält, dann ist das Land den Nationalisten auf Gnade und Ungnade überliefert, diese sind aber identisch mit der Allgewalt der katholischen Kirche. „Homerule is Romerule.“ Irland würde nach dem kleinen Aufschwung, den es genommen hat, wieder schnell zurückgehen, weil die „echten“ Iren, die von der Kirche gegängelten Nationalisten, gar nicht die Tätigkeit und den Willen hätten, das begonnene Reformwerk fortzusetzen, und weil sie vor allen Dingen die Protestanten als unerwünschte Eindringlinge und Fortschrittselemente bedrängen würden. Auch würde sich das englische Kapital aus einem Homerule-Irland zum größten Teil zurückziehen. Und die Ulsterleute führen zum Beweis für die Rückständigkeit der echten Iren und den Verbesserungsdrang der Unionisten außer vielen anderen Tatsachen jene an, daß das von ihrem, dem unionistischen Geist erfüllte Belfast eine wohlhabende, blühende, reinliche Stadt ist, während Dublin, von den kleinen Provinzstädten ganz zu schweigen, zu den ärmsten, verwahrlosesten Großstädten der Welt gehört. Ihre Forderung lautet deshalb: Kein Homerule; sollte das Gesetz aber dennoch angenommen werden, dann nur unter der Bedingung, daß Ulster eine Ausnahme macht, also von Irland politisch getrennt wird.

So sprechen die Ulsterleute, so spricht ihre nicht eben schüchterne Presse, so spricht vor allem Sir Edward Carson, das bekannte Parlamentsmitglied, der anerkannte Rebellenführer, der „ungekrönte König von Irland“, wie ihn seine Gegner ironisch nennen.

Man erkennt daraus zweierlei: einmal die auffallende Betonung religiöser Gegensätze, dann die Schärfe, mit der die Ulsterleute den echten Iren jede Kraft zu schöpferischer Tätigkeit, ja sogar den ernsten Willen dazu absprechen. Man mag sich zu ihren Postulaten stellen wie man will, man mag die Schneidigkeit, mit der sie für ihre Überzeugung eintreten und die äußersten Konsequenzen auf sich nehmen wollen, sympathisch finden — eins ist doch klar: aus ihren Worten spricht der eigensinnige, hochmütige, rechthaberische Geist des Puritanertums, Cromwellscher Geist. Den Ulsterleuten kann es nicht unbekannt sein, daß eben dieses Puritanertum es war, das sich früher an den armen Iren so versündigt und sie um ihres Glaubens und ihrer fremden Rasse willen entrechtet und hinabgedrückt hat.

Wie verhält sich nun das übrige Irland zu Ulster? Außerordentlich ruhig, mit beachtenswerter Geduld. Man weiß noch immer nicht recht, ob man diese exerzierenden und bombastisch redenden Ulsterrebellen wirklich ganz ernst nehmen soll, oder ob es sich nicht letzten Endes um einen echt angelsächsischen Sport und Spleen handelt. Auch in Belfast, wo diese Zeilen geschrieben werden, ist



alles viel ruhiger, als die sensationslüsterne „gelbe Presse“ es wünscht. Denn selbst in Ulster und sogar hier in Belfast bilden die Ulsterrebellen ja nur einen Teil der Bevölkerung. In Belfast ist ein Viertel der Einwohnerschaft katholisch, in Londonderry mehr als die Hälfte. Auch von den Protestanten können sich sehr viele mit dem radikalen Programm der „Durch-dick-und-dünn-Männer“ keineswegs einverstanden erklären. Die Arbeiterschaft will von dieser Überspannung religiöser und nationalistischer Gegensätze nichts wissen. Einigermaßen sicher sind den Führern der Bewegung nur die protestantischen Bauern.

o o

Highlife in Longchamp und anderswo.

Hierzu die Abbildungen auf S. 1258 und 1259.

Es gab eine Zeit, da hatte man es bequem, wenn ein Freund von auswärts kam und man ihm die Damen des Highlife zeigen sollte. Man setzte sich mit ihm unter das Frühlingsdach der Akazien im Boulogner Gehölz und erlustrierte sich ästhetisch an dem gemächlich vorbeiziehenden Korso. Und dann vertröstete man ihn auf den ersten Junisonntag, auf den Grand Prix von Longchamp. Da hatte er alles und alle beisammen und konnte, die Augen voll Glanz, befriedigt die Heimfahrt antreten.

Seitdem das Auto die edlen Traber fast gänzlich verdrängte, ist der einst so berühmte Korso verkümmert. Diesem benzinduftigen Parvenü dünkt das Boulogner Wäldchen ein zu nahes Ziel seiner Kilometerfresserei; er ist auch der Entfaltung von Toilettenkünsten wenig förderlich. Man legt nicht wie die Großherzogin Anastasia von Mecklenburg (S. 1259) eine raffiniert europäisierte Mandarinentracht an, um sie unter einem Staubmantel zu verstecken; man kauft sich auch nicht, selbst wenn man die Gemahlin eines bekannten Kraftwagenfabrikanten ist wie Madame de Dion (S. 1259), einen so sensationellen Federhut für eine zugeklappte Karosserie, und ebensowenig dürften die drei Gräfinnen de Segonzac, de Bligny und Potocka (S. 1258) sich ihre kostbaren weißen Hüllen angeschafft haben, um damit im Auto Staat zu machen. Nein, der Bois hat als Wahlstatt der Eleganz ausgespielt und seinen alten Ruhm nur auf die streng umfriedete Insel des exklusiven Poloklubs gerettet, der immer mehr eine Zufluchtstätte des besten Pariser Schick wird. Die Gräfin d'Audiffret-Pasquier (S. 1258), die auf ihre „Knipsereien“ augenscheinlich sehr stolz ist, sowie Frau v. Seiffel und die Gräfin v. Montesquiou (S. 1258) könnten selbst einen Blinden davon überzeugen.

Hingegen hat der Grand Prix den Korso überdauert. Freilich, das Monopol der großen Modenparade für die Gaffer beider Welten übt er nicht mehr aus, seitdem er vom ersten auf den letzten Junisonntag verlegt wurde. Solange kann eine Pariserin ihren neuen Frühjahrsprunk nicht zurückbehalten, das verstieße gegen die Naturgesetze. Sie trägt ihn daher schon, mit einer gewissen Absichtlichkeit sogar, bei den vorhergehenden Reunionen, beim Steeplechaise in Auteuil, beim Derby in Chantilly, am Tag der „Drags“ oder in Maisons-Laffitte spazieren, und ein aufmerksamer Turfbummler wird sich gewiß erinnern, auf welchem dieser Plätze etwa er die Marquise de Chambray und die Gräfin d'Argent (S. 1258) oder die Gräfin Mathieu de Lesseps mit der Baronin Lauriston (S. 1259) in augenscheinlich sehr vergnüglichem Geplauder mit ihrem Begleiter begegnete. Die Pferde scheinen gar nicht für sie zu existieren, so gut unterhalten sie sich.

Dadurch gehen dem Grand Prix viele „Primeurs“ verloren, und manche sensationelle „Creation“ ist schon nachgeschaffen, wenn der „historische“ Tag von Longchamp anbricht. Trotzdem spannt der Sattelraum von Longchamp immer noch das bewegteste und fesselndste Massenbild des Kleiderluxus in seinen Riesenrahmen ein, und wer auf Toiletten pirscht, wird hier noch die meisten Offenbarungen finden. So z. B. den Sonnenschirm der Frau des Milliardärs Kornelius Vanderbilt (S. 1258), die ideale „Formlosigkeit“ der reizenden Vicomtesse de Failly (S. 1258) und die Kunst, mit der die Gräfin d'Hautpoul und die Baronin Gerard (S. 1258) ihre luftigen Hutschleier zu Kronen emporzuzüchten verstehen, die diesen Königinnen der Mode würdig sind. Bis zum Grand Prix von Deauville im August, dem allervornehmsten Rennen der allervornehmsten Welt von Paris, werden diese Schöpfungen gewiß ihre Schuldigkeit getan, bereits bahnbrechend gewirkt haben. Henry de Blèdes.

Unsere Bilder

Franz Josef I. (Abb. S. 1253). Nach seiner Genesung hat Kaiser Franz Josef zu einer photographischen Aufnahme gesessen. Wir führen heute das interessante Bild unsern Lesern vor.

Die Einweihung des russischen Riesendocks für Dreadnoughts (Abb. S. 1255) fand in Kronstadt in Gegenwart des Zaren und des Kaiserlichen Hauses statt; es trägt den Namen „Cäsarewitsch Alexis Nicolajewitsch“. Es soll das drittgrößte Dock der Welt sein.

Der Caillaux-Prozeß (Abb. S. 1256) erregt nicht nur in Paris und in Frankreich, sondern in der ganzen Welt großes Interesse und allseitige Aufmerksamkeit. Er gestattet nicht nur tiefe Einblicke in das gesellschaftliche Milieu, dem die Angeklagte angehört, sondern er wirft auch, was die Hauptsache ist, bezeichnende Streiflichter in das intime Getriebe der französischen Politik. Der Verteidiger der Frau Caillaux ist der berühmte Advokat Maitre Labori, die Anklage vertritt Staatsanwalt Herbaux, den Vorsitz in der Verhandlung führt Präsident Albanel.

Der französische Senator Humbert (Abb. S. 1256) hat durch seine Enthüllungen im Senat über die Kriegsbereitschaft der französischen Armee das größte Aufsehen erregt. Seine Kritik der französischen Heeresverwaltung war direkt vernichtend. Das schwere Artilleriematerial wie die Fortifikationen entsprechen in keiner Weise den modernen Anforderungen, die Armee soll im Kriegsfall sogar an Fußbekleidung Mangel haben.

Die diesjährigen Rheinischen Goethe-Festspiele in Düsseldorf (Abb. S. 1260). Einen der stärksten Erfolge in der Shakespeare-Reihe der Goethe-Festspiele in Düsseldorf erzielte die Aufführung des „Macbeth“. Die Darstellung war eine durchweg ausgezeichnete. Den Schluß der Shakespeare-Reihe bildete „Was ihr wollt“.

Rasputin und seine Familie (Abbildung S. 1256). Der russische Wundermönch Rasputin wurde durch die Bäuerin Gussewa schwer verletzt. Trotz der anfänglichen Todesgefahr hat sich Rasputin wieder erholt, wodurch natürlich der Wunderglaube an ihn wieder beträchtlich verstärkt wurde.

Die Einweihung des Hauensteintunnels (Abb. S. 1259) gestaltete sich zu einem festlichen Ereignis. Die Bedeutung der durch den Tunnel gegebenen neuen Route liegt in der Förderung des Verkehrs zwischen Deutschland und Italien über die Schweiz.

Prof. Dr. A. Conze † (Portr. untenst.). In Berlin starb, 84 Jahre alt, der Nestor der deutschen Archäologie Prof. A. Conze. Sein Name ist mit der Ausgrabung von Pergamon dauernd verknüpft.



Phot. Dührkoop.

Prof. Dr. Alexander Conze †.

Professor Karl Koepping (Abb. S. 1256), der ausgezeichnete Radierer, ist in Tegel im Alter von 68 Jahren gestorben. In ihm verliert die reproduzierende Radierung ihren unbestrittenen ersten Meister. Seit 1890 hatte er die Leitung des Berliner Akademischen Meisterateliers für Kupferstich und Radierung übernommen.

Der Professor der Geologie an der Universität Wien E. Reyer (Abb. S. 1256) ist in Jena gestorben. Er schlug als Forscher seine eigenen Wege ein und begann mit einer Untersuchung des vulkanischen Gebirges. Er wandte sich dann dem ganzen Gebiet physikalischer Geologie zu.

Max Rooses (Abb. S. 1256), der berühmte belgische Kunstschriftsteller und Direktor des Antwerpener Plantinmuseums, ist in Antwerpen im Alter von 75 Jahren gestorben.

Schluß des redaktionellen Teils.

Nummer 30.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage

Seite 1253.

Franz Josef I.

Neuste photographische Aufnahme von Hedde Rode.



Underwood & Underwood.

Im Zentrum der Ulsterbewegung: Einzug der Freiwilligen-Armee in Belfast.

(Hierzu der Aufsatz von Victor Ottmann.)

Phot. Bulla.

Oben: Das Trockendock läuft voll. **Mitte:** Zar und Zarin mit ihren Töchtern. **Unten:** Der Zar besichtigt das Dock.

Die Einweihung des neuen großen Trockendocks „Cäsarewitsch Alexis Nicolajewitsch" in Kronstadt durch den Zaren.



Phot. Bulla.

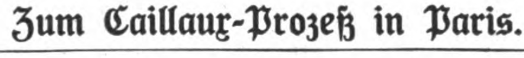
Grigori Rasputin mit seinen Kindern.



Phot. Bulla.

Das Haus Grigori Rasputins in Pakrofskoje.

Zum Attentat auf den russischen Wunderpriester Rasputin.



Zum Caillaux-Prozeß in Paris.



Phot. Branger.

Albanel, der Vorsitzende.



Centr. Phot.

Labori, der Verteidiger.

Prof. Karl Koepping † Berlin, bedeutender Radierer.



Gebr. Haeckel.

Senator Humbert, Paris, sprach über Schäden des franz. Heeres.



Prof. Dr. E. Reyer † Jena, bekannter Geologe.



Gebr. Haeckel.

Frau Caillaux, die Angeklagte.



Phot. Rapid.

Herbaux, der Staatsanwalt.



Photo. Report.

Prof. Max Rooses † Dir. d. Plantinmuseums in Antwerpen.



Phot. Pieperhoff.

Frau Bahr-Mildenburg als Kundry. Herr Walter Kirchhoff als Parsifal.

Von den Festspielen in Baireuth.

(Zu dem Artikel „Die Bühnenfestspiele in Baireuth")



Gräfin d'Audiffret-Pasquier.

Gräfin d'Hautpoul u. Baronin Gerard.

Gräfin v. Montesquiou u. Madame de Seissel.

Highlife in Longchamp und anderswo.

Phot. Gwenchy.

Vicomtesse de Failly.

Marquise de Chambray und Gräfin d'Argent.

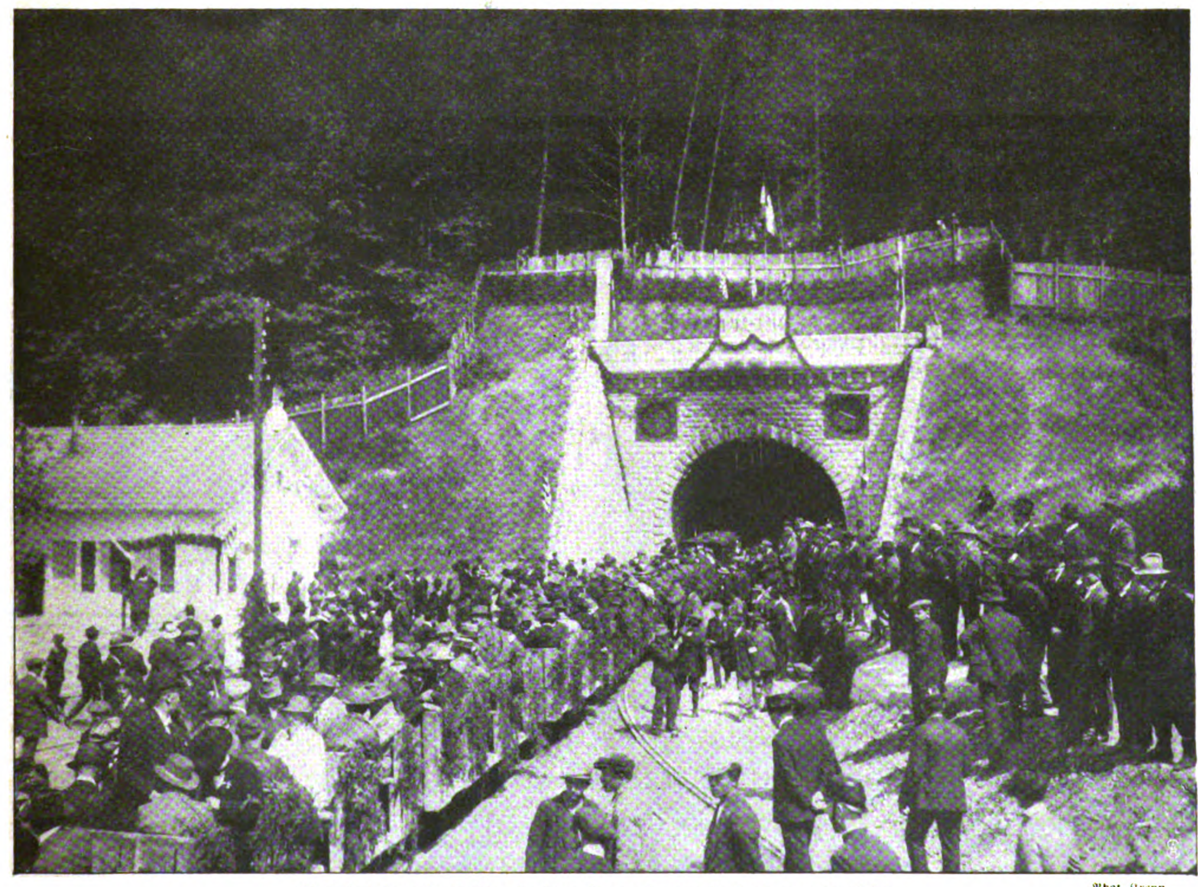
Frau Kornelius Vanderbilt.

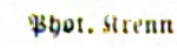
Darüber: die Gräfinnen de Segonzac, de Vligny und Potocka.



Großherzogin Anastasia von Mecklenburg. Gräfin Mathias von Lesseps u. Baronin Lauriston. Madame de Dion.

Highlife in Longchamp und anderswo. — (Hierzu der Artikel auf S. 1252).





Phot. Krenn

Einfahrt der Festgäste in den Tunnel zum Besuch der Nordseite.

Der Durchschlag des Hauensteintunnels bei Olten in der Schweiz.





Lady Macbeth (Frl. Maria Fein). Macbeth (Paul Wegener).
„Macbeth."



Viola (Frl. Hermann). Olivia (Fr. Ralph). Maria (Fr. Schneider-Gothe).
„Was ihr wollt."



Phot. Frohsinn.

„Macbeth": Die Festmahlszene. 1. Banquos Geist (Karl Blankenstein). 2. Macbeth (Paul Wegener). 3. Lady Macbeth (Maria Fein).
Von den diesjährigen Rheinischen Goethe-Festspielen in Düsseldorf.

König und Kärrner.

Roman von

Rudolph Stratz.

14. Fortsetzung.

Werner Winterhalter besaß die leidenschaftslose Ruhe, seine Frau so zu sehen, in ihrer blühenden Leiblichkeit da oben am Tisch, lachend, schwatzend und dabei doch über die Erkenntniskrumen nicht hinweg — geistig auf der Stufe eines sechzehnjährigen Schulmädels. Da hatte sie haltgemacht, ohne Sinn für Weiteres, kerngesund und vergnügt, in ihrer Art ein ganzer Kerl! Nur eben eine Wilde! Er dachte sich: sie ist ja immer in der höheren Töchterschule sitzengeblieben, trotz des allmächtigen Papas! Anerkannt der faulste Balg der Klasse ... Immer nur raus und auf den Tennisplatz! Mit Müh und Not haben sie ihr ein bißchen Französisch beigebracht wie einem Papagei.... Das plappert sie, wenn's sein muß. Dabei ist sie eigentlich nicht dumm! In ihrem kleinen Kreis weiß sie ganz gerissen Bescheid.

Karl Schweickardts rötliche Schlemmerzüge strahlten. Seine schöne Nachbarin war heute verwirrend liebenswürdig zu ihm, sie, die ihn sonst immer hundeschlecht behandelte. Ihr Mann sah es mit Gelassenheit ... vielleicht zu großer Gelassenheit. Er sagte es sich selbst. Denn es war wirklich schon ein bißchen bunt ... fiel auf ... dieses Sichklapsen wie ein paar Schulbuben, dies Kichern und Tuscheln ... Er konnte es nicht ernst nehmen. Er kannte seine Frau zu gut. Sie war jetzt prachtvoll erblüht, in einer junonischen Schönheit. Aber sie hatte in Wesen und Antlitz und dem kindischen schleppenden Tonfall, wenn sie sprach, immer noch etwas vom kleinen Pfälzer Mädchen an sich. Unentwickelt und verwöhnt. Eigensüchtig bis dort hinaus. Aber dabei eine ganz kalte Natur.

„Herrgott ... er steht ja doch mächtig unter dem Pantoffel", meinte Karl Schweickardt. „Darüber sind sich doch die Gelehrten einig! ... Was, Sie Gastgeber da unten? ..."

Es klang frech. Dem dicken Kerl schwoll der Kamm. Werner Winterhalter bejahte kaltblütig.

„Natürlich hab ich abgedankt. Aber ich bin nicht der einzige. Es geht mit uns allen zu Ende!"

„Mit wem?"

„Mit uns Herren der Schöpfung. Solang die Welt steht, haben wir Männer der höheren Stände die Frauen und das Volk regiert. Das Volk ist mündig geworden, die Frauen werden's! ... Götterdämmerung. Wenn Sie wieder zur Welt kommen, Schweickardt, werden Sie arbeiten müssen!"

„Jetzt babbelt er wieder!" klagte Frau Stefanie. „Und wer's den lieben, langen Tag mitanhören muß, das bin ich!"

„Ohren zu, verehrte Freundin!"

„Ja, ich halt doch auch nicht still! Ich spring als einfach weg! Ist's wahr, Wernerche?"

„Na natürlich tust du's! Aber was hilft's? Kinder ... man kann nicht immer auf allen vieren laufen."

Wieder in Werner Winterhalter das Frösteln der Leere... Es ging von dem Platz da oben aus, wo seine schöne Frau saß ... lachte ... den zu üppig gewordenen Schweickardt am Ohr zupfte, daß er laut „Au!" schrie. Gleich darauf waren sie wieder gute Freunde. Es war nachgerade Absicht in der Dalberei. Absicht gegen ihn. Er sagte sich: ich muß nachher doch einmal mit Stefanie ein ernstes Wort sprechen. Aber er brachte keinen rechten Anteil an dem Treiben der Tafelrunde um ihn auf ... Stadtspäße ... Sportklatsch ... Anspielungen ... Motten ums Licht ... das Licht da oben seine Frau.... Eure Gedanken sind nicht meine Gedanken ... zu lächerlich ... die Stefanie ... und gerade ein Mensch wie der Schweickardt ... das ist mehr Nichtachtung gegen mich, als das gute Kind ahnt ... Was verhandelt sie denn so eifrig mit ihm? ... Mit den andern? ... Es ist wie eine Verschwörung.... Sie sind auf einmal ernst.... Gilt das mir? ... Zu dumm! ... Er sah nicht mehr hin. Seine Gedanken verloren sich in die Weite seines Werkes. Nein. In die Enge. In die winzigste Verkörperung des Erfolgs, in den nadeldünnen Benzinkanal der Motordüse, das unscheinbare, walnußgroße, allgütige Geheimnis, den Hebel der Welt, die Kraft im kleinsten ...

Herrgott, das Geschrei da oben! Was war denn da los? ...

„Also abgemacht, Frau Stefanie!"

„Aber gleich!"

„Wir halten Sie beim Wort!"

Stefanie Winterhalter war aufgesprungen. Sie winkte ihrem Mann zu. Jetzt hatte sie etwas unbekümmert Grausames, wovon sie selbst nichts wußte, in dieser wilden, starken Bewegung. Sie hob übermütig, siegesbewußt den schönen Kopf.

„Vorwärts! Zeigen Sie Ihre Macht, gnädige Frau!"

„Du, Wernerche — hör mal: ich hab eben 'ne Wette abgeschlossen!"

„Meinetwegen!"

„Aber du mußt auch lieb sein ... Es hängt von dir ab! Versprich mir, daß du's tust!"

„Was denn?"

„Laß die Herren hier mal 'nen Augenblick in deine Erfindung reingucken ... bloß 'nen Augenblick, Wernerche ... Wir fahren alle beisammen hinüber in die Fabrik ..."

Werner Winterhalter blieb sitzen und sah sich seine Gäste an, die mit der Hausfrau zusammen aufgestanden waren.

„Wetten, daß die Idee von dir ist, Moritz?" sagte er zu seinem Schwager. „Gar nicht dumm ... Wenn man die Stefanie kennt! ... Aber hört mal: haltet ihr mich denn für so dumm? Ich bin ganz erschrocken ..."

„Schwatz nicht, Wernerche! Komm .. wollen gehn!"



„Nein. Für dumm haltet ihr mich nicht. Aber für schwach. Und darin habt ihr vielleicht nicht unrecht. Es war hohe Zeit ... Donnerwetter ja ..."

Er erhob sich und furchte die Stirn. Um ihn war ein plötzliches Schweigen.

„Werner ... was ist denn da Großes dran? Einmal mußt du's doch zeigen!"

Er beachtete seine Frau nicht. Er wandte sich an seinen Schwager und schlug dem auf die Schulter.

„Das könnte dir so passen, mein guter, alter Moritz — was? ... Dann könntet ihr euch wieder ruhig die Nachtmütze über die Ohren ziehen, ihr da drüben! Nein! Euch werden noch die Ohren klingen! Zu seiner Zeit! Aber heute nicht!"

„So? Und wenn deine eigene Frau es versprach?"

„Ce que femme veut, Dieu le veut!" schrie Karl Schweickardt.

„... so viel Einfluß wird sie doch noch auf dich haben ..."

„... daß sie mich hier zum Narren macht? Herrschaften ... als was muß ich euch in diesen Jahren erschienen sein? ... Ich seh's jetzt erst mit Schrecken! ... Ich komm erst langsam wieder zu mir!"

„Wernerche! ... Jetzt blamier mich nit!"

„Still!"

Seine Stimme donnerte. Stefanie, die vergnügt, aber mit trotzigem Willenzug um Mund und Stirn, vor ihm gestanden, prallte entsetzt zwei Schritte zurück.

„Werner ... ja ... was fällt denn dir ein? ..."

„Still!"

Es klang noch lauter. Moritz Kühn drängte die Diener zur Tür hinaus und schloß sie. Wie er sich umwandte, war noch betretenes Schweigen. Seine Schwester stand zitternd da, betupfte sich die Augen mit dem Taschentuch und zog es ratlos durch die Finger. Sie begriff nicht, was eigentlich vorgegangen war. Dann Werner Winterhalters Stimme wieder ganz gelassen: „So ... also diese Kraftprobe ist mißglückt! ... Damit beruhigt euch, bitte ... alle miteinander!"

„Herrgott ... schon fast vier!" Doktor Bätzle sah auf die Uhr. Er hatte plötzlich dringend auf der Bank zu tun. Die andern auch, jeder irgendwo. Sie nahmen beinah zugleich alle Abschied. Hausherr und Hausfrau waren allein.

Sie ließen sich gegenseitig keine Zeit. Traten aufeinander zu. Rissen sich die Sätze vom Mund. Ein atemloses Hagelwetter von Worten:

„Werner ... das vergeß ich dir nicht ..."

„Ich dir auch nicht ..."

„Liebe Zeit ... mir puppert noch's Herz! ... Brüllt der einen plötzlich vor allen Leuten an, daß man meint .... du ... so laß ich nicht mit mir umspringe!"

„Du hast jetzt deine Lehre! ... Ein zweites Mal versuchst du's nicht ..."

„Ha ... was denn? ... Man wird doch noch bitten dürfen ... Wenn man gerad im Gespräch auf deine dumme Erfindung kommt ... da hab ich's halt den Herren versprochen, ich setz es bei dir durch ..."

„Ja — deine Laune und mein Lebenswerk!"

„... und nachher steht man da wie ein Aff! Die werden schön gelacht haben, wie sie draußen waren ..."

„Laß sie lachen! Ich lach zuletzt!"

„Die tragen's in der ganzen Stadt herum, wie ich hier behandelt werd! ... Aber ich hab's dick! ... Ich geh retour zu meinen Eltern ..."

Jetzt war schon wieder etwas Wehleidiges in ihrem Tonfall. Die kleine Pfälzerin, trotz ihrer königlichen Erscheinung. Er schaute ihr immer noch rosiges Gesicht an und wunderte sich über dessen Leere. Es war darauf nur die Weinerlichkeit eines verärgerten Kindes. Das machte auch ihn ruhiger.

„Warum läßt du dich auch von den Kerlen aufhetzen?" sagte er. „Nun ist die Kraftprobe da!"

„Ich hab mir nichts Böses dabei gedenkt ..."

Sonderbar, wie unbeirrt er sie jetzt vor sich sah. Nicht blind gegen ihre Schönheit. Aber frei. Ein Erwachen ... aus irgend etwas ... hinter einem. Diese Stunde schien ihm auf einmal eine schon lange fällige Notwendigkeit für ihn und sein weiteres Leben. Vielleicht ihr auch. Es lag in ihrer beider Blicken.

„Das weiß ich! Denn Denken ist nicht deine Sache!" sagte er. „Gelernt hast du auch nichts!"

„Danke!"

„Aber stark bist du! ... Gerade weil du sonst nichts im Kopf hast! Wer um dich ist, der muß dir parieren!"

„Davon weiß ich nichts!"

„Du weißt's nicht, weil du's bist! Blinde Herrschsucht. Das ist gar kein Vorwurf, sondern ein Zeichen von Gesundheit ..."

„Also! ..."

„Aber es gibt Dinge, die du beherrschen willst und nicht begreifst ... mich zum Beispiel! ..."

„Was ist denn an dir so viel zu begreifen? Ach du lieber Gott!"

„Sonst würdest du zum Beispiel nicht die Geschmacklosigkeit begehen, mich gerade auf einen Schweickardt eifersüchtig machen zu wollen! Einen Mann wie mich!"

„Das ist der Schlimmste noch lange nicht!"

„Eben! ... Dir gefällt er!"

Sie stampfte mit dem Fuß. Ihre blauen Augen flammten in Rachsucht.

„So? Wenn ich erst eifersüchtig sein wollt ..."

„Du?"

„Da hätt ich viel zu tun! Aber ich bin halt vernünftig. Ich hab mir gedacht, laß ihn laufen. Er kommt schon wieder. Oder bist du etwa nicht mit der Eva Römer die Straße lang gegangen am hellichten Mittag bis zu ihrem Haus?"

„Ein einziges Mal. Vor einem halben Jahr, als wir uns zufällig trafen."

„Und bist du nicht sogar später bei ihr oben gewesen? Ha — ich weiß doch alles! Wozu hat man denn seine guten Freundinnen? Ich hab ihrer Stücker drei, wo anonyme Briefe schreiben."

„Am Begräbnistag ihrer Mutter hab ich ihr die Hand gegeben im Beisein ihrer Schwestern."

„Also — da haben wir's."

„Ja, da haben wir's. Denn das ist alles."

„Und was geht dich das unnütz Mädel an?"

„Die ist nützlicher als du! Das darfst du mir glauben."

„So — wo ihr Vater sein ganzes Geld verloren hat! Was will denn die?"

Hochmut der Millionen in ihrer verächtlich ablehnenden Schulterbewegung. Sie wich vor seinem inneren Auge zurück — immer weiter — weiter. Eine Kluft tat sich auf — nein — war schon lange da. Nur überbrückt. Ihre Stimme klang ihm wie aus weiter Ferne.

„Was führ ich denn für ein Leben? Ich seh dich ja bald nicht mehr. Wenn mich die Verwandten fragen: ‚Steffche — wo steckt denn nur dein Mann?' Da möcht ich schon am liebsten heulen. Da hat man's ja bald als Witwe besser. Da kommt wenigstens nicht auf einmal der Selige zu einem ins Zimmer rein, wenn man mal ein bißchen vergnügt ist, und schreit einem die Leut auseinander, so wie vorhin du."

Sie war ganz wütend.

„Das — wenn ich vorher gewußt hätt, wie ich dich genommen hab, Werner! . . . Liebe Zeit — was hab ich durchgemacht. Es geschieht mir recht. Ein jedes hat mich gewarnt. Jeder hat mir gesagt: ‚Hüt dich! Bei dem rappelt's!' . . . Ich hab's doch probiert. Eine Zeitlang ging's ja auch" . . .

„Ja. Solange ich dein Spielzeug war" . . .

„Aber dann ist's immer ärger geworden" . . .

„Als ich mich und die Arbeit wiederfand!"

„Ich hab's schon mehr wie einmal bereut. Das kann ich dir sagen. Ich hätt an jedem Finger hundert haben können."

„Und hast doch mich genommen" . . .

Stefanie Winterhalter fuhr auf, in einem Triumph nachträglicher Rache: . . . „Weil ich dich hab haben wollen. Du hast mir gerade gepaßt damals. . . Ich hab mir gedacht: mit dem ist leicht auskommen — der ist ein Träumer."

„Da hast du mich unterschätzt."

„Damals, weiß Gott, nicht! Blind hast du angebissen. Ich hab mir kaum ein bißchen Müh zu geben brauchen. Am ersten Tag schon fast hab ich dich gehabt — ich hab mich selbst erstaunt — ich kenn euch doch — zwei, drei Männer hat's vielleicht gegeben, auf die ich keinen Eindruck gemacht hab, wo ich hab wollen. . . Aber bei dir — es war ja rein zum Lachen."

„Aber geliebt hast du mich nicht?"

„Nein."

„Nie?"

„Nein! Verzeih mir's Gott!" . . .

„Und dann wunderst du dich jetzt, daß ich dich nicht mehr liebe?"

Sie schwieg. Der Gedanke war ihr neu.

„Und doch ist dir vielleicht unrecht geschehen!" sagte Werner Winterhalter. „Denn du hast dich nicht verändert. Aber daß man sich selbst verändert, dafür kann man auch nichts" . . .

„Vernünftig kann man sein!"

„Deine Vernunft möchte ich nicht haben. Eure alle nicht. Nicht mal die von deinem Vater — denk mal!"

„Was soll denn nun werden?"

„Du hast mit mir gespielt. Und das Spiel ist zu Ende. Alles hat mal ein Ende."

Er nickte ihr zu und ging ruhig aus dem Zimmer und draußen, den Hut vom Haken nehmend, hinab auf die Straße. Da lärmte das Leben. Es umfing ihn, inmitten der Sommernachmittagsglut, mit befreiendem Hauch. Ringsum war die Alltäglichkeit, und doch schien ihm alles veredelt. Ein Stolz der Arbeit über Menschen und Dingen. Jeder schaffte sein Teil. Der Flößer auf dem Rhein, der Klempner auf dem Neubau, der Hausdiener auf dem Dreirad, der Briefträger mit der Mappe, der Maschinenheizer vor der Kesselglut, der Unteroffizier mit seiner Schießabteilung, der Trambahnführer auf den Schienen, die eiligen Geschäftsleute auf der Straße — wer da war, der wirkte in seinem Kreis. Und hundert und tausend und zehntausend Kreise flossen zusammen und bildeten den Inhalt des Lebens: Die Arbeit ist das Recht auf Sein. Da gab es nichts Großes und nichts Kleines mehr. Es gab nur noch Menschen, die wußten, wozu sie auf der Welt waren und ihre Arme rührten. Vergebens suchte Werner Winterhalters Auge einen müßigen Mann. Er fand keinen unter den Tausenden, die wimmelnd den großen steinernen Ameisenhaufen am Rhein belebten. Er dachte sich: Und ich konnte zwei Jahre meines Daseins ungenutzt vergeuden! Und dachte sich weiter: Gott sei Dank — ich bin wieder eins mit allem, was um mich kämpft und keucht und hofft im Fluten der Zeit. Ich hab mein Ziel vor Augen, um das ich ringe, nicht mehr himmelstürmend wie als Jüngling, sondern innerhalb der Reichweite des reifenden Mannes. Ich bin ein Mensch wie ihr. Ich bin genesen. . .

Er schaute nicht nach seinem Haus zurück. Sein Zorn war verflogen. Es war kein Haß mehr in ihm. Das lag alles schon dahinten — versank — mußte sich erfüllen. Er dachte sich: Auch diesen Weg mußt ich gehen. Auch das mußt ich erleben — durch meine Schuld und durch ihre — ich kann nicht anders. An dem Tag, an dem ich nicht mehr kämpfe und irre, an dem bin ich nicht mehr. Und der Kampf des zwanzigsten Jahrhunderts ist die Arbeit. Mit Hirn und Hand.

Es dämmerte schon. Stundenlang war er durch das Menschengewühl der Straßen geschritten wie durch ein brausendes Meer. Nun blieb er stehen. Er war in einer fremden Gegend, schon an der Grenze der Vorstädte. Einige Mietkasernen links und rechts. Er hatte Mühe, sich zurechtzufinden. Und doch: dies schmale Eckhaus mit dem Zigarrenladen unten kam ihm bekannt vor. Da wohnte Eva Römer. Drei Treppen hoch. Auf der rechten Seite. Er unterschied deutlich die drei Fenster Front ihrer beiden Stuben. Und gerade, als er hinaufblickte, erhellten sich plötzlich, wie ein Stern in der Nacht, zwei der Scheiben. Die Vorhänge waren zugezogen. Man sah nichts dahinter. Aber er wußte: nun saß sie auch dort oben, den langen stillen Abend, den blonden Kopf über ihre Arbeit gebeugt, Arbeit für andere — für die Armen und Ärmsten. Er sagte sich: Du könntest längst eine müßige Millionärin sein und meine Frau und bist da oben du selbst und erfüllst selbstlos eine freigewählte Pflicht an deinen Nächsten, deinen Nebenmenschen, wo sie am geringsten sind. Da, in dir, schlägt das Herz unserer Zeit. Und in ihm war ein Trost der Gemeinsamkeit, während er langsam weiterging: Auch auf dir ruht der Segen der Arbeit. Auch du kennst und übst die Kraft im kleinsten.

In dem Schuppen draußen in der Fabrik kauerten er und Robert Kienast beim Schein des elektrischen Lichts noch lange vor dem Motor, lösten alle Schrauben, unter-



suchten seine Nieten und Bolzen und Federn und Kugellager, ob ihm die heutige Gewaltfahrt nicht geschadet, und nickten befriedigt: ohne Risse und Sprünge, kampfbereit stand der stählerne Renner da. Dann bauten sie vorsichtig noch einmal den Vergaser aus, prüften mit der Lupe Düse und Düsennadel, Konus und Schwimmer — mitten darin sprang der junge Schlosser plötzlich mit einem Tigersatz nach der Tür: „Sie horche wieder drauße — sie horche" . . .

„Mach nur auf!"

Robert Kienast riß die Flügeltüren auseinander. In der jähen Lichtflut standen im Dunkeln, von der Helle fast geblendet, ein paar Herren, im Schatten hinter ihnen noch einige Werkmeister oder Monteure. Werner Winterhalter lachte ihnen in die verdutzten Gesichter: „Guten Abend! Ich kann Sie leider nicht auffordern einzutreten. Wir sind hier gern unter uns" . . .

„O bitte! Wir gingen nur gerade zufällig vorbei, und da" . . .

Werner Winterhalter hob die Metallkapsel in der geschlossenen Hand hoch, so daß sie niemand draußen erkennen konnte. Ihm war, als schwänge er ein Schwert. Er hatte das Bewußtsein: Das sind die Waffen unserer Zeit. Seine Augen blitzten kampflustig nach all den Stürmen dieses Tages.

„Auf die Mensur, meine Herren!" sagte er. „Von heut ab ist der Krieg erklärt. Wir Zwei hier fechten gegen euch alle!"

* * *

„Die alte Maschin taugt nix mehr!" sagte Leopold Winterhalter mit schwacher Krankenstimme. „Wenn ich so denk, Amalche, wie ich ein junger Mensch war und um dich angehalten hab, da haben dein Vater und ich uns hingesetzt und den lieben langen Abend miteinander Überrheiner getrunken, bis wir uns vor leeren Flaschen auf dem Tisch nicht mehr haben sehen können. Damals war ich ein anderer Kerl. Aber jetzt — ach, du liebe Zeit."

Seine Frau schwieg. Sie saß, die Hände im Schoß gefaltet, neben dem Bett des Fabrikanten. Es ging ihr manches durch den Kopf. Ja — jetzt bist du brav, Alterle! — Aber früher — Wein, Weib und Gesang. Der Gesang noch am wenigsten. Wenn man erst mit der ganzen Litanei anfangen wollte. Jetzt lag's ja hinter einem. Kreuz und Trübsal. . . Auf dem Nachttisch mahnten Medizingläser und Löffel: das Leben ist Staub! Der Leidende richtete sich grimmig in den Kissen auf und nahm einen Schluck Mineralwasser.

„Pfui Kuckuck! Das soll der Sanitätsrat selber trinken! Er ist ein Esel, Mutter! Widersprich mir doch nicht alleweil — Apfelkompott — Zwiebäckche — davon wird doch keiner fett. Ich brauch Kräfte! . . . Herrgottdunnerschlag" . . .

Eine Sekunde kochte in ihm wieder das hitzige Pfälzer Blut. Dann sank er ermattet zurück. Lag still. Einer, der keinen Herbst des Lebens erfahren hatte und seine milde, früchteschwere Reife. Auf einen überlangen heißen Sommer war bei ihm über Nacht der Winter gekommen. Leopold Winterhalter war ausgeglüht. Nur noch ein paar Funken in der Asche. Zwei heißglimmende schwarze Augen über dem weißen Bart. In ihnen spiegelte sich das Wandern der Gedanken.

„Jetzt ist's mit dem Auto kein Kunststück mehr, Amalche! Aber wie ich vor fünfzehn, zwanzig Jahren noch die Chausseen lang gefahren bin, mit bloßem Kopf im Regen, damals schon sechzig Kilometer die Stunde"...

„Du sollst dich doch nicht aufregen, Leopold!"

„Ach, sei du still! . . ." Er trommelte ungeduldig mit den Fingern auf der Bettdecke. Er sah im Geist seine Maschinen vor sich. Sprach im Fiebernebel mit ihnen. Schimpfte auf sie. Zischte vor Zorn.

„Warum wollt ihr denn nicht mehr bergsteigen, ihr Racker, he? . . . Sell ist das Neuste! . . . Schämt ihr euch nit? . . . Jedes dreckige Schnauferl laßt ihr vorbei! . . . Meine Wagen, Amalche, meine Wagen . . ."

„Diesmal doch nicht, Leopold! . . . Diesmal geht's doch besser! . . . Unberufen!"

„Les mir noch mal die letzte Depesche vor!"

„Du tätst jetzt besser schlafen, Mann!"

„Vorlesen, sag ich!"

Leopold Winterhalter hatte sich auf den Ellbogen aufgestützt. Er besaß auf einmal wieder seine alte Pfälzer Donnerstimme. Die Augen glühten. Seine Frau schrak zusammen, gehorchte ängstlich und instinktiv, in der Gewohnheit eines Menschenalters: „Mitteleuropäische Tourenfahrt. Zweiter Tag abends. Marke Winterhalter immer noch mit in Front. Alle drei Wagen nahmen ohne Stopp den Jaufen . . ."

„Mutter . . . den Jaufen!"

„. . . überholten von Meran ab sieben Wagen, liefen als geschlossener Tram in Innsbruck ein!"

Der Kranke tat einen tiefen Atemzug der Erleichterung.

„Uff! Das hör ich gern! . . . Jetzt können sie auf einmal wieder klettern, die Schoten! . . . Wie die Affen klettern sie, Amalche!"

„Das verdankst du Werner!"

Die Tür öffnete sich leise. Der Privatsekretär kam auf den Fußspitzen herein.

„Gute Nachrichten, Herr Kommerzienrat . . . vom heutigen dritten Tag! . . . Wir haben über München telephonischen Anschluß mit der Fahrleitung gekriegt! Also es stimmt: bisher hat wirklich nur einer von unseren Wagen Strafpunkte!"

„Mein Sohn natürlich?"

„Nein!"

„Also der Robert Kienast?"

„Auch nicht. Gerade der Dritte im Bund!"

„Der Rennfahrer, den ich mir für 'n Heidengeld aus Berlin verschrieben hab? . . ."

„Ja. Der hat das Pech!"

„. . . daß dich die Krott petz!"

„Aber dafür reißen uns ja die beiden andern glänzend heraus!"

„Ist jemand unten im Bureau?"

„Alle Direktoren und die meisten Herren vom Aufsichtsrat sind schon da. Wir erwarten stündlich die Entscheidung."

Leopold Winterhalter hatte, als ihn plötzlich das schwere Leiden überfallen, es in dem Schweigen seiner großen, einsamen Villa draußen im Millionärsviertel



nicht ausgehalten. Mit so 'nem eigensinnigen Doktor wurde ein Mann wie er noch fertig! Er hatte es durchgesetzt, daß man ihn hier, im Verwaltungsgebäude seiner Fabrik, bettete, wo auch vom Krankenlager aus sein Blick auf seinen geliebten Schloten ruhte, seine Maschinen ihn in den Schlummer sangen, sein Wille immer noch über Menschen, Stahl und Flammen schwebte. Er reckte sich wieder ungestüm empor. Nun konnte er von seinem Zimmer aus quer über den Hof in die abendhellen Konferenzsäle zur ebenen Erde schauen. In denen standen, von Tabakrauch umsponnen, viele Herren in erregtem Gespräch. Einer von ihnen lehnte am Telephon, horchte, hing das Hörrohr an den Haken, rief den andern etwas zu, rannte aus dem Zimmer, kam die Treppe herauf, klopfte, fast schon im Eintreten. Es war der Justitiar Moritz Kühn.

„Hurra! ... Wir sind glatt über den Zirler Berg!"

„Schreien Sie nicht so, Moritz! ... Mein Mann soll doch Ruhe haben! ... Abends wird das Fieber doch immer stärker! ... Leopold ... du hast ja schon wieder ganz rote Backen ..."

Frau Winterhalter flüsterte es und schob den andern hinaus, mit einem besorgten Blick auf den Kranken. Der achtete nicht darauf. Sein Kopf war benommen. Nach kurzem fing er an zu phantasieren, verfolgte rastlos im Hirn die wohlbekannte Rennstrecke ... fuhr mit ... auf sausenden Rädern ... in Sturm und Staub ...

„... Am Karwendelgebirge vorbei ... Ja nicht nach links ... da geht's nach Garmisch ... grad aus ... die langen, langen Wälder ... Obacht, ihr Leut ... Obacht auf der Kesselbergstraß ... als tapfer um die Kurven ... da unten der See ... So! ... Jetzt los ..."

Er war in seinen Fieberphantasien mitten im Fürstenrieder Park ... die weite, breite, schnurgerade Rennstrecke ... die Schnelligkeitsprüfung ... das Heranfliegen der Wagen ... Obacht auf die Wildsauen! ... Wenn einem so e Butz unter die Räder kommt ... Ach so! ... Es ist ja hellichter Tag! ... Laßt ihn laufe ... den Kasten ... laßt ihn laufe ... Gas! ... Gas! ... so ... nun ging es wieder langsamer ... da hinten tauchen Häusermassen auf ... die Frauentürme von München grüßen .. Sieg ... Mitternacht vorbei ... Es ist erreicht ... Es kommt der Schlaf ... die Ruhe ...

Und am Morgen die entscheidende Depesche aus München auf der Bettdecke: „Gut durchgehalten bis zuletzt! Haben sichere Anwartschaft auf dritten, vielleicht sogar halbierten zweiten Preis. Stehen jedenfalls von jetzt ab wieder in Front der führenden Firmen!"

Ein halbes Dutzend der Betriebsleiter stand vor Leopold Winterhalters Bett. Die Aufregung spielte noch auf allen Gesichtern. Der kleine dicke Doktor Bätzle sagte: „Herrschaften ... hat keiner was plumpsen hören? Das ist der Stein, der uns auf der Bank heut früh vom Herzen gefallen ist! Unter uns: Es war uns schon ein bißchen Angst mit der Geschäftsverbindung mit euch! ... Ein Auto ist doch nun mal keine Postkutsche!"

„Nun reißt uns die neue Geschichte mit dem Vergaser heraus!"

„Wann kommen denn die Drei zurück?"

„Keinen Schimmer!"

„Erst müssen sie doch in München Feste feiern!"

„Nee!" versetzte Moritz Kühn. „Ich hab eben mit meinem Schwager telephoniert!"

„Na — was sagt denn Werner Winterhalter?"

„Bankette seien überflüssige Kinkerlitzchen und die Zeit Geld. Sowie die Nachprüfungen heute vorbei sind, setzt er sich auf und fährt mit seinen Leuten die vierhundert Kilometer von München in einem Stück durch!"

„Dann könnten sie ja morgen vormittag hier sein!"

„Werden sie auch ..."

Leopold Winterhalter sprach nichts weiter. Aber als tags darauf die helle Sommervormittagsonne goldene Kringel auf den Fußboden des Krankenzimmers malte, sah er plötzlich auf die Uhr.

„Jetzt ist's zehn! Vor zwei Stunden sind sie schon durch Pforzheim durch. Jetzt pressiert's! ... Schorsch ... geben Sie mir mei Strümpf!"

Der Bureaudiener widersprach erschrocken: „Aber Herr Kommerzienrat!"

„Mei Unterzeug her ... die Stiefel ..."

„Der Herr Doktor hat doch so streng verboten ..."

„Der Doktor soll sich heimgeige lasse ... die Hose bei ... Schorsch ... ich sag's im guten ..."

„Wenn die Frau Kommerzienrat das hört ..."

„Die Hose bei!“ donnerte Leopold Winterhalter. Er stand schon aufrecht vor dem Bett, immer noch breitschulterig, wie für die Ewigkeit gebaut, trotz der gebeugten Haltung, des eingefallenen Gesichts . . . Er holte mühsam Atem. „So . . . helfe Sie mal rein . . . Rock . . . . Weste . . . Schlips . . . oder 's gibt ein Unglück . . .“

„Das gibt's auch, Herr Kommerzienrat!“

„Maul gehalte! . . . Ich bin hier Herr im Haus! . . . Ich reiß euch allen die Ohren ab, wann ihr mir nicht pariert! . . . Ich will dabei sein, wenn . . . Geben Sie mir den Arm, Schorsch! . . . Sodele . . . Man kriegt ganz scheppe Bein von dem langen Liegen. . . . Als vorwärts . . . die Treppen runter . . . Herrgott . . . da unten schreien sie ja schon . . .“

„Ja. Die Wagen laufen ein!“

„Hurtig, Schorsch . . . hurtig . . . halten Sie mich nur fest!“

„'s ist noch Zeit! . . . Sie lege jetzt erst am Tor Kränze um die Wagen!“

„Sie sollen nix ohne mich machen! . . . Ich bin der Mann an der Spritz! Ich hab das alles hier geschafft . . . Dreck war hier und kaputte Küchentöpf und tote Katzen, bis ich gekommen bin und gebaut hab! Und jetzt . . . da gucken Sie mal hin, Schorsch!“

Lange Wimpel warfen von den Fenstern des Verwaltungsgebäudes ihre flatternden Sonnenschatten über die Kiesfläche des Hofes. Auf dem reihten sich längs der Mauern langhin die Meister und Fahrer und Schlosser der Versuchsabteilung, auf der Schmalseite die Ingenieure der Konstruktionsbureaus, die kaufmännischen Leiter, vorn die Bankvertreter, die Mitglieder des Direktoriums, ein Gewimmel von hundert Menschen. Ihnen gegenüber, in einer Reihe nebeneinander, die drei siegreichen Rennwagen. Sie sahen aus wie wandernde Handwerksburschen, grau, bestaubt von der Landstraße, verschrammt und zerschlissen. Sie glühten noch. Die Blumenpracht der um ihre Hauben gewundenen Kränze war im Nu auf dem heißen Blech verdorrt. Tausende von toten Insekten klebten vorn in den Maschen der Kühler.

Die sechs Männer auf den Führersitzen waren so völlig von Schmutz überkrustet, daß sich das Leder ihrer Rennhauben kaum von der Gesichtsfarbe unterschied. Leopold Winterhalter hatte Mühe, seinen Sohn unter dem halben Dutzend Sturmgesellen zu erkennen. Er ging auf ihn zu und gab ihm stumm die Hand. Hinter ihm war eine Bewegung. Ein Flüstern der Überraschung. Fast ein Schrecken.

„Der Alte!“

„Kommt der noch einmal runter!'

„Der wird wieder, ihr Leut!“

Und vorn die beiden, Vater und Sohn.

„Wie geht's dir, Papa?“

„Ach, laß heut bloß meine alte Knochen aus dem Spiel! Die Hauptsache ist: wir haben die Konkurrenz verdroschen!“

„Wenigstens kriegen wir den halben Zweiten Preis!“

„Wir sind wieder im Rennen, Werner! Seit gestern abend ist's, als schneit's! So kommen die Depeschen knüppeldick von unsern Vertretern. Es sind schon gut Stücker fünfzig Wagen fest bestellt . . . Wo willst du denn hin?“

„Nach Hause!“

„Jetzt gleich? . . . Und unsere Feier hier? . . .“

„Ich hab noch nie gehört, Papa, daß man den Friedenschluß vor dem Krieg feiert! . . .“

„Wir haben doch gesiegt!“

„Ich hab gesiegt! . . . Meine Erfindung! . . . Baut nur eure fünfzig Wagen! . . . Ohne mich stehen sie doch wieder wie die Ochsen am Berg. Mein Schräubchen in der Düse wiegt mehr als eure ganze Fabrik! . . “

(Fortsetzung folgt.)

Farbenschau.

Betrachtung von Hermann Ritter.

Ein Clou der Kölner Werkbundausstellung ist nach einstimmigem Urteil ihrer Besucher die in einem eigenen Gebäude mit 18 Räumen untergebrachte und vom Geh. Regierungsrat Dr. Muthesius erbaute „Farbenschau“. Ihre Grundidee ist nicht neu. Von jeher bot die Natur nicht nur Stoffe, sondern auch Anregungen für die Färberei, gab sie dem Künstler und Kunsthandwerker wie der nach farbigem Schmuck ihrer Person und Behausung suchenden und mit guten Sinnen für Farbenharmonie ausgestatteten Frau Winke hinsichtlich wirksamer farbiger Zusammenstellungen. Am stärksten entwickelt war wohl bisher der Sinn für natürliche Farbenharmonie, für eine die Eigenart ihrer Person entsprechende farbige Bekleidung bei der Französin. Ich kannte eine Pariserin, die auf sommerlichen Spaziergängen eigentlich nur Augen hatte für farbige Zusammenstellungen in der Natur, die sich direkt für die Komposition eines ihre interessante Persönlichkeit schmückenden Hutes oder Kleides mit größtem Vorteil verwenden ließen. Eine derartige, von Rasse und im Streben nach höchst entwickelter Ichkultur geleitete prächtige Farbenschau ist deutschen Frauen und dem germanischen Naturempfinden im allgemeinen fremd. Deshalb bringt wohl die Kölner Ausstellung unseren Landsmänninnen eine Anzahl recht überraschender Offenbarungen, für deren Übersetzungen in die Praxis hier mit echt deutscher Gründlichkeit die Wege geebnet worden sind.

Das Neue der „Farbenschau“ liegt einmal in der systematischen Gründlichkeit, mit der hier farbige Anregungen und Beispiele der Natur und Praxis übertragen worden sind. Es wird ferner gekennzeichnet durch eine Darlegung der früher ungeahnten Möglichkeiten in der Farbengebung und Verwendung lichtechter Farben, die durch unsere in der Welt einzig dastehenden chemischen Industrien in einer solchen Fülle geschaffen worden sind, daß man vom Beginn eines



farbenfrohen Zeitalters reden darf, in dem fast jedes Beispiel der Natur von der Echtfärberei verwertet werden kann.

Das Mineralreich tritt dem Besucher zunächst mit einer Fülle farbiger Anregungen und Zusammenstellungen entgegen. Nach dem Programm des Schöpfers und Leiters der ganzen Farbenschau, des Prof. Dr. Deneken, Direktors des Kunstgewerbemuseums in Krefeld, wird hier an Steinen und besonders an farbigem Marmor, an Halbedelsteinen, unter denen die Achate naturgemäß eine hervorragende Rolle spielen, und an Edelsteinen in prächtigen Stücken und Zusammenstellungen beim Schein elektrischer Glühbirnen gezeigt, wie die Natur sich schmückt, welche Schätze an leuchtenden Farben sie im Schoß der Erde birgt.

Die folgende Abteilung ist ein Gegenstand des stärksten Interesses für die Besucher. In ihr zeigt das Tierreich eine teilweise geradezu berauschende Fülle von Farben, ein farbiges Leben, dessen Darstellung in vorzüglicher Weise gelungen ist. Diese exotischen und einheimischen Vögel, die Pfauen in schillerndem Schleppgewand, die stolzen Hähne im Schmuck leuchtend roten und grünschillernden Federkleides, die Enten, deren weiches Weiß sich stark abhebt vom matten Schwarz der Krähen, die Papageien, Kolibris, Quesals und Eisvögel usw. treten in verblüffender Lebenswahrheit auf, sehen nicht im mindesten aus wie willkürlich zur Erzielung gewollter Effekte zusammmengebrachte Tierbälge, sondern wie Schwärme zufällig zusammengekommener, zu zufälliger Harmonie vereinter lebender Prachtexemplare der gefiederten Welt. Selbst die farbigen Gruppen und Zusammenstellungen nebeneinander gebrachter Schmetterlinge täuschen diese Lebendigkeit vor. Hier schillern Flügel, die aus Perlmutter geschnitten zu sein scheinen, leuchtet samtnes Dunkelgrün neben tiefem Blau, heben sich die verschwommenen Pastelltöne der Nachtfalter ab von den in scharf umrissener Ornamentik den Flügeln von Tagfaltern aufgezeichneten Farben.

Es hat einen besonderen Reiz, den inneren Gründen nachzuforschen, die den Künstler bei Auswahl und Zusammenstellung seiner lebenswahr präparierten Tiere leiteten. Man merkt, daß zunächst alle seltenen Farbenträger von der Schau ausgeschlossen wurden, um nicht eine leise Trauer über etwaige Schädigungen der Natur durch menschlichen Erwerbsinn aufkommen zu lassen. Es sind nur vielverbreitete einheimische und tropische Vögel vertreten und zwecks farbiger Wirkungen zusammengebracht worden. Das gleiche gilt von den Schmetterlingen, bei denen besonders die Wirkungen der Gruppierungen von Einheimischen und Exoten überraschen. Jedes von den einzelnen Tieren gebildete farbige Zentrum hebt sich wirkungsvoll ab von jeder der anstoßenden Farbengruppen. Dabei werden die herausfordernd leuchtend hervortretenden Farben einzelner Exoten geschickt gemildert durch angrenzende Gruppen einheimischer Schmetterlinge, beispielsweise durch solche des bescheidenen Weißlings.

In der nächsten Abteilung kommen von Zeit zu Zeit wechselnde, blumige Arrangements zur Ausstellung. Sammlungen, die natürlich wegen ihrer Vergänglichkeit nicht Dauerwerte als anregendes Anschauungsmaterial besitzen können, aber doch — ich denke da besonders an die entzückende Harmonie der Rosenausstellung — ebenfalls nicht nur den Laien fesseln, sondern auch dem Fachmann eine Fülle von Anregungen für Erzeugung farbiger Muster und Wirkungen geben müssen.

Die praktische Verwertung der von der Natur gebotenen farbigen Anregungen wird in den nächsten Räumen vorgeführt, und zwar zunächst durch Ausstellungen von Fabriken, die durch ihre Farbprodukte den Beginn eines farbenfrohen Zeitalters überhaupt ermöglicht haben. Ein kleiner Vortrag über die Farbenerzeugung vergangener Zeiten und der Gegenwart gibt dem Besucher nach Überschreiten der Schwelle im ersten Gemach erst die Möglichkeit, die Werte und Bedeutung der folgenden Schau völlig zu erfassen.

Noch vor kurzer Zeit war man allgemein der Ansicht, daß nur eine Rückkehr zur Verwendung der von der Natur in Indigo, Krapp usw. gebotenen Farbstoffe das Aufleben einer ähnlichen Farbenfröhlichkeit, wie wir sie im vergangenen Jahrhundert sahen, ermöglichen könne, daß heute die Unechtheit der künstlichen Farbstoffe eine reichliche Verwertung der von der Natur gebotenen Farbenbeispiele verbiete. Die Meinung hatte ursprünglich ihre Berechtigung; die ersten künstlich hergestellten Farbstoffe waren in der Tat, wenn auch schöner, so doch unechter als manche Naturfarbstoffe. Das Vorurteil besteht aber auch in vielen Kreisen weiter, nachdem die Teerfarbenindustrie schon eine große Anzahl von Farbstoffen für Textilfasern geschaffen hat, die ebenso und noch lichtechter sind als die echtesten Naturfarbstoffe. Bekehrung von diesem Vorurteil, Belehrung von der einzig dastehenden Leistungsfähigkeit unserer deutschen Farbstoffabriken, Vorführung lichtechter, künstlicher Farben und mit diesen gefärbter Stoffe ist also der erste Zweck der nächsten Abteilungen.

Die Flucht der von der Farbenindustrie besetzten Räume wird eröffnet durch ein geschäftliches Empfangzimmer, in dem die Verwendung der Teerfarbstoffe erläutert wird durch Vorführung hellgrüner Ledermöbel, durch Teppiche, Tapeten, Vorhänge usw. Besonders die Tapete zeigt schöne, farbensatte Muster in freilich etwas allzu unruhiger Ornamentik. An das Empfangzimmer schließt ein Ausstellungsraum mit Darstellungen der Echtfärberei und hoch aufgetürmten bunten Garnsträngen und Stoffen an.

Besonders lehrreich ist die anschließende Abteilung, in der zunächst die Entstehung der modernen Teerfarben schematisch dargelegt wird an einer Echtfarbentafel in Form eines Wandteppichs mit eingesticktem Stammbaum echter Farben. Als Wurzel erscheint der Steinkohlenteer, aus dem in baumartiger Verästelung die sog. Zwischenprodukte und dann die gewonnenen Farben triebartig aufwachsen. Jeder Name und ein dazu gehöriger Fleck ist in Wolle und in der betreffenden Farbe eingestickt. In ähnlicher Weise wirkt instruktiv eine sog. Farbenkordel, die 100 verschiedene Farbentöne von erprobter Lichtechtheit und in überraschend harmonischer Zusammenstellung zeigt und Künstlern wie Gewerbetreibenden bei der Wahl der Farben für lichtechte Teppiche, Dekorationstoffe, Kunststickereien und Gobelins von großem Wert sein muß. Die Verwendung der Teerfarben bei Gobelins lehrt u. a. in leuchtender Pracht ein von Künstlern der Pariser Gobelinmanufaktur nach einem Original von Maurice Denis für die Farbenwerke gewebtes, figurenreiches Stück. Natürlich sind auch die echten Teerfarben in natura und als Rohprodukt zu sehen, doch fesseln sie trotz ihrer leuchtenden Buntheit natürlich weniger als die in großen, eleganten Glaskasten, in harmonischen Wirkungen zur Schau gestellten, echt gefärbten Damenkleiderstoffe in Seide, Wollseide und Baumwollseide, die Herrenstoffe, unter denen das mit Algolfarben echt in der Küpe gefärbte

Militärfeldgrau, die Drucke und halbseidenen Dekorationstoffe besonders auffallen. Man sieht alle möglichen Gewebe, Buntwebereien und stückfarbige Sachen, alizaringefärbte Damaste, Cords und Velvets, stückfarbig mit Algol- und Benzolichtfarben behandelte Sachen, stückfarbige Leinen und Plüsche, lichtechte Leinendamaste, Papierstoffe, bedruckt mit Beizfarben usw. und gewinnt einen ungeahnten Ausblick auf die farbigen Möglichkeiten, die sich nach allgemeiner Einführung und Verwendung dieser die Natur an Leuchtkraft und Beständigkeit übertreffenden Farben ergeben müssen. Wie sehr bisher die Freude an farbigen Stoffen, Gewändern, Strümpfen usw. im Gebrauch herabgemindert werden mußte, wird an zahlreichen Nebeneinanderstellungen von mit Teerfarben echtgefärbten Stoffen, Tapeten usw. und gleichfarbigen Mustern und Geweben, die man in irgendeinem Geschäft kaufte, und die schon während dieser Ausstellungswochen, dem vollen Licht ausgesetzt, verbleicht, „klein und häßlich" geworden sind. Erwähnt sei noch ein zweiter Empfangsaal in hellem Kirschbaumholz, dessen vornehm freundlicher Charakter hauptsächlich bestimmt wird durch Bildwirkereien stilisierter frischfarbiger Burgen und Städte, die in die Wandtäfelung eingelassen sind, durch gleichfarbige Polsterbezüge und einen in wohltuender Harmonie dem Raum eingepaßten Teppich. Für den Fachmann haben noch die hier gebotenen Ledereinbände und Kleisterdrucke in echten Farben hohes Interesse.

Vom erfreulichen Aufschwung der Glasmalerei redet ein Saal mit Glasmalereien, die nach den Entwürfen verschiedener Künstler ausgeführt worden sind. In anschließenden gesonderten Räumen haben verschiedene Firmen ihre Erzeugnisse an Lackfarben, Farbstoffen für Maler und Anstreicher ausgestellt, Farben, die sie alle herstellen aus den von Farbenfabriken gelieferten Stoffen und außerdem unter Verwendung allbekannter Mineralfarbstoffe.

Die letzte Abteilung zeigt sozusagen direkt greifbar die Nutzanwendung der vom Fachmann in der Natur gemachten Beobachtungen und der angesichts der Ausstellung von Naturfarben gewonnenen Eindrücke. Sie bringt zunächst im Raum für dekorative Farbenwahl Darstellungen, die die Vielseitigkeit der Farbenkompositionen erläutern, und unter denen die Entwürfe für farbige Flächenverzierungen besonders auffallen.

Auf den Höhepunkt der Bewunderung führt den Besucher die Schlußabteilung, in der Seidenstoffe ausgestellt sind, die in geradezu entzückender Weise jene von der Natur gebotenen Farbenkompositionen zeigen, wie man sie besonders in der dem Tierreich gewidmeten Abteilung vorher bewunderte. Mit verhältnismäßig wenig Grundfarben sind hier die unbestimmt schillernden, grünlichen Farbentöne einer Muschel nachgeahmt, ist das gedämpfte Grün eines Tukans, das schwarz-orangefarbige Kleid des Pirols, die farbige Zeichnung eines einheimischen Schmetterlings in fließenden Mustern in den herrlichen Stoff gebannt. Es sind Eliteerzeugnisse des deutschen Kunstgewerbes, vor denen man hier bewundernd steht, Herrlichkeiten, die sich unter Verwendung echter Teerfarben nur auf Grund eines ausgezeichneten Geschmackes und vollendeter Technik schaffen ließen. Die Stoffe, auf denen manches Damenauge sehnsüchtig ruht, sind lediglich für Krawatten allererster Güte bestimmt — ein Artikel, mit dem, was noch wenig bekannt sein dürfte, Deutschland den Weltmarkt erobert hat. Vor jedem der köstlichen Gewebe liegt das Muster, das als Vorbild für seine Farbentönung diente, hier eine leuchtende Muschel, dort ein Schmetterling oder ein in erlesenen Farben schillernder Vogel.

Das Paris der Fremden.

Von Anna Jules Case. — Mit 10 Aufnahmen.

Die Sommermonate, in denen die Franzosen Paris verlassen, gehören den fremden Touristen, die einzeln oder in Karawanen die französische Hauptstadt aufsuchen und gründlich besehen. Das bekannte rote Büchlein, den Reiseführer, unter dem Arm, streift der Reisende wißbegierig durch die Straßen und über die großen herrlichen Plätze. Bleibt vor einem Standbild, einem Gebäude, einer Brücke stehen, blättert im Buch und liest, den Strohhut im Nacken, die goldene Brille oder den Kneifer auf der Nase, fleißig und gewissenhaft die belehrenden Worte. Freut sich im stillen, wenn seine eigene Ansicht im Handbuch unterstützt wird, über seine Verschmitztheit oder Klugheit und setzt seine Wanderung emsig fort. Dem Ferienbesucher ist es ganz gleichgültig, wenn das sommerliche Paris einen ganz anderen Charakter hat als das übersprudelnde, aufgeregte, fiebernde bunte Paris des Winters und des Frühlings. Er sucht die Stellen und Dinge auf, die vom Geist des Tages und der Mode unberührt bleiben. Kauft sich auf dem Boulevard oder am Eiffelturm beim Planverkäufer einen Plan de Paris, den er abends vorm Zubettgehen oder morgens beim „Café au lait" im Hotel eifrig studiert, um seine Streifzüge danach zusammenzustellen. Es gibt ja zu viel zu sehen. Und man kann doch unmöglich Paris verlassen, ohne die von aller Welt bekannten und vielbesprochenen Sehenswürdigkeiten betrachtet zu haben. Unumgänglich nötig für Kultur- und Kunstgeschmack ist der Louvre — ich meine das Museum und nicht das Warenhaus und gebe bei dieser Gelegenheit dem Paris zum erstenmal Besuchenden den Rat, dem Kutscher oder Chauffeur beim Adresse-Angeben hinzuzufügen „Musée", denn die Leiter Pariser Fahrgelegenheiten sind gewöhnt, zum „Magasin" gleichen Namens zu fahren. Das „rote" Büchlein verrät allerdings, daß der Fahrgast kein „Magasingast" ist. Außer dem Musée du Louvre, in dem jeder Fremde der marmornen Dame von Milo einen Pflichtbesuch abstattet, muß man in dem Dôme des Invalides das Grab des Großen Kaisers besichtigen, muß natürlich zum viel abgebildeten Eiffelturm hinauf. Hier oben, schon auf der ersten Plattform, beim gemütlichen Glas Bier oder Wein kann man mittels Plan kontrollieren, wie viel Türme, Hügel, Brücken und Paläste die uralte, ewig junge Kapitale Frankreichs aufzuweisen hat. Der Lift steht bereit, den kühnen Reisenden auf Wunsch auch in höhere Regionen, zweite und dritte Etage, zu expedieren. Und je höher man fährt, desto mehr erweitert





„Hier, bitte, ein
Plan von Paris!“

sich die Aussicht, aber die Einzelheiten werden kleiner. Im Lift (franz. Ascenseur) hat man die Empfindung, mittels Zeppelin Paris zu besichtigen 1889, als der Eiffelturm bei der Weltausstellung seinen Weltruf errang, schrien die Liftfahrer noch vor Verwunderung und Uebelkeit! — Jetzt ist es keine Ueberraschnng mehr, und der bescheidenste, entfernteste Provinzler ist „lift- und luftfest“ — „Wenn der Sommer ins Land kommt und die Pflaume wird blau“ . . . dann sitzen die Concierges (Portiers), die allmächtigen Pariser „Hausverwalter mit Besen“, als Rentiers, die Pfeife im Mund, vor den Türen der vornehmen Häuser des Champs-Elysées-Viertels. Die Fenster sind verrammelt, die reichen Bewohner trinken, baden und promenieren fern von der Stätte ihrer Lebensinteressen, die während acht Monate des Jahres sie festhalten. Monsieur und Madame la Concierge genießen den Frieden des stillen Hauses, in dem keine Dienerschaft klatscht oder zur Unzeit Teppiche klopft. Diese glücklichen Leutchen, aus deren Behausung, „la loge“, stets um die Mittagzeit ein köstlicher Zwiebelgeruch strömt, politisieren, „le petit Parisien“ in der Hand, und tauschen ihre Meinungen unerregt aus. Die Avenue ist wagen- und menschenleer. Da plötzlich erbebt das unsolide Pariser Trottoir. Erschreckt, ein neues Erdunglück fürchtend, erhebt sich Madame. Monsieur beruhigt sie. Es ist ein Riesen-Auto-Car mit Reisenden aus aller Herren Ländern, die sich an der Seine zusammenfinden, der vorbeisaust. Die Vision ist seltsam. Auf einer Tribüne mit Rädern sitzen Männer und Frauen in den in jedem Land Europas eigentümlichen Reisekostümen. Da fliegen grüne, blaue und graue Schleier, lugen blaue und gelbe Schutzbrillen unter seltsamen Mützen hervor, da huschen Staub- und Regenmäntel in den verschiedensten Nützlichkeitsbegriffen vorüber. Vor jedem Denkmal und merkwürdigen Gebäude stoppt der Chauffeur, und

Beim Studium
des Reiseführers.



Am Eiffelturm.

der alle Sprachen sprechende „Courrier“ beginnt mit monotoner Stimme seine Erklärung. Bei 35 Grad im Schatten müssen die mit der Reiselust Belasteten die schmale, ach so unendlich stufenreiche (261 Stufen!) Wendeltreppe hinauf auf die Plattform des berühmten Triumphbogens. Bei klarem Ausblick, besonders nach Regen, bietet sich von der 49½ Meter Höhe ein schönes Panorama dar. Die zwölf breiten Avenuen, die von diesem Platz des Arc de Triomphe ausgehen, bilden den großen Stern, der dem Platz seinen Namen gegeben hat: Place de l'Etoile. Da oben stehen nun



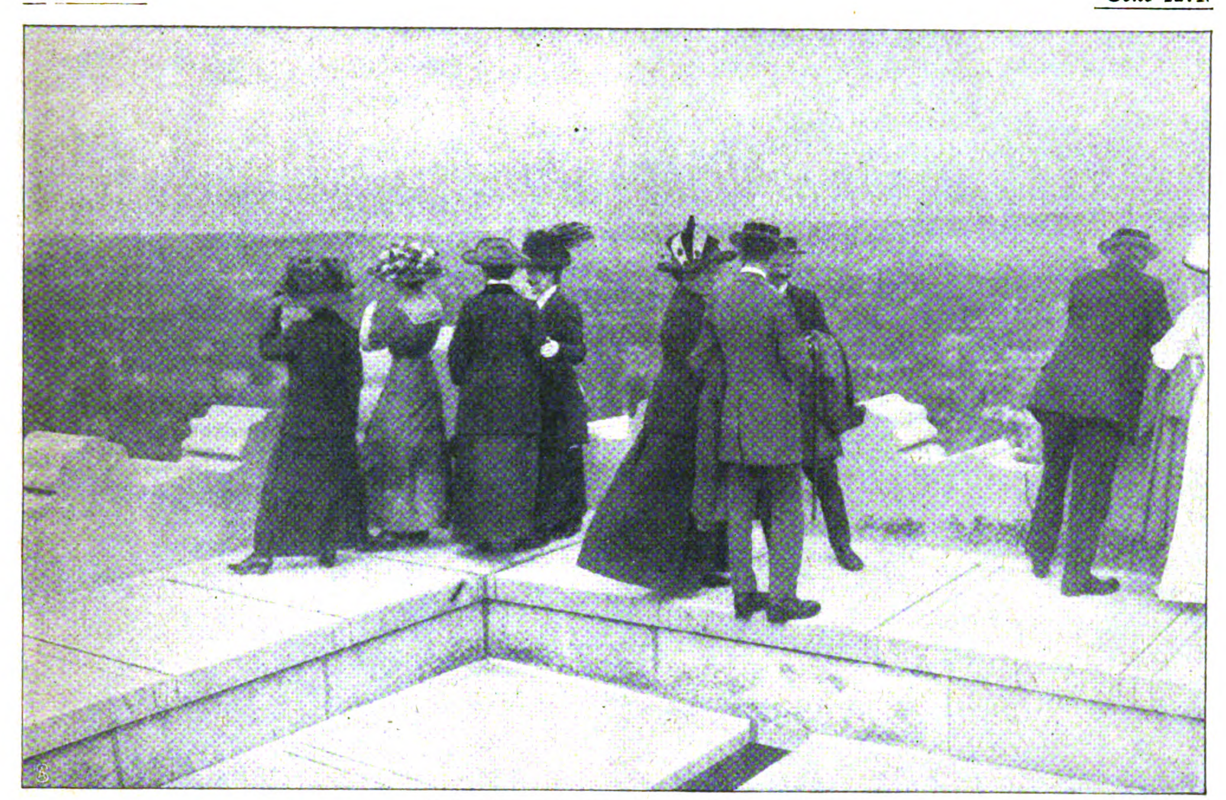
In einem Kabarett.

mit Krimstechern, Operngläsern und Lorgnetten die neugierigen Truppen der Reisenden, deren Köpfe man über der Balustrade von Stein, von unten aus gesehen, als winzige, schwarze Silhouetten erkennt. Wenn sie später den Riesencar wieder besteigen, schwirren ihnen die Führerworte durch den Kopf: „Napoleon der Erste, 1806 zum Andenken an die Schlacht von Austerlitz begonnen. Unter Louis-Philippe 1836 vollendet. Kostenpreis: 9,051,115 Frank 62 Cent!! (Die 62 Cent sind eine Perle!) usw.“ — Weiter geht's. Zum Pantheon. Absteigen. Bewundern. Hier die große Statue ist le Penseur vom berühmten Rodin. Michelangelo hat seinen Denker



Vor dem Eingang zu den Katakomben. Oberes Bild: **Verkauf von Kerzen zur Beleuchtung der Katakomben.**





Hoch oben auf dem „Arc de Triomphe“.



Rodins Bildwerk „Der Denker“ vor dem Pantheon.



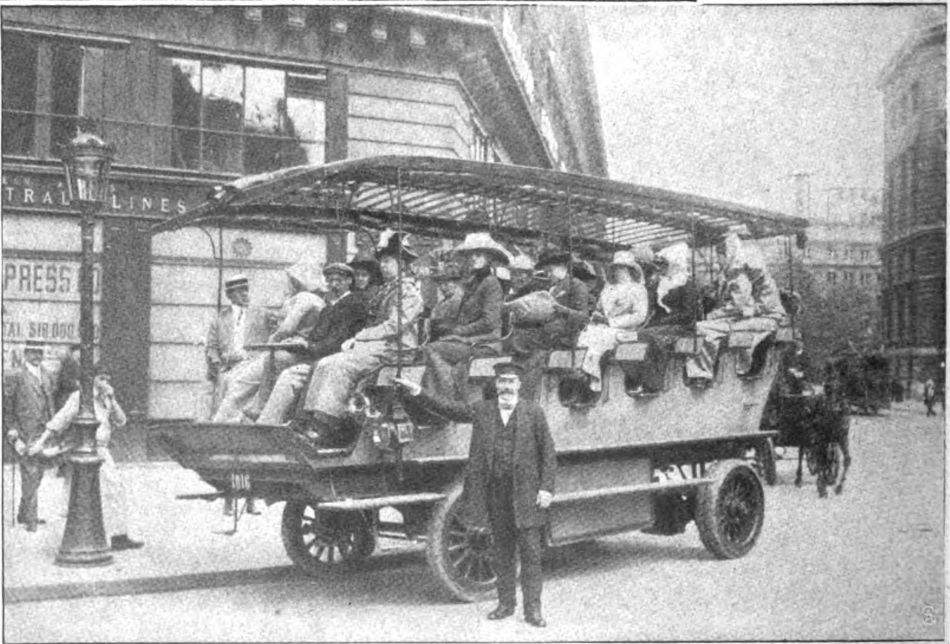
wenigstens bekleidet dargestellt, in der Voraussetzung, daß langes Nachdenken, auf dem gleichen Platz sitzend, unbehaglich stimmt und auf den Gedankengang schädlich einwirkt. Dergleichen einfach menschliche Betrachtungen spielen bei dem langbärtigen alten Rodin nicht mit. Für sein Auge ist jede Bedeckung des Körpers ein Hindernis. Sein Meißel kennt nur anatomisch vollendete Wiedergaben. Er hat neben der Künstlerseele und



Vor dem „Arc de Triomphe".

=hand das Auge eines Chirurgen. Die Fremden gucken! Ein „Wie vollendet" oder „splendid" ringt sich von den Lippen der Beschauerinnen, die Rodin gegenüber, wie seit zehn Jahren die ganze gebildete Welt, aufgehört haben, über ihn zu urteilen. Das Pantheon als Grabstätte berühmter Männer (weniger bedeutend als Westminster) entspricht nicht immer den Erwartungen. Um die „Caveaux", die Grabgewölbe, zu besuchen, braucht man eine administrative Erlaubniskarte. Die beiden interessantesten Sarkophage sind leer. Die Gebeine Voltaires und Rousseaus wurden nämlich 1815, in der Restaurationzeit, nachts heimlich entwendet und in eine infame Grube geworfen. Racheakt der damaligen Regierung für die Gräberschändung der Könige von Frankreich in Saint-Denis zur Revolutionzeit. Den artigen Reisenden per Gruppe und per Schub wird es nicht verraten, daß die berühmten Gebeine sich nicht mehr in den angestarrten Särgen befinden. Aber weiter. Andere Freuden stehen noch bevor. Runter müssen sie in die Katakomben. Da hilft alles nichts! Der Besichtigungsplan ist gemacht. Gestreikt wird nicht.

Der melancholische Besuch dieser unterirdischen Gänge, die einst Steinbrüche waren und später die Aufbewahrungsstätte menschlicher Gebeine wurden, hat den Vorteil, daß es an heißen Tagen hier kühl ist. Allerdings keine balsamische Kühle! Man wird beraten, für den Besuch warme Kleider und dickes Schuhwerk anzulegen! Beim Eingang erhält jeder Besucher ein Licht und ein Tellerchen (50 Cent!), um das Licht zu tragen! Eine Stunde dauert diese unheimliche Promenade. Die Wände sind kunstvoll von Gebeinen und Totenköpfen gebildet. Seit 1784 leerte man die Pariser Kirchhöfe hier, und während der Schreckensherrschaft der Revolution wurden die Gebeine der Märtyrer jener Tage hier bunt durcheinander hinuntergeschafft. Es sollen über sechs Millionen Skelette in diesen furchtbaren Galerien aufgespeichert liegen. Nur wer mit starken Nerven begünstigt ist und ein phantasieloses Denkvermögen besitzt, kann ungestraft — so scheint es mir — diese Stätte besuchen. Aehnlich, wenn auch nicht ernsthaft zu nehmen, sind die Empfindungen, die der oder die Neugierige beim Eintritt in



Automobilfahrt durch Paris.

das Cabaret du Néant verspürt. Montmartre, der Tummelplatz aller nächtlichen Bummler, die von Kabarett zu Kabarett, von Ball zu Ball taumeln, bietet jährlich neue Anziehungspunkte für die Fremden.

Le Cabaret du Néant gehört in die Serie des Cabaret du Ciel, wo die Kellner mit Flügeln als Engel servieren, und der „Hölle", wo sie als Teufel figurieren. Im Néant, dem trostlosesten Begriff, den es für die Menschheit geben kann, wird diese Trostlosigkeit gründlich verulkt. Hohle Stimmen, die aus dem Keller zu kommen scheinen, begrüßen die Lachlustigen, große Spiegel zeigen ihnen ihre Gestalt als Skelette im Sarg liegen, und aus Totenköpfen wird Champagner getrunken! Ein Neurastheniker findet bei diesen geschmackvollen Scherzen genügende Anregung zum Selbstmord. Der wahre Gedanke aber, der im Cabaret du Néant gepflegt wird, ist der: Mensch sieh, du bist nichts, und mit dir ist alles aus — also amüsiere dich, sei toll, gib dein Geld aus, freue dich des Lebens . . . „so lang noch das Lämpchen glüht" . . . Mit dieser Anregung begibt sich dann der Parisbesucher noch zu all den verschiedenen Stätten des Vergnügens, wo es toll hergeht, wenn der ehrliche Pariser Bürger bereits ans frühe Aufstehen denkt.

Heidelberger Meisterporträte.

Von L. Dufner. — Hierzu 10 Aufnahmen von Hofphot. E. Gottmann.

Bei der Ueberfülle moderner Ausstellungen fällt es schwer, in kleinem Rahmen etwas zu schaffen, das Beachtung findet. Es ist dies mit einer Heidelberger Veranstaltung, die dem Konservator der Städtischen Sammlungen, Karl Lohmeyer, zu danken ist, in hohem Grad geschehen. Was die Darmstädter Ausstellung breit und ausführlich behandelt, findet mit der Heidelberger Meisterporträtausstellung hochinteressante und unerwartete Ergänzung. Man ist im Begriff, eine neue deutsche und ungeahnt hochstehende Kunstepoche aus dem 17. und 18. Jahrhundert herauszuschälen, und hat bereits Material genug, um es geordnet und gesichtet der Allgemeinheit und Oeffentlichkeit vorzuführen.

Das Haus des Heidelberger Museums, das die Ausstellung beherbergt, wurde ebenfalls von einem Barockbaumeister, Adam Breunig, im Jahr 1712 für eine vornehme pfälzische Patrizierfamilie erbaut, bietet der Malerei aus dieser Zeit das denkbar schönste Milieu und erhöht den Genuß des Beschauers. Umgeben von köstlichen Stoffen und Möbeln verflossener Tage, umschmeichelt von graziösen Spielereien, zwischen duftenden Blumen, wähnt man sich angesichts der Gemälde hundert Jahre zurückversetzt in das Palais eines kunstsinnigen weltlichen oder geistlichen Herrn. Es ist lediglich Heidelberger Besitz, der sich in den alten Pfälzer Familien oder auch im Bestand der einstmaligen kurpfälzischen Residenzstadt selbst, zum großen Teil bisher unbekannt und versteckt, erhalten hat und nun manch neues Kunstwerk und manch verschollenen Meister mit diesem ersten öffentlichen Auftreten der Vergessenheit



2. Friedr. Oelenheinz: Wiener Stubenmädchen.



1. Johann Canon: Damenbildnis.





3. A. van Dyck (Schule): Prinzessin Sophie von der Pfalz.



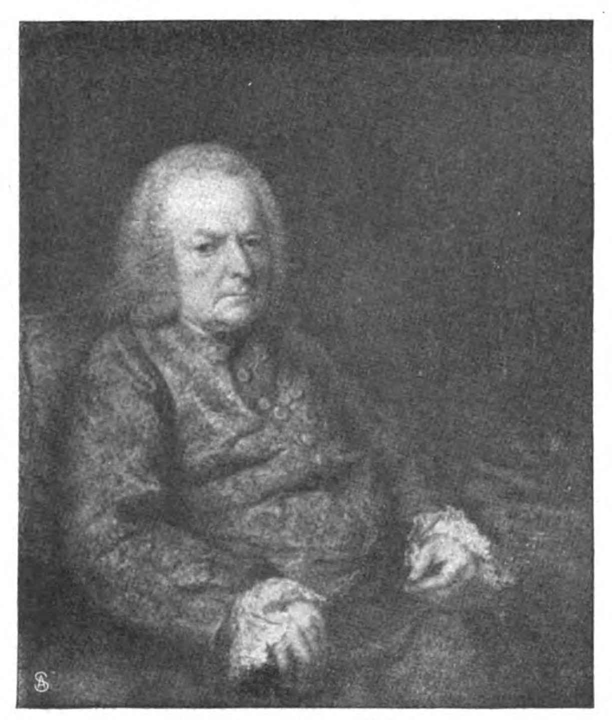
4. Jean Raoux: Bildnis der Prinzessin Lubomirska.



5. G. Ph. Schmitt: Der Maler im Kreise seiner Familie.

6. Johann Georg Ziesenis:

Friedrich der Große, König von Preußen.



7. Johann Georg Ziesenis:
Heinr. Wilh. Reichsfreiherr von Sickingen.



8. Franz Anton von Leydensdorf:
Der Künstler mit Frau, Tochter und Magd.

entreißt. So sind unter den hier wiedergegebenen **Bildern die meisten** bisher unentdeckt geblieben. Das **Porträt, das die als** Kurfürstin von Hannover und Tante der Liselotte berühmte Prinzessin Sophie von der Pfalz darstellt (Abb. 3), bringt die liebenswürdige und mütterliche Herzensgüte der damals noch jungen, unverheirateten Prinzessin in schmelzend weichen **Farben** trefflich zum Ausdruck. Das Bild stammt aus der Antonius **van** Dyck-Schule. — In die Zeit höfischen Glanzes und Frauendienstes fällt das herrliche Werk des Franzosen Jean Raoux, der von dem Kurfürsten Karl Philipp nach Heidelberg berufen wurde. Das



9. Johann Georg Bochdanoff:
Kurpfälzischer Münzmeister Anton Schäfer.



10. Johann Friedr. Aug. Tischbein:
Frau Geh. Rat Stoll von Berneck, Großmutter von Hans v. Bülow.

Bild stellt die Prinzessin Lubomirska, die zweite Gemahlin Karl Philipps, in fließenden, silbergrau opalisierenden Tönen dar (Abb. 4) und steht in seiner edlen Grazie und Vornehmheit dem berühmten Lioner Damenporträt des gleichen Künstlers sehr nahe. — Johann Georg Ziesenis, der in Darmstadt zu neuen Ehren gekommene, hat der Pfalz zwei ganz besonders wertvolle Stücke gelassen. Ziesenis nämlich war — nach Pesne — der einzige Maler, der die Gunst genossen hat, Friedrich den Großen während eines Aufenthalts bei seiner Schwester, der Herzogin von Braunschweig, nach der Natur zu malen. Allerdings wurde dem Künstler nur eine Sitzung gewährt, und das Bild (Abb. 6), das anläßlich der Vorbereitungen zur Ausstellung auf dem Speicher des Heidelberger Museums entdeckt wurde, war schlecht erhalten und mußte gründlich restauriert werden. So ist ein anderes Bild des gleichen Meisters künstlerisch bedeutend höherstehend. Es ist das kleine Porträt des Reichsfreiherrn von Sickingen (Abb. 7), der des Kurfürsten Karl Philipps Minister war. Ein köstliches Altrosa belebt den Brokat des Schlafrocks und bindet sich zu delikater Wirkung mit dem tiefen Grün des Sessels, auf dem der alte Herr ruht. Man denkt an eine edle Rose auf dunklem Blatt. — Ein trefflich lebensfrisches Künstlerselbstporträt ist das Familienbild des Franz Anton von Leydensdorf (Abb. 8), der sich nach holländischer Art mit Frau, Tochter und Magd verewigt hat. Eine gänzlich neue Erscheinung ist Johann Georg Bochdanoff mit dem hervorragend schönen Porträt des kurpfälzischen Münzmeisters Anton Schäfer (Abb. 9). Es ist das einzige Gemälde, das von dem bisher unbekannten Meister gefunden wurde. Das Louis-Seize-Kabinett zeigt als reizend feines Pastellbild die Frau des Geheimen Kammerrats Stoll von Berneck in weißem Kleid auf blauem Stuhl vor blauer Vase (Abb. 10). Das Gemälde hat neben seiner künstlerischen Qualität auch aktuelles Interesse, da man die Großmutter des Komponisten Hans von Bülow vor sich hat. Wenn man gerade bei dieser interessanten Familie ist, darf erwähnt werden, daß sich im Biedermeierzimmer ein beachtenswertes Selbstporträt Ludwig Wilhelm Geyers, des (Stief-) Vaters Richard Wagners, befindet, das den Nachweis bringt, daß dieser Schauspieler auch auf anderen Gebieten der Kunst Tüchtiges geleistet hat. Unter den Werken der Jüngsten aus der Barockzeit fällt das „Wiener Stubenmädchen" des Schwaben Friedrich Oelenheinz (Abb. 2) als runde, lachende Perle aus der Umgebung heraus. Das neckische Kammerkätzchen, in frischen, leuchtenden Farben gemalt, erinnert lebhaft an das berühmte Dresdner Schokolademädchen von Liotard.

Die hier abgebildeten Stücke allein würden genügen, zum Besuch der Ausstellung zu verlocken. Doch ist sie nicht auf die wiedergegebene Zeit beschränkt, umfaßt vielmehr vier Jahrhunderte und bringt aus allen Kunstperioden schöne und teilweise sogar hervorragende Neufunde, wenn auch das Barock, die Blütezeit kurpfälzischer Herrlichkeit, hier am reichsten im Bild verkörpert und der Nachwelt erhalten wurde. Die Reihe der Gemälde geht bis zur Gegenwart mit Canon, Rahl und Feuerbach und schließt mit den noch lebenden heimischen Größen, Hans Thoma und Wilhelm Trübner, dem größten Meister der Farbe, den Heidelberg der deutschen Kunst geschenkt hat.

Sie wartet.

Skizze von Gräfin D. St.-Katschuró.

„Na, wie denkst du dir nun eigentlich das Ende vom Lied?" fragte der alte Herr Rudolf Weghart seinen Neffen, den jungen, vielversprechenden Ministerialbeamten Otto Weghart. Bei dieser Frage sah der Ältere sehr scharf zu seinem Besuch hinüber, der in tadellosem Visitenanzug, den spiegelnden Zylinder neben sich, ihm gegenübersaß. Die Greisenaugen hinter den scharfen Brillen funkelten wie in einer innerlichen Freude, und ein gutes Lächeln breitete sich um den welken Mund.

Über das intelligente, hübsche Gesicht des Neffen glitt flüchtig eine Röte.

„Was meinst du eigentlich, lieber Onkel?" fragte Otto Weghart ziemlich erstaunt.

„Junge, spiel doch nicht mit deinem alten Onkel Komödie!" Der alte Herr war aufgestanden und schlürfte durch das Zimmer. „Natürlich mein ich: Wie stehst du mit der lieben kleinen Doris? Hm? Daß ihr euch gut seid, das sehen die Blinden."

Otto stand erregt auf. „Gott! ‚Gut sind'. — Natürlich sind wir uns gut! Doris Rath ist ein sehr nettes, gebildetes, fleißiges Mädchen. Sie hat viel Verstand, viel Frische, auch viel Herz. Und ich bin doch auch ziemlich annehmbar." — Er warf unwillkürlich einen Blick in den Spiegel. „Also ist's kein Wunder, daß wir uns leiden können. Das leugnet auch doch niemand. Aber dabei hat's sein Bewenden! Ich verkehre jetzt als Freund ihres Bruders drei Jahre im Rathschen Haus, und noch nie ist auch nur ein verpflichtendes Wort gefallen zwischen uns."

Der alte Herr winkte ihm heftig, zu schweigen. „Herrgott, ja", rief er aufgebracht. „Das glaub ich schon. Aber das ist's auch, was ich nicht begreife! Absolut nicht! Warum machst du nicht Ernst, mein Lieber? Man erwartet das doch von dir! Oder wenn du nicht Ernst machen willst, weshalb bleibst du nicht so allmählich aus? Du hast dir da mit der Zeit so eine Ausnahmestellung gemacht bei dem Mädel, du tanzt mit ihr am meisten, du bist bei allen Gesellschaften ihr Kavalier, du schreibst ihr lange Briefe, wenn sie einmal nicht da ist, du schickst ihr Blumen und Bücher und Musikalien und Bonbons — aber du sprichst nie das erlösende Wort! Ist das nicht eine Pein für das Mädel? Und weshalb? Du hast deine angenehme Stelle, hast ein kleines Vermögen."

„Das alles reicht just für meine eigenen Bedürfnisse", warf Otto Weghart ein. „Du weißt doch, Onkel, ich bin ein Mensch, der die Kultur des Lebens sehr liebt. Ich fühle mich nicht wohl in einfachen Räumen, in abgetragenen Kleidern. Ich will ins Theater gehen können und ins Konzert und will dann und wann reisen. Für zwei langt's nicht zu solchem Leben."

Der alte Herr sah nachdenklich drein. „Die Doris kriegt einmal alles, was ich habe", sagte er dann unsicher. „Solange ich lebe, kann ich ihr's nicht geben. Aber ich bin Fünfundsiebzig. Endlos dauert's nicht mehr."



Der Neffe griff nach seinem Zylinder.

„Es soll noch recht lange dauern“, sagte er verbindlich. Er fühlte es wohl: Der alte Herr wartete auf Antwort auf seine mancherlei Gedanken. Aber Otto Weghart mochte nicht antworten. Es konnte ja sein, daß der alte Herr in manchem nicht unrecht hatte. Aber es war ihm unbequem, diese Auseinandersetzungen anzuhören.

Nachdenklich ging er durch die abendstillen Gassen. Ganz deutlich sah er Doris vor sich, sah das liebe, offene Gesicht mit den feuervollen tiefen Augen, sah die zarte, schwellende Gestalt, das anmutige Spiel ihrer Glieder. Es hatte einen starken, feinen Reiz für ihn, sie zu beobachten, zu wissen: ich bin ihr der Nächste. Das wußte er genau, auch ohne Worte. Das sagte ihm der leise Druck ihrer Hand, wenn er verstohlen seine Finger um die ihren legte, das sagte ihm der Blick, wenn er sie stumm fragend ansah. Mitten unter allen den anderen, den gleichgültigen Menschen schienen sie immer allein zu sein. Sie waren nicht gebunden. Kein einziges Wort war gefallen. Er war wirklich immer ein vollkommener Ehrenmann gewesen, untadelig bis ins Kleinste.

Und doch war da etwas — ein Unausgesprochenes. Das merkten auch die Fernerstehenden.

Ja, das Unausgesprochene war eigentlich der feinste Reiz. Dieses Wissen: ich bin frei. Und doch leise einen goldenen Faden fühlen. Keine Kette. Gott bewahre. Nur so einen angenehmen Halt . . .

Ob er heute noch hinaufging? Er wußte es: Doris erwartete ihn. Er hatte so halb und halb zugesagt. Aber vielleicht war es ganz gut, wenn er ein paar Tage nicht hinging. Er wußte es genau: sie wartete immer, und wenn er endlich kam, war sie glücklich. Das war ein sehr angenehmes Empfinden.

Vorübergehend dachte er auch noch an Onkel Rudolf. Ja — wenn Doris dann einmal das Kapital erbte, dann konnte man an den Ernst denken. Dann führte man eben zu zweit das langgewohnte Leben weiter; dann gab es keine Einschränkungen und keine Entbehrungen. An denen starb ja auch die größte Liebe manchmal.

Es war da irgendwo in seinem Innern eine Stimme, die ihm zuflüsterte: Es würde gehen, auch ohne Onkel Rudolfs Geld. Aber gleich darauf dachte er an die Reise nach Norwegen, die er im nächsten Sommer plante. Und an seinen Logensitz zu den Premierenabenden.

Ja, er dachte an vieles.

Doris stand um diese Stunde am Fenster ihres Mädchenzimmers und spähte angestrengt die Straße hinab. Nebenan spielten die Schwestern Klavier, von der Küche her klang Mutters ärgerliche Stimme. Gegenüber, im Arbeitzimmer des Vaters, ging es sehr lebhaft zu. Einer der Söhne erhielt ein Strafpredigt wegen eines mittelmäßigen Schulzeugnisses.

Und in all das Gewirr von Tönen hinein klang plötzlich eine Frage, die jemand lauter tat: „Wo steckt denn Doris eigentlich?“

Und darauf die helle Antwort der kleinsten Schwester Berta: „Sie wartet.“ . . .

Doris fuhr vom Fenster zurück und ging zu dem kleinen Sofa. Da setzte sie sich müde nieder. Ja. Sie hatten ganz recht. Sie wartete. Eigentlich wartete sie immer. Auf den Briefträger, ob er nicht eine Ansichtskarte, einen Brief von Otto brachte; auf jedes Klingelzeichen, ob es ihn nicht anmeldete, auf irgendeinen Gruß, eine Nachricht, ein Wort von ihm. Ihre ganze Seele, ihr leidenschaftliches Herz lag in diesem Warten. Wie ein Fieber war das in ihr, was sie langsam verzehrte. Wie oft hatten sie schon stundenlang miteinander geplaudert, sich geneckt, ein wenig hin und her gestritten. Alles unter der Maske der Kameradschaftlichkeit. Aber dann hatte er sie angesehen — so innig, so heiß — und ganz sachte hatte er ihre Hand in die seine genommen und war dann lange so still neben ihr geblieben. Sie wartete auf irgendein erlösendes Wort. Aber er war der Mann — Sie mußte warten. . .

Und sie wartete weiter, immer äußerlich gleichmäßig ruhig, immer lächelnd und wohlerzogen, während ihre Pulse flogen, während ihre Sehnsucht sie fast übermannte. Aber er ging endlich, und kein klärendes Wort war gefallen. Dann lag sie wohl des Nachts stundenlang wach und wartete auf den Morgen. Vielleicht kam ein Brief? Sie machte sich auf dem Gang zu schaffen, wenn sie im Haus den Briefträger hörte. Jetzt war er im ersten Stock! Nun im zweiten! Ob er noch höher stieg? Sie preßte die Finger ineinander, daß es schmerzte. „Gott! Laß einen Brief kommen! Lieber Gott! Ich bitte dich!“ Ja — nun kam er herauf! Sehr langsam ging das! Sie machte sich beim Wasser zu schaffen. Jetzt bog er schon um die Windung.

„Guten Morgen, Fräulein Doris!“

Er kramte umständlich zwischen den Briefsachen. „Hier, Fräulein, die Zeitung für Herrn Rat, da ein Brief für die Frau Mutter — so, und — sonst wäre für jetzt nichts.“ . . . .

Wie ein Stein fiel ihr das Wort auf das zuckende Herz. Aber sie lachte doch freundlich und trällerte ein Liedchen. Sie brauchten es ja nicht zu wissen, wie enttäuscht sie war.

Immer dauerte es eine ganze Weile, bis sie sich wieder faßte. Und dann wartete sie weiter. Mittags kam wieder die Post. Und gegen Abend noch einmal. Man konnte nicht immer am Korridor passen, aber im dunklen Vorzimmer konnte man bei der Tür stehen und horchen. . . .

„Eine schöne Karte, Fräuleinchen!“ sagte der Briefträger dann wohl endlich einmal. Sie wußte im voraus, von wem sie war. Sie lief wie gehetzt nach ihrem Zimmer, obgleich sie es gleich wußte: auf einer Ansichtskarte schreibt man nichts Besonderes. Er haßte schriftliche Ergüsse in der bestimmten Empfindung, daß sie irgend einmal kompromittierend oder verpflichtend werden könnten. So blieb er stets bei den „Herzlichsten Grüßen“ und dem „Freundlichen Gedenken“. Aber es war doch schön, daß er so oft an sie dachte. Sie lernte die paar Worte auswendig und küßte die Unterschrift. Dann ging sie ruhig zu den anderen und wies die Karte vor: „Otto Weghart hat geschrieben. Er läßt euch grüßen!“

Vater und Mutter nickten zufrieden. Etwas lange brauchte es ja, bis es endlich zur Verlobung kam. Aber man getraute sich nicht recht, da eine Frage zu stellen. Schließlich: Man war in bescheidenen Verhältnissen als Beamter mit vier Töchtern und zwei Söhnen. Verscheuchen durfte man einen Mann wie Weghart nicht, der war eine richtige „Partie“. Man mußte ihm eben Zeit lassen, man mußte warten.

Die Eltern waren alt und grau geworden in Sorgen, und sie wußten nichts mehr von der Unrast eines heißen Herzens. Die Schwestern und Brüder warteten alle auf den Schwager in guten Verhältnissen. Keins von ihnen ermaß, was das Mädchen daheim im steten Gleichmaß gedrückter Verhältnisse die Tage dahinrollen sah und litt, sie hätten es auch nicht begriffen.



Alles dies und noch vieles andere dachte Doris Rath, als sie in ihrem kleinen, alten Sofa saß. Aber während eine Flut sehnsüchtiger Gedanken zu dem Mann flog, der ihr das Leben bedeutete, saß er schon mit einigen Freunden heiter beim Spiel und kritzelte auf eine Karte: „Leider heute verhindert, komme vielleicht morgen" —

„Vielleicht!" O Gott, wie endlos lange war dieser Abend gewesen! Aber morgen!

Sie mußte weiter warten: die schlaflosen Stunden der Nacht durch, dann den Tag. Endlich kam der Abend.

Und nun war er da. Ehe sie hinaustrat zu den anderen, ihn zu begrüßen, hielt sie sich mit beiden Händen krampfhaft am Türpfosten, um sich zur Ruhe zu zwingen. Endlich sagte sie ihm sehr gelassen: „Guten Abend!" Er entschuldigte sich wegen seines Nichtkommens letzthin, und sie entgegnete: „O — ich hatte kaum daran gedacht, daß unser Abend war" —

Er sah sie lächelnd an, und sie konnte den Blick nicht aushalten; dann spielten sie Klavier zusammen oder plauderten. Er sprach liebe Worte, die ihr alle einen tiefen, verborgenen Sinn zu haben schienen, und sie genoß die Stunde wie einen süßen, schweren Trunk. Er aber empfand dies Zusammensein stets wie ein beglückendes Ausruhen. O, er wußte es: Sie wartete . . .

So ging die Zeit. Onkel Rudolf lebte doch noch recht lange. Doris Rath verlor in diesen Jahren viel von ihrer Frische, was Otto Weghart mit einigem Mißfallen bemerkte. Sie wurde auch nervös und sonderbar gereizt. Sie machte oft sehr tapfere Versuche, auf nichts mehr zu warten. Aber sie war so ganz Weib, so völlig erfüllt von ihrer Liebe, daß sie immer wieder Geduld hatte.

Bis dann ganz unvermittelt eine furchtbare Krisis kam, bis sie jählings nicht mehr imstande war, die Komödie noch länger fortzuspielen, die Maske abriß und alles hinausschrie: ihr müdes Hoffen, ihre heißen Wünsche, die Unmöglichkeit, dieses Warten länger zu ertragen.

Die Angehörigen waren beinah empört. Aber der herbeigerufene Arzt war sehr ernst. Er beantragte die Ueberführung des Mädchens in eine Heilanstalt.

Das war am selben Tag, als der alte Rudolf Weghart die Augen für immer schloß, und als sein Neffe zu Doris Rath gehen und sie fragen wollte, ob sie seine Frau werden wolle. Aber anstatt Doris empfing ihn der Arzt, und langsam brachte er ihm das Unfaßbare bei.

Auf seine Frage, wann eine Genesung zu erwarten sei, zuckte der Arzt die Achseln: „Genesung? Ich hoffe kaum darauf. Sie scheint ein sehr starker Charakter, voll einer großen Leidenschaftlichkeit, die sich hinter äußerer Ruhe verbirgt. Solche Anlagen sind gefährlich. Augenblicklich ist sie ganz still. Aber sie scheint immer auf etwas zu warten. Und das zehrt die Nervenkraft auf."

Eine kurze Minute lang war es Otto Weghart, als rüttle etwas an seinem Gewissen an seinem Herzen. War das eine Schuld, die er da begangen hatte? Aber wird man schuldig aus Verstand, Vernunft, Ueberlegung? Er wehrte den unangenehmen Gedanken weit von sich und lenkte mit der Kraft der Unverbrauchten, die sich nie ganz selbst hingeben, sein Leben in neue Bahnen.

Doris Rath blieb, wo sie war. Sie ist überzeugt davon, daß Otto Weghart eines Tages doch kommen muß, um das erlösende Wort zu sprechen. Und sie wartet — sie wartet . . .

Neue Pariser Sommermode.

Hierzu 11 photographische Aufnahmen.

So verschiedenartig wie dieses Jahr war die Mode noch niemals. Eigentlich läßt sie alles zu, vorausgesetzt, daß es modern ist. Das klingt paradox, ist es aber nicht. Denn es will heißen, daß man alles und jedes tragen kann, wenn es einem steht, mit den praktischen Einrichtungen und Verwendungen alter Garderobenstücke in Uebereinstimmung ist oder sonst irgendeinen Reiz auf das weibliche Gemüt ausübt — sofern es sich den großen Zügen der bestehenden Mode einfügt. Und dies zu erreichen, ist nicht so sehr schwer. Schon deshalb nicht, weil jede Stoffmischung gestattet, jede Unsymmetrie erlaubt ist. Um also beispielsweise einen unmodernen Aermel modern zu machen, gibt es zwei Arten: Die erste, sofern es sich um eine zu enge Armhülle handelt, ist die, einen abstechenden Stoff, der sich auch sonst am Kleid wiederholt, dazwischen zu setzen. Die zweite,



Phot. Manuel.

1. Schwarzes Taftkleid mit doppelter Raffung.

im Fall zu großer Stoffmassen diese fortzuschneiden. Und ähnlich einfach ist es auf allen Gebieten. Zu respektieren ist nur die weite Taille, die allgemeine lockere Anordnung des Kleides, die dem Anzug als vollendetes Ganzes etwas Salopp-Elegantes verleiht. Innerhalb dieses Rahmens kann ein Rock wie ein verschnürter Sack aussehen, kann Aehnlichkeit mit den viel volantierten Kleidchen aus den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts haben oder auch mit den achtunggebietenden Bauschen der Rokokotoiletten, vielleicht auch an griechische Gewanddraperien erinnern. Und was vom Rock gilt, das gilt ebenso von den Miedern, den Mänteln, den Hüten.

Abbildung 1 zeigt ein eigenartiges Sommerstraßenkleid, dessen schwarzer Taftrock trotz seiner vielen schmalen Bahnen, allein durch die Stoffülle und die Einkrausungen ober- und unterhalb der Hüften durchaus

modern ist. Die Corsage, eigentlich nur eine weiße, schlichte Batistbluse von ganz glattem Schnitt mit Ueberbluse in loser Kimonoform aus schwarzem Seidenmusselin, trägt gleichfalls unleugbar den Stempel 1914, und der kleine, ringsum ein wenig emporgeschlagene Tagalstrohhut mit dem Tüllkopf und den Samtbindebändern, deren Enden lang

Phot. Félix.
2. **Saumtoilette aus Liberty.**

herniederflattern, bildet eine anmutig kleidsame und bei starker Sonne durch den herabgebogenen Vorderrand sogar praktische Verkörperung der modern einfachen Hutaus-gestaltung. Doch wird er und seinesgleichen eigentlich nur zum einfachen Straßenkostüm, so vor allem fern von Paris in der Sommerfrische oder im Bad benutzt. Städtischer und eleganter sind Hüte wie der kleine, schiefe Roßhaartopf mit der schräg empor und abwärts spießenden wirren weißen Reihergarnierung, der das originelle Straßenkleid (Abb. 2) begleitet. Hier ist die Volant-



Phot. Talbot.
3. **Seidenkleid aus zweierlei Stoff.**



Phot. Félix.
4. **Dunkelblaues Taftkleid.**

mode in eine solche der breiten Saumfalten geschickt und modern umgewandelt. Die halblange, mantelartige Jacke ist am Halsausschnitt mit einem Pierrotkragen anmutig umrandet. Das Material ist weicher, fleischfarbener Liberty. Auf Abb. 3 sehen wir den Doppelrock aus weichem dunkelbraunem Atlas, im Gürtel in volle Falten gekraust und unten am Saum mit



Phot. Manuel.
5. **Moirétoilette**
mit Miedergürtel und Schärpe.

breiter Rüschenpuffe besetzt. Der untere gerade Röhrenrock ist aus schottisch karierter Taftseide. Aus dem gleichen Gewebe ist auch das in Westenform und als Aermelabschluß sichtbar werdende Mieder. Sehr eigenartig ist die kleine, spielerisch geartete Jacke, die fest am Kleid sitzt. Mit ihren weiten angesetzten Aermeln, dem Kreuzverschluß über der Brust, der sich hinten in eine lose geknotete Schärpe fortsetzt, hat sie etwas von der modernen weiten Sackjacke und etwas von dem ebenso modernen großen Fichukragen. Das



begleitende weiße niedrige Topfhütchen mit der hinten aufgesetzten Puschelgarnierung ist, die Garnierung mit einbegriffen, aus Tüll; es ist modern eigentlich nur durch sein Material. Denn Tüll ist augenblicklich in jeder Form auf der Höhe. Das dunkelblaue Taftkleid (Abb. 4) hat von den modernen Vorschriften nur die Weite der Taille (für die übrigens die Korsettierkunst besonders eintritt), die Garnierung durch Knöpfe, die Krausung des Stoffs und vor allem den hochstehenden Kragen und die ärmelabschließenden Volants aus Tüll beibehalten. Sonst würde es in seiner enganschließenden Knappheit unmodern wirken. So aber hat es für sich nur den Reiz der eigenartigen Individualität. Der schwarze Seidenhut mit gewollt spärlicher Garnierung von einer Marabuflocke und einem Blütenzweig zeigt breitrandige Form. Abb. 5 zeigt ein Gewand aus violetter Moiréseide mit

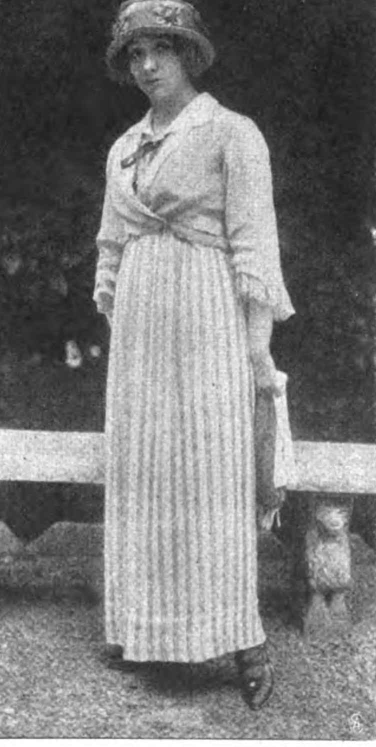


Phot. Manuel.

6. **Schwarz-weiße Spitzentoilette** über gelbseidenem Untergewand

Phot. Manuel.

7 **Valenciennesspitzenkleid mit breiter Gürteldraperie.**



Phot. Manuel.

8. **Blau-weiß gestreiftes Seidenkostüm mit Jäckchen.**

dreistufigem Rock, deren oberste Stufe den Schoß der fingierten Miederjacke bildet. Am originellsten wirkt hier die Gürtel- und Schärpenanordnung, die den Gürtel, hinten schmaler, vorn spitz hochgehen läßt und vorn in der Mitte einen verlängerten Schärpenknoten anbringt. Daß die Schärpe schlicht und einfach hinten zusammengeschlossen ist, findet man nur noch selten. Es wird eigentlich nur da gewagt, wo es sich um ein so herausfordernd eigenartiges Gewand handelt, wie auf Abb. 6, einem losen, aus zwei geraden breiten Stoffstreifen hergestellten Kimonokittel von dünnem, handgemaltem, japanisch stilisiertem Seidenmusselin, von Hellila zu Dunkellila abschattiert. Die Schärpe wird hier aus einem nach Babyart gebundenen, dunkellila Atlasband mit schlichter Schleife gebildet. Ein Saumstreif am Ueberwurfkleid stimmt damit überein. Das Unterkleid ist gelbe, leichte Seide, die ihrerseits unter dem Musselinkleid nochmals von einer schwarzen Spitzenschicht bedeckt wird. Der kleine, eigenartige Hut, der ganz unter weißen, nach unten spießenden Federn verschwindet, ist mit einer zerfransten weißen Pfauenfeder, die in der Mitte aufwärts strebt, geziert. Er bildet eine gute Illustration zu den Auswüchsen der heutigen Hutmode und ist nur noch eigenartig, will auch nichts anderes sein, denn kleidsam kann man ihn nicht nennen.

Neben Aufmachungen wie dieser müssen Gewänder und Hüte wie auf Abb. 7 fast banal erscheinen. Und doch ist das weiße Valenciennesspitzenkleid mit dem nur aus Volants geformten Rock, der tief drapierten Gürtelung, dem losen Kimonomieder und dem flachen italienischen Strohhut mit den drei weißen Chrysanthemen als Garnierung die neuste und vollendetste Mode. Es fällt gleich Abb. 8 in das Gebiet der Modedinge, die von der „Liga des Faubourg Saint Germain" getragen werden. Man weiß, daß sich dort im letzten Winter die jüngsten und hübschesten Frauen der ersten Pariser Gesellschaft zusammengeschlossen haben, um gegen die Auswüchse der Mode Front zu machen.



Phot. Reutlinger.
9. **Abendtoilette** aus blauem Atlas.

Phot. Reutlinger.
10. **Spitzentoilette mit Perlgürtelgehänge.**



Phot. Reutlinger.
11. **Weiß-schwarze Tafttoilette.**

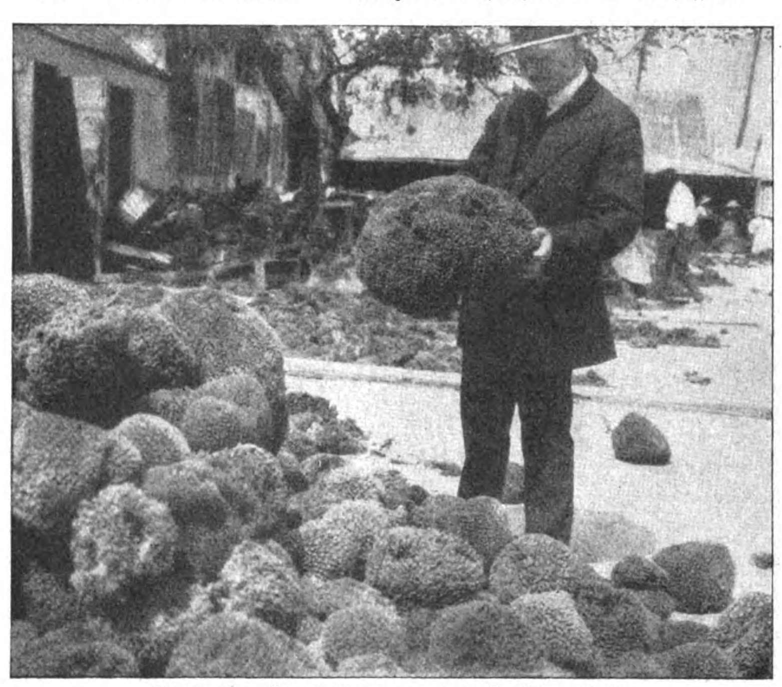
Abb. 9 repräsentiert ein in weichen Falten gehaltenes Abendgewand aus lichtblauem Atlas, das trotz ruhigen Stils weder auf den Rockschlitz noch auf die Jäckchengarnierung (hier gestickter weißer Seidentüll) noch auf den tiefen Ausschnitt verzichtet. Abb. 10 zeigt als Gegenstück dazu einen sehr eleganten Nachmittagsanzug mit Volantrock und Jäckchenmieder aus Seide mit gelblicher, alter englischer Spitze darüber. Der Ausschnitt, die ungefütterten Aermel und das Gürtelarrangement von blauen Perl- und Bernsteinketten wirken nicht ganz comme il faut, trotzdem das ganze Gewand im Stil viel Aehnlichkeit mit der Toilette auf Abb. 7 hat. Sehr eigenartig ist der Nachmittagsanzug auf Abb. 11. Taft, dessen weißer Grund von schwarzen Atlasstreifen in sehr breiten Abständen durchwebt ist, bildet das Material. Die Streifenanordnung am Rock ist bei aller Gewagtheit vollendet in der modern hübschen Wirkung und gibt auch dem Jackenmieder und dem gebauschten Schoß eine Feinheit der Linie, die die Fülle wieder aufhebt. Eine duftige Spitzenunterbluse mit Kragen und kurzen Aermeln gibt dieser Toilette eine eigene Note.

Klementine.

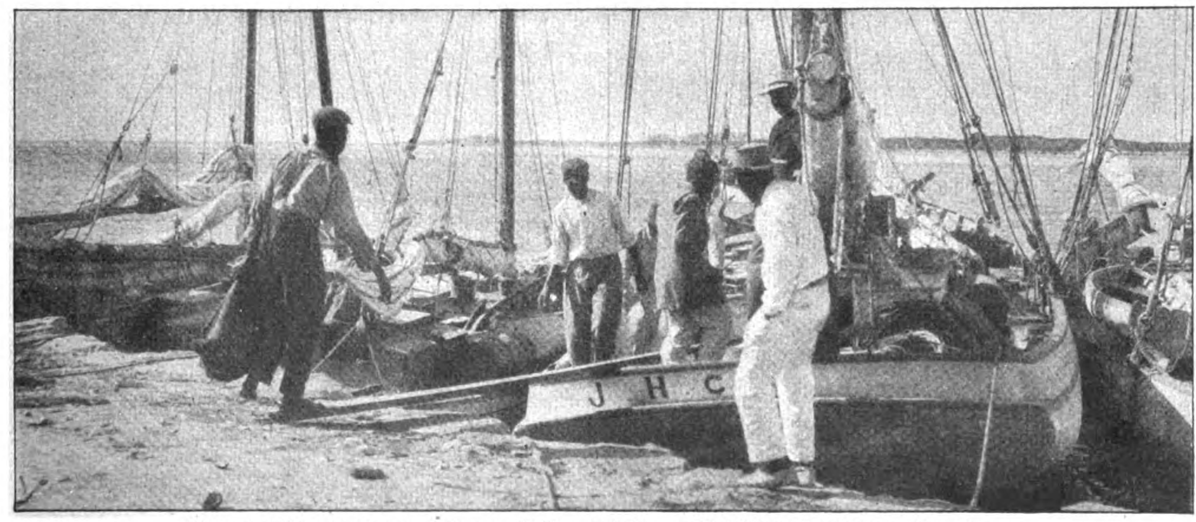
Die Schwammfischer von Bahama.

Von Victor Ottmann. — Hierzu 4 Aufnahmen des Verfassers.

Von den zahllosen Menschen, die beim Waschen oder Baden einen Schwamm benutzen, haben sicherlich nicht allzu viele eine ganz klare Vorstellung davon, was für ein Ding das eigentlich ist, solch ein Schwamm; die meisten werden wohl, falls sie sich überhaupt Gedanken darüber machen, es für ein maritimes Pflanzengebilde halten, eine Art Alge oder dergleichen. Aber der Schwamm ist tierischen Ursprungs, er stellt das Hornfädengerüst eines auf sehr niedriger Stufe stehenden, mehrzelligen, pflanzenähnlichen Tieres dar oder, genauer gesagt, einer riesigen Kolonie solcher Tiere, in der das Einzelwesen schließlich so hinter dem Gesamtorganismus verschwindet, daß es kaum mehr ermittelt werden kann. In lebendigem Zustand ist solch ein Schwamm von einer weichen, flimmernden Masse erfüllt und umgeben; diese wird durch Kneten, Auswaschen und Trocknen entfernt, und indem man so die

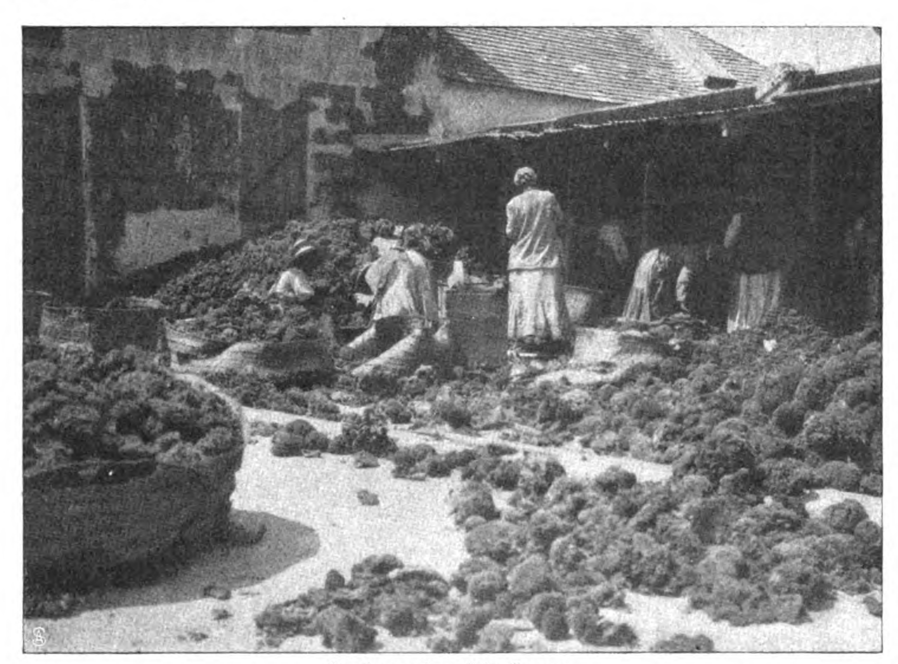


Ein Haufen Schwämme von ungewöhnlicher Größe.



Schwammfischerboote am Kai von Nassau auf der westindischen Insel New Providence.





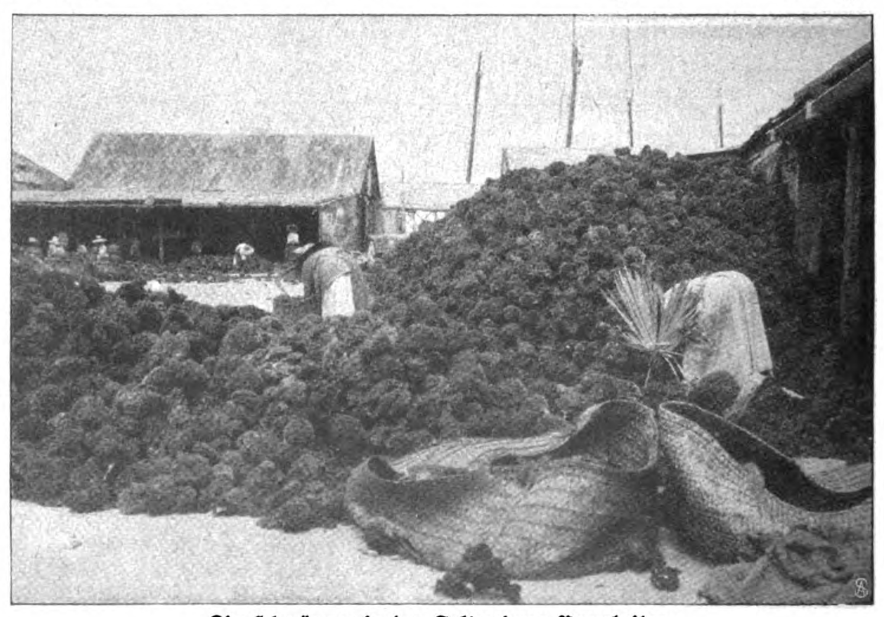
Sortieren der Schwämme.

von Bedeutung ist die Stadt mit dem deutschen Namen Nassau auf der kleinen Insel New Providence. Nassau ist ein reizendes Städtchen und zum größten Teil wie ganz Westindien von Negern bewohnt, den Nachkommen der einstigen Sklaven, aber trotzdem sehr ordentlich und sauber und wegen seines gesunden subtropischen Klimas ein beliebter Winteraufenthalt wohlhabender Engländer und Amerikaner. Schwämme und riesige Schildkröten sind die Hauptausfuhrartikel Nassaus (jährlich für 4 bis 5 Millionen Mark), beide gedeihen in der kristallklaren Flut der seichten Korallenlagunen vortrefflich, beide werden hauptsächlich nach Neuyork und nach London exportiert — die Schwämme zum äußern, das außerordentlich beliebte Schildkrötenfleisch zum innern Gebrauch.

Schwammtiere tötet, verwandelt man ihr Gerüst oder Skelett zum vielseitig verwendbaren Badeschwamm, dessen Aufsaugefähigkeit von keinem künstlichen Gebilde (Kautschukschwämme) erreicht wird. Unsere feinsten Toiletteschwämme kommen aus dem Mittelmeer, teils aus der Adria, teils von der griechischen, levantinischen und tunesischen Küste. Aber diese feinen Schwämme sind infolge der starken Nachfrage und einer rücksichtslosen Ernte immer teurer geworden, so daß heute schon ein faustgroßes Stück mit 6 bis 10 Mark, besonders große, feinporige und schöngeformte Stücke mit 50 bis 100 Mark bezahlt werden. Viel billiger sind die westindischen Bahamaschwämme, die allerdings an Feinheit weit hinter dem Mittelmeerschwamm zurückbleiben und wegen ihrer Großporigkeit und Rauheit als Gesichtsschwämme kaum verwendbar sind, aber als Badeschwämme und zu industriellen Zwecken in großen Massen auf den Markt kommen.

Werfen wir einmal an Hand unserer Abbildungen einen Blick auf diesen wichtigen Zweig der Antilleninindustrie. Zunächst ein Wort über die Oertlichkeit. Der Bahama-Archipel ist der ausgedehnteste, zerrissenste Teil der buntscheckigen Inselwelt Westindiens und erstreckt sich mit 29 größeren Inseln und ein paar tausend Koralleninselchen und -klippen von der Floridaküste bis in die Nähe Haitis. Selbstverständlich gehört er, wie so vieles andere Schöne und Wertvolle auf der Welt den Engländern. Hauptstadt und einziger Ort

Die Faktoreien, in denen der Schwamm verarbeitet wird, liegen in Nassau an dem ziemlich primitiven Kai und empfangen das Rohprodukt unmittelbar aus den Barken der von ihnen beschäftigten Schwammfischer. Gewinnung und Verarbeitung sind außerordentlich einfach. Die Schwämme sitzen in den Lagunen in nur geringer Tiefe an den Steinen auf dem Grund fest und können in dem klaren Wasser genau gesehen werden. Man holt sie mit besonders konstruierten Gabeln heraus und breitet sie zum Trocknen aus, wobei die tierischen Organismen absterben und sich verflüchtigen. Man reinigt die braunen Schwämme darauf in heißer Sodalösung und entfernt die Kalkrückstände mit verdünnter Salzsäure. Muntere Nege-



Die Schwämme in der Faktorei zur Verarbeitung.

rinnen, deren Mundwerk keine halbe Minute lang still stehen kann, nehmen dann die Schwämme vor, schneiden alle untauglichen Stellen ab und sortieren sie nach Größe und Feinheit. Damit ist die ganze Arbeit fertig, und die Schwämme wandern nun, zu Ballen verpackt, in die Welt hinaus. Unsere Aufnahmen geben einen Begriff davon, in welchen Mengen hier das geschätzte Produkt der winzigen Tierchen zusammenkommt, und welche ungewöhnliche Größe die Bahamaschwämme erreichen. Die größten und bestgeformten Stücke werden als Badeschwämme verkauft und erzielen hohe Preise, während die kleinen Schwämme und die Abfälle in der Industrie und auch im Haushalt mannigfache Verwendung finden.

Bilder aus aller Welt.

Daily Mirror.

Lord Gillford, Sohn des Lords Clanwilliam
im Taufkleid des Herzogs von Kent.
Ein historisches Taufkleid.



Werner Wehrli,
errang in Frankfurt am Main den Mozartpreis.



Phot. Richter.

Dr. Geerkens,
Tönning, wurde in das serbische Volkswirtschaftsministerium berufen.

Der junge Lord Gillford, Sohn des Lords und der Lady Clanwilliam, wurde kürzlich aus der Taufe gehoben. Bei diesem Anlaß trug der Täufling ein herrliches, historisches Taufkleid, in dem schon der Herzog von Kent, Vater der Königin Viktoria von England, getauft worden war.

Ein junger, talentvoller Schweizer Geiger, Werner Wehrli, errang in Frankfurt a. M. den Mozartpreis.

Der Hofbesitzer Dr. Geerkens in Tönning, früher Generalsekretär der Olden-



Phot. E. Raupp.

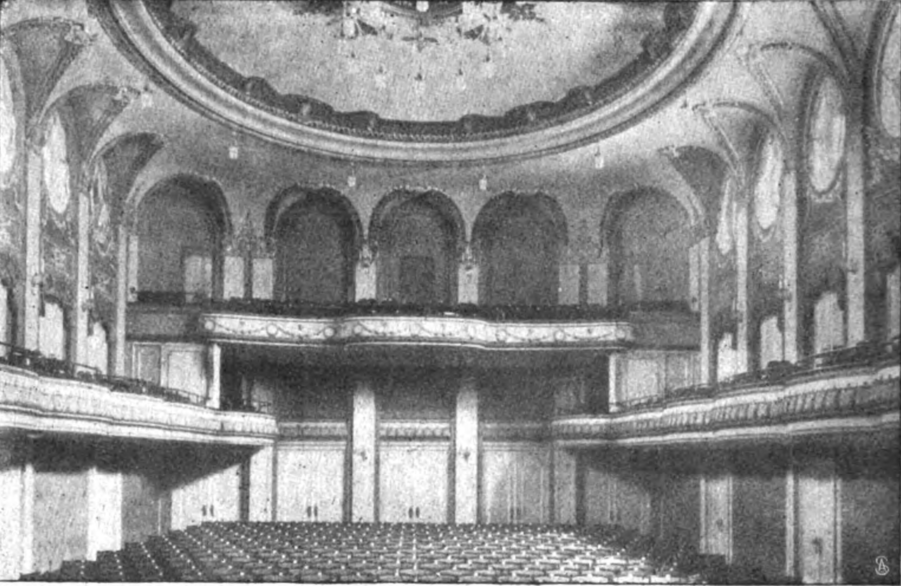
Musikdirektor H. Schulz,
Rostock, leitete den Deutschen Tag des Baltischen Musikfestes in Malmö.



Die 96-Seiten-Rotationszeitungspresse im Pavillon „Tagespresse“ auf der „Bugra“,
erbaut von der Vogtländischen Maschinenfabrik Plauen für die Firma August Scherl G. m. b. H.



Leopold Sachse,
Münster i. W., wurde zum Leiter des Stadttheaters in Halle erwählt.



Das neue Königliche Kurtheater in Ems: Blick in den Zuschauerraum,
erbaut von Regierungsbaumeister Birk.

burgischen Landwirtschaftskammer, wurde zum landwirtschaftlichen Beirat in das serbische Volkswirtschaftsministerium berufen.

Musikdirektor Heinrich Schulz, Rostock, leitete mit großem, künstlerischem Erfolg das Konzert des Deutschen Tages auf der Baltischen Ausstellung in Malmö.

Die enormen Fortschritte der modernen Drucktechnik werden am klarsten durch die im Pavillon „Tagespresse" der Leipziger Bugra aufgestellte neue 96-Seiten-Rotationszeitungspresse der Vogtländischen Maschinenfabrik Plauen gezeigt, die diese Riesenmaschine für die Firma August Scherl G. m. b. H. erbaut hat. Die Besucher sehen dieses Wunderwerk der Technik im vollen Betrieb, denn auf der Ausstellung druckt diese Maschine die Millionenauflage des bei August Scherl G. m. b. H. erscheinenden, über ganz Deutschland verbreiteten und als Familien-Wochenblatt so sehr beliebten „Allgemeinen Wegweisers."

Der durch seine Sommeroper in Berlin rühmlichst bekannte bisherige verdienstvolle Leiter des Stadttheaters in Münster, Leopold Sachse, wurde zum Leiter des Stadttheaters in Halle gewählt.

Vor kurzem wurde das neue Königliche Kurtheater in Bad Ems durch ein Weihefestspiel eröffnet. Wir zeigen den geschmackvoll ausgestatteten Zuschauerraum.

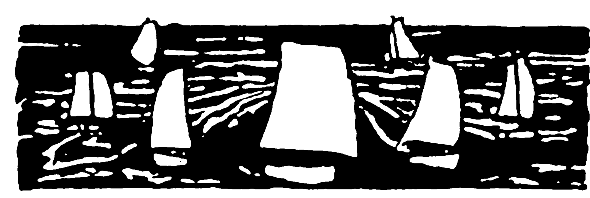
Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 31. Berlin, den 1. August 1914. 16. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 31.

Seite



Die sieben Tage der Woche.

23. Juli.

Der österreichisch-ungarische Gesandte in Belgrad überreicht nachmittags 6 Uhr der serbischen Regierung eine Note, die die Form eines Ultimatums hat. Oesterreich-Ungarn verlangt darin die offizielle Versicherung, daß die serbische Regierung die gegen Oesterreich-Ungarn gerichtete großserbische Propaganda verurteilt und sich verpflichtet, diese verbrecherische und terroristische Propaganda mit allen Mitteln zu unterdrücken. Oesterreich-Ungarn erwartet die Antwort bis spätestens Sonnabend, 25. Juli, nachmittags 6 Uhr.

In der Reichstagsstichwahl in Labiau-Wehlau wird der fortschrittliche Bürgermeister Wagner gegen den konservativen Amtsrat Schrewe gewählt.

In Petersburg streiken 120000 Arbeiter. Während der Nacht kommt es zu blutigen Zusammenstößen.

24. Juli.

Oesterreich-Ungarn läßt durch seine Botschafter den Regierungen der Großmächte den Inhalt der Note an Serbien mitteilen.

In einem halbamtlichen Communiqué der russischen Regierung wird gesagt, daß Rußland in dem Konflikt zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien nicht indifferent bleiben könne.

Aus England wird amtlich gemeldet, daß die Ulsterkonferenz im Buckinghampalast ergebnislos geblieben ist.

25. Juli.

Der russische Geschäftsträger in Wien übermittelt dem Ministerium des Auswärtigen den Wunsch der russischen Regierung nach einer Fristverlängerung für die Beantwortung der Note durch Serbien. Es wird ihm aber erklärt, daß Oesterreich-Ungarn sich darauf nicht einlassen könne.

Der serbische Ministerpräsident überbringt dem österreichisch-ungarischen Gesandten in Belgrad die Antwortnote der serbischen Regierung. Da diese nicht für genügend befunden wird, verläßt der Gesandte mit dem gesamten Personal der Gesandtschaft die serbische Hauptstadt.

Der Kaiser bricht seine Nordlandreise in Balestrand ab.

König Peter, die serbische Regierung und das diplomatische Korps siedeln von Belgrad nach Nisch über.

Der serbische Generalstabschef Putnik wird auf der Rückreise von Gleichenberg in Steiermark nach Belgrad in Budapest festgenommen.

Präsident Poincaré trifft zum Besuch des Königs von Schweden in Stockholm ein.

Der Khedive von Aegypten wird in Konstantinopel von einem arabischen Studenten durch Revolverschüsse leicht verletzt.

26. Juli.

Der serbische Generalstabschef Putnik wird freigelassen und mit einem Extrazug nach Belgrad befördert.

27. Juli.

Der Kaiser kehrt nach Potsdam zurück.

Oesterreichische Truppen überschreiten bei Mitrowitz die ungarisch-serbische Grenze.

28. Juli.

Oesterreich-Ungarn erklärt Serbien offiziell den Krieg.

Das Pariser Schwurgericht spricht Frau Caillaux von der Anklage des Mordes frei (Portr. S. 1299).

29. Juli.

Aus Warschau wird gemeldet, daß dort mehrere Pulvermagazine in die Luft geflogen sind.

Zur europäischen Lage.

Von ***

Seit den ältesten Tagen ist die Geschichte der Serben eine blutige und wildbewegte gewesen. Als freiheitliebendes und mannhaftes Volk sind sie selbst unter dem furchtbaren Druck der Türkenherrschaft niemals Sklaven geworden. Aber neben diesen unverkennbaren Lichtseiten stehen die tiefen Schatten, die der Geist der Gewalttätigkeit, der Verschwörung und des Fürstenmordes beständig auf die Entwicklung des Serbentums geworfen hat. Im Jahre 1817 starb Czerny Georg, der Gründer der Dynastie Karageorgiewitsch, von Mörderhand, ebenso Michael Obrenowitsch im Jahre 1868. Exkönig Milan wurde 1897 bei einem Attentat verwundet, und wenig über 10 Jahre ist es her, daß bei der scheußlichen und noch in allgemeiner Erinnerung stehenden Schlächterei von Belgrad König Milans Sohn Alexander mit der Königin Draga sowie der Ministerpräsident, der Kriegsminister und zahlreiche Offiziere ihr Leben verloren. Der letzte Balkankrieg hatte dem serbischen Volk einen guten Teil der verlorenen Sympathien Europas wiedergewonnen. Die serbische Armee zeigte ein schönes Bild guter soldatischer Eigenschaften: Tapferkeit, Manneszucht, gute Organisation und gute Führung. Sogar die Erinnerung an den scheußlichen 11. Juni 1903 trat dabei allmählich in den Hintergrund. Dank der großen, vielleicht übergroßen Zurückhaltung der österreichisch-ungarischen und den Fehlern der bulgarischen Politik erwuchs Serbien eine bedeutendere Gebietsvermehrung, als es selbst erhofft hatte. Sogar die Besitznahme und Einverleibung des Sandschaks von Novibasar, auf die der Donau-Monarchie ein vertragsmäßiges Vorrecht zustand, wurde Serbien gestattet. Man durfte sich der Hoffnung hingeben, daß die große Mäßigung und Zurückhaltung Österreich-Ungarns in Serbien anerkannt werde und daß bessere Beziehungen zu der großen

Nachbarmonarchie Platz greifen würden. In Deutschland, wo sich allmählich ausgesprochene Sympathien für das tapfere kleine Land herausgebildet hatten, hoffte und ersehnte man direkt diese, für die Beruhigung des nahen Ostens so wünschenswerte Annäherung, mußte aber nur zu bald zu der Überzeugung kommen, daß man hier vor einer ausgesprochenen Unmöglichkeit stand. Wie bei allen orientalischen oder halborientalischen Völkern hatten auch die Serben in Österreichs Langmut und Selbstbeherrschung nur Zeichen der Schwäche gesehen. Dazu traten der Mangel an Augenmaß und die Selbstüberschätzung, die bei halbzivilisierten Völkern so oft zu finden sind. Nach Beendigung des Balkankrieges galt es in serbischen Offizierskreisen als ausgemachte Sache, daß nach der während des Krieges bewiesenen Schwäche Österreich-Ungarns Macht im raschen Schwinden begriffen sei. Nach der Erledigung der türkischen Herrschaft werde unverzüglich auch zur Zertrümmerung der Habsburger Monarchie geschritten werden können. Und Habsburgs Zusammenbruch werde noch plötzlicher, noch kläglicher sein als der der Osmanen. Sobald die serbischen Heere sich von den Strapazen des Balkankrieges erholt haben würden, könnten sie in wenigen Wochen vor Wien stehen. Ein ähnlicher Grad von Selbstüberschätzung scheint selbst bei einem halbgebildeten Volk unglaublich, seine Erwähnung ist aber zum Verständnis der jetzigen Aktion Österreich-Ungarns unerläßlich. Als Vorbereitung zu dem großen serbischen Angriff auf die Donau-Monarchie entfalteten die verschiedenen serbischen Vereine und Geheimgesellschaften eine unermüdliche Propaganda in den österreichischen Grenzländern — in Bosnien, Herzegowina, Dalmatien und sogar in dem katholischen Kroatien, kurz in all den Ländern, die als zu Großserbien gehörig betrachtet werden. Die serbische Presse unterstützte dieses Treiben in jeder Weise, und das offizielle Serbien ließ es unbehelligt gewähren, wenn es dies nicht sogar mehr oder weniger offen unterstützte. Es gibt kaum einen Angehörigen der serbischen Gesandtschaften und Konsulate im Ausland, der nicht dem Geheimbund „Narodna Obrana" angehörte.

In der begreiflichen Unlust, ihre Völker aufs neue zu beunruhigen und ihnen neue Opfer aufzuerlegen, scheint die österreichisch-ungarische Regierung diesem Treiben gegenüber allmählich in eine gewisse Sorglosigkeit versunken zu sein. Jedenfalls hat es an der nötigen Überwachung gefehlt, sonst wären Vorbereitung und Ausführung der grauenhaften Mordtat von Sarajewo nicht wohl möglich gewesen. Wahnsinnig und zwecklos wie alle Königsmorde, hat sie dennoch jäh den Schleier zerrissen, der über den Zielen der großserbischen Propaganda hing und der zivilisierten Welt die vor keinem Verbrechen zurückschreckende Tatkraft ihrer Organisation enthüllt.

Ist es denkbar, daß irgendeine Macht der Erde solchen Schandtaten anders als mit der ganzen Energie begegnet, die das Gebot der Selbsterhaltung allein schon zur Notwendigkeit machen muß? Während die Untersuchung die unwiderleglichsten Beweise lieferte, daß die Mordtat auf serbischem Boden mit Kenntnis und unter Mithilfe serbischer Staatsorgane vorbereitet war, wurde die Sprache der serbischen Presse immer herausfordernder. Die serbische Regierung, anstatt ihr Bedauern auszudrücken und ihre Hilfe zur Förderung der Untersuchung anzubieten, wie es die einfachste internationale und nachbarliche Höflichkeit erfordert hätte, verharrte in kühlem Schweigen. Es war klar: man baute in Serbien auch weiter auf die österreichische Langmut und auf den großen Bruder an der Newa, der das Serbenvolk nicht seinem Schicksal überlassen könne, was letzteres auch tun möge.

Das ist die Vorgeschichte des von unserm Bundesgenossen zur Wahrung seiner Würde und seines Besitzstandes endlich unternommenen Kraftschrittes. Das ganze Schwanken der letzten Jahre spiegelte nur das Verlangen Österreichs, den großen Konflikt zu vermeiden, dessen Möglichkeit jetzt in unmittelbare und gebieterische Nähe gerückt ist. Die österreichische Note verlangt Genugtuung, Bestrafung der Mitschuldigen, Auflösung der zum Zweck der Agitation auf österreichischem Boden gebildeten Vereine und Gesellschaften — kurz ein Minimum dessen, was verlangt werden muß, wenn der Österreichisch-Ungarische Staat nicht bei seinen eigenen Völkern das Vertrauen verlieren soll, daß er seine Hoheitsrechte unter allen Umständen zu schützen weiß. Die Untersuchung hat gezeigt, daß es wahrlich die höchste Zeit für Österreich-Ungarn war, mit aller Schärfe für seine Rechte einzutreten oder endgültig einer entwürdigenden Schwäche zu verfallen, die nur als Anfang vom Ende hätte gelten können.

Zur Zeit, als die heutigen Mächtegruppierungen und Bündniszusammenhänge noch nicht bestanden, und bevor die nationalistische Hetzpresse an der Seine und der Newa jene Giftatmosphäre geschaffen hatte, in der Recht und Moral der perfidesten Entstellung und Tatsachen einer systematischen Verdrehung unterworfen werden, würde das Verlangen Österreich-Ungarns nach Genugtuung und Sicherung seines Besitzstandes allgemein als ein natürliches und durchaus begreifliches betrachtet worden sein und hätte mithin auch seinen ungestörten Verlauf genommen. Aber die erwähnte Presse ist selbstverständlich sofort am Werk, um die wahren Ausgänge zu verschleiern und in Vergessenheit zu bringen. Österreich-Ungarn ist nicht länger der beleidigte Teil, es wird als der Angreifer hingestellt, der einen Vorwand zur brutalen Vergewaltigung eines kleineren Staates gesucht und gefunden hat. Und Deutschland, das der Note an Serbien bekanntlich vollkommen fernstand, ist selbstverständlich wieder der eigentliche Friedenstörer. In dem sowohl in Frankreich als auch in Rußland als Grundsatz betrachteten Gedanken, daß der Zar, als natürlicher Protektor aller Slawen, den Serben, was sie auch tun mögen, also auch in diesem Fall, zu Hilfe eilen müsse, liegt die ungeheure Gefahr des Augenblicks. In diesem Gedanken liegt eine Voraussetzung, die sich mit den Existenzbedingungen des großen Nachbarstaates Österreich-Ungarn unmöglich in Einklang bringen läßt. Wenn Rußland den kleinen Verwandten vor Unheil schützen will, so muß es ihn auch im Zaum zu halten wissen. Denn ein kleiner Staat, der im Vertrauen auf den unweigerlich gewährten Beistand Rußlands gegen seine Nachbarn alles wagen kann, bildet eine unerträgliche und dauernde Gefahr für den Weltfrieden.

Rußland wird sich bei Vertiefung des vorliegenden Falls schließlich ebensowenig wie die andern Großmächte der Auffassung verschließen können, daß die Sache Serbiens eine ungerechte ist, und daß es in diesem Fall wenigstens den russischen Schutz nicht verdient. In diesem Gedankengang liegt eigentlich die einzige Hoffnung auf Erhaltung des Weltfriedens. Die militärischen Operationen müssen auf Österreich und Serbien beschränkt und letzteres seiner verdienten Züchtigung überlassen werden. Das einzige, worauf Rußland vielleicht mit Aussicht auf Annahme bestehen könnte, wären Bürgschaften dafür, daß territoriale Verkleinerung Serbiens nicht beabsichtigt ist.

Die Bemühungen sämtlicher neutralen Mächte, eine Vermittlungsformel zwischen Österreich-Ungarn und Rußland zu finden, lassen der Hoffnung Raum, daß für die andern Staaten der Bündnisfall nicht einzutreten braucht, und daß damit Europa die nicht auszudenkenden



Schrecken eines Weltkrieges erspart bleiben. Die Erhaltung Österreich-Ungarns als souveräner Großstaat ist schließlich eine Notwendigkeit und eine Lebensfrage, und zwar nicht nur für Deutschland, sondern für das gesamte Europa. Daß aber gerade das deutsche Volk, im Vertrauen auf seinen Kaiser und seine Armee, auch dem Schlimmsten unerschrocken ins Auge sieht, das hat seine erhebende Haltung in den letzten Tagen gezeigt. Aller Augen sind heute nach Petersburg gerichtet, wo die große Entscheidung liegt. Niemand wird die große Schwierigkeit verkennen, in der Zar Nikolaus sich heute zwischen den Sympathien seines Volkes und seiner anerkannten und erprobten Friedensliebe befindet, und wir wollen hoffen, daß er den richtigen Weg finden möge. Denn darüber kann leider kein Zweifel bestehen, daß der erste feindliche Akt zwischen Rußland und Österreich-Ungarn gleichzeitig das Signal zum Ausbruch eines Brandes sein würde, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat.

S. G. B.

Von Kilian Specht.

Der smarte Herr, einer meiner vielen Freunde, musterte die Erinnerungen, die ich auf meiner letzten Reise zusammengeklaubt hatte. Plötzlich griff er ein kleines Schälchen aus damasziertem Eisen vom Bord, das ich von der Reise mitgebracht hatte.

„Sehr zierlich!" rief er aus. „Möchten Sie mir das Ding nicht leihen? In einer Woche haben Sie es wieder."

Die Antwort war in meinen Augen zu lesen. „Was fällt Ihnen denn ein, Sie sind wohl ein bißchen verrückt", stand ganz deutlich darin. Aber mein Freund ließ sich dadurch nicht beirren.

„Was haben Sie dafür bezahlt?" fragte er.

„Ich verkaufe nichts", brummte ich.

„Ich will Ihnen auch nichts abkaufen. Nur wissen möchte ich" . . .

„Warten Sie mal . . . etwa sieben Mark."

Der smarte Herr blinzelte mich an. „Der ‚Napoleon' von Fournier kostet zwölf Mark, Flauberts ‚Education sentimentale' vier" —

„Ich verstehe nicht", unterbrach ich ihn.

„Das macht sechzehn Mark", fuhr er fort. „Als Sie vorgestern bei mir waren, haben Sie diese beiden Werke mitgenommen, für ein paar Tage nur, wie alle sagen. Ich will Ihr Schälchen auch nur für ein paar Tage."

„Aber das sind doch Bücher!"

„Da haben wir's," polterte der andere los, „es sind Bücher. Und weil es Bücher sind, gehören sie keinem und jedermann. Der Besitzer ist bloß der Verwalter oder so ungefähr. Wunderlich, wie der Eigentumsbegriff sich nach unseren Gewohnheiten wandelt, nach unsern schlechten Gewohnheiten. Sie hatten soeben nicht übel Lust, mich hinauszuwerfen wegen eines Wertes von sieben Mark. Meine Bücher kosten mehr als das Doppelte. Aber wenn ich vorgestern dieselbe Neigung verspürte, ja, wenn ich nur ein unfreundliches Wort gewagt hätte . . ."

„Es geschieht ihnen doch nichts", fiel ich, etwas kleinlaut, ein.

„Das ist kein Grund", gab mein Freund zurück, der ein bißchen in Hitze geriet. „Und wäre es einer, dann wäre er grundfalsch. Mit der faulen Einrede sollte man uns endlich verschonen. Gewiß, dem Inhalt geschieht nichts, der geistige Wert bleibt unberührt. Aber schließlich ist das Buch auch ein Gegenstand, ein körperliches Gebilde und Gebinde aus Papier und Pappe, und die werden durch den Gebrauch schwerlich besser. . . . Bemühen Sie sich nicht," winkte er ab, „ich weiß schon. Wenn man sie schonend behandelt. Das wollten Sie doch sagen? Nein, lieber Freund, so schonend kann selbst die zarteste Frauenhand ein Buch nicht behandeln, daß nicht Spuren der Abnützung daran haften. Doch zugegeben, es wäre so, wie Sie dachten; mehr abgenützt wird es unter allen Umständen als dieses eiserne Schälchen — das leugnen Sie wohl nicht?"

„In der Tat", stimmte ich verlegen zu.

„Und Sie verweigern mir es dennoch, womit Sie übrigens recht haben. Wollen Sie meine ganze Meinung? Durch unsere Nachgiebigkeit gegen die Leute, die uns Bücher ausborgen, unterstützen wir einen Mißbrauch, der mehr ist als eine bloße Gedankenlosigkeit. Wir stehen — nichts für ungut — vor einer Taktfrage. Jeder Zeitgenosse, der nur einen Funken Takt hat, müßte eigentlich empfinden, daß unter allen Besitztümern, die heutzutage ein Kulturmensch in seine Wohnung hineinstellt, die Bücher das unantastbarste sind — unantastbar auch für die Blicke. Die Bücher sind unsere Vertrauten. Was ich lese, die Autoren, die ich mir anschaffe, das ist ein intimes Bekenntnis, das mir nicht jeder ohne weiteres abfragen darf. Er würde sich hüten, irgend etwas auf meinem Schreibtisch anzufassen; er würde sich nicht berechtigt halten, einen Stuhl einen Zoll breit zu verschieben; er würde um keinen Preis einen Karton aufklappen, der frei auf einer Konsole steht, allein er holt sich unbedenklich einen Band nach dem andern von meinen Bücherbrettern herab und blättert darin. Und Sie dürfen von Glück sagen, wenn er nicht schließlich mit der Zumutung anrückt: ‚Leihen Sie mir das'."

„Wie meine Wenigkeit", platzte ich lachend heraus.

„Wenn Sie lachen, dann bin ich's zufrieden. Dann finden wir uns schon. Und Sie tun es vielleicht nicht mehr."

„Ich tue es, weil es alle andern tun."

„Natürlich. Aber wenn die andern es Ihnen tun, ärgern Sie sich. Seien Sie ehrlich, gestehen Sie nur. Oder geraten Sie vielleicht nicht in Wut, wenn Sie die Verwüstungen in Ihrer eigenen Bibliothek betrachten, die unvollständigen Klassiker, die verkrümelten Romane, die Lücken in den Neudrucken, die Sammelwerke, die Sie höhnisch angrinsen wie ein Gebiß mit ausgebrochenen Zähnen; die Liebhaberausgaben mit den vielen Fingerabdrücken wie im Verbrecheralbum. Von den ungebundenen Büchern ganz zu schweigen, die nur als lose Fetzen zurückkommen — wenn sie überhaupt zurückkommen!"

„Leider! Aber wie ist dem abzuhelfen?"

„Schwer," seufzte mein Freund, „das haben Sie selber erfahren. Diese Leihmarder sind unverbesserlich. Von ihnen gelten die Worte des Thoas:

„Man spricht vergebens viel, um zu versagen;
Der andre hörte von allem nur das Nein."

Versagt man es sehr höflich, dann ist man eben ungefällig, tut man es etwas weniger höflich, dann ist man



gleich ein Flegel, und wenn man grundsätzlich kein Buch aus dem Haus läßt, wird man noch als Pedant verspottet. Grundsätze haben immer etwas Komisches für die, denen man etwas abschlägt, finden Sie nicht? Also Höflichkeit nützt nichts, Grobheit nützt nichts, Grundsätze nützen nichts . . . Himmelkreuzdonnerwetter! sind wir denn ganz wehrlos?"

In dem Faustschlag, der dabei auf den Tisch niederfuhr, entlud sich ein durch Jahre aufgespeicherter Grimm. Mein smarter Freund durchmaß mehrmals das Zimmer mit weitgespannten Schritten, von denen jeder ein Fußtritt gegen unsichtbare Peiniger schien. „Ich erwürge die Kerls noch, einen nach dem andern erwürge ich!" rief er und turnte mit den Armen beängstigend durch die Luft. Dann pflanzte er sich fast drohend vor mir auf, als er meine belustigte Miene gewahrte. „Was macht Ihnen denn gar so viel Spaß, wenn ich fragen darf?"

„Ihr fürchterlicher Entschluß", beschwichtigte ich ihn. „Sie wollen die Kerls erwürgen, und Sie haben nicht einmal die Courage, sie abzuwimmeln. Täuschen Sie sich nicht: Wenn die Höflichkeit nichts nützt und die Grobheit auch nichts, dann liegt es an uns, daran, daß wir nicht mit der nötigen Überzeugung höflich oder grob sind. Wir sind Schwächlinge, denen das Nein in der Kehle steckenbleibt. Folglich müssen wir uns nicht gegen die andere, sondern gegen die eigene Schwäche schützen. Da gibt es nur ein Mittel: Wir gründen einen Verein."

„Ach so! Ein Witz. Zur Unzeit, Verehrtester."

„Durchaus nicht, mir ist tragisch ernst zumute. Hören Sie mich nur eine Minute an. Das Herkommen gestattet nicht, daß man andern Leuten ihre Aschentassen, Blumenvasen, Kupferstiche oder dergleichen Dinge abborgt; das haben Sie selber gesagt. Der Unfug aber, ihnen die Bücher abzuborgen, wird durch das Herkommen geheiligt, und wer sich dagegen auflehnt, wer ein Buch verweigert, der gilt nicht für viel besser als einer, der etwa einen Gruß verweigert. Dieses Gefühl haben wir halb bewußt, und das hemmt uns. Wir stehen eben gegen eine gesellschaftliche Konvention; das ist eine Macht, mit der man nicht räsonieren, die man nur durch eine noch stärkere, noch unerbittlichere Konvention besiegen kann. Und darum müssen wir einen Verein gründen."

„Sie sprechen noch immer in Rätseln."

„Geduld, die Lösung kommt schon. Wir gründen also einen Verein, sagen wir den Schutzverband gegen Bücherborger, den „S. G. B.". Jedes Mitglied erhält ein Diplom mit einer recht knalligen Ausstattung, den Apollo, die neun Musen und noch allerlei allegorischen Schnickschnack drum herum, einen großmächtigen Bogen, so groß, daß selbst ein Blinder ihn nicht übersehen kann, und das hängt man sich in einem auffallend geschmacklosen Rahmen in seiner Bibliothek auf. Und jetzt passen Sie gut auf: In diesem Diplom ist der Wahrheit gemäß aufgezeichnet, daß Sie, daß ich, kurz, daß Herr Soundso am so und so vielten bei seiner Aufnahme dem Präsidenten das Ehrenwort gegeben hat, kein Buch mehr zu verborgen. Das Ehrenwort ist klug oder verrückt, das tut nichts, es ist verpfändet. Dagegen kommt keiner auf. Wir sind gerettet, wir haben die stärkere Konvention für uns."

„Ja, ja", murmelte mein Freund. Der Gedanke mochte ihm gefallen, das merkte man; allein er hatte so unmenschlich viel gelitten all die Zeit her, daß er sich von dem berauschenden Gedanken der Rache nicht gleich trennen konnte. „Würden Sie nicht doch das Erwürgen vorziehen?" fragte er, und ein Ton der Enttäuschung schwang in diesen Worten mit.

„Nein, da müßten wir unterliegen. Die Feinde sind in der Überzahl."

Er schüttelte mir resigniert die Hand. „Nun in Gottes Namen, versuchen wir es damit. Es lebe der „S. G. B."!"

Gallerte und Cremes.

Von Wilhelmine Bird.

Die Gallerte spielen in der Kochkunst eine große Rolle. Nicht allein, daß durch ihre Hilfe einer großen Anzahl von Speisen eine gefällige Form in oft reizvollem Farbenwechsel gegeben wird, auch der Gaumen wird selten dabei betrogen. Was die Sauce für den Braten, das bedeuten die Gallerte für kaltes Fleisch und Fische, und sie machen diese, namentlich im heißen Sommer, zu erquickenden Gerichten. Ihnen schließen sich die zahllosen süßen Gallertgerichte — Sulzen, wie man sie in Süddeutschland nennt — an. Die Herstellung dieser Speisen ist in den meisten Haushaltsküchen nicht recht geläufig, da man sie für umständlicher und schwieriger hält, als es wirklich der Fall ist. Auch die Meinung, daß die Gallerte mehr oder weniger Genußmittel sind, ist ein Irrtum. Der aus den verschiedenen Zutaten produzierte Leimstoff ist als ein wertvoller Nahrungsstoff zu betrachten, so daß er berufen ist, auch in der Krankenküche vortreffliche Dienste zu leisten.

Zur Herstellung wird das verschiedenste Material angewandt. Namentlich kommen in Betracht die Füße von Kälbern, die Füße und Schwarten des jungen Schweines, die Abfälle von Hühnern, Tauben, Enten und Gänsen, deren Füße aber vor dem Kochen gehäutet werden müssen. Auch die weichen Teile, wie Därme und Magenwände, sind gut verwendbar wie gleichfalls die Knochen und Gräten von Fischen und Schinkenreste. Alles muß natürlich gut gesäubert sein, darf aber nicht gewässert werden, um keine Einbuße an Leim zu erleiden. Ferner muß alles zerkleinert werden. Zum Kochen benutzt man, da jedes Gallert hell bleiben muß, am besten einen Emailletopf ohne jeden Fehler oder Aluminiumgeschirr. Ein schnelles Kochen würde von Nachteil sein, und es bedarf einer Zeit von 4—6 Stunden, um ein gutes Resultat zu erzielen. Während dieser Zeit benötigt die Prozedur keinerlei Aufmerksamkeit.

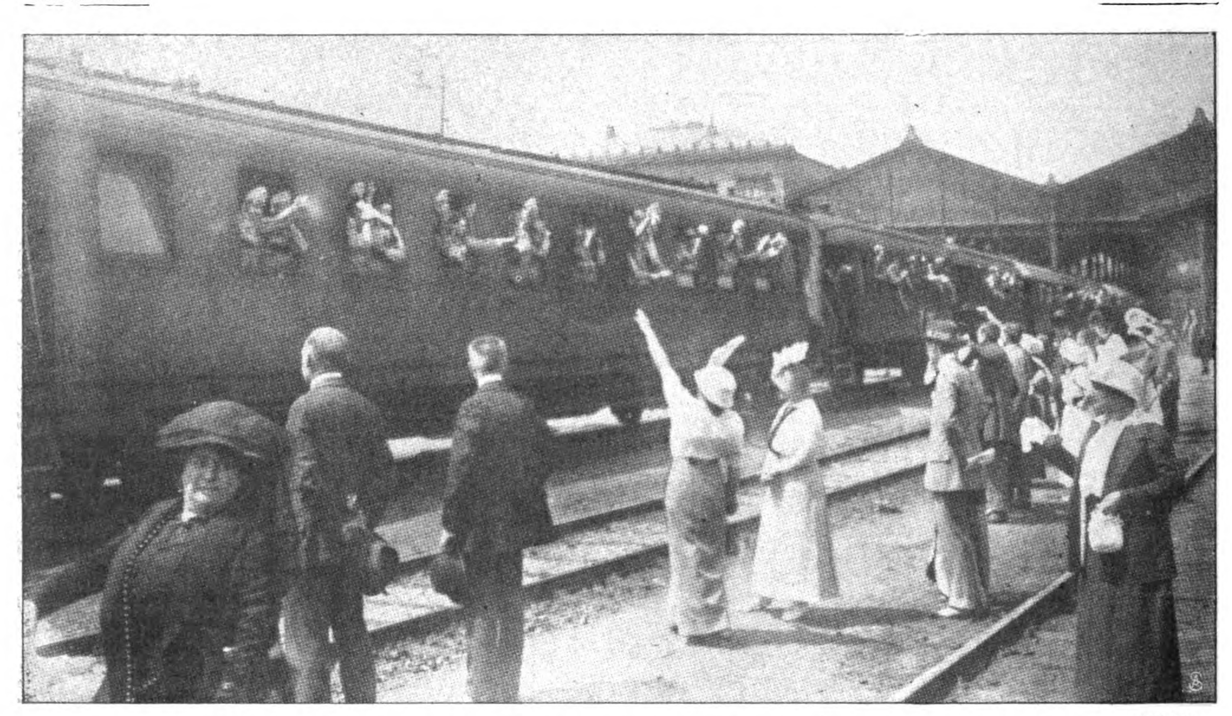
Nach Fertigstellung der Vorarbeit gibt man die ganze Sache zum Durchlaufen auf ein Tuch und stellt die Brühe, am besten bis zum nächsten Tag, hin. Es setzen sich bis dahin schmutzige Teile nieder, und man kann das Fett exakt abnehmen. Es ist natürlich, daß diese Brühe nun noch nicht ganz klar sein kann. Ein gutes Gallert soll aber durchsichtig bis zur höchsten Potenz sein. Um diesen Zustand zu erreichen, ist nun eine Klärung nötig, die in folgender Weise vor sich geht. Auf ein Liter Flüssigkeit nimmt man zwei Eiweiß, zerquirlt sie mit etwas Zitronensaft, Essig oder Wasser und setzt sie unter langsamem Rühren nebst den zerdrückten Eierschalen der wieder erwärmten, aber keinesfalls kochenden Brühe zu, bringt



sie bis zum Kochen, ohne mit dem Rühren aufzuhören, und stellt sie dann fest zugedeckt an eine heiße Stelle (heißen Ofen), wo von allen Seiten die linde Wärme einwirkt. Bald wird sich das Eiweiß zu einer dichten, schaumigen Masse zusammengezogen haben, unter der man dann die wasserklare Brühe sieht. Das Eiweiß hat dienstfertig alle Unreinigkeit zusammengezogen und in sich aufgenommen. Nun wird sie kellenweise durch einen Filtriersack aus Barchent oder durch ein Tuch gegeben, wobei man die schon durchgelaufene Brühe zu doppelter Klärung auch noch einmal ins Tuch zurückfüllen kann. Zu dergleichen ist ein französisches Haartuch vorzüglich, aber ein einfaches tut es auch. Zum schlanken Durchlauf darf das Gallert natürlich nicht kalt werden. Dieses ist das eigen hergestellte Gallert und, welche Teile des genannten Materials man auch nimmt, wohl die wohlschmeckendste. Die Sache vollzieht sich einfacher, als die Darstellung klingen mag. — Nächst dem haben wir als fabrikmäßiges Gallertmittel die bekannte Gelatine. Sie ist sehr praktisch in der Anwendung, sehr angenehm für süße Speisen und da, wo nicht ein besonders feiner Geschmack oder Nährkraft erzielt werden soll. Sie muß sehr dünn und durchsichtig sein und das Höchstgewicht eines Blattes nicht mehr als zwei Gramm betragen. Auf ein Liter Flüssigkeit rechnet man im Durchschnitt 30 Gramm, somit 15 Tafeln. Bei sehr warmer Witterung kann man noch etwas mehr nehmen. Sie wird mit einer Schere klein zerschnitten, mit kaltem Wasser gespült und dann ausgedrückt, worauf man sie reichlich mit warmem Wasser bedeckt, auflöst. Sie darf nur in warmem, nicht kochendem Zustand der Flüssigkeit zugesetzt werden. Will man das damit hergestellte Gallert klären, so verliert es dadurch an Bindekraft, und man muß mindestens den vierten Teil des durchschnittlichen Quantums mehr nehmen. Bei süßen Speisen ist das Klären indes selten nötig. Ein vorzüglicher Gallertstoff — geruch- und geschmacklos, daher für die diffizilsten Speisen geeignet — ist die Hausenblase, die aus der Schwimmblase des Hausens oder Störs gewonnen wird und nur aus Rußland zu uns kommt. Sie muß durchscheinend und silbrig schimmern. Sie hat eine große Bindekraft, und man rechnet auf ein Liter Gallert zirka 40 Gramm, die man mit ½ Liter Wasser unter Rühren aufkocht und, nachdem sie um etwa ⅓ eingedampft, mit der Speise verrührt. Wer die Kosten nicht scheut, wird ihre Anwendung nicht bereuen.

Einen sehr ähnlichen Klebestoff besitzen wir dann noch in Agar-Agar, auch Ceylonmoos genannt. Er besteht aus getrockneten Meeralgen und kommt aus Japan, China und Ostindien, ist vollkommen geschmack- und geruchlos und, da er leichter als alle anderen Gallertstoffe zu verdauen ist, namentlich für die Krankenküche von Bedeutung. Er erstarrt schnell, zieht aber auch leicht Wasser aus der Luft an, und der Stand ist daher nicht lange haltbar; man stellt ihn daher am besten am Tage des Gebrauchs her. Er eignet sich sehr gut zu Speisen, auch zu Fruchtgelees. Jede Stange wiegt 10 Gramm. Man löst das Ceylonmoos mit einem halben Liter Wasser unter langsamem Kochen auf, gießt es dann durch ein Mulltuch und setzt es rührend der Speise zu, ausreichend für ½ Liter Fruchtsaft zu Gelees.

Damit wären die Grundlagen erschöpft, und ich will nun noch in einigen Beispielen die Anwendung darlegen. Zu einem Gallert aus Schweineschwarten behufs Einlage von Fleischresten nimmt man drei Pfund von einem jungen Tier, reinigt sie sorgsam, schneidet sie in kleine Stücke, setzt sie mit vier Liter Wasser an und läßt sie in sechs bis acht Stunden langsam reichlich bis zur Hälfte einkochen. Die Brühe wird durch ein feines Sieb gegossen, bleibt bis zum anderen Tage stehen, wird sorgfältig entfettet und dann wieder erwärmt. Mit ⅜ Liter Wasser, mit Zugabe von etwas Weinessig, Zitronensäure oder Weißwein, je nach dem Endzweck, werden drei Eiweiß zerquirlt und nebst den zerdrückten Eischalen mit dem Schwartenstand gemischt und gerührt bis zum Kochen, dann an eine warme Stelle zur Seite gestellt, bis, wie oben erklärt wurde, das Eiweiß zusammengezogen und die Flüssigkeit ganz klar ist. Dann wird sie durch ein Sieb gegossen und wird so bündig sein, daß sie mit drei gleichen Teilen anderer Flüssigkeit gemischt werden kann, um, mit Einlagen versehen, eine feste Gallert-Fleischspeise abzugeben. Am besten wird das Gallert in Porzellanformen. Bemerkt sei noch, daß man zunächst eine Lage Gallert, etwa drei Zentimeter stark, in die Schüssel gibt und sie erst völlig erstarren läßt. Am schnellsten im Sommer natürlich auf Eis. Dann gibt man die erste Fleischlage, füllt wieder Gallert darauf, läßt es erstarren, wieder Fleisch usw. Die hübsche Anordnung ist selbstverständlich. Vorgenanntes konzentriertes Gallert eignet sich auch vorzüglich zur Sterilisation auf Vorrat, was sehr praktisch ist. Man vermehrt dann natürlich die Masse. In Flaschen gefüllt, mit Watte fest verstopft, oder in Gläsern mit Gummiring sterilisiert man bei 100 Grad Celsius 60 Minuten. Es ist dann sehr lange haltbar und jederzeit zur Hand. Wenn von Gallert die Rede ist, darf die Gans nicht fern sein. Es werden mit drei Liter Wasser und ¼ Liter Essig zwei Kalbsfüße und ½ Pfund Schweineschwarten zu Feuer gesetzt und nach dem Abschäumen mit Wurzelwerk, einigen Zwiebeln, einem Lorbeerblatt, einigen Gewürznelken, Pfeffer und Salz versehen und zwei Stunden gekocht. Man schneidet dann eine vorbereitete, junge, möglichst fleischige Gans in hübsche Stücke, läßt sie gar werden, gibt die Brühe durch, läßt sie erkalten, um das Fett abnehmen zu können, klärt sie dann mit drei Eiweiß und noch etwas Zitronensäure, ordnet das Fleisch in einer oder mehreren kleineren Schüsseln an und gießt das Gallert darüber. Über Nacht erstarrt sie auch schon ohne Eis, in das sie nachdem erst gestellt wird. Diese Quantität Gallert reicht auch für zwei Enten, zwei bis drei Hühnern oder zwei Fasanen aus. Im letzten Fall setzt man etwas Madeira zu. Unter Anwendung von Gelatine sind sehr gute ältere Rebhühner zu verwenden. Zwei Stück werden zugerichtet, mit 100 Gramm in Butter angebratenem Schinken, ½ Sellerieknopf, 3 Zwiebeln, 1 Mohrrübe, 1 Lorbeerblatt, Pfefferkörnern und Salz weichgekocht, die Brühe dann abgegossen, abgekühlt, abgefettet und dann mit drei Tafeln aufgelöster, weißer Gelatine vermischt. Hierauf mit ein bis zwei Eiweiß geklärt und über die in Stücke geschnittenen Rebhühner gegeben. Etwas Madeira ist bei allem Wild angebracht. Es mögen nun noch einige süße Cremes folgen und ein Weingelee, das zur Einlage von aller Art Früchten vorzüglich ist. 30 Gramm Hausenblase oder 18 Blatt weiße Gelatine werden mit knapp ½ Liter Wasser gelöst, mit einem schaumigen Eiweiß nebst zerdrückter Schale über dem Feuer verschlagen bis zum Kochen und dann an warmer Stelle zur Seite gestellt, bis die Flüssigkeit klar ist. Durchgegossen und mit 300 Gramm geläutertem Zucker, der ungeblaut und vom besten sein muß, wird sie mit dem Saft von zwei Zitronen und 1 Flasche Weißwein, der kein Krätzer sein darf, vermischt. Die Form wird mit Öl ausgestrichen,



Phototek.

Ausreise österreichischer Infanteristen nach dem Kriegschauplatz vom Wiener Hauptbahnhof aus.

eine Lage Gallert, die jedesmal erstarren muß, abwechselnd mit Lagen von Früchten, die nicht zu schwer sein dürfen, eingefüllt, bis Gallert den Schluß bildet. Über Nacht oder auf Eis muß es erstarren.

Bei Cremes mit Sahne muß diese mit der Gelatinelösung erst gemischt und dann dem Ganzen zugesetzt werden. Auf folgender Grundlage sind die verschiedensten Fruchtsahnen-Cremes herzustellen. 12 bis 14 Tafeln weiße Gelatine werden gewaschen und in einem Teil des warmen Fruchtsaftes aufgelöst, der im ganzen höchstens ½ Liter betragen darf und sich je nach Art der Frucht aus ¾ bis 1 Pfund ergibt. Diese Lösung wird durch ein Sieb gegossen, man mischt sie mit den gut abgelaufenen Fruchtstückchen und Zucker nach Geschmack, etwa zwei bis drei Löffel voll, läßt das Ganze unter leichtem Rühren lauwarm werden und gibt dann löffelweise 1 Liter recht feste Schlagsahne dazu. Die Form wird wie bei allen Cremes mit Öl ausgepinselt und mit Zucker ausgestreut. Statt der Früchte kann man ½ Liter starken Kaffeeextrakt nehmen. Wendet man Nüsse oder Mandeln an, dann löst man die Gelatine in so viel Wasser auf, wie sonst der Fruchtsaft beträgt. Diese Masse reicht für zehn Personen und kann nach Bedarf entsprechend reduziert werden. Über Nacht oder in Eis läßt man sie erstarren.



Phot. Perscheid.

Ausmarsch einer Wiener „Roten-Kreuz"-Kolonne.

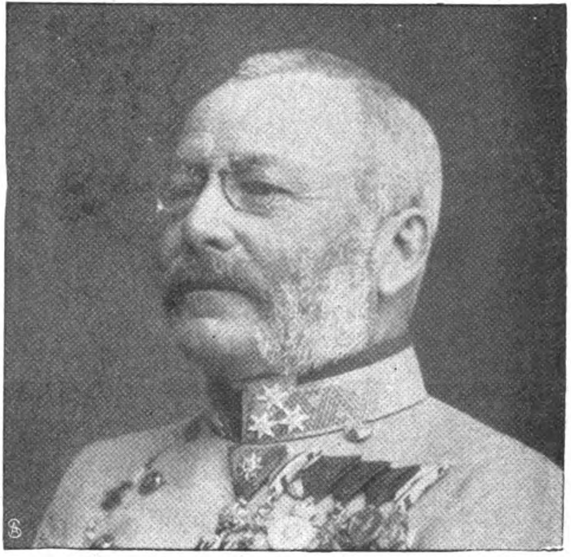


Unsere Bilder

Die Kriegstimmung in Wien (Abb. S. 1295) nahm nach der Ablehnung der österreichisch-ungarischen Note durch Serbien einen wahrhaft elementaren Charakter an. Man kann daraus ersehen, wie tief der Haß und die Erbitterung gegen das anmaßende Wesen des serbischen Vorgehens im Herzen des österreichisch-ungarischen Volkes wurzeln. Man will die blutige Beleidigung, den dreisten Meuchelmord, die subversive Agitation des Großserbentums, das vor keinem Mittel zurückscheut, in einer Weise rächen, daß den Serben nicht nur an weiteren Umtrieben die Lust vergeht, sondern daß ihnen auch die Möglichkeit genommen wird, die österreichisch-ungarische Monarchie weiter zu schädigen. — Die Porträte der leitenden Persönlichkeiten im österreichisch-ungarisch-serbischen Konflikt: des Oberbefehlshabers Erzherzog Friedrich, der Korpsführer in den an Serbien grenzenden Gebieten sowie der Diplomaten, die sich um Erhaltung des Weltfriedens bemühen, führen wir unseren Lesern in dieser Nummer vor.

Das Brautpaar Fürst Wilhelm von Hohenzollern und Prinzessin Adelgunde von Bayern (Abb. S. 1298). Im Königlichen Schloß zu Leutstetten hat sich Fürst Wilhelm von Hohenzollern mit der Prinzessin Adelgunde von Bayern verlobt. Fürst Wilhelm aus der nicht regierenden fürstlichen Linie des Hauses Hohenzollern ist im Schloß Benrath am 7. März 1864 geboren. Er war in erster Ehe mit Prinzessin Maria Theresia, Prinzessin von Bourbon-Sizilien, verheiratet. Aus dieser Ehe stammen drei Kinder. Prinzessin Adelgunde ist das zweite Kind und die älteste Tochter König Ludwigs III. Sie ist am 17. Oktober 1870 geboren.

Mit dem Besuch Poincarés in Rußland (Abb. S. 1301) war natürlich auch eine Truppenschau in Krasnoje Sselo verbunden. Zar Nikolaus ritt die Fronten der Truppen ab, Präsident Poincaré folgte mit der Kaiserin und den Großfürstinnentöchtern im Wagen. Die Parade selbst bot das übliche glänzende militärische Schauspiel.

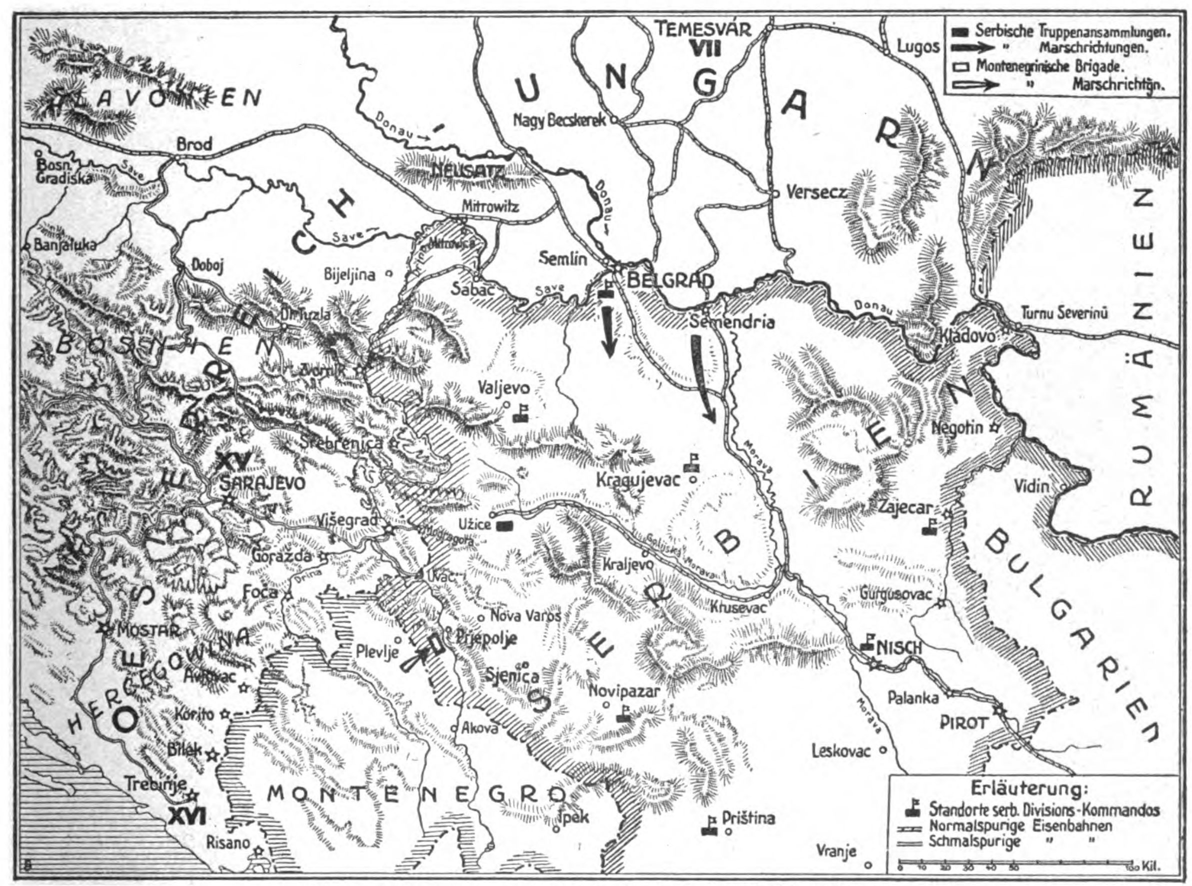


Phot. Gerbald.

Erzherzog Friedrich,

Oberbefehlshaber über die österreichisch-ungarische Armee gegen Serbien.

Präsident Poincaré in Schweden (Abb. S. 1300). Auf der Rückreise von Petersburg besuchte Präsident Poincaré den König Gustav von Schweden in Stockholm. Der Präsident



Oesterreich-Ungarn und Serbien: Karte des Kriegschauplatzes.



Phot. Seewald.

F.-M.-Lt. Frhr. A. v. Rhemen zu Barensfeld
(13. K., Agram).



Phot. Sarkangi.

Gen. Edler von Appel
(15. K., Sarajewo).



Phot. Seewald.

F.-M.-Lt. Wenzel Wurm
(16. K., Ragusa).

Die Führer der österreichisch-ungarischen Korps in den an das Einfallgebiet grenzenden Korpsbezirken.

wurde von den höchsten Zivil- und Militärbeamten empfangen und vom König in das Schloß geleitet. Herr Poincaré sollte die Befürchtungen zerstreuen, die in Schweden wegen einer russischen Invasion bestehen.

Die kriegsfreudigen Straßendemonstrationen in Berlin (Abb. S. 1298) schlugen in hohe Wogen der Begeisterung um. Man wollte unseren Verbündeten in jeder Weise zu erkennen geben, daß man ihnen unter allen Umständen die Bundestreue halten würde. Darum wogten auf der Via triumphalis der deutschen Reichshauptstadt ungeheure Menschenmengen, die patriotische Lieder sangen und von der konzertierenden Militärkapelle im Lustgarten solche verlangten.

Der Caillauxprozeß in Paris (Abb. S. 1299) hat den erwarteten Ausgang genommen. Die Angeklagte wurde freigesprochen. Sehr sensationell waren die Kontroversen zwischen Herrn Caillaux, seiner ersten geschiedenen Frau Madame Gueydan und seiner jetzigen Gattin.

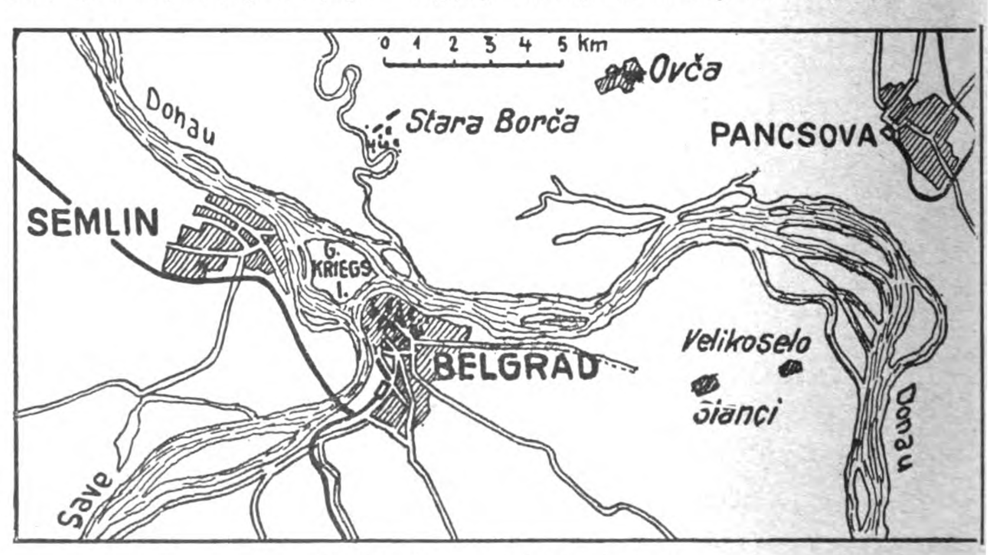
Die Träger der politischen Gegensätze in Irland (Abb. S. 1300). Sir Edward Carson und Mr. Bonar Law auf der einen Seite und Mr. John Dillon und Mr. John Redmond auf der andern Seite sind trotz aller Bemühungen zur Beseitigung der vorhandenen Gegensätze die alten Gegner geblieben. Inzwischen ist es in Dublin zu blutigen Zusammenstößen zwischen dem Militär und den Nationalisten gekommen.

Die Bayreuther Festspiele (Abb. S. 1302), die sich ganz in den alten bewährten Bahnen bewegen, haben auch durchaus den alten Erfolg. Wir fügen unsern bereits veröffentlichten Künstlerporträten heute noch die folgenden hinzu: Wilhelm Ulmer aus Zürich als Parsifal, Helene Forti (Dresden) als Sieglinde und Ellen Gulbranson (Christiania) als Brünnhilde, Ferdinand Scheidhauer (Bayreuth) als Siegmund, Alfred von Bary (München) als Siegfried, Hans Breuer (Wien) als Mime und schließlich die Gruppe der Rheintöchter — Grete Finger (Aussig), Sophie Wolf (Köln), Margarete Bruntsch (Karlsruhe) — aus der „Götterdämmerung". Unseren Bildern liegen die photographischen Aufnahmen des Hofphotographen Pieperhoff, Leipzig-Halle, zugrunde, die mit Genehmigung der Festspielleitung im Festspielhaus in Bayreuth hergestellt und im Verlag von Georg Niehrenheim dort erschienen sind.

Ida Boy-Ed (Portr. S. 1301) ist die gefeierte Verfasserin unseres neuen Romans „Stille Helden". Die glänzende Erzählerin führt uns hier in eine ihr nahestehende Welt, das Gebiet der alten Hansastadt, in der sie heimisch ist. Moderne Zeitprobleme und das uralte Geheimnis der Liebe werden mit jener feinen Grazie erörtert, die unsere Leser aus den früheren Werken der Verfasserin kennen.

Fürst Wladimir Meschtscherski (Abb. S. 1301) ist im Alter von 76 Jahren in Petersburg gestorben. Seine lange schriftstellerische Tätigkeit hat ihn nicht nur in der Geschichte der russischen Publizistik, sondern auch weit über die Grenzen Rußlands hinaus einen Namen gemacht. Der Fürst stand namentlich bei Alexander III. in hoher Gunst. Er war ausgesprochener Monarchist und als solcher ein warmer Befürworter deutsch-russischer Beziehungen. Deshalb bekämpfte er die russische Allianz mit der radikalen französischen Republik und ein Zusammengehen mit dem liberalen England.

Geheimrat Professor Martens (Abb. S. 1301), der Direktor des Königlichen Materialprüfungsamtes, ist im Alter von 64 Jahren gestorben. Er war mit der Entwicklung des deutschen Materialprüfungswesens aufs engste verknüpft. Von Hause aus Maschinenbauer, machte er seine Studien auf der damaligen Gewerbeschule in Berlin. Lange bevor es eine Metallographie gab, hatte er darauf hingewiesen, wie die Untersuchung des mikroskopischen Gefüges des Eisens wertvolle Aufschlüsse über dessen Verwertung in der Praxis geben könne.



Situationsplan von Belgrad und Semlin.



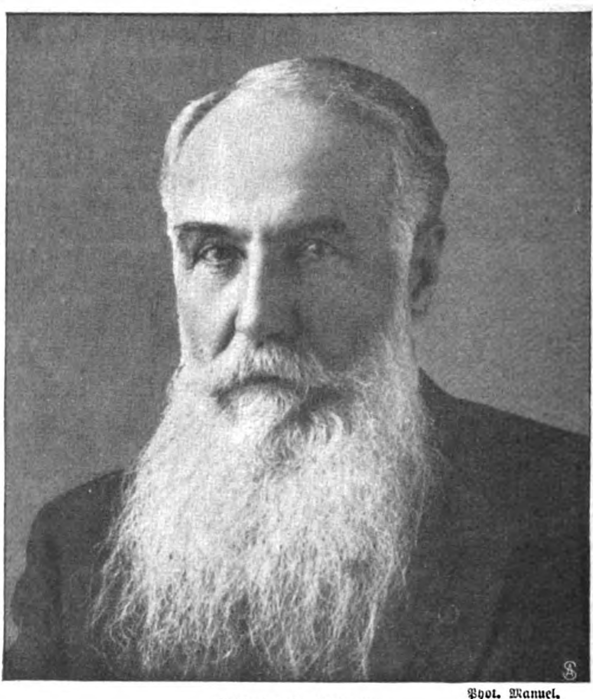
Photothek.

Die Volksmenge vor dem Kriegsministerium am Radetzky-Denkmal.

Wien nach der Ablehnung der österreichisch-ungarischen Note durch Serbien.


Phot. Harkanyi.

Graf Leopold Berchtold,
österreichisch-ungarischer Minister des Aeußern.


Phot. Manuel.

Nikolai Paschitsch,
serbischer Ministerpräsident.


Phot. Koller.

Graf Stefan Tisza,
ungarischer Ministerpräsident.


Phot. Schaefer.

von Krobatin,
österr.-ungar. Kriegsminister.


Hofphot. Adèle.

Frhr. Conrad von Hötzendorf,
österr.-ungar. Generalstabschef.



Stefanowitsch,
serbischer Kriegsminister.



Frhr. v. Giesl-Gieslingen,
österr.-ungar. Gesandter in Serbien.



Frhr. v. Griesinger,
deutscher Gesandter in Serbien.



R. Putnik,
serbischer Generalstabschef.

Oesterreich-Ungarn und Serbien.



Graf von Pourtalès,
deutscher Botschafter in Petersburg.



Hofphot. E. Bieber, Berlin.

Frhr. von Schoen,
deutscher Botschafter in Paris.

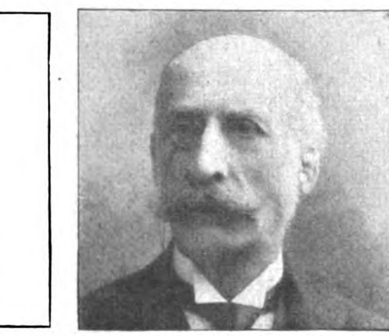


Fürst von Lichnowsky,
deutscher Botschafter in London.



Phot. Baradt.

Sir Edward Grey,
englischer Minister des Auswärtigen.



Graf Benckendorff,
russischer Botschafter in London.



Iswolsky,
russischer Botschafter in Paris.



Krupenski,
russischer Botschafter in Rom.



Hofphot. Pietzner.

Graf von Szápáry,
österr.-ungar. Botschafter in Petersburg.



Mérey von Kapos-Mére,
österr.-ungar. Botschafter in Rom.



Graf Mensdorf,
österr.-ungar. Botschafter in London.



Phot. Manuel.

Vesnitsch,
serbischer Gesandter in Paris.



Dr. Jovanowitsch,
serbischer Geschäftsträger in Berlin.



Phot. Harkányi.

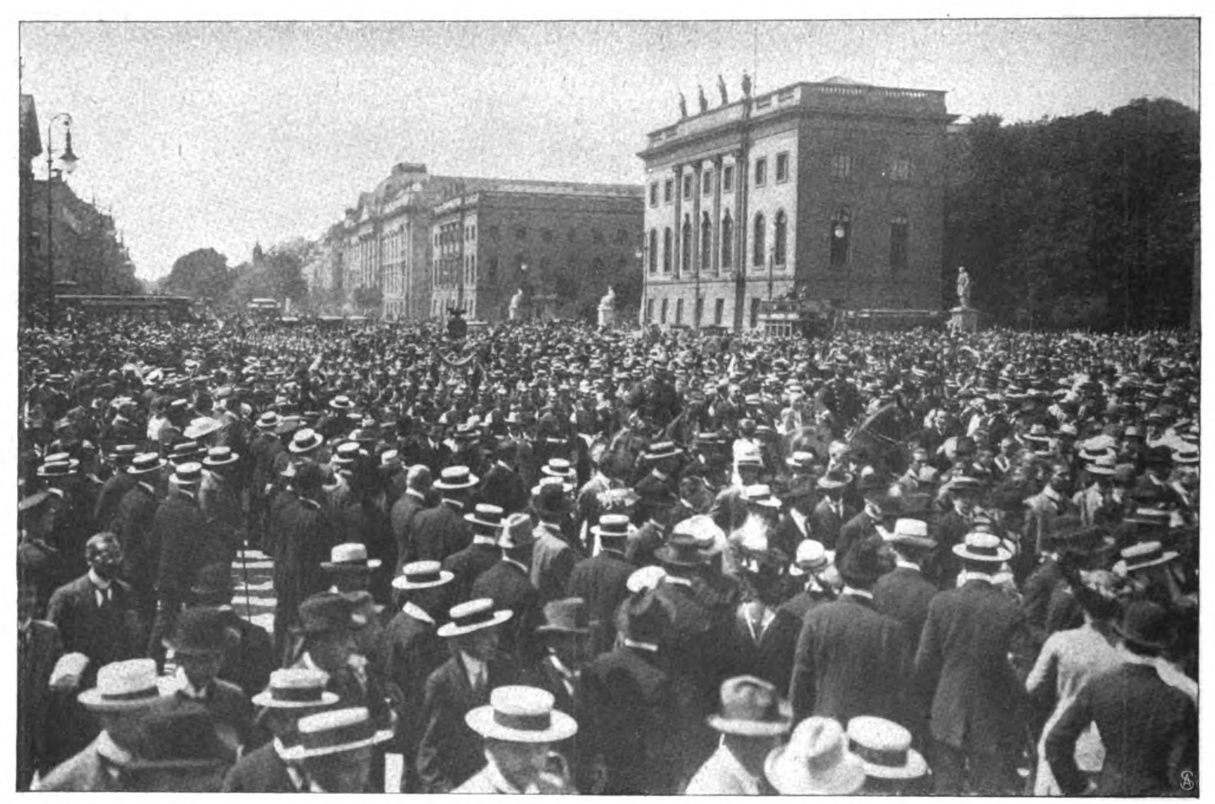
Jovanowitsch,
serbischer Gesandter in Wien.



Spalaikowitsch,
serbischer Gesandter in Petersburg.

Zu den Bemühungen der Diplomatie um den Weltfrieden.





Phot. Sennecke.

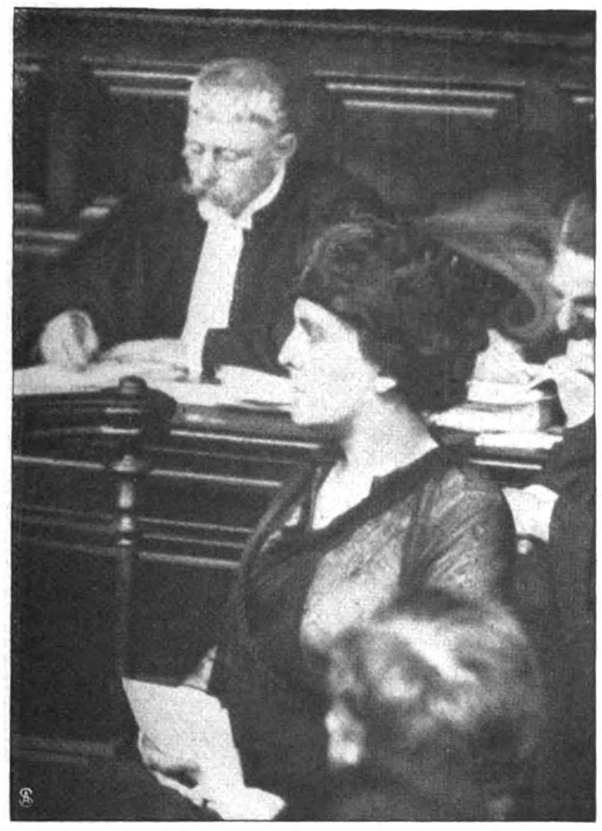
Der Widerhall der Ablehnung der österreichischen Note durch Serbien in Berlin: Kriegsbegeisterung Unter den Linden.



Atel. Grainer.

Fürst Wilhelm von Hohenzollern und seine Braut Prinzessin Adelgunde von Bayern.





Mad. Gueydan, die erste Frau Caillaux', bei ihrer Vernehmung.



Central Photos.

Monsieur Caillaux, der Gatte der Angeklagten, als Zeuge.



Phot. Matin.

Madame Caillaux während der Zeugenaussagen.

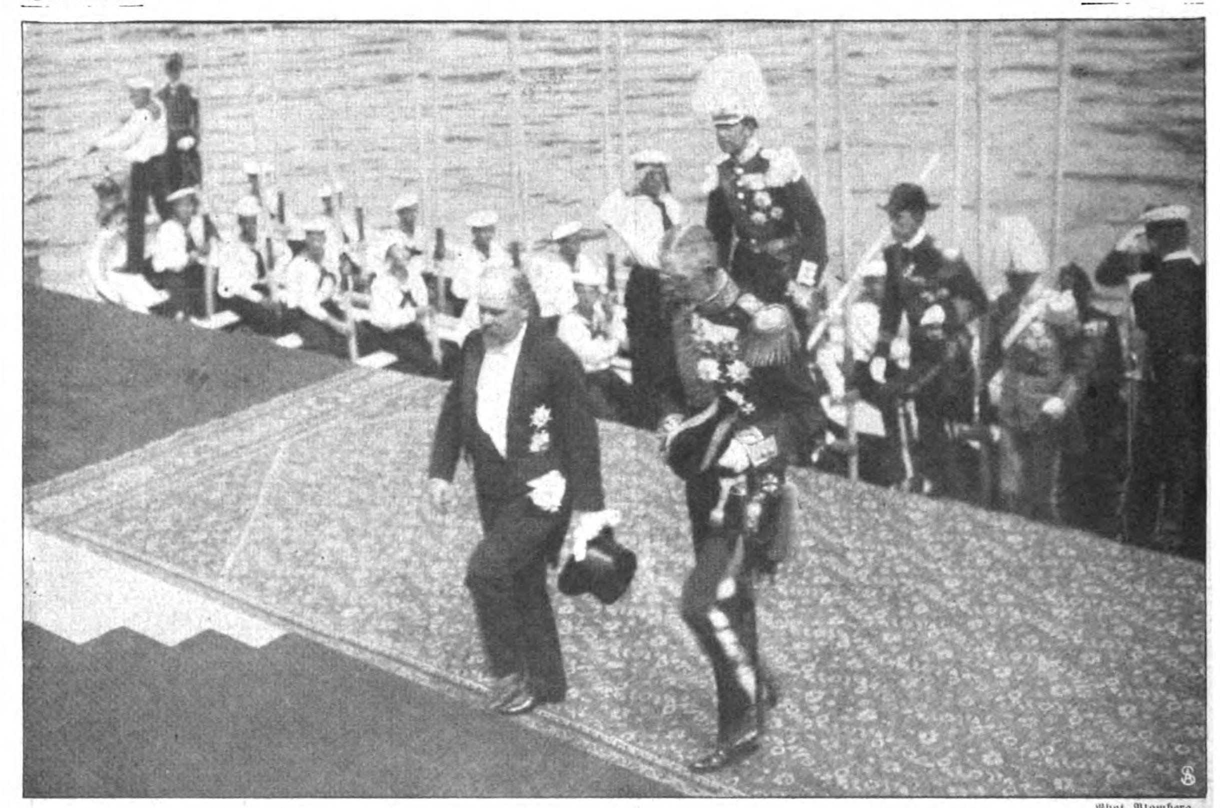


Phot. Matin.

Madame Caillaux während ihrer Vernehmung.

Der Caillauxprozeß in Paris.





Phot. Blomberg.

Der Besuch Poincarés am schwedischen Hof: Poincaré und König Gustav bei der Landung in Stockholm.



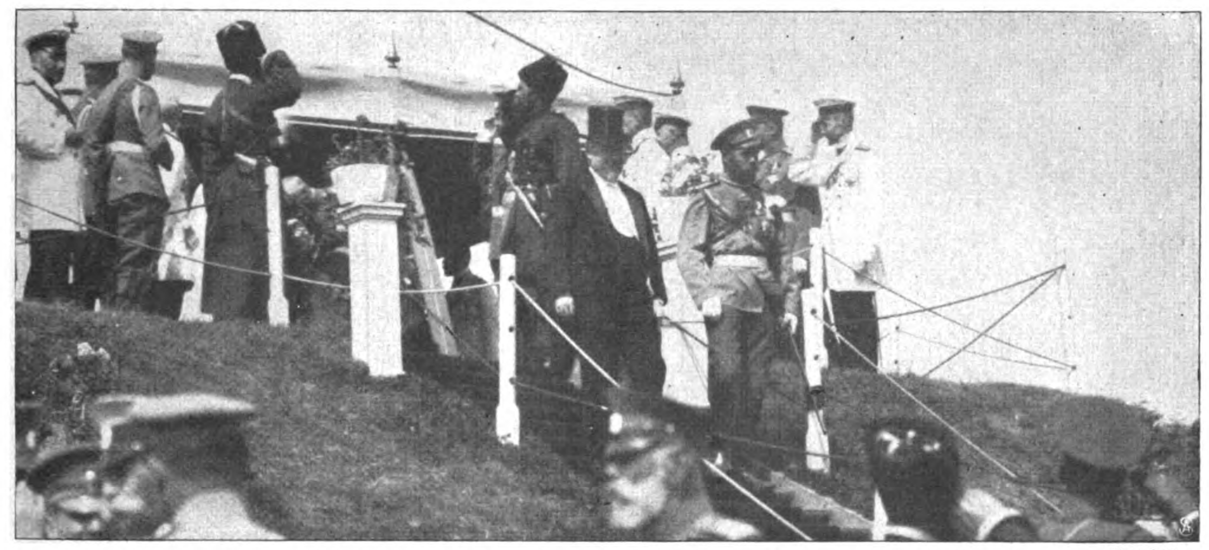
Sir Edward Carson und Mr. Bonar Law.



Mr. John Dillon und Mr. John Redmond.

Die Träger der politischen Gegensätze in Irland, deren Beseitigung durch die Ulsterkonferenz nicht gelang.

London News Agency.



Phot. Bulla.

Vom Besuch Poincarés in Rußland: Der Zar und Poincaré bei der Abreise von Krasnoje Sselo nach der Parade.



Fürst W. Meschtschersky †
bedeutender russischer Journalist.



Phot. Dührkoop.

Geh. Ob.-Reg.-Rat Professor Dr. Martens †
Berlin, Leiter des Materialprüfungsamtes.



Hofphot. Gebr. Lützel.

Ida Boy-Ed,
die Verfasserin unseres in dieser Nummer beginnenden Romans „Stille Helden“.



Helena Forti als Sieglinde.

Mitte oben: F. Scheidhauer als Siegmund.

Wilh. Ulmer als Parsifal.

Rheintöchter: Sophie Wolf, M. Bruntsch, Grete Finger.

Bayreuther Bühnen=Festspiele.
Phot. Pieperhoff.

Alfred von Bary als Siegfried. Hans Breuer als Mime. Ellen Gulbranson als Brünnhilde.

Stille Helden.

Roman von

Ida Boy-Ed.

Eine Frühlingsnacht endete, und das neue Tagwerk begann. Droben im sehr geräumigen Erker ließ sich der alte Herr in seinen Stuhl helfen. Er lag jetzt die Nächte oft wachend und verzehrte sich voll Ungeduld, bis zwischen den Spalten der Vorhänge ein grauer Schein bemerkbar wurde. Diesen grauen Vorschein der Morgendämmerung nannte er schon „Tag", und damit gestand er sich das Recht zu, seinen Dienern zu klingeln. Denn sein treuer Leupold konnte den mächtigen Körper nicht mehr allein regieren; ein zweiter Diener hatte angenommen werden müssen. Und so zwang sich der alte Herr, mit ingrimmiger Selbstbeherrschung noch ein neues Gesicht in seiner Nähe zu ertragen.

Stöhnend und durch das vergebliche Bemühen, selbsttätig sich zu bewegen, seinen Helfern die Handhabungen noch erschwerend, kam er in die rechte Lage. Nun saß er leidlich behaglich im gewaltigen, mit Rindleder bezogenen Stuhl, der sich durch allerlei ausgetiftelte und glatt arbeitende Mechanik mit leisem Fingerdruck in verschiedenste Schräg- und Steilstellungen bringen ließ. Auch eine breite Tischplatte kam von der Erkerwand geräuschlos nahe und zog sich wieder dahin zurück, je nachdem ein kaum bemerkbarer Knopf an der äußeren rechten Armlehne berührt wurde. Auf ähnliche Weise konnten von der gegenüberliegenden Wand ein Bücherregal und eine Schreibgelegenheit herangeholt werden. Diese Beweglichkeit all der toten Dinge gab ihnen etwas von dem Leben treuer, aufmerksamer und stumm wartender Tiere. Sie machte den seit einigen Monaten halbseitig Gelähmten unabhängiger von seiner Bedienung und gewährte ihm, was seit langen Jahren sein höchstes Bedürfnis gewesen war: Stunden ungestörter Einsamkeit. In ihr konnte sein Kopf am raschesten und gesammeltsten arbeiten.

Jetzt, in dieser frühen Stunde, mußte der bewegliche Tisch das erste Frühstück tragen. Mit nie erlöschendem Zorn aß der alte Herr diesen Haferbrei und den Hühnerflügel, oder was die ärztliche Verordnung ihm sonst noch an leichter Kost gestattete.

„Das hast du auch nicht gedacht, Leupold, daß du mich mal päppeln müßtest wie 'ne Wöchnerin", sagte er.

„Es ist ja nur vorübergehend, Herr Geheimrat", tröstete Leupold und schob noch handlicher Teller und Löffel zurecht.

Wenn er wüßte, wie er seinen Ton gegen mich verändert hat! dachte der Geheimrat erbittert. Na ja — wie denn nicht! Früher war ich sein Herr, jetzt ist er im Grunde der meine."

Aber in Leupolds etwas bräunlichem Gesicht und in seinen klugen, dunklen Augen war wirklich nichts von Überhebung zu lesen. Sorgsam, mit dem freundlich gleichmäßigen Ausdruck, den er sich in mehr als fünfundzwanzig Jahren angewöhnt hatte, schnitt er das weiße Fleisch von dem Brustknochen des jungen Huhns herab. Wenn man einem mächtigen, übermäßig beschäftigten, großen Herrn dient, dem das Blut rascher durch die Adern läuft als durchschnittlichen Menschen, dann lernt man Gleichmut. Denn Leupold hatte das Haus nur einmal erschüttert gesehen — an jenem Abend, als unten im Speisesaal ein festlicher Tisch für ein Herrendiner schon fertig gedeckt stand und die Gäste jeden Augenblick eintreffen konnten. Da, gerade als Leupold eben den Frack bereithielt, als der Herr schon den Arm ausstreckte, um hineinzufahren, da wurde der Riese jäh blaurot im Gesicht — stieß einen rauhen Laut aus — taumelte und fiel . . . In der Dienerschaftstube flüsterte man davon: Leupold hatte nachher geweint. Aber niemand erlaubte sich, ihn darauf anzureden — —

Jetzt war alles auf dem Frühstückstisch so zurechtgestellt und vorbereitet, daß der Halbgelähmte ohne weitere Hilfe sein Mahl verzehren konnte, und Leupold zog sich zurück.

Wie er so in seiner schlichten, dunkelblauen Livree durch das große Zimmer der Ausgangstür zuschritt, sah sein Herr ihm nach. Eine Aufwallung von Rührung stieg in ihm empor.

Weil ich nicht mehr recht schlafen kann, hetz ich ihn aus dem Bett! Was ist das für ein brutaler Unsinn. Mißbrauch der Herrengewalt? . . . Und er muckt nicht mal auf . . . Anhänglichkeit oder Sklavensinn? . . ."

Aber sein Herz sagte ihm: Anhänglichkeit! Denn auch er dachte manchmal an jenen Augenblick, wo er von den dunklen Grenzen noch einmal zurückerwacht war zum Leben — auch eine Art von Wiedergeburt — wie ihm das Bewußtsein kam — wie er die Lider öffnete — da sah er in ein treues, angstvolles Auge, in dem Freude aufleuchtete, als er zu sprechen begann.

Nur das Auge eines Dieners — eines ergebenen Menschen — nicht das Auge seines Sohnes! —

Ah — dieser Sohn . . . Wo war der in jener Stunde! . . . Na, er wird ja mal mit meinem Testament nicht unzufrieden sein! dachte er noch in bezug auf Leupold.

Er versuchte zu essen. Wie sollte es schmecken? Ein so mächtiger Körper muß Bewegung haben, wenn sein Haushalt in Ordnung bleiben soll . . .

Bewegung? Er wußte wohl: die kam ihm nie wieder. Jeden Tag, diese nächste Minute, noch ehe er den Haferbrei bezwungen, konnte ihn die unsichtbare Faust zum zweitenmal treffen. Und ein großes, furchtbares und dennoch seltsam feierliches Vorgefühl sagte ihm: dann traf sie so gut, daß es das Ende wurde . . .

In solcher Lage schließt man ab! Wie kann man? — Wenn der einzige Sohn dasteht gleich einem Wurzel-



losen, gegen Lebensfreude gleichgültig — ein Mensch, der am Ende scheint, wo er am Anfang sein sollte. Da schließe mal einer ab! Zu einem letzten Willen gehören zwei. Einer, der ihn ausspricht, und einer, der ihn ausführt.

Er sah hinaus. Es war immer noch sehr früh. Aber was war Tag, was Nacht für das Hüttenwerk. Da rauschte die Arbeit und legte sich niemals schlafen. Die Hochöfen erloschen nie. Für ihre schwelende Glut gab es keine Feierstunde und keinen Alltag. Sie waren wie das Symbol der ewigen Hitze, die in geheimnisvollen Tiefen, am Herd der Mutter Erde brodelt.

Im hellen Morgenlicht breitete sich vor dem Auge des Herrn das Stück Welt hin, darüber er der Gebieter war. Die gewellte Ebene, vom eingebetteten Fluß durchschnitten, der in ruhigem, vielgebogenem Lauf der nahen Ostsee zustrebte, hatte die kräftigen und ruhevollen Farben einer Landschaft, darin sonst allein der Bauer sein Reich findet. Ferne Wälder umgrenzten sie.

Aben mitten in diesen grünen Geländen und auf Stille abgetönten Weiten hatte sich das Feuer eine gewaltige und beherrschte Stätte gesucht und Erze und Kohlen ihre düsteren Farben hineingetragen.

Wenn der alte Herr den Blick nach links wandte, sah er die drei Hochöfen, gleich drohenden, gedrungenen Burgen, ragen. Steil hinan zu ihnen zog sich das Eisengestänge der Schrägaufzüge, an denen die kleinen Wagen emporkletterten, die mit ihrem Inhalt an Erz, Koks und Kalksteinen unaufhörlich die Öfen beschickten, d. h. in ihren Rachen das Material schütteten. Und schwarz, in den Formen von Riesenzylindern, hielten neben ihnen in Reih und Glied die aufrechten Eisenungeheuer Wache, in denen der Wind erhitzt wurde, der ihrem Feuer als Gebläse diente. Helle Schornsteine, gleich gelblichen, schlanken Säulen, erhoben sich frei und leicht, scheinbar ganz ohne Zusammenhang mit den verschiedenen langgestreckten Dächern und den aufgetürmten Bauten, in denen man Maschinen oder Wasserreservoire oder Koksöfen vermuten konnte. Ein Gasometer, rund und klobig, in der Gestalt an das Grabmal der Caecilia Metella fern drunten in der Sonnenglut der appischen Straße erinnernd, stand etwas einsamer. Die dunklen Linien der Drahtseilbahnen und Ausladebrücken durchschnitten die Luft. Sie waren wie Körper, die nur ein Skelett haben und gar keine Muskulatur. Zwischen ihrem Gerippe bewegten sich die Förderwagen emsig und doch gelassen, die von den Schiffen das Erz und die Kohlen holten und mit dumpfem Prasseln an den rechten Lagerplätzen ausschütteten. All diese Dinge ragten gleich Gipfeln hoch aus dem Arbeitsfeld heraus. Und ein Dunst, bläulich, oft von steigendem weißem oder schwarzgrauem Gewölk durchzogen, umhüllte all diese fantastischen Formen, die bedrohlich und bizarr wirkten, weil sie andere waren, als die Natur sie sich schafft.

Das Gelände selbst, auf dem die Betriebe der Eisenhütte „Severin Lohmann" angesiedelt worden waren, verbarg sich vom Erker aus dem Blick. Eine große gärtnerische Anlage lag dem Hause gegenüber, von ihm durch die vorbeiziehende Landstraße geschieden. Diese Anlage nahm links, wo sie breit war, den Palisadenzaun des Werkes als Grenze; sie zog sich zum Fluß hinab, wurde nach rechts schmäler und schmäler und verlor sich im Uferstreifen, der flußauf endlich an einer Hochbrücke endete, auf die die dem Fluß sich immer mehr nähernde Landstraße dort traf.

Diese Silberpappeln und Kastanien, die, rasch emporgewachsen waren und dichte Kronen bekommen hatten, diese Rasen- und Gebüschpartien, diese Blumenrabatten, die doch bei östlichem Winde immer grauschwarz bestäubt wurden, diese Sandsteintreppe, die durch die Anlagen dem Hause grade gegenüber schnitt und zum Flußufer hinabführte, wo früher an einer Brücke eine Lustjacht lag — jetzt aber eine Fähre ihren Platz hatte — das alles war „die Anlage der gnädigen Frau".

Die gnädige Frau sah einst nicht gern auf diese Welt der Kohlen, Erze und Schlacken — —

Drüben, am andern Ufer, erhob sich über weißsandigem, schroff abfallendem Hang eine kleine Stadt. Rote Dächer drängten sich um einen Kirchturm, dessen spitzes Dach, frisch gedeckt, dunkel vor einem lichten Himmel stand. Der Hahn und die Kugel oben auf der scharfen Spitze flimmerten lustig und neu im Morgenglanz. Aber auch drüben kam zwischen den Dächern heraus Rauch. Aus merkwürdig breiten, kurzhalsigen kleinen Essen blies er hinauf, stetig quellend. Man räucherte Fische in Schlutup, und einst lebte das ganze Städtchen vom Ackerbau und Fischhandel. Nun aber hallte nicht nur der Arbeitslärm über den Fluß hinüber in die Straßen hinein — auch das Geld, das Severin Lohmann in Bewegung setzte, rollte hindurch, und neue Werte waren geschaffen, stärkeres Leben pulste.

Der alte Herr sah gern hinüber — es tat ihm wohl, zu sehen, wie das da wuchs — wie sich mehr und mehr Industrien ansiedelten, die durch sein Werk und dessen Nebenprodukte hier vorteilhafte Bedingungen fanden.

Und im Grunde genommen durfte er sich wie der ungekrönte König auch des andern Ufers fühlen.

Unten auf dem Fluß, unterhalb der hoch über ihnen sich in die Luft hineinstreckenden Eisengerippe der Ausladebrücken, ankerten ein paar Dampfer. Aus den Tiefen ihres Bauches herauf tauchten die Förderwagen wieder empor, die sich, schwebend an Drahtseilen voll koketter Grazie, leer hinabgelassen hatten — Dampfer aus Schweden, aus Griechenland, Spanien. Erhebend und quälend zugleich, den Blick auf seine Welt zu haben und nicht mehr in ihr herumregieren zu können — —

Nun saß er hier in seinem palastartigen Haus, das durch ein kunstvolles, hohes Schmiedeeisengitter von der Landstraße geschieden und, inmitten von Vorgärten und anschließendem Park, wie ein fürstlicher Wohnsitz anzusehen war.

Er dankte für Ruhe! . . .

Die verzehrende Ungeduld, die in ihm kochte, suchte er nun schon seit Monaten zu bezwingen. Er hielt wortlose Monologe über die Größe, die im Entsagenkönnen liegt . . . Er forderte von sich Haltung. Daß er sie andern Menschen gegenüber aufzubringen vermochte, gewährte ihm eine kleine Genugtuung. Aber allein mit der Qual knirschte er mit den Zähnen gegen sie.

Alles wäre wahrscheinlich würdevoll und gefaßt zu ertragen, ohne dieses Elend mit Wynfried . . .

Er dachte plötzlich: Ich versteh die Prometheus-



sage — ja, weiß Gott, ich weiß, was das ist . . . wie's gemeint ist mit dem Adler, der kommt, dem Gefesselten die Leber auszufressen . . . Der Kopf ist klar, der Wille ist stark, aber die Kraft, die man nicht betätigen kann, frißt an einem . . .

Nun merkte er auf — ein heller, schneidender, von dumpfen Untertönen getragener Klang schien heranzukommen. Das riß ihn aus seinen Gedanken. Ja, richtig — was für ein bezwingender Rhythmus in dem Volkslied lag, das die Querpfeifen bliesen und die Trommeln schlugen.

Das war das halbe Bataillon Infanterie, das drüben im Städtchen lag. In Tritt und Schritt marschierte es heran durch die Morgenfrische, voran ritt, mit seinem Adjutanten, der Major im Stab, der den beiden Kompagnien zur Führung beigegeben war. Und die Soldaten sangen das Lied mit, das ihnen vorgepfiffen und getrommelt wurde. Über die Hochbrücke waren sie gekommen und zogen zu einer Gefechtsübung aus — vielleicht um am Meeresstrand, anderthalb Stunden weiter ostwärts, die Landung eines markierten Feindes zu verhindern.

Nun kamen sie am Hause vorbei, das Gitterwerk überschnitt die marschierenden Gestalten.

Die Offiziere grüßten fast alle hinauf. Sie waren in diesem Hause oft gastlich aufgenommen worden. Jeden Gruß beantwortete mit freundlichem Nicken das weißhaarige, bedeutende Haupt. Die Augen blitzten — nichts von Krankheit und Alter war in ihnen —

Der Geheimrat redete in Gedanken zu den Grüßenden.

Ja, lieber Schönstedten — bin schon auf — kein Schlaf des Nachts. Was, Likowski? Einen neuen Gaul? Den Rappen natürlich mit Vorteil verkauft — famos zugeritten, wie er war . . .

Und zwei neue Erscheinungen? Das war wohl Leutnant Hornmark — Herrgott, wie klein und zart und jung, und sollte Kerls kommandieren, die vielleicht schon mehr vom Leben wußten als er — und der da, der schlanke, mit der stolzen Haltung, das mußte der Oberleutnant Stephan Freiherr v. Marning sein. Vor ein paar Tagen hatte Leupold seine Karte hereingebracht.

Der Sohn alter Freunde, was man so „Freunde" nennt. Angenehme Bekannte, mit denen er manchen Herbst bei den Neuhofer Marnings zur Jagd zusammen als Gast gewesen war. Er entsann sich wohl: der junge Stephan hatte ihm immer gut gefallen, in seine besondere Unterhaltung hatte er ihn oft gezogen, er, der alternde Großindustrielle den jungen Leutnant, die scheinbar keine Interessen zusammen haben konnten. Aber der Geheimrat wußte, mit welcher schmalen Zulage sich Stephan ohne Schulden vornehm behauptete, denn dieser Zweig der Marnings war fast arm. Und wenn er so die schlichte, ernste Haltung des jungen Leutnants beobachtete, die voll Charakter war, dachte er an seinen Sohn . .

Seine Gedanken sagten dem gleichfalls herauf grüßenden Freiherrn v. Marning: Wie gern, lieber Marning, antwortete ich sofort auf Ihren Besuch mit einer Einladung, bei mir zu essen — bin ja kein menschenfeindlicher Querkopf — aber da sitz ich nun — vorbei ist's mit dem Gastlichsein . . .

Und es tat ihm seltsam dringlich leid, daß er dem jungen Marning keine Freundlichkeit erweisen konnte.

Nun war die Truppe vorbei. Er konnte ihr noch ein paar Minuten nachsehen — da zog sie hin, Mannschaft wie Offiziere, um in zäher, täglich neu aufgenommener Arbeit, mit einer moralischen Geduldskraft ohnegleichen, die unerhört opfervolle Mühe des Kriegshandwerks zu üben — dazu gehört Mannhaftigkeit, die nicht an Ruhm und Heldenrausch, sondern nur an Pflicht denkt.

Auch stille Helden, wie die tausend und abertausend, die arbeiten und sich bezwingen, und deren Namen und deren Arbeit und deren Kampf niemals jemand nennt und preist.

Ja, die gibt's auf allen Gebieten.

So dachte der alte Herr. Und da all seine Gedankenwege jetzt auf einen Menschen zuführten, so war er schon wieder bei seinem Sohn.

Ich hätte Wynfried doch vielleicht Offizier werden lassen sollen! Der Junge hatte es einmal gewünscht.

Aber er hatte so oft mit seinen Wünschen gewechselt; sie waren immer nur lau gewesen.

Und der einzige Sohn und Erbe! Ihn zum künftigen Mitbesitzer und späteren alleinigen Herrn von „Severin Lohmann" zu bestimmen, war das Selbstverständliche. Er hatte sich ja auch nie dagegen erhoben. Den ganzen Bildungsgang durchlief er ohne Widerspruch, aber auch freilich ohne jemals Aufsehen durch Fleiß oder Leistungen zu erregen — was sicher nicht von einem Mangel an Begabung, sondern von dem Überfluß an Beziehungen zum weiblichen Geschlecht herkam.

Hier übermannte den alten Herrn wieder der Zorn, und er unterbrach sich, um mit einem Stoß den dienstwilligen Tisch fast gegen die Wand fliegen zu lassen.

Nun war ihm freier, nun hatte er nicht die Barriere von Tischplatte mit all den Schüsseln und Speisen vor sich. Und mit der rechten Faust machte er eine Bewegung — durchschlug die Luft, als wollte er jemand treffen . . .

Aber die, der es galt, die war lange tot. Aus ihrem Grabe hätte er sie wieder holen mögen, um sie haßvoll zu fragen: Was hast du aus unserm Sohn gemacht? Einen Schwächling, einen, der am Weibe scheiterte, weil du ihn weibisch erzogst . . .

Er sah ihr kühles, ablehnendes Lächeln — er sah ihr schönes Gesicht, auf dem nichts geschrieben stand wie Wohlgefallen an sich selbst —

In einem seiner stürmischen Entschlüsse klingelte er plötzlich. Alsbald erschien eine schlichte blaue Livree in der Tür. Aber es war nicht Leupold, sondern der neuengagierte blonde Georg, dessen saubere Fadheit den alten Herrn immer irgendwie und ganz unlogisch ärgerlich reizte.

„Leupold!" sagte er befehlshaberisch.

„Leupold ist nach Schlutup hinüber, um die vom Herrn Geheimrat gestern abend angeordneten Besorgungen zu machen", sagte Georg in militärischer Haltung, als habe er noch immer seinen Hauptmann von Likowski vor sich.

„Ist mein Sohn schon aufgestanden?"

„Der junge gnädige Herr haben noch nicht das Klingelzeichen zum Bad gegeben."

Der alte gnädige Herr gab nur einen Laut von sich, der für Georgs Ohr etwas Ungeformtes behielt. Daß

aber beinah Verachtung darin klang, spürte der junge Mensch wohl, und er dachte aufsässig: Na, wir können doch nicht alle immer Glock fünf aufstehen . . .

Er war es ja zum Glück von seiner Militär- und Burschenzeit her gewöhnt. Aber wenn er der junge Herr gewesen wäre, würde er auch bis zehn schlafen. Und viel frohe Stunden schien der junge Herr seit seiner Ankunft gestern morgen auch nicht mit seinem Vater gehabt zu haben. Das ganze Haus stand unter dem dumpfen Wissen, daß zwischen Vater und Sohn „was los" sei — was, wußte kein Mensch, wenn nicht etwa Leupold. Aber der würde es auch nicht verraten.

Nun war der Geheimrat wieder allein. Nun mußte er sich von neuem in Geduld fassen. Er hatte doch ein Gefühl dafür, daß er seinen Sohn nicht wie einen Schuljungen aus dem Bett holen lassen könne . . .

Geduld — wenn eine so große, so schwere Frage zu beantworten ist — die bitterste, die das Leben bisher an ihn gestellt hatte. Was sollte aus seinem Sohn werden?

Äußerlich gesehen konnte ja alles, wie von jeher bestimmt gewesen, nun geschehen. Wynfried hatte alle Stadien der Vorschulung für die auf ihn wartende Stellung durchlaufen. Er war auf der Hochschule gewesen; auf befreundeten Hüttenwerken hatte er als Volontär in die Betriebe hineingesehen; er war ein Jahr auf einer Bank gewesen und ein Jahr im Ausland. Nirgends hatte er Anlaß zu Klage oder Lob gegeben. Ob er überhaupt gearbeitet hatte, war unklar.

Das prickelte und grämte den Vater! So eine glatte Null — sein Sohn! Lieber mit Härten, Ecken und Kanten sich herumstoßen! Die Neutralen hatte der Alte immer gehaßt.

Und das einzige Gebiet, wo Wynfried von der unauffälligen Bahn der eben Zureichenden gewichen war, das war grade das Verhängnisvollste von allen . . .

Ein Weib hatte ihn zerbrochen — er hatte sich zerbrechen lassen — das kam, weil ein Weib ihn verzogen und schwächlich genommen hatte.

Er, der Vater, konnte nicht den Erzieher spielen. Er, ein Mann, für dessen großartige Pflichtfülle der Tag immer um viele Stunden zu kurz war. Erziehung — das galt ihm auch als Frauen-, als Mutterwerk. Frauen sollen ihre Söhne auch erziehen können. Das war sein fast naiver Anspruch gewesen . . .

Er dachte an eine Antwort, die sein Sohn ihm gestern bei einer vorläufigen Aussprache gegeben hatte: „Ja, Vater, du bist eben einer von den Männern, die nur denken und arbeiten. Du weißt nicht, was das ist: lieben und leiden . . ."

Wie sich ihm da das Gesicht dunkel gefärbt hatte — wie rauh sein Ton, wie schroff sein Ausdruck gewesen war, das wußte er selbst natürlich nicht. Grollend und in so schwerer Düsterheit, daß sein Sohn verstummte, sprach er: „Was weißt denn d u von m i r ?"

Ja, was hatte sein Weib von ihm gewußt! Was wußte sein Sohn von ihm!

Einsam! Einsam!

Und die e i n e Hand, deren sanfter Druck schon ihm Glück und Frieden bedeutete, die hatte er nicht festhalten dürfen . . .

Lieben und leiden?

Als ob es das Teil der Müßigen, Schwachen, Zärtlichen, Durchschnittlichen sei — —

Wehe, wenn es die großen Arbeiter packt und die Ehernen. Die sich nicht zerbrechen lassen dürfen, wenn sie vor sich selbst voll Würde bleiben wollen. Helden müssen sie sein — aber in der Stille — denn es ziemt ihnen nicht, ihren Jammer zu zeigen — ihn laut auszurufen.

Ihre Leiden tragen die Maske der Rauheit oder Bitterkeit; der Gram ihrer Nächte bleibt ihr Geheimnis.

Erinnerungen kamen, und aus dem Groll glitt langsam seine Seele in weichere Stimmungen hinüber. Er sah das Weib, das er geliebt hatte, mit einer starken Deutlichkeit vor sich, die ihn beglückte und erschütterte. Für die, die groß lieben, ganz und mit der heißen Kraft der Hoffnungslosigkeit, gibt es keine Entfernungen und keine Gräber. Nie Besessenes bleibt unverloren und ewig nah. So war Klara nie für ihn gestorben und nie von seinem Gemüt entfernt —

Ihre dunkelgrauen Augen, von einer leisen Traurigkeit immer vertieft, richteten sich mit innigem Blick auf ihn. Ihre mädchenhafte Gestalt, mittelgroß und schlank, drückte in der ganzen Haltung so viel Ergebenheit und Keuschheit aus. Es war, als wehe der Hauch von Tempelluft aus den Falten ihrer Kleider. In der ganzen stillen, sanften Weiblichkeit ihres Wesens war dies unnahbare Feste gewesen — was ihn, den stürmisch Leidenden, bezwang und ihm half. Und wenn ihr feines, kluges Gesicht einmal von einem Lächeln erhellt wurde, etwa wenn sie zu ihrem Töchterchen sprach, dann war es rührend schön, zum Weinen schön . . . Er sah ihr braunes, fast glanzloses, lockeres Haar — er sah ihre edlen Hände, deren Ausdruck so merkwürdig wechselnd war — beredte Hände.

Solch ein Weib hätte seinem Sohn begegnen müssen. Eine, die den Mann zu Höhen emporführt, die er allein niemals erreichen kann.

Aber auf Wynfrieds Wegen waren ihm offenbar nur andere begegnet — oder er hatte das Talent, jedes Weib herabzuziehen — solche Männer gibt's. — Es gibt aber auch Frauen, sonst ganz unschädlich, scheinbar fast gut, wenn sie in Ungestörtheit bleiben; die ziehen den Mann herab, so wie sie nur in Berührung mit ihm kommen.

Gott mochte wissen, wie es mit Wynfried bestellt war.

Ich kenn meinen Sohn nicht! Das gestand er sich ein. Weiß bloß seine undeutbaren äußeren Abgeschliffenheiten — die äußeren Daten seiner Liebesgeschichten — was sonst in ihm steckt — viel? — Nichts? Ich weiß es nicht."

Und nun soll ich davon und diesem unbekannten jungen Mann, bloß weil er mein Sohn ist, mein Leben vermachen? Er soll sich auf meinen Thron setzen? Und vielleicht alsbald in Grund und Boden regieren, was ich in dreißig Jahren zur Blüte gebracht? Zum Kuckuck auch, es geht doch nicht allein um mich und meinen Herrn Filius. Es geht um die Wohlfahrt von Tausenden. Alles, was von mir und meinen Unternehmungen sein Dasein hat, will weiter existieren — volkswirtschaftliche Werte und die Zukunft Vieler dürfen nicht in lässige Hände gelegt werden —



Ein Niedergang von „Severin Lohmann“ würde einen Niedergang der Gegend bedeuten. Lebten denn nicht drüben in Schlutup die Gewerbetreibenden, die Handwerker, die Ladeninhaber zum großen Teil von der Beamtenschaft und den Arbeitern seines Werkes? Und dann: Kräfte werden einmal abgenutzt, Beamte müssen gehen, um neuen Persönlichkeiten Platz zu machen. Hatte Wynfried die Gabe, rechte Männer zu wählen? Eine der allerwichtigsten Begabungen für die Beherrscher so großer Unternehmungen — nicht einmal der kleinste Krämer kann gedeihen, wenn sein Gehilfe unfähig und treulos ist. Und was für Männer brauchte dieses Werk? Mit Genugtuung dachte der Geheimrat an seine klügste geschäftliche Tat: an seinen Mut, den er besaß, indem er seinen Generaldirektor Thürauf mit einem Ministergehalt verpflichtete, weil diese erlesene Kraft nicht billiger zu haben war. Und mit Thürauf kam eine noch größere Blüte. Ja, solche Männer muß man erkennen — erfühlen können — das ist eben Begabung.

„Thürauf wird nicht bleiben, wenn ich sterbe“, das sagte sich der Geheimrat. „Nur als Generaldirektor einer Aktiengesellschaft bliebe er. Einen anderen Chef als mich ertrüge er nicht. Er spürt, daß ich ihn einschätze — bis in seine subtilsten Fähigkeiten hinein . . .“

„Severin Lohmann“ sollte nicht in der dritten Generation Privateigentum bleiben? Das tat weh.

Immer leidenschaftlicher überdachte er sein Lebenswerk, seinen Besitz, all die zahlreichen Existenzen, die daran hingen und mit dem Hinwelken der Geschäftsblüte auch zum Absterben bestimmt wären . . .

Und aus diesem Grübeln rang sich ihm ein geradezu dämonischer Wille empor, noch zu leben! Er konnte, er wollte, er durfte nicht davon, ehe er nicht wußte: wer und was ist mein Sohn? Was wird aus meinem Werk, meinem Reichtum?

Ein beinahe abergläubischer Gedanke fiel wie ein Blitz in seine gärende Unruhe.

Durch die Frauen, seine Mutter miteingeschlossen, ist er zerbrochen worden — eine Frau soll aus ihm den rechten Mann machen, meinen echten Sohn — denn er muß doch ein Tröpflein meines Blutes in den Adern haben.“

Aber wo die Rechte finden?

Hier waren keine! Die nette, fröhliche Mimi, seines ersten Chemikers einzige? — Ach, die war ja gänzlich eine angenehme, höhere Tochter und nichts mehr. Und die drei seines Generaldirektors Thürauf? Trefflich erzogene, gute Mädchen, mal brave Gattinnen für sparsame, strebsame Männer. Oder der rothaarige Backfisch des Großindustriellen Stuhr, der vor zwei Jahren drüben bei Schlutup eine große Sensenfabrik gegründet hatte? Vielleicht die Witwe des Barons Hegemeister, die auf ihrem Schloß Lammen saß, und von der man sagte, sie seufze von ihrer Kemenate übers Meer hinaus, ob nicht ein zweiter Gatte dahergefahren käme? Alle nicht für Wynfried passend.

Keine — weit und breit. Und der Vater hatte doch das starke Gefühl, er müsse für den Sohn wählen. Daß Wynfried kein Urteil für weiblichen Unwert oder Wert hatte, war ja erwiesen.

Keine? Er fühlte plötzlich, daß er sich all diese Figuren vor sein Auge gerufen hatte, nur um an der einen vorbeizuhuschen, die seines Sohnes guter Engel werden konnte. Denn sie war die eine, von der er vorher wußte: ihr entlockte Reichtum und Stellung kein rasches Ja! Sie würde nur einwilligen, wenn ihr Herz und ihr Verstand Aufgaben sahen.

Einen ganz roten Kopf hatte er bekommen. Er strich sich mit der Rechten über die Stirn, als könne er Hitze und Röte wegwischen. Er sollte sich doch nicht aufregen.

. . . Und ganz plötzlich war er von einer ängstlichen Folgsamkeit erfüllt, hatte den nicht gerade klar zum Bewußtsein kommenden, aber doch dringlichen Vorsatz, allen ärztlichen Verordnungen fortan mit Lammsgeduld zu folgen. Denn er wollte leben — leben!

Er sah nach der Uhr. Halb acht! In etwa einer Viertelstunde mußte sie sichtbar werden. Dann tauchte ihre Gestalt auf. Die Sandsteintreppe zwischen den Anlagen kam sie herauf. Denn sie wohnte drüben bei der Witwe des früheren Hüttenarztes. Und die Frau Doktor Lamprecht liebte das Mädchen wie ein eigen Kind. Jeden Morgen und Nachmittag, in Wind und Wetter, an lachenden Sommertagen, und wenn Schnee durch die Luft trieb, kam sie über die Fähre her, auf ihrem Berufsweg,

der sie ins Schulhaus führte. Das lag weiter hinauf an der Landstraße; man mußte an der ganzen Front des Werkes vorbei und noch ein paar Minuten weiter. Dann kam man an das fröhlich aussehende weiße Haus mit grünen Läden und rotem Dach, das der Geheimrat für den Schulunterricht all der Kinder von Severinshof gebaut hatte.

Diese Kolonie zog sich in einem Viertelkreis nördlich des Werkes hin, das Schulhaus an der Landstraße war ihr Abschluß. Auf das Schulhaus folgte dann in ihrem großen Garten die stattliche Villa des Generaldirektors Thürauf und die Doppelhäuser für all die zumeist verheirateten Herren Chemiker, Ingenieure und kaufmännischen Abteilungsvorstände des Werks. In Severinshof hatte der Geheimrat den Stamm der Arbeiter in freundlichen Häuschen mit Garten angesiedelt, die sich dem Werk auf immer verbunden fühlten und von ihm Pension für ihre Feierabendruhe erwarteten.

Sie unterrichtete in der Schule — seit zwei Jahren oder dreien — dem Geheimrat kam es vor, als müsse es schon immer so gewesen sein.

Jeden Morgen, seit er das Bett mit diesem gewaltigen Stuhlungeheuer hatte vertauschen dürfen, war es seine Unterhaltung, aufzupassen, ob sie pünktlich zwischen den Hainbuchenwänden auftauche, die die Sandsteintreppe bis zum Fluß hinab begleiteten. Und ihr Gruß war ihm sein bißchen Poesie. —

Und jeden Sonntagmorgen, manchmal auch am Sonntagnachmittag zum Tee kam sie zu ihm ins Haus — eine schöne reiche Stunde lang. —

Sie verstanden sich gut, der vielfache Millionär und stolze Arbeiter und die junge, arme Volksschullehrerin. —

Wenn sie meine Tochter werden wollte! Der Gedanke an solche Möglichkeit erschütterte ihn beseligend.

Er sah der teuren Toten in die Augen, die unsichtbar in Stunden, wo er mit sich selbst sich beschäftigen konnte, immer bei ihm war. Ihr Segen wäre über den Kindern.

Aber würden sie wollen? Dieser Sohn, der zu müde und freudlos schien, um noch einen Entschluß zu fassen? Dies Mädchen, das mit einer so merkwürdigen Gefaßtheit, verschlossen ohne Kälte, zufrieden, wunschlos in bescheidenen Verhältnissen dahinlebte, trotzdem ihre frühe Kindheit von Luxus umgeben gewesen war?

Reue erfaßte ihn. Er hätte das Kind, als es verwaist und mittellos dastand, in sein eigenes Haus nehmen sollen. Dann hätte Wynfried die Heranwachsende oft gesehen, vielleicht beizeiten kennen, würdigen und lieben gelernt, und alles wäre von selbst einer glücklichen Wendung entgegengewachsen, was man nun gewaltsam einzubiegen und einzurenken versuchen mußte. —

Aber damals lebte ja seine Frau noch.... Daß er das auch nur einen Augenblick vergessen konnte. . . . Seine Frau, die das Mädchen mißbildet oder mißhandelt hätte — auf diese feine Weise, wie sie zu mißhandeln verstand: durch Hochmut und Kälte, die so versteckt waren, daß sie sich stets ableugnen ließen, und doch so spürbar, daß man sich darunter bog wie unter Peitschenhieben.

Nun war es zehn Minuten vor acht. Gleich mußte sie kommen.

Die Anlegebrücken hüben und drüben konnte er nicht von seinem Platz aus sehen; auch jene Stelle des Flusses, über die der Fährmann den Kahn ruderte, verbarg ihm ein Baumwipfel.

Jetzt erschien ihr Kopf, der Körper wuchs im Emporschreiten auf der Treppe, nun stand sie auf der obersten Stufe und hob das Gesicht zu ihm. Eigentlich konnte er von seinem hohen Sitz aus nicht jeden Zug deutlich erkennen, aber mit den Augen der Seele sah er sie, als stehe sie dicht vor ihm. Ihm schien, ihr dunkles, einfaches Kleid wirke wie eine vornehme Tracht; ihre Kleidung war immer so sorgsam. Am schlanken Hals glänzte der weiße Kragen. Auf dem lockeren Haar saß ein einfacher, gefälliger Hut. Unter dem Arm trug sie Bücher. Was für eine stolze und sichere Haltung sie hatte, und wie schön sie sich bewegte. Diese feinen, klugen Züge, den etwas herben Mund, die tiefen grauen Augen — er kannte sie seit vielen, vielen Jahren.

„Klara!" sagte er lautlos zu ihr hinab.

Und er meinte eigentlich doch eine andere Klara. Die, die längst von den Enttäuschungen ihres Lebens ausruhte — in jener Ruhe, die nichts mehr von sich weiß — nicht einmal die Wohltat fühlt, daß alle Not zu Ende ist.

Ihre Tochter! Die Tochter der Frau, die er geliebt und nie besessen hatte —

Zuweilen dachte er: wenn die Welt das wüßte! Lachen würde sie — lachen darüber, daß Severin Lohmann das Andenken an seine entsagungsvolle Liebe heilig hielt.

Er aber fühlte es tief: auch der Rauheste, auch der Größte, auch der Arbeitsriese — er verliert alle Fäden zum Verständnis des Menschen — verliert sich selbst in Unbarmherzigkeit und Kälte, wird zur Maschine, wenn er nicht tief in sich ein leises, kleines Feuer lebendig hält. Und das Verlangen zur Liebe und zum Gedankenspiel mit einer Liebe, das ihm wie allen Sterblichen eingeboren war, hatte ihm sein Weib nicht sättigen können. — Als er acht Tage mit ihr verheiratet war, wußte er schon, daß eine schöne Larve ihn getäuscht hatte.

In den schweren und bitteren Erwägungen der heutigen Morgenstunde war das alles wieder zu starkem Leben erwacht: das Leiden und die Entsagung von einst....

Klara grüßte herauf. Und seltsam — anstatt wieder zu grüßen, streckte er nur die Rechte gegen das Fenster aus — wie eine verlangende Geste war das: Komm!

Und sie lächelte. Er sah es genau. Sie nickte. Wie ein unbefangenes, fröhliches Mädchen tut, das in gesunder Freudigkeit an seine Pflicht geht.

Ja, sie — sie! Sie war die Gesundheit. Sie war die Kraft. Sie war die Jugend. Sie war die Schönheit. Die Liebe. Das Glück.

In der Stärke seines Wunsches, in der Herrengewohnheit, Wunsch und Wille sich untrennbar rasch vermählen zu lassen, in der grandiosen Selbstsucht des Verantwortlichen, der nur seine heiligen Zwecke bedenkt, in all diesen großzügigen Gewohnheiten seines geistigen Lebens kam ihm gar nicht die Erwägung, ob er auch Schicksal spielen wolle zum Unheil anderer Menschen.

Er war wie benommen von dieser Autosuggestion: sie ist zur Retterin meines Sohnes vorbestimmt, zur Erhalterin meines Lebenswerkes, in ihr kommt ihre Mutter zurück und will durch sie erfüllen, was uns versagt bleiben mußte. —



Als die rasch Dahinschreitende seinem Blick völlig entschwunden war, setzte er wieder die Klingel in Bewegung, mit einem so heftigen und kräftigen Druck, daß das schrille Geläut drüben im Dienerzimmer gar kein Ende nahm. Und dem atemlos herzulaufenden Georg wurde der Befehl: „Ich lasse den jungen Herrn bitten, sich zu mir zu bemühen. Um neun kommt aber Silvester und malträtiert mich — also bitte noch vorher."

„Sofort", sagte Georg verängstet. Denn er sollte eine „Bitte" überbringen und hatte doch einen Befehl gehört, hinter dem sich das Donnergrollen fürchterlichsten Unwetters barg, falls der Befehl nicht augenblicks befolgt werde. Und wie sollte er das dem jungen Herrn beibringen, der auf jede Bestellung immer nur ein lässiges, zweifelndes „So—o?" als Antwort hatte.

Aber es mußte ihm doch wohl gelungen sein, das Dringliche und Bedrohliche des Auftrags fühlbar zu machen. Denn einige Minuten später trat Wynfried Severin Lohmann bei seinem Vater ein.

Er war im Morgenanzug, das gesteppte lila Seidenjackett, das weiß und lila gestreifte Seidenhemd kleidete ihn sehr gut, aber gaben seiner Erscheinung doch einen verzärtelten Charakter.

(Fortsetzung folgt.)

Der Backfisch.

Von Wolfgang Merker.

Ein Nachmittagskonzert! Alle Tische des großen Raumes sind besetzt, die Hausfrauen halten ihr Kränzchen ab, die Pärchen flirten, und die Musikfreunde versuchen, durch den Lärm hindurch wenigstens einige Töne zu erhaschen. An den Familientischen haben sich aber neben den würdigen Müttern auch mehr oder minder jugendliche Töchter eingefunden, die unter bewährter Aufsicht Kaffee und Kuchen, vielleicht auch Torte mit Schlagsahne verzehren und dazu Handarbeiten anfertigen. Natürlich geht das alles nicht so ohne Geräusch ab, „wenn gute Reden sie begleiten" ist ein treffliches Motto für Kaffeekränzchen und -konzerte, und die Jüngsten sind gerade die flinksten mit dem Zünglein, eben unsere lieben Backfische. Wenn du ihnen ein Weilchen zuhörst, was kannst du da alles aus ihrem Alltags- und Festtagsleben erfahren! Am wenigsten von der Schule, sie würde beinah einen Mißklang in der schönen Harmonie der Stimmung hervorbringen; eher einmal etwas von Kirche und Pastor und der bevorstehenden Einsegnung, am meisten aber werden die geselligen Themen abgehandelt: vom Tennis bis zum Tango und dann die Kleiderfrage, Hüte und Schuhe inbegriffen. Sie wird historisch behandelt: „Weißt du noch, als ich das Graugrüne trug?" oder vergleichend: unter Heranziehung aller Verwandten und Bekannten, oder kritisch: mit Spitzen und Seitenhieben gegen die Rivalinnen. Dazu eine kleine Liebelei, ein interessantes Erlebnis — und das Repertoire der Backfische ist erschöpft.

Sind denn wirklich alle Backfische so oberflächlich, kennt keine dieser werdenden Jungfrauen etwas Höheres oder Tieferes? O doch, eine kurze, aber buchstäblich wahre Geschichte wird uns eines Besseren belehren. Ein junger Rechtsanwalt, der eine gute Praxis besaß, starb plötzlich; er hinterließ der Witwe ein nicht großes Vermögen und fünf Kinder, Mädchen von einem bis dreizehn Jahren. Was aber noch schlimmer war als die äußere Enge der Verhältnisse, war die völlige Unfähigkeit der noch jungen Frau, zu wirtschaften und zu sparen. Sie war in Wohlleben großgeworden, hatte in ihrer Ehe über reichliche Mittel verfügt und alles andere den Dienstboten überlassen. Auch nach dem Tod des Gatten vermochte sie nicht, die geringen Einkünfte richtig zu verwenden, sie mußte immer wieder das Kapital angreifen. Kurz, es ging reißend bergab. Da trat eines Tages die älteste Tochter Agnes — sie war gerade dreizehn geworden — an ihre Mutter heran mit der Bitte, ihr Wirtschaft und Kasse zu übergeben; es müsse anders werden, oder die Familie würde zugrunde gehen. Die Mutter war leicht zu überreden, ihrem Phlegma war die Abstreifung der häuslichen Pflichten ganz gelegen, und nun begann unter der Leitung des Backfisches eine neue Ära in der Wirtschaftsführung, eine Epoche der Einteilung und Sparsamkeit, und als Agnes später einem braven Mann als Frau folgte, hatte sie die jüngeren Schwestern schon gelehrt, in ihre Fußtapfen zu treten. Ein Backfisch als Retterin einer Familie — keine Romantik, sondern schlichtes Leben — ein Beweis, daß auch unsere Backfische im Notfall wohl noch anderes leisten können, als Tanzstunden besuchen und Schlagsahne essen. Wenn wir die Seele des Backfisches analysieren wollen, so müssen wir zweierlei dabei bedenken: es ist die einer Frau, aber die einer unfertigen. Die Psychologie des Weibes überhaupt gehört zu den Problemen, über die sich „die Gelehrten nicht recht einig sind", besonders steht sich da die Partei der Dichter und die der Philosophen gegenüber. Die Poeten sagen: die Seele der Frau ist unergründlich wie das Meer; die Philosophen dagegen behaupten, es sei gar nicht so schlimm mit der Schwierigkeit, man könne vielmehr die seelischen Eigenschaften gerade der Frau mit Leichtigkeit auf bestimmte Typen zurückführen. Ich halte die letztere Ansicht für die — ungalantere. Neben dieser ersten Schwierigkeit steht nun noch die zweite, daß wir es nicht mit einer vollendeten, sondern einer werdenden Frau zu tun haben, das erschwert die Untersuchung bedeutend. Übrigens hat diese Unfertigkeit auch sicher den Namen „Backfisch" hervorgebracht. Dieser stammt nach Friedrich Kluges' Ansicht aus der Sprache der Fischer und bezeichnet die nicht zum Kochen, sondern zum Backen bestimmten kleineren und zarteren Fische. Die sinnvolle Übertragung dieses Ausdrucks auf hoffnungsvolle junge Mädchen wird den Studenten zur Last gelegt, die ja in ihrer Mundart Bilder und Gleichnisse lieben. — Daß die Studenten auch hier die Übeltäter gewesen sind, ist nicht nur innerlich wahrscheinlich, es ist schon im siebzehnten Jahrhundert ausdrücklich bezeugt (Kluge, Studentensprache S. 19), ebenso sicher aber ist, daß der Bursche damit nicht besondere Hochachtung ausdrücken wollte, und so könnten diese Zeilen zugleich die Aufgabe einer Rettung des vielgeschmähten Backfischs übernehmen. Es klingt ja freilich nicht gerade wie ein Hymnus, wenn ich damit beginne, daß Minna von Barnhelms Selbstbekenntnis, das ihr Lessing in den Mund legt, hervorragend gerade auf die jüngsten der jungen Mädchen paßt: „Wenn alle Mädchen so sind, wie ich mich jetzt fühle,



so sind wir sonderbare Dinger. Zärtlich und stolz, tugendhaft und eitel, wollüstig und fromm." — Gerade dieses Schwanken zwischen den Extremen ist für den Backfisch bezeichnend, weil er tatsächlich nichts Rechtes mit sich anzufangen weiß. Er ist ein Amphibium und lebt halb in der reiferen Sphäre des Erwachsenen, halb in der naiven des Kindes. Er ist — bildlich gesprochen — halb Junge, halb Mädel, schwärmerisch und keck, hingebend und trotzig. — Daher ist seine pädagogische Behandlung so ausnehmend schwierig, man weiß nie, ob man ihn als Kind oder als Erwachsenen ansehen soll; im ersten Fall ist er zuweilen in seinem Selbstgefühl gekränkt, im zweiten macht er sich vielleicht über dich lustig. Für eins hat allerdings der Durchschnittsbackfisch immer Verständnis und Aufnahmefähigkeit, das ist für ein fröhliches Vertrauen, mit Nachsicht gepaart; wenn ihm dies entgegengebracht wird, so gibt er sich Mühe, das Entgegenkommen zu rechtfertigen, natürlich nur, wenn es ein echter, unverdorbener Backfisch ist. — Verhältnismäßig leicht haben es die Mütter mit den halbwüchsigen Töchtern, obwohl ich im Geist jetzt die heftigsten Proteste höre. Sie sind gleichen Geschlechts mit ihnen und haben ihre körperliche und geistige Entwicklung vom ersten Lebenstag an überwacht. Sie kennen alle ihre kleinen Geheimnisse, bis zu einer bestimmten Altersstufe wenigstens. Dann allerdings verschließt das Mädchen sein Tagebuch und verbittet sich die Öffnung seiner Briefe, wenn auch in jenem nur abgedroschene, sentimentale Redensarten und in diesen bloß schwärmerische Liebesbeteuerungen einer Freundin stehen. Viele Mütter glauben in diesem Augenblick das Herz ihres Kindes verloren zu haben; keineswegs, es ist nur Schamhaftigkeit und die Lust am Romantischen, die diese scheinbare Abkehr vor der Mutter veranlassen. In stillen Stunden ist der Backfisch nur um so zärtlicher zu seinem Mütterlein und schwärmt seiner Lieblingsfreundin von diesem vor. Darum fällt der Mutter die pädagogische Behandlung leichter, sie kann und darf sich der Tochter gegenüber unmittelbarer geben als der Vater, dem schon die Ungleichheit des Geschlechts bestimmte Normen der Behandlung absteckt, und der tatsächlich zuweilen im unklaren darüber ist, ob er sein Kind oder eine fremde junge Dame im Haus hat.

Betrachten wir doch einmal das Verhalten der Väter ihren Backfischen gegenüber, es zeigen sich dabei höchst markante Gegensätze. — Es gibt zunächst Backfischväter, die gar nicht das Bewußtsein dieser verantwortlichen Stellung haben und den Backfisch genau so behandeln wie ihre Knaben. Eine solche Behandlung findet sich wohl am häufigsten in den Familien, in denen der Backfisch neben einer Anzahl Jungen das einzige Mädchen ist. Da macht der Vater seinetwegen nicht besondere Umstände: wenn er sich vor seinen Söhnen in Hemdsärmeln zeigt, so wird das seiner Tochter auch nicht schaden. So gerät hier die Backfischerziehung meist ein wenig derb, aber es gibt dabei frische Mädel, die mit den Brüdern an Wildheit und dummen Streichen wetteifern. Dazu sieht der Vater auch keineswegs scheel, und es ist mehr ein Lob als ein Tadel, wenn er zur Tochter sagt: „Du bist ein richtiger Junge." Anderseits findet sich der Fall solcher knabenähnlichen Erziehung gerade auch in solchen Familien, in denen der Backfisch das einzige Kind überhaupt ist und alle Hoffnungen des Vaters auf seinem Haupt trägt, nur daß hier nicht die Wildheit des Knaben herangebildet wird, sondern ein persönliches und engeres Verhältnis zum Vater. Hier unternimmt dieser weite Fußwanderungen mit seiner Tochter, belehrt sie über dies und das und lenkt ihren Blick schon früh auf einen zukünftigen Beruf, vielleicht auf den, den er sonst seinem Sohn zugedacht hätte. Wenn hier der Vater in dem Mädchen einen Ersatz für den Stammhalter sieht, so braucht dies keineswegs auf seine ritterliche Haltung ihr gegenüber hemmend einzuwirken, im Gegenteil, der Umstand, daß sie die einzige Tochter ist, verpflichtet ihn zu zarter Rücksicht und macht ihn der zweiten Gattung von Backfischvätern ähnlicher, die nun besprochen werden soll. Es gibt nämlich Familien, in denen der Backfisch die allergrößte Rücksicht von seiten seines Vaters genießt, in denen er völlig die Rolle der jungen Dame bei ihm spielt. Nicht nur, daß er sich des zartesten Umgangstones ihm gegenüber befleißigt, sondern er zeigt auch eine Liebenswürdigkeit und Aufmerksamkeit, wie sie nicht einmal seine Gattin genießt. Stellt diese eine außergewöhnliche Anforderung an ihn, so brummt er vielleicht, das Töchterchen braucht nur einen Wunsch zu äußern, so wird er sofort erfüllt. Im letzten Augenblick vor dem Tanzstundenball läuft er in verschiedene Läden und kauft eigenhändig noch Schmuck und Handschuhe. Der Gabentisch des Backfisches, sei es zu Weihnachten oder am Geburtstag, strotzt von Gaben, die alle von der zartsinnigen Sorgfalt des Vaters Zeugnis ablegen; er versteht es, der Tochter ihre geheimsten Wünsche abzulauschen. Auf der Reise sorgt er für guten Platz und Erfrischungen, er trägt bei Fußwanderungen ihren Rucksack und erkundigt sich in regelmäßig wiederkehrenden Abständen nach ihrem Ergehen, und das alles mit einer Zärtlichkeit, die eine Braut neidisch machen könnte. Dadurch bildet sich zwischen Vater und Tochter ein so inniges Verhältnis heraus, daß sich die Mutter zuweilen zurückgesetzt fühlt. Schwer hat es bei solchen Backfischvätern die Schule. Diese erscheint ihnen als eine rauhe Notwendigkeit, die Lehrer als mehr oder minder unverständige Tyrannen, jeder Tadel als ein Sakrileg, ein Vergehen gegen das Heilige. Wenn der Backfisch einen Beruf ergreifen soll, so wird ihm darin die weitestgehende Freiheit gelassen, und sein Wille ist das höchste Gesetz, selbst bei häufigem Umsatteln. Solche zärtlichen Väter wirken auf den Unbeteiligten zwar rührend, sind aber für die Entwicklung des jungen Mädchens durchaus nicht immer nützlich, ihre Ritterlichkeit erzeugt häufig ein übergroßes Selbstbewußtsein und eine gewisse Empfindlichkeit, und beides kann man auf einem vielleicht dornenvollen Lebensweg zuweilen hindernd empfinden. Nur das eine Gute hat diese liebevolle Behandlung: sie gewährt dem Mädchen später, wenn es im Leben hin und her gestoßen wird, die Erinnerung an eine glückselige Jugendzeit, und die ist allerdings auch etwas wert.

Ich schließe diesen Beitrag zur Naturgeschichte des Backfischs mit der Bemerkung eines modernen Autors, der neulich behauptete, es gäbe keine „Backfische mit Hängezöpfchen" mehr, an seine Stelle sei „das junge Mädchen mit dem breiten Band im Haar" getreten. Diese Behauptung sollte zunächst für die Bühne gelten, und da mag sie ihre Richtigkeit haben, für das Leben möchten wir doch noch unsern alten Backfisch reklamieren, selbst wenn er das Haar aufgesteckt trägt. Die Tugenden und Fehler dieser weiblichen Altersklasse werden in alle Ewigkeit bestehen bleiben, und es wäre schade um beide, wenn sie verloren gingen. Sie wirken erfrischend wie ein Trunk aus kühlem Quell, und diese Erfrischung brauchen wir in unserm allzu vernünftigen Zeitalter mit seiner Jagd nach dem Vorwärtskommen. Wo es noch Backfische gibt, gibt es keine Senilität — sie sind die wahre Verkörperung der Jugend.

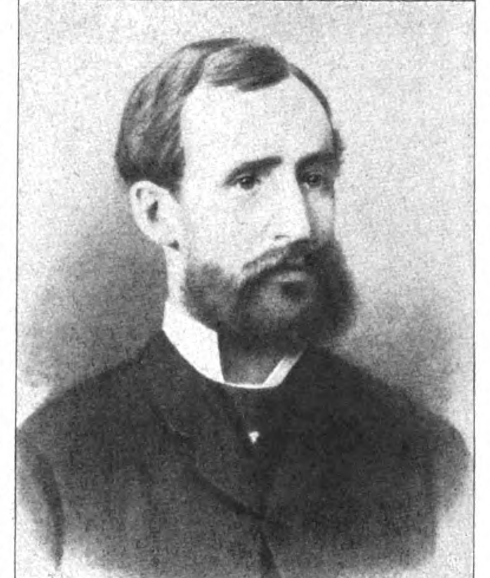


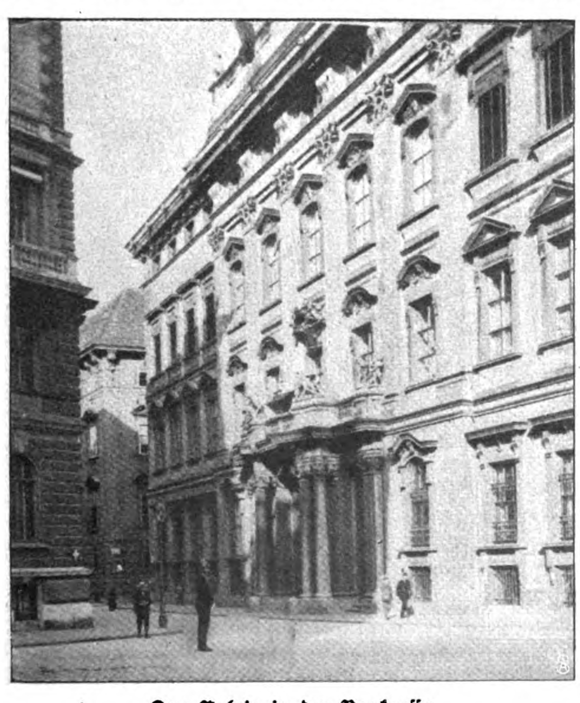
Der regierende Fürst von und zu Liechtenstein.

Von Egon Dietrichstein. — Hierzu 7 Spezialaufnahmen für die „Woche" von H. Spira.

Das Palais des regierenden Fürsten Johann ist ein massives, stilles und ernstes Gebäude, würdevoll und ohne äußeren Prunk. Ein Haus, das nichts von den stilisierten Dekorationen so vieler Adelspaläste hat, sondern in seiner vierschrötigen, breiten Nüchternheit einen amtlichen Charakter trägt. Und es ist ja auch zum Teil Landesverwaltung, Behörde. Die Räume der Hofkanzlei sind hier untergebracht, der gegen den idyllischen Minoritenplatz liegende Trakt ist der bureaukratischen Aktenerledigung gewidmet, in der bureaukratischen Nachbarschaft des Unterrichtsministeriums.

Das ist ein einsames Palais in einer stillen, von keiner Elektrischen, von keinem regen Wagenverkehr aufgescheuchten Gasse. Und in seinem reservierten, dem lärmenden Getriebe entrückten, innerlichen Wesen zeigt es eine Verwandtschaft mit dem Hausherrn. Fürst Johann hat niemals die Oeffentlichkeit, den Prunk, die Verehrung der Masse, die Schaustellung bei Festlichkeiten gesucht, und die Leute sagen, er habe diese Danaergeschenke sogar gehaßt. Vor sechs Jahren, anläßlich des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums, erschien der Fürst im Scheinwerfer der Oeffentlichkeit, Huldigungen, Zeitungsartikel befaßten sich mit seiner Persönlichkeit. Es dauerte nur wenige Tage. Der Fürst zog sich wieder in sein einsames Leben zurück. Von kleineren Reisen, Ausflügen auf nahe gelegene Güter abgesehen, wohnt Fürst Johann mit seinem Bruder Prinz Franz, dem ehemaligen Botschafter in Rußland, im Palais in der Bankgasse. Seine Fahrten führen ihn nur auf wenige Tage von Wien fort, meistens auf den Liechtenstein am Semmering oder nach Mähren, wo er nach kurzem Aufenthalt wieder nach Wien zurückkehrt, um bald wieder zu verreisen. Diese Ausflüge des Fürsten, diese Abfahrt und Rückkehr wiederholen sich mitunter im Lauf einer Woche, und das Personal wird immer erst einige Stunden vorher von den plötzlichen Entschlüssen seiner Herren verständigt. In Eile wird der Bahnwaggon bestellt, in dem der Fürst mit seinem Kabinettsekretär reist, werden die Dispositionen für die Abfahrt getroffen. Nach wenigen Tagen, gewöhnlich Samstag abends, wird schon wieder die Ankunft signalisiert. Dazwischen lag früher der Aufenthalt bei Mariaschutz auf dem Semmering, wo ein hagerer Forstmann, fast von niemand als Seine Durchlaucht identifiziert, im frühesten Morgengrauen auf die Hühnerjagd ging. Nach Liechtenstein reist der Fürst selten. Einem großen Teil der Bevölkerung ist er hier unbekannt.


Der regierende Fürst Johann von und zu Liechtenstein.


Das Palais in der Bankgasse.

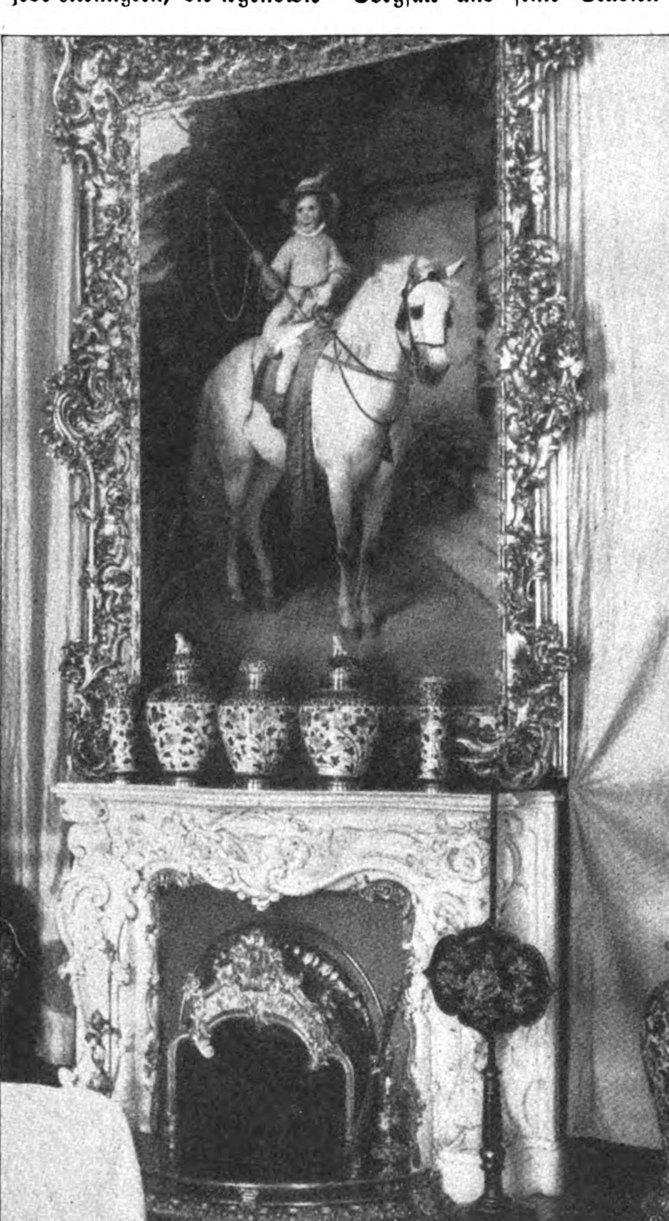

Aufgang zur Hofkanzlei.



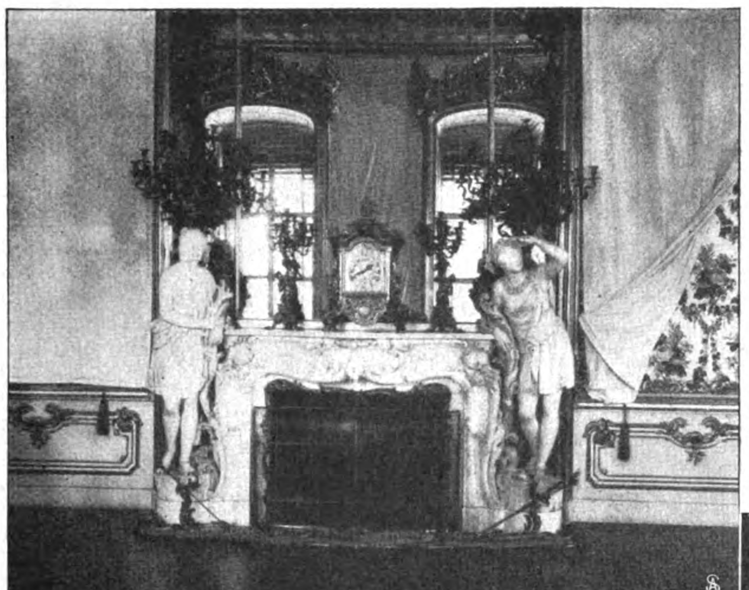
In Wien arbeitet er fast den ganzen Tag, vom frühen Morgen bis spät in die Nacht. Arbeitet mit der Gewissenhaftigkeit, dem Fleiß und der Ausdauer eines Pflichtmenschen, den äußere Einflüsse nicht von seinen Aufgaben ablenken, an der Erledigung von Akten und Eingaben. Das ganze Personal ist darauf eingerichtet, jedes Detail, jede Kleinigkeit, die irgendwie seine Person und sein Eigentum betrifft, dem Fürsten vorzulegen. In den wenigen freien Stunden, die ihm übrigbleiben, läßt sich der Fürst Phonolamusik vorspielen.

Festlichkeiten, Empfänge sind sehr selten geworden. Sie waren nie sehr häufig. Aber doch, früher einmal trugen die Champagnerlieferanten ihre Körbe in das Palais, wurden in den Prunkräumen die weißen Ueberhänge von den Gobelins genommen, der Herr Portier legte seine Paradeuniform an, die Equipagen fuhren in den Hof, und von oben leuchtete aus dem Glanz Liechtensteinschen Prunkes eine festliche Illumination.

Aber wie gesagt, Fürst Johann liebte die Festlichkeiten nie sonderlich. Auch nicht in seiner Jugend. Er steht überhaupt abseits von den Traditionen der Liechtensteins, ist seinen ganz eigenen, einsamen Lebensweg gegangen. Die Liechtensteins waren Offiziere, Ulanenleutnants auf den Rennplätzen, Kriegshelden auf dem Schlachtfeld, Generale und Diplomaten, an den obersten Stellen bureaukratischer Karriere, Namen in den Präsenzlisten der Festlichkeiten, Gäste der großen Salons, Gesellschaftsmenschen. Fürst Johann ist kein Freund des Offiziellen und hat auch nicht den Verkehr mit dem österreichischen Hof gesucht. Seine Titel sind mehr angeboren als erworben: Regierender Fürst, Herrenhausmitglied. Seine militärische Karriere war sehr kurz: Leutnant bei den Ulanen. Mehr Pflicht als Neigung. Er hatte niemals diplomatische, militärische oder überhaupt Beamtenambitionen. Seine Liebe, sein Ehrgeiz, sein Wissen und Wirken blieben der Natur, der Scholle, dem Grund und Boden, dem Blühen der Felder, dem Leben in den Forsten zugewendet. Aeußerlich nur ein Großgrundbesitzer. Aber eigentlich unendlich mehr. Denn seine Wälder und Güter sind für ihn nicht nur Besitz, sie sind sein Lebenselement, er ist mit ihnen aufgewachsen, er hat sie gepflegt, bereichert, ihnen seine Sorgfalt und seine Studien zugewendet. Nach der Frequenz an der Bonner Universität ließ er geschulte Landwirte von Liebig in München und Kühn in Halle kommen, er zog die Forste groß, hob die Landwirtschaft, errichtete Ackerbauschulen und stiftete Stipendien. Und so hat Fürst Johann seinen Wirkungskreis in einer anderen Richtung gefunden als seine Vorfahren: als passionierter, in der Landeskultur Wertvolles leistender Landwirt und als Kunstmäzen von Generosität, Verständnis — und, was die Hauptsache ist — mit dem Talent zum Mäzen, ohne das die Unterstützung der Kunst — und sei es mit noch so viel Geld — wertlos bleibt. Fürst Johann hat dem Kunstleben in Oesterreich beides, seine materielle und seine überlegte künstlerische Förderung, angedeihen lassen, er hat es mit Schätzen aus seinem Besitz bereichert, mit Juwelen der Malerei.


Jugendbildnis des Fürsten Johann.

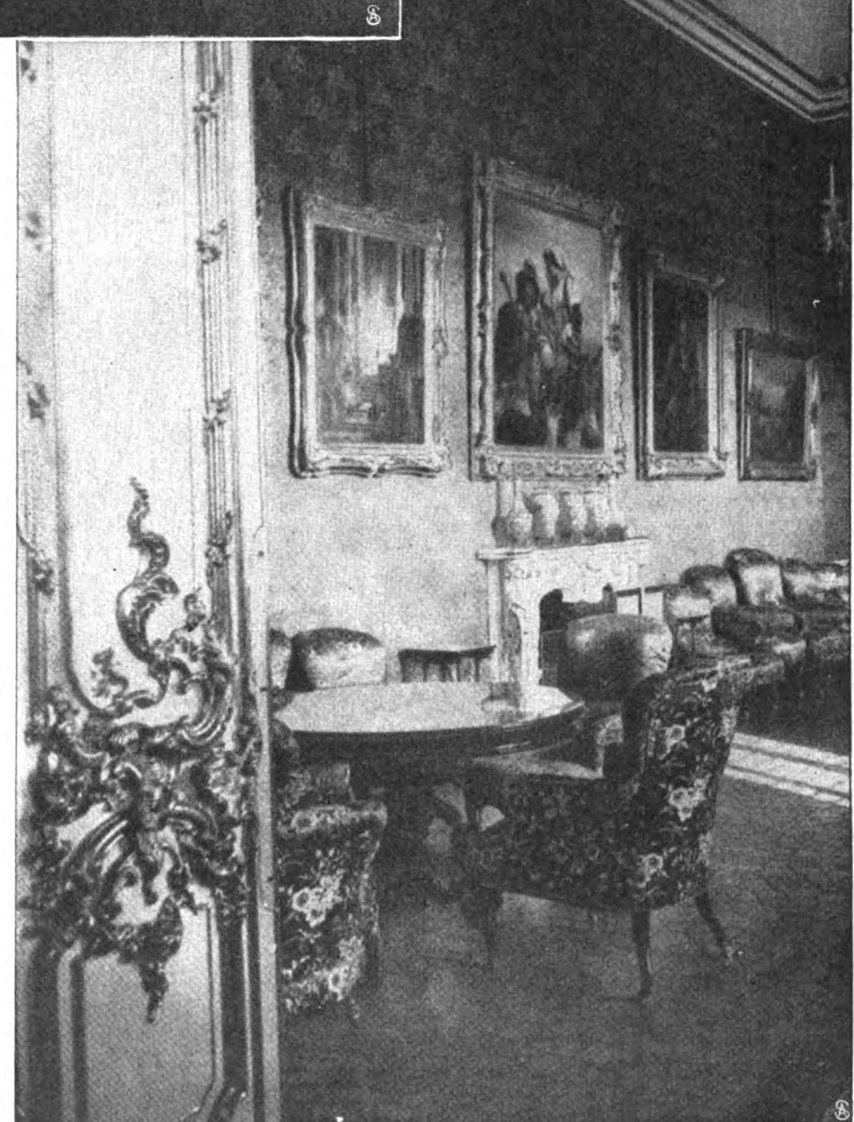
Er hat aber über diese Pflege von Idealen nicht die sozialen Aufgaben der Plutokratie vergessen, er hat mit seinem Millionenvermögen geholfen und vielen ihr Elend erleichtert. Aus seinem Geld strömt das Quellwasser der Gemeinde Semmering, blüht der Stadtpark in Mödling bei Wien, durch seine Spenden dringt in Breitenfurt in die kranken Lungen tuberkulöser Mädchen heilkräftige Landluft, aus seinen Mitteln ist dieses Rekonvaleszentenheim errichtet worden, ohne daß die Patienten vielleicht im Großstadtstaub elend zugrunde gehen müßten. Dem Haus der Barmherzigen Brüder hat er 138 000 Kronen für Epileptiker und Krebskranke gespendet. Die Akademie der Wissenschaften hat 50 000 Kronen zur Erforschung Kleinasiens



Canovakamin im Empfangsaal.

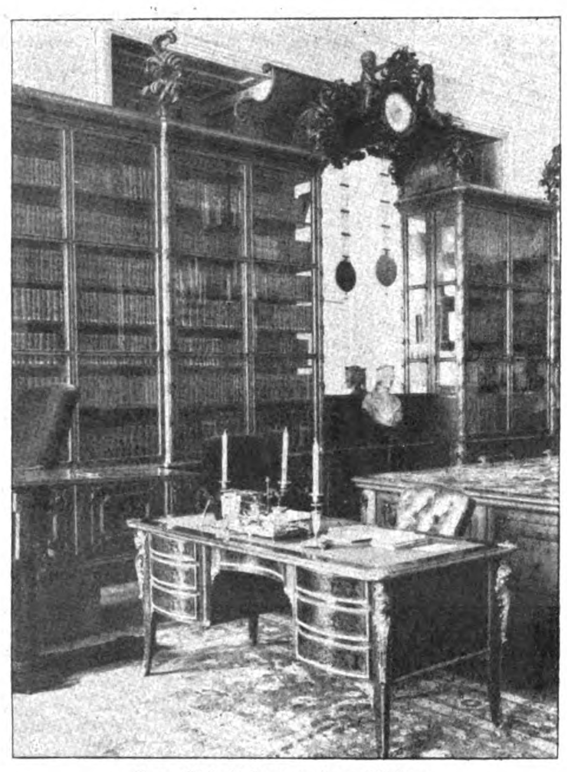
in Eisgrub. Im Knabenanzug, Locken aus dem Landhut hervorquellend. Das blaue Damenzimmer, das Frühstückzimmer, der Prunksaal. Goldschränke von Ludwig XIV., eine Uhr Napoleons. Mahagonimöbel. Japanische Kasten. Der baedekerberühmte Canovakamin. Ein Goldlüster mit 260 Kilogramm Gewicht. Zwei Vasen aus Sevresporzellan. Der Diener behauptet, sie repräsentieren einen Wert von drei Millionen, von denen nach Abzug der Phantasie sicherlich noch ein fabelhafter Wirklichkeitswert verbleibt. Ein Tisch Papst Pius' IX. aus römischem Mosaik mit Granaten eingelegt, eine Uhr Maria Theresias, die vier Musikstücke spielen kann und sich dennoch damit begnügt, einmal des Jahres aufgezogen zu erhalten. Und hier erkennt man das Charakterbild des Fürsten Johann, das ihn als einen Misanthropen zeigt, doch als verzeichnet. Er mag ein Einsamer sein, aber doch mit weitgehender Erfüllung sozialer Pflichten. Er mag die Oeffentlichkeit fliehen, aber ohne die Bedeutung der Publizität zu verkennen.

An einem Sommernachmittag ging ich durch die Prunkräume des Palais, und der Zimmerwärter machte den kommentierenden Fremdenführer. Man braucht hier solche Kommentare, denn beinah jedes einzelne Stück hat eine historische Tradition, ist das Geschenk einer geschichtlichen Persönlichkeit an das Haus Liechtenstein, jeder Nippesgegenstand, jeder Zierat ist ein Vermögen. Im zweiten Stockwerk liegt die Flucht der Repräsentationsräume (Abb. nebenst.). Der rote Salon, der auch als Rauchzimmer benutzt wird, mit seinen Interieurs in Scharlachfarbe. An den Wänden: Die schneeglänzenden Häupter des Berner Oberlandes, eine neapolitanische Hirtenfamilie, Tarquato Tassos Denkerhaupt, Landschaftsbilder aus dem Fürstentum. Der Empfangsaal in Gold. Ein Bild von Amerling: der vierjährige Fürst auf dem Pferd,



Blick in das rote Rauchzimmer.

werden. Ein Goldschrank Viktor Emanuels. Eine Uhr Kaiser Alexanders. Ein Trumeautisch Kaiser Franz', von ihm selbst verfertigt ... Und über dem allen, über diesem diskreten Prunk von gediegenem, nirgends reklamehaftem, aufdringlichem Wesen die scheidende Sonne, die das Sommergrün der Volksgartenbäume aufleuchten läßt, über die man hinübersieht über den weiten Platz zur Front der neuen Hofburg, zum goldschimmernden Dach des Parlaments, zu den imposanten Museen. Unten das Burgtheater. Eine Stadtfernsicht auf die vornehmste Wiener Architektur und dazwischen das blühende Leben der Gärten ...



Das Arbeitzimmer des Fürsten.

Ueber die große, mit antiken Bildhauermotiven geschmückte Feststiege in den ersten Stock. Hier liegt das Zimmer, in dem Fürst Johann von seinem Diener das Diner serviert wird. Ein reizendes Kunstwerk ist hier zu sehen: Fürst Johann krabbelt mit seinen neun Geschwistern, lauter Babys, den Christbaum hinauf, jedes will zuerst von den Früchten naschen.

Das Arbeitzimmer. Die Bibliothek mit farbenprächtigen Kriegsbildern aus der Geschichte Liechtensteins, wo sie von Feldherren und Haudegen repräsentiert wird. Daneben das Schlafzimmer des Fürsten. Nicht mehr. Es hat keinen Prunk, kaum einen Luxus, die Einrichtung bleibt auf den ganz simplen Komfort reduziert. Ein Bett ohne Baldachin, ein Toilettetischchen, ein Diwan, Nippes auf einem Schrank, auf dem sich noch einige Ostereier konserviert haben .... Nebenan die Phonolamusikstücke, mit denen sich der Fürst die freie Zeit vertreibt. Darunter Werke Mahlers ...

In den Interieurs der Prunkräume stecken Millionen aus dem Liechtensteinschen Vermögen, dessen Großteil jedoch in Industrien und Gütern veranlagt ist. Die finanziellen Kräfte, die den Reichtum auf dem Salonparkett hervorgezaubert, in den Galerien Kunstschätze erschaffen haben, beleben das flache Land mit industrieller Tätigkeit. In Unter-Themenau formen sie Tonwaren und Ziegel, setzen Maschinenwerkstätten und Hüttenwerke in Bewegung, alimentieren Brauhäuser, treiben Waldmühlen, geben Tausenden von Fabrikarbeitern, Tausenden von Bauern und einem Beamtenheer Existenz. Aus dem flachen Land erhebt sich triebreiche Macht. Auf beinah vierzig Gütern, auf nahezu 200 000 Hektar Areal haben Liechtensteinsche Millionen Forste, Gärten, Märchenschlösser, wie in Eisgrub, erschaffen, blüht österreichische Fruchtbarkeit, der Segen des Feldes. Der Inspektor geht jetzt durch die hohen Sommersaaten, der Bauernfleiß läßt die Werte der Ernte aus dem Acker sprießen, Bauernhände, geleitet und geführt durch kenntnisreiche Fachleute, zaubern fruchtbare österreichische Landschaft aus der Erde. Wild in stillen, dichten Forsten, Rinder auf saftigen Gräsern, Meierhöfe ... Das Dorf, das Land ... Der Wohlstand ... Und dann zwischen Bergen, durcheilt von den Luxuszügen nach der Schweiz, das Fürstentum Liechtenstein, mit Bauern, die von keiner Steuerbehörde gepreßt werden, denen keine Militärpflicht die Arbeit raubt ...

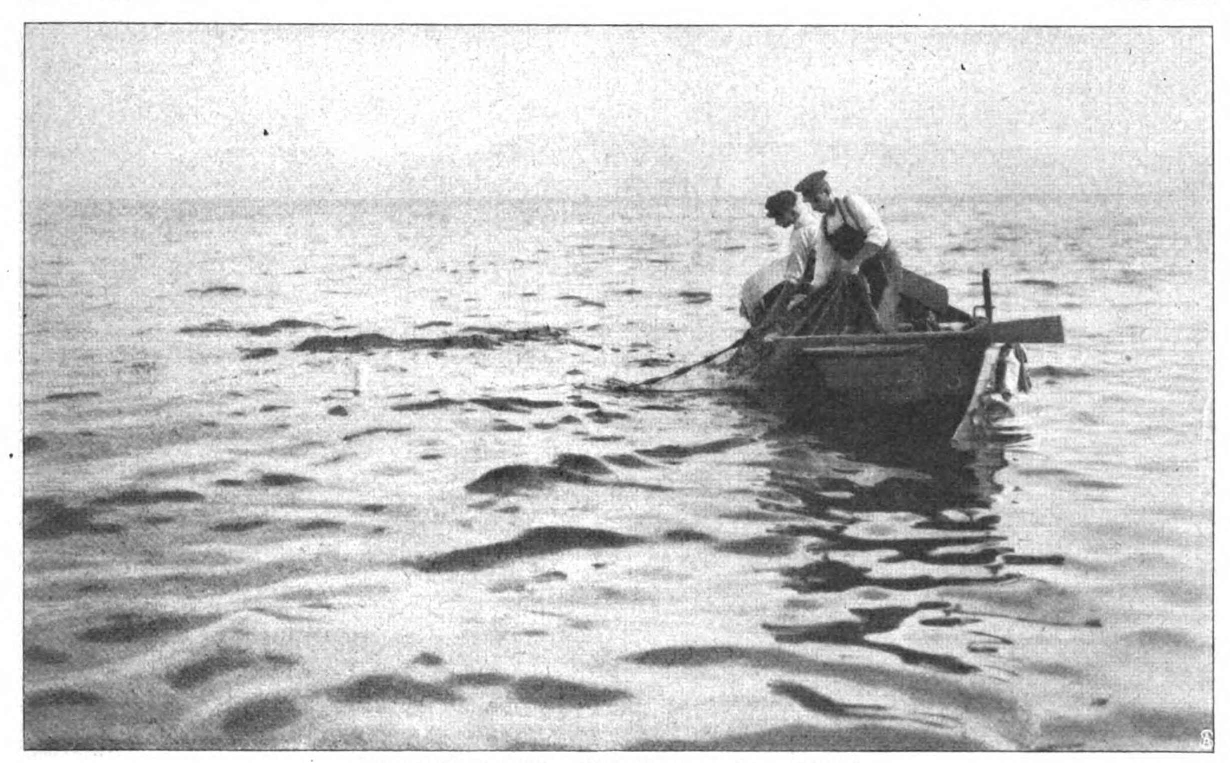
Fürst Johann opfert ihnen die Ruhe seines Alters. Das Regieren, und sei es auch über einen Staat in kleinstem Format, bleibt eine Last. Und so kehrt Fürst Johann in der Sommerglut von seinen Gütern in das Palais der Bankgasse zurück. Die Tore schließen sich wieder, vor dem ungarischen Gebäude gegenüber raucht der Portier in seiner grünen, silberverschnürten Uniform die Friedenspfeife einer delegationslosen Zeit. Und Hofschauspieler Reimers, der nebenan wohnt, geht mit würdevollen, gravitätischen Schritten zum Burgtheater, um im klassischen Repertoire einen jener klassischen Fürsten zu spielen, die es sich nicht einfallen lassen, am Sonntag Akten zu erledigen. Anno dazumal hatten es die Fürsten besser.

Blaufelchenfang im Bodensee.

Von Eduard Schroff, Konstanz. — Hierzu 6 Aufnahmen von A. Hübner, Konstanz.

Das Motorboot steuerte aus der „Konstanzer Bucht" hinaus in die offene See. Die Ufer zu unsern beiden Seiten, prächtige Villen in waldiger Umrahmung, weichen zurück, und vor uns liegt eine mächtige, bräunlichgrüne Wasserfläche. Hinter grauen Dunstwolken verschwand zeitweise das ferne Ufergelände, das uns sonst bei der Seefahrt und bei schönem Wetter besonders malerisch darstellende Landschaftsbilder vorführt. Jetzt nur noch Himmel, Wasser und Wolken — kein Land ist mehr zu sehen; wir stehen ganz unter dem Eindruck, als befänden wir uns mit unserm schnellfahrenden Boot mitten im Meer. Es ist ja auch das vielgenannte „Schwäbische Meer".

Frischerer Wind, glänzenderes Licht, zwischen



Ein spannender Augenblick: Kurz vor dem „Sacken".

Wolkenlücken hindurch beleben Sonnenstrahlen die vom Grundgewell leicht bewegte See, die nun plötzlich in anmutigem Wechsel und prächtigem Farbenspiel auf dem tanzenden Gewelle, vom Grau ins Hellgrün, wechselnd bis zum tiefsten Blau erstrahlt.

Der Blick in die Ferne ist uns immer noch in Wolken verschleiert, und zu unserer Rechten verhüllen Wolkenberge die schneebedeckten Alpen.

Nun sichten wir die ersten Fischerboote. Einige haben bereits ihre Segel aufgezogen und fahren heimwärts, in uns entgegengesetzter Richtung. Unserm spähenden Auge erscheinen auf einmal in unweiter Ferne undeutlich auf dem Wasser sich hin und her bewegende Punkte, die immer wieder in dem uns vorgelagerten dünnen Nebelschleier verschwinden. „Unsichtiges Wetter." Immer größer werden die Punkte — sie werden deutlicher; wir zählen fünf — zehn — dreißig — und noch mehr. In gleichmäßigen Abständen von je einigen hundert Meter voneinander erscheinen Boot an Boot auf der weiten Wasserfläche,

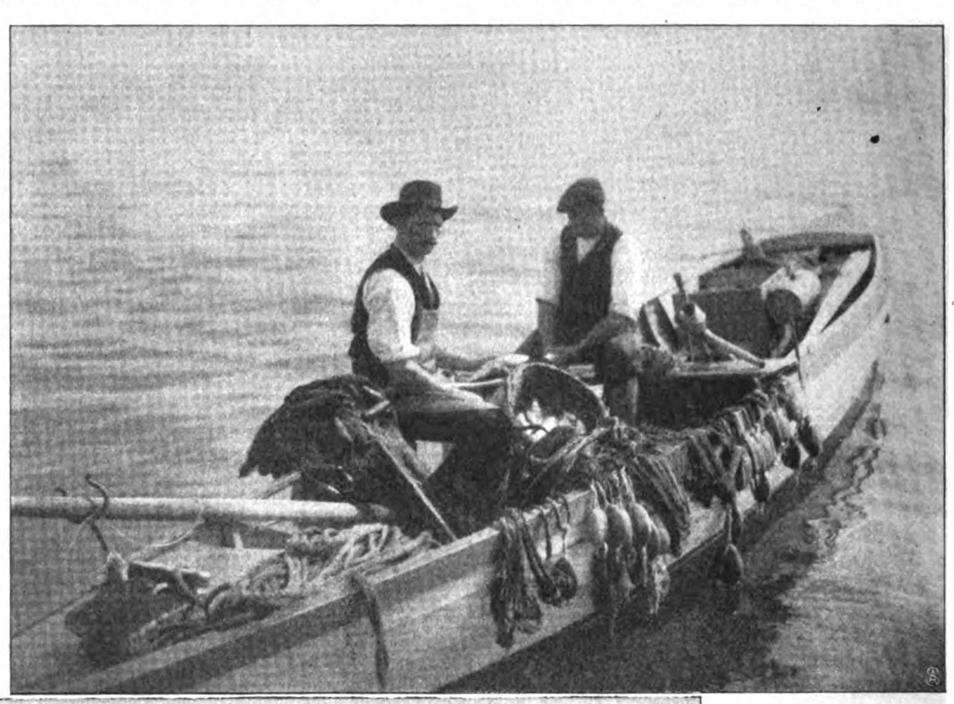


Eine Gruppe von Fischern mit ihren Booten auf dem Bodensee.



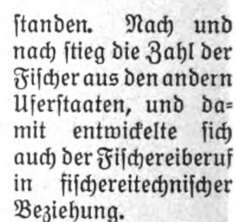
die glänzt und glitzert und das Auge blendet, wenn die Sonne und der blaue Himmel in den auf dem See lagernden Nebelduft hineinleuchtet.

Nach fünfviertelstündiger Fahrt haben wir eine etwa 25 Kilometer lange Strecke, die Hälfte der ganzen Länge des Bodensees zwischen Konstanz und Bregenz, durchfahren und befinden uns inmitten der fischenden Felchenfischerflottille — den „Klusgarnfischern". Ein malerisches Bild, diese kleinen, hurtig im Kreis herumfahrenden Motorfischerboote. Doch liegt der größte Reiz des malerischen Bildes in den Gestalten selbst, den wetterfesten, von Sonne, Regen und Wind dunkel gebräunten Gesichtern, die oft von struppigen Bärten umrahmt, uns wie Typen aus alter Zeit anblicken.



Das Ausweiden der Blaufelchen.

Der Felchenfang wird auf dem Bodensee auf zwei Arten betrieben — mit dem Zuggarn, genannt „Klusgarn", und den Stell- oder Schwebenetzen. Mit dem Klusgarn beginnt die Fischerei Mitte Mai und endigt im Oktober. Die Schwebnetzfischerei beginnt in der Regel Mitte Juni und dauert bis Mitte Dezember. Die Klusgarnfischerei gehört zu der ältesten Fischereiart, die auf dem Bodensee zum Fang von Blaufelchen bekannt ist. Erst wurde die Klusgarnfischerei nur von den Bewohnern der am Ueberlinger See gelegenen Fischerdörfer ausgeübt, und bis etwa vor einem Jahrzehnt waren badische Fischer eigentlich die einzigen Fischer auf dem Bodensee, die das Klusgarn zu führen verstanden. Nach und nach stieg die Zahl der Fischer aus den andern Uferstaaten, und damit entwickelte sich auch der Fischereiberuf in fischereitechnischer Beziehung.





Vor der Ausfahrt.

Das Klusgarn selbst hat sich in seiner ursprünglichen Machart mit Ausnahme der Maschenweite des Sackes bis auf den heutigen Tag erhalten. Seit alters her wurde auch der eigenartige Schiffstyp, das sogenannte ‚Garnschiff', das mit vier Mann bemannt und ausschließlich nur zum Felchenfang verwendet wurde, bis noch vor wenigen Jahren beibehalten. Der hohen Betriebskosten halber haben stets verschiedene Fischerfamilien Garn und Schiff auf gemeinsame Kosten angeschafft und unterhalten. Vor etlichen Jahren versuchten wiederum badische Fischer den Felchenfang mit dem Klusgarn zu zweien, jedoch in kleineren Booten zu betreiben, was sich auch bewährt hat und sich ren-



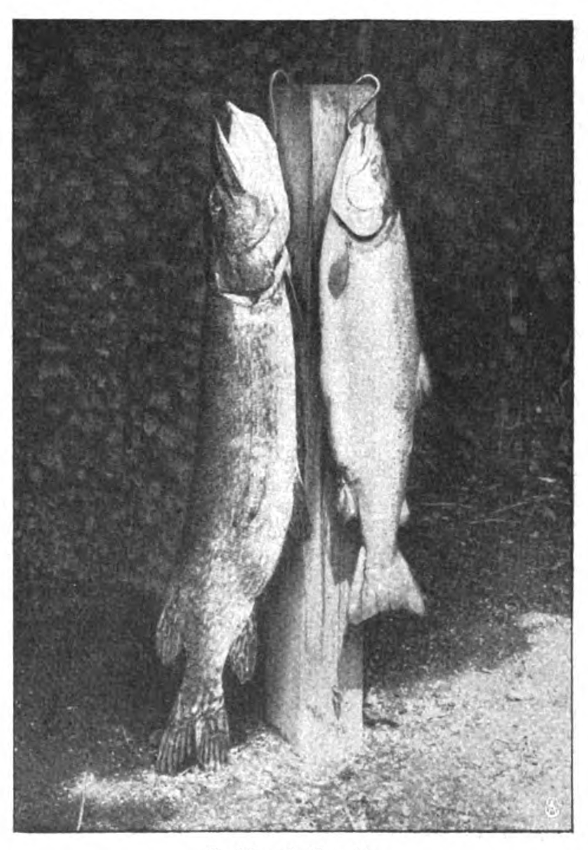
Die Abholung der Blaufelchen.

tabler erwies als mit den schwerfälligen großen Garnschiffen. Da aber oft stundenweite Fahrten bis zu den Fangplätzen zu machen sind, so war dieser Betrieb für zwei Mann selbstverständlich für die stärksten Naturen mit der Zeit zu anstrengend, und seit etwa zwei Jahren ist an Stelle der wertvollen, menschlich schwachen Arbeitskraft die ökonomisch billige, ausdauerndere und leistungsfähigere maschinelle Arbeitskraft, der kleine Benzinmotor, getreten.

Mit dem Klusgarn darf nur auf der sogenannten „hohen See" gefischt werden, d. h., das Garn darf den Boden nicht berühren. Bei günstigem Wetter und Wasserverhältnis werden öfters sehr große Fänge von Felchen gemacht, oftmals 100—600 Stück mittels Boot in einem Tag. Die erbeuteten Blaufelchen werden nach jedem „Zug" sofort ausgeweidet, dadurch erhalten sich die Fische haltbarer und versandfähiger. Eine Fischgroßhandlung in Konstanz, wohl die bedeutendste am Bodensee, holt mittels Motorboot die Blaufelchen bei ihren Fischern im See ab, was ein großer Fortschritt für den Blaufelchenversand bedeutet.

Der Blaufelchen ist der „Brotfisch" der Bodenseefischer. Wegen seiner Feinheit und Güte steht der delikate Fisch seit alters her in hohem Ansehen und erobert sich immer weitere Absatzgebiete. Man findet ihn auf der Speisekarte des vornehmsten Hotels unserer Fremdenplätze sowohl als auch beim Mittagstisch im einfach bürgerlichen Haus. Ueberall ist dieser wohlschmeckende Fisch gleich beliebt und gleich begehrt.

Als oberster Grundsatz gilt die Erhaltung und Vermehrung des Blaufelchenbestandes. Alle Uferstaaten haben staatliche Fischbrutanstalten. Baden hat solche in Radolfzell und in Ueberlingen. Eine städtische Fischbrutanstalt befindet sich in Konstanz, und der „Badische Bodenseefischereiverein" hat sich eine eigene Fischbrutanstalt in Hagnau errichtet. In diese Fischbrutanstalten muß der Laich der in der Laichzeit — ab 25. November — gefangenen Blaufelchen abgeliefert werden, und es werden dann an den gesamten Uferstaaten viele Millionen an junger Brut jährlich in den Bodensee eingesetzt. Der Förderung der künstlichen Fischzucht und deren Erfolge ist es wohl auch zuzuschreiben, daß sich die Felchen im Bodensee so stark vermehren, daß man auch unter Verwendung von Motorbooten ohne Schaden fischen kann, und daß die große Zahl der gefangenen Fische wesentlich der künstlichen Fischzucht zu verdanken ist.



Hecht und Forelle,
die sich gern in den Felchenschwärmen aufhalten.

Und daß die Bodenseefischerei von großer volkswirtschaftlicher Bedeutung

ist, das dürften folgende Zahlen beweisen. Es sind allein durch die deutsche Bodenseefischerei folgende Fangergebnisse erzielt worden: Im Jahr 1911 wurden an Blaufelchen gefangen 100 439 Kilogramm im Wert von 172 703 Mark, im Jahr 1912 183 339 Kilogramm im Wert von 281 850 Mark, im Jahr 1913 297 709 Kilogramm im Wert von 358 253 Mark. Diese Zahlen sind insofern unvollständig, da die Schweiz eine Statistik über die Fangergebnisse im Bodensee erst für 1914 führt.

Während der Arbeit unseres Photographen hat sich ein kräftiger Ostwind aufgemacht. Bald zeigen sich unruhige Wellen mit weißen Schaumkronen. Weißer Gischt sprüht über den Bug unseres Bootes. Doch der „Kormoran“ fuhr wacker, Welle auf Welle durchschneidend, überwindend, stetig dem in der Ferne auftauchenden Münsterturm, dem Wahrzeichen der alten Bischofsstadt und heutigen Bodenseemetropole Konstanz, zueilend.

König und Kärrner.

Roman von

Rudolph Stratz.

15. Fortsetzung.

Werner Winterhalter stand allein, die Augenbrille über die Kappe geschoben, in ölbeflecktem, berußtem und verstaubtem Mantel vor dem vielköpfigen Generalstab der väterlichen Werke. Niemand drüben sprach ein Wort.

„Siehst du die Gesichter deiner Leute, Papa? . . . Traust du wirklich dem Landfrieden? . . . Na . . . ich will euch vorläufig nicht stören . . . Feiert nur eure Feste!“

Er drückte dem Vater die Hand und ging davon, mit langen, vom Fahren unsicheren Schritten, wie ein Seemann auf dem Land, den Kopf im Nacken, die Hände in den Manteltaschen. Der Ältere schaute ihm düster nach. Er mußte einen plötzlichen Anfall von Schwäche überwinden . . . ein Schwindelgefühl . . . Er nahm sich zusammen . . . Er allein war berufen, den Sieg zu krönen . . . Er schob den Festredner beiseite, ergriff selbst durch die plötzliche Stille das Wort. Seine Stimme war noch so stark wie in seinen guten Tagen, wuchs im Reden, füllte den weiten Raum.

„Meine Herren! Ich komme zum Schluß: Wir gehen einem abermaligen gewaltigen Aufschwung unseres Betriebes entgegen. Ich bitte Sie alle auch weiter um Ihre Mitarbeit. Ich lese auf Ihren Zügen das Gelübde: Sie sind bereit! Lassen Sie uns dies Gelübde heute erneuern . . .“

Und in dem hundertstimmigen Hoch auf die Winterhalterschen Werke in ihm ein Grauen, das das Herz zusammenzog . . . die Angst vor dem Sturz . . . vor der Entthronung . . . das Hurra verklang . . . Es war das drittemal schon unsicher . . . verlor sich in ein Gemurmel . . . Auf allen Gesichtern da vorn, unter den Eingeweihten, war der gleiche Schein der Sorge, von verhohlener Unruhe. Es bildeten sich erregt raunende Gruppen.

„Ist denn die Geschichte überhaupt patentfähig?“

„Mensch . . . kommen Sie vom Mond? . . . Er hat doch schon seit voriger Woche das Reichspatent in optima forma!“

„Na — dann kann er ja Schindluder mit uns treiben!“

„Pscht! Nicht so laut! . . . Na, Herr Kommerzienrat . . . nun legen Sie sich aber hübsch wieder in die Klappe!“

Leopold Winterhalter drückte die Hände der Umstehenden und wehrte eigensinnig ab.

„Wenn ich schon mal glücklich hier unten bin, dann will ich auch nach dem Rechten sehen . . . Lassen Sie's gut sein, Schorsch! . . . Ich helf mir jetzt schon selber!“

Er humpelte davon, ohne daß ihm jemand zu folgen wagte, klinkte die Türen auf, stieg in die Glut der Maschinensäle. Überall fuhr man zusammen, wo sich wieder das wohlbekannte, strenge Augenpaar unter den graubuschigen Brauen zeigte. Noch einmal umfing ihn diese Welt des Wirkens und Werdens. Noch einmal fühlte er sich als der Herr, hatte die Blicke überall, entdeckte in der Lackiererei Blasen auf einem noch feuchten Wagenschlag, den Abdruck von unvorsichtigen Fingern und donnerte jählings los: „Wer hat denn das wieder geschafft, ihr Dreckspatze? . . . Ich will euch lehren!“ Aber eigentlich war es ihm gleich. Er war zu erschöpft. Er trat ins Freie. In einen einsamen Winkel hinaus. Den kannte er. Er sagte sich: da hat damals der Lausbub, das Wernerche, in der Laubenkolonie gehockt, wie er sich vor mir versteckt hat . . .

Damals . . . der Bub war groß geworden . . . anders als man dachte . . . stärker. Und in Leopold Winterhalter eine unbestimmte Ahnung: In dir wohnt etwas, Werner, was ich nicht kenne und nicht versteh, und das ist das Stärkere und hebt dich über mich . . .

Er schüttelte den Kopf. Er blickte in die Höhe. In den Lüften war ein Sausen und Brausen. Ein Ton, wie er ihn nie in seinem Leben gehört. Es kam rasch näher. Verworrener Jubel von Menschenstimmen klang darin. Fern läuteten die Glocken. Etwas Unwahrscheinliches, Riesenhaftes erschien plötzlich weiß am Himmel, hart über der Fabrik. In stürmender Fahrt flog der Zeppelin zum erstenmal, pfeilgerade wie ein Zugvogel, über die Stadt gen Norden. Die Propeller rauschten. Er summte und dröhnte. Dort oben in der bezwungenen Luft stampfte der gleiche Motor, wie man ihn hier unten baute. Leopold Winterhalter nahm den Hut ab und schaute dem rasch entfliehenden weißen Wunder nach. Er setzte sich hin. Die Erscheinung in der Höhe hatte ihm Trost gegeben. Eine Erkenntnis über die Nützlichkeit seines Lebens hinaus: Wenn ich auch jetzt verbraucht bin — auch ich hab das Meinige getan. Auch ich war nicht umsonst auf deutscher Erde und geh in ihr zur Ruh! Auch ich hab, für mein Teil, mitgekämpft und mitgearbeitet in unserer großen Zeit. Mögen nun andere kommen und es besser machen . . . mein Sohn . . .

Er schloß die Augen. Er schlief. Der Donner seiner Maschinen um ihn sang ihn zur Ruhe. Einmal noch machte er eine Bewegung. . . . „Wernerche . . . bist du da?“ . . .



Die Sonne flimmerte. . . . Stille. — Auch draußen in dem grünen Park- und Villengürtel der Wohlhabenden war jetzt, in der Mittagsglut, kaum ein Mensch auf der Straße. Werner Winterhalter ging langsam dahin. Er fühlte, nach dem tagelangen, sausenden Luftzug der Fahrt, zum erstenmal das Brennen der Hundstagshitze auf Stirn und Wangen. Eine träge, einlullende Schwüle. . . . Nein . . . er richtete sich auf . . . jetzt nicht. . . . Mit festem Schritt trat er in sein Haus, befreite sich vom Landstraßenstaub und fragte dann nach seiner Frau.

Sie kam eben aus der Stadt zurück, wo sie Besorgungen gemacht, und trat in die Eingangshalle, schlank, lang, ganz in Weiß, einen mächtigen, rosenumkränzten Strohhut schräg auf dem schönen, blonden Kopf. Draußen hielt die Equipage. Ihr Neuestes waren jetzt die Pferde. Sie kutschierte eigenhändig ein Schimmelgespann, saß morgens vor Tag und Tau im Sattel, lief spät abends noch in den Stall und maß die Temperatur des Trinkwassers im Kübel. Alles, was Motor hieß, strafte sie neuerdings mit stiller Verachtung, in bewußtem und gewolltem Gegensatz zu ihrem Mann, tat auch jetzt, als ahnte sie gar nichts von dem Rennen und seinem Ausgang und flitzte mit einem flüchtigen Kopfnicken an ihm vorbei.

„Stefanie . . . bleib' mal" . . .

„Du siehst doch: ich hab' alle Hände voll mit den Kommissionen" . . .

„Leg' deine sieben Zwetschgen nur irgendwohin und komm' da herein!"

Sie sah ihn erstaunt an und gehorchte. Gleich darauf mußte sie lachen.

„Du . . . das ist ja ganz neu, daß du hier den Hauspascha spielt."

„Sei ernst und höre mir zu!"

Sie unterdrückte ein Gähnen, setzte sich, strich die Falten ihres weißen Kleides glatt und ließ die Augen gelangweilt hin und her schweifen. Er stand vor ihr, in einem entschlossenen, aber gütigen Ernst und sagte unvermittelt: „Es muß anders zwischen uns werden, Stefanie!"

„So?"

„Ja. Es muß."

„Ausgerechnet gerade jetzt vor dem Frühstück? . . . Du . . . ich hab' Hunger!"

„Heute ist für mich der entscheidende Tag. Der Erfolg hat mir recht gegeben!"

„Ach, laß mich aus mit deinen Autos! Wenn ich bloß kein Benzin mehr zu riechen brauch, dann bin ich schon froh!"

. . . „und mit dem Erfolg fängt für mich ein neues Leben an."

„Meinetwegen!" . . .

„Ein Leben mit dem äußeren Inhalt, so wie er mir bisher gefehlt hat!"

„Schön! . . . Mach du, was du willst. Ich tu auch, was ich mag!"

„Aber das Innere. Da handelt es sich um uns beide! Stefanie: Wir müssen uns ins Gesicht sehen und uns einmal die Wahrheit sagen." . . .

„Ach" . . .

„Zweierlei hat uns zusammengeführt. Rausch bei mir und bei dir Berechnung. Mein Rausch ist verflogen. Das gesteh ich dir ehrlich. Wie weit dich deine Berechnung enttäuscht hat, weiß ich nicht." . . .

. . . „reingefallen bin ich!"

Sie stand wütend mit blaufunkelnden Augen auf und durchmaß mit ihren langen, sportgewohnten Schritten das Zimmer.

„Wir sind aber doch nun einmal Mann und Frau, Stefanie!"

„Ja, leider." . . .

„Komm . . . setz dich neben mich . . . ganz dicht. . . . Gib mir deine Hand . . . ich nehm sie zwischen die meinen. . . . Nun hör' still zu. . . . Nein . . . seufze nicht. . . . sei nicht schon wieder ungeduldig" . . .

„Liebe Zeit . . . da sitz ich ja wie ein Opferlamm."

„Du kannst ja nichts dafür, daß du bist, wie du bist! . . . Nie, von Kindesbeinen auf, hat dich ein Mensch den Ernst des Lebens gelehrt . . . Deine Eltern haben dich verzogen, die Natur hat's gut mit deinem Äußeren gemeint . . . Nie wurde dir eine Pflicht auferlegt. Nie hast du eine Verantwortung getragen. Du hast mit allem immer nur gespielt. Mit deinen Puppen, mit deinen Tennisbällen, mit mir. Aber du hast nicht gemerkt, daß du selber nur ein Spielzeug bist. Auch heute noch!"

„Jesus . . . was redet der Mann heute wieder zusammen!"

„Und schau: Ich bin in einer ähnlichen Lage. Auch ein Sonntagskind — wie du. Aber rings um uns und auf der ganzen Welt sind Tausende und Millionen — denen geht es nicht so gut. Die müssen schwer arbeiten, ihr Leben lang, damit sie ihr täglich Brot haben und wir den Überfluß. Ich glaub, du hörst schon wieder nicht zu . . . ."

„Doch . . . doch . . ."

„Und seitdem ich überhaupt selber denken gelernt hab, hat mich der Gedanke an diese meisten Menschen auf der Erde nie verlassen."

„Ja . . . ich kann nix dafür . . . Ich hab die Welt nit erfunden."

„Dir macht niemand einen Vorwurf. Aber ein Vorwurf ist in jedem und muß in jedem sein, dem das Schicksal so viel vor anderen gegeben hat wie mir. Er muß sich sagen: das hab ich nicht umsonst. Davon muß ich mich loskaufen. Dafür bin ich den andern etwas schuldig. Sieh, ich sprech recht langsam, recht deutlich, recht ruhig, damit du mich auch verstehst . . ."

„Gott . . . so dumm bin ich doch auch nicht!"

„Also begreifst du's, was ich sage: Glück heißt Pflicht!" . . .

„Ja doch . . . ja . . ."

„Pflicht aber erfordert einen Wirkungskreis. Den hab ich jetzt gefunden. Ich will meine Erfindung nicht ausnutzen, um noch reicher zu werden, als ich schon bin, sondern um meinem Gewissen zu genügen . . . da draußen . . . in der Fabrik . . ."

„Gott . . . die gräßliche Fabrik . . ."

„Willst du mir dabei helfen, Stefanie, anderen zu helfen? Wir sind uns fremd geworden. Wir waren uns eigentlich immer fremd. Vielleicht führt uns ein gemeinsames Ziel doch zusammen. Was hast du denn? Warum schaust du denn nach dem Hof?"

„Ach . . . der Schorsch ist doch wirklich ein rechter Simpel! Er soll doch die Pferde erst mit 'm Strohwisch abreiben und nicht gleich die heiße Decke drauflegen."

„Laß doch jetzt die dummen Gäule! All den geschäftigen Müßigang. Sag dir, der hat seine Zeit gehabt. Jetzt will ich ein ernster Mensch werden . . ."

„So? Und wenn der ‚Odin' nachher hustet . . ."

„Herrgott . . . dann hustet er! . . . Es ist viel schlimmer, daß hunderttausend Menschen da draußen husten und ohne elektrisches Licht und Warmwasserheizung und Nachtwachen wie deine Vierfüßler im Stall! Du bist stehengeblieben, Stefanie, an der Stelle, wo dir



das Leben am leichtesten vorkam. Aber man muß nicht stehenbleiben. Man muß vorwärts . . . auf die Gefahr hin, daß man zehnmal fehlgeht! Soll ich immer allein gehn? Willst du nicht versuchen, mit mir zu gehn . . . auch ein nützlicher Mensch zu werden . . ."

„Ach . . . wozu denn?"

„Zum Donnerwetter! Weil wir's sollen!"

„Wer heißt's einen denn?"

„Selber muß man sich's befehlen!"

Sie schüttelte phlegmatisch den Kopf.

„Ach! Das ist doch nix für mich!"

„Stefanie . . . das ist zwischen uns die entscheidende Stunde . . ."

„Wenn man denkt, man könnt so gut seine Ruh haben . . . so gut wie jeder andere . . ."

„Du hast mich zum Mann haben wollen!"

„Ja. Und meine Eltern haben gleich gesagt: Paß nur Obacht, wenn er seine Mucken kriegt . . ."

„Stefanie! Du bist doch nicht böse. Du bist auch nicht hart! . . . Ich sprech doch nicht mit deinen Eltern. Ich sprech zu dir!"

„Aber ich weiß schon, was ich tu: Ich frag meinen Papa!"

Sie saß und trommelte befriedigt mit der lose geballten Faust auf dem Tisch, krause Eigensinnswölkchen auf der Stirn. Ihre rosigen, frischen Züge glätteten sich. Er sah stumm auf das große Kind. Die Sevresuhr auf dem Kamin tickte durch die Stille.

„Also frage deinen Papa!" sagte er endlich. „Was er dir antworten wird, weiß ich."

„Siehst du wohl!"

„Aber, was eben geschah, das weißt du nicht."

In der Eingangshalle neben dem Zimmer war ein Laufen von Schritten. Halblaute Rufe. Sturmgeklingel durch die offenstehende Tür einer Telephonzelle. Werner Winterhalter horchte auf und trat hinaus. Ein Diener rannte ihm entgegen.

„Herr Doktor! Herr Doktor! Der Herr Kommerzienrat hat einen Schwächeanfall gehabt. Sie haben ihn bewußtlos im Hof gefunden. Herr Doktor möchten doch gleich hin."

Noch hingen außen an der Front der Winterhalterschen Werke die farbigen Siegesfahnen und ging innen die Arbeit, in Fauchen und Funkensprühen der Essen, in Hammerschlag und Maschinengestampf, ihren rastlosen Gang. Kaum einer von den Tausenden von rußgeschwärzten Blusenmännern wußte, was vorhin geschehen. Man hatte Leopold Winterhalter eilig hinauf in seine Räume getragen, so wie man den verwundeten Feldherrn hinter die Front schafft. Zu was die Truppen entmutigen? Zu was die Kurse schwächen? . . . Die waren ohnedies heute, trotz des Sieges, an der Frankfurter Börse kaum um ein paar Prozent gestiegen. Es gab zu viel Kundige . . . seit Monaten ein geheimes Stichwort längst des Rheins: „Vorsicht! Die Firma hat nicht das Patent . . ."

„Herr Sanitätsrat — wie steht's?"

„Nicht so arg, Herr Winterhalter! . . . Nicht so arg! Der Herr Papa hat 'ne Natur — da kann sich ein Bär verstecken . . ."

„Aber er ist nicht bei sich . . ."

„Ja. Ein tüchtiger Stupser vom lieben Herrgott ist's schon! Ich hab's ihm die ganze Zeit gepredigt: ‚Leopold . . . mach Schicht!' Aber wer nicht hat hören wollen, das war der Herr Kommerzienrat! Jetzt wird er schon klein beigeben müssen! Er kann die Leitung der Fabrik nicht mehr behalten!"

„Glauben Sie wirklich?"

„'s ist ausgeschlossen, Herr Winterhalter . . . 's ist ausgeschlossen! Man braucht den Mann ja bloß anzusehen!"

Der Tag sank. Die ersten Schatten der Dämmerung fielen in das Zimmer, als Leopold Winterhalter die Augen aufschlug und den alten Sanitätsrat erkannte. Er nickte mit einem schweren Atemzug dem Logenbruder zu.

„Hermännle . . . das war e Reißer!"

„Das will ich meine, Leopold!"

„Du — wie lang mach ich's denn noch?"

„. . . noch 'ne ganze Weil, wenn du ausspannst!"

„Das kann ich doch nicht!"

„Tu nicht so arg dick, Leopold! Wenn's in Deutschland ohne den Bismarck gegangen ist, wird's hier auch ohne dich gehen! Wozu hast du denn einen Sohn!"

Der Kranke schwieg. Es kämpfte in ihm. Dann trat der Sanitätsrat zu Werner Winterhalter, der im Nebenzimmer wartete.

„Ich möcht lieber 'ne Herd Flöhe hüten als dem Herrn Papa was beibringen, was er nicht hören mag! Aber jetzt glaubt er mir endlich! Gehn Sie nur zu ihm hinein!"

Das Zimmer dunkelte. Kaum sah man noch das graue Haupt auf den weißen Kissen. Draußen war, nach Feierabend, der Lärm der Arbeit verstummt.

„Komm besser her, Werner! Ich kann nicht so schrein wie früher. So. Jetzt gib mir deine Hand. Jetzt wollen wir uns vertragen. Es ist ein bißchen arg spät. Aber besser wie gar nicht. Das alte Kamel, der Sanitätsrat, bringt mich doch bald unter die Erd!"

„Du mußt dich nur schonen!"

„Ich hab mich nie geschont und dich nicht und keinen . . . dich am wenigsten! . . . Du . . . ich muß dir mal was sagen . . ."

„Ja . . .?"

„Tu den Kopf herunter . . . noch mehr . . . ich sag's dir ins Ohr: Du . . . Werner . . . ich war schuld . . nicht du . . . so . . . jetzt ist's raus . . . Guck emol . . . jetzt gibt mir der Bub die Hand! . . . Gib mir 'nen Kuß, Werner . . . zum erstenmal seit Anno Tobak . . . Du . . . und verzeih mir . . . Gelt? . . ."

Es klopfte an die Tür. Eine Stimme von außen.

„Die Herren sind unten im Konferenzsaal und lassen fragen, wie's geht!"

„Geh nur runter, Werner!"

„Gute Nacht, Papa!"

„Halt! Nicht so hitzig! Und sag ihnen: Mich könnten sie jetzt auch im Fabrikmuseum aufstellen, so wie unsere ersten Maschinen, mit denen wir vor zwanzig Jahren die Chaussee unsicher gemacht haben . . . Ich wär nicht mehr zu brauchen . . . verstehst du . . ."

„Laß dir noch Zeit! Überleg es dir!"

„Nix wird getrödelt! . . . Sag ihnen, ich legte alle meine Ämter und Würden nieder. Ich zöge mich ins Privatleben zurück und tät nix mehr, als im Rheingau die Spatzen füttern . . . Sie sollen mir gleich was Schriftliches raufschicken, damit ich's unterschreib! . . . Mach du von jetzt ab deine Sach hier allein! Ich kümmere mich um nix mehr! . . . Ich geb dir Vollmacht für meine Aktien. Du bist ja doch bald mein Erbe . . . Jetzt zeig, was du kannst . . . Gut Nacht . . ."

Werner Winterhalter drückte der Mutter draußen die Hand, stieg die Treppe hinab und trat durch die geöffnete



Tür in jähe Lichterhelle, Tabakwolken, Gesichter . . . ein Schweigen nach seiner kurzen Nachricht: „Mein Vater hat die Regierung niedergelegt."

Es kam nicht unerwartet. Leopold Winterhalter war seit Jahr und Tag ein siecher Mann. Und doch . . . . Stumme Blicke von einem zum andern . . . Eine Schwüle . . .

„Donnerwetter . . . gerade heute . . ."

„Im entscheidenden Moment . . ."

„Ja . . . und nun . . .?"

Was an Augenpaaren im Saal war, das richtete sich in ängstlicher Spannung auf die zwei, die die lange grüne Fläche des Konferenztischs wie eine feindliche Schranke voneinander schied — da, an der Tür, allein für sich, Werner Winterhalter, drüben, an der anderen Schmalseite, im Kreis der Seinen, sein Schwiegervater. Der Geheimrat Kühn hielt die Hände in den Hosentaschen und rauchte. Sein rosiges, feingeädertes Gesicht mit den kalten, blauen Augen war ernst, aber unerschütterlich ruhig. Eine kaum merkliche Handbewegung von ihm und sofort tiefes Schweigen.

„Ja . . . meine Herren . . . das hilft nichts: Mann über Bord! So sehr wir es auch beklagen, aber deswegen kann das Schiff nicht stehenbleiben. Am wenigsten im gegenwärtigen Augenblick. Wir könnten es nicht verantworten, wenn wir jetzt nicht entschlossen handelten und den heute errungenen Vorsprung vor der Konkurrenz ausnutzten."

„Sehr richtig!"

„Wir sind heute hier ja nur eine zufällige und unverbindliche Versammlung von Interessenten. Aber morgen schon stehen Sie, meine Herren, pflichtgemäß vor der unabweislichen Notwendigkeit des Tages — vor der Erwerbung des Patents, dem wir unsern Sieg verdanken."

„Meines Patents?"

„Ja."

„Unverkäuflich!"

Schwiegervater und Schwiegersohn musterten sich über den Tisch hin. Dann fragte der Geheimrat Kühn in frostigem Befremden: „Unverkäuflich? . . . Man verwertet doch eine Erfindung!"

„Aber in anderem Sinn!"

„. . . als wir . . .?"

„Ja."

„Das heißt gegen uns?"

„Wie man's nimmt!"

Die beiden gingen langsam aufeinander zu. Es war, wie wenn zwei Fechter sich kampfbereit einander näherten. Die anderen Herren traten stumm zur Seite. Nun standen sie sich Aug im Auge.

„Also bitte, Werner!"

„Ich will aus der Erfindung in höherer Art Kapital schlagen als du. Ich will mich nicht daran bereichern. Für dich heißt das Geld Macht. Für mich heißt es Pflicht. Darin werden wir uns nie verstehen! — fürchte ich . . ."

„Dann mische dich auch gefälligst nicht in meine Geschäfte!"

„In deine nicht, sondern in meine hier!" sagte Werner Winterhalter. „Jahrelang seid Ihr mir in den Arm gefallen . . . Alle, wie Ihr da steht . . . kaltgestellt habt Ihr mich nach Noten . . . Zu einem Müßiggänger habt Ihr mich gemacht . . . von Fabrik und Rechts wegen . . . Ich habe keinem Menschen mehr ins Gesicht sehn können, der irgendeine ehrliche Arbeit tat . . . Sie mein ich damit nicht, Herr Schweickardt, weil Sie dahinten so großartig die Achseln zucken . . ."

„Zur Sache! . . . zur Sache!"

„Die Sache, meine Herren, die hab ich hier in der Tasche. Sehen Sie . . . da halt ich sie: Ein winziges Ding — so ein neues Düsenmodell . . . nicht größer wie das Ei des Kolumbus. Aber die Welt besteht nun mal aus Kleinigkeiten!"

„Fehlt nur eine Kleinigkeit: die Wagen dazu!"

„Unsere Motoren!"

„Ihre Düse läuft doch nicht von allein!"

„Holen Sie sich die fertigen Autos auch so aus der Tasche?"

Und durch das Geschrei, über die erhitzten Köpfe der anderen hinweg, die Stimme des alten Finanzgewaltigen: „Glaub nur nicht, hier den Usurpator zu spielen! Das haben wir dir schon einmal gelegt . . ."

„Ich hab die Lehre auch nicht vergessen. Ich bin seitdem eine gute Reihe Jahre älter geworden. Und bescheidener. Ich will die Welt nicht mehr auf den Kopf stellen, sondern an dem Zipfel packen, wo ich sie beherrschen kann."

„Und der Zipfel ist die Fabrik, glaubst du? Dein Vater lebt noch! . . . Ich werd es zu verhindern wissen, daß er dir die Vollmacht gibt."

„Aber meinen Großpapa Kobus wirst du wohl kaum mehr im Sarg aufstören. Von dem hab ich genug geerbt: die Terrains gegenüber Eurer Fabrik sind Millionen wert!"

„Verflucht!" brummte der kleine Dr. Bäßle.

„Bäßle — ein Geschäft für Ihre Bank! Was meinen Sie? Machen wir zusammen! In einem Jahr steht auf der andern Seite der Straße, Euch gegenüber, meine Konkurrenzfabrik. Dann werden wir ja sehen, wer schneller drüben auf dem Königsstuhl oben ist. Ich geb Ihnen ein Viertel vom Weg vor, meine Herren — Da fliegt ja förmlich ein Engel durchs Zimmer! . . . Sie sind auf einmal alle so still? . . . gerade als ob Sie Angst davor hätten!"

„Was soll man denn zum Kuckuck da sagen . . ."

„. . . Ekelhafte Zwickmühle . . ."

„Kinder . . . nun seid doch vernünftig . . . Vertragt Euch . . . die Hauptsache ist doch die Dividende!"

„Nein, Herr Konsul! Mir eben nicht! Das ist ja der Unterschied zwischen uns!"

Der Geheimrat Kühn setzte sich. Er streckte seine langen Beine aus, steckte die eine Hand in die Tasche, hielt in der andern die glimmende Havanna und sah kaltblütig zu seinem Schwiegersohn empor.

„Kurz und gut: Du gehst aufs Ganze! Du willst mich hier verdrängen!"

„Ja . . . so leid es mir tut!"

„Und die anderen Herren alle auch?"

„Es bleibt nichts anderes übrig!"

„Und das findest du anständig und recht?"

„Wenn ich Eurem Beispiel folge? Ihr habt mich ja seinerzeit auch rausgeschmissen . . ."

„Ein Gemütsmensch!"

„Ruhig Blut, Herrschaften! Wenn er seine Drohung wahr macht . . . Ich möcht auch nicht gerade den Korridor mit unsern Aktien tapezieren!"

„Die Aktien übernehme ich sämtlich zum vollen Kurs!"

„Hört . . . Hört!"

„Und gesetzt den Fall: Du wirst hier glücklich Selbstherrscher aller Reußen — was dann?" fragte der alte Kühn trocken.



„Dann verschenkt er seine Motoren!“ schrie aus der Ecke Karl Schweickardt. „Meine Herren! Es ist ja eigentlich . . . Wir sind doch hier nicht in der Gummizelle . . .“

„Na, wenn er umschmeißt, haben wir vorher unser Geld heraus!“

„Beruhigen Sie sich nur, Bätzle! Ich schmeiß nicht um! Dilettiert wird hier nicht. Der Betrieb wird sachgemäß geleitet.“

Der Geheimrat Kühn lachte.

„Sachgemäß! Und deswegen sollen wir weg! . . . Haben Sie's gehört, meine Herren?“

„Ich bin nicht in dem Sinn eine Herrschernatur wie du, Schwiegerpapa! Ich will die Dinge beherrschen, aber nicht die Menschen. Du willst viel Geld machen Ich will viel gutmachen!“

„So? Was hast du denn auf dem Kerbholz?“

„Geld ohne Verdienst! Das tragen die meisten leicht. Ich schwer.“

„Zum Kuckuck! Dein Geld ist doch nicht gestohlen!“

„Doch! Denn es stammt vom Bodenwucher . . . ja . . . siehst du, Schwiegerpapa . . . da platzt schon wieder die Bombe! Zehn schreien auf einmal auf mich ein! . . . Ich bin nicht taub, meine Herren — wirklich nicht!“

„Unerhört . . . einfach unerhört . . .“

„Das Andenken Ihres Großvaters . . .“

„Er macht sich über uns lustig!“

„Ich kann meinem seligen Großvater nicht helfen. Es ist so gewesen! Er war ein redlicher Mann. Aber Menschenalter hindurch hat er die weiten Terrains öde liegen lassen, während dicht nebenan die Leute manchmal in Kellern hausten, in die man keine Kartoffeln getan hätte, oder in Hinterhöfen oder allenfalls in Bretterschuppen in der Laubenkolonie. Das hat ihn nie im Schlaf gestört. So wenig wie sonst irgendeinen Menschen damals. Er wußt es nicht anders. Er hielt es sogar für sehr recht und gut. Er tat einfach, was wir ja alle tun . . .“

„Ein liebevoller Enkel!“

(Fortsetzung folgt.)

Die kleinen Männchen von Lucknow.

Von Siegmund Feldmann. — Hierzu 16 Abbildungen.

Dem Engländer, der auf ein Schiff klettert, um sich „sein“ Indien einmal selbst anzusehen, fliegen andere Gedanken voraus als dem Globetrotter des Kontinents. Unsere Sehnsucht eilt vorkostend den Wundern der Kunst und der Natur entgegen, die da drüben ausgebreitet sind, und während die Wellen sanft an die Planken des Dampfers plätschern, träumen wir von den Dschungeln Kyplings, von den Höhlentempeln von Ellora, den Gâts von Benares, den Tadsch Mahol in Agra, den Türmen des Schweigens in Bombay und von Darjiling mit seinem Blick auf den Gipfel des Himalaja. Unterdessen liegt der Engländer fabelhaft wurstig in seinem Deckstuhl, schlägt ein Bein über das andere, schluckt Whisky und Soda, pustet ab und zu eine Rauchwolke aus seiner Shagpfeife und träumt von — Lucknow.

Wir kommen uns schon recht gebildet vor, wenn wir von Lucknow just den Namen wissen, obschon es einen ausgedehnteren Flächenraum bedeckt als Berlin und mit seinen 260 000 Einwohnern die viertgrößte Stadt des Kaisertums ist. Auch stolpert man alle paar Meter über eine Moschee, ein Sultansgrab oder ein verwandtes Möbelstück, und wenn die Menge die Güte ersetzen könnte, müßte Lucknow den breitesten Platz in unserer Phantasie einnehmen. Aber alles, was da aus dem vorigen Jahrhundert — weiter reicht kaum etwas zurück — herumsteht, ist eine ebenso anspruchsvolle wie armselige, aus schäbigem Material zurechtgekitschte Nachahmung der Bauten, die in Delhi, Ahmedabad und den andern islamitischen Sultanaten ringsum unsere Bewunderung herausfordern. Damit wissen unsere ästhetisch zu stark angedusełten Touristen-



Englische Oberin. Reisekurier eines Radschas. Lastträger. Schildwache.

Indische Tonfiguren.



Junge Hindufrauen verschiedener Kasten. Ein Beamter.

begriffe nichts anzufangen. Und darum sagen wir, daß in Lucknow „rein gar nichts“ zu sehen ist.

Der Engländer denkt hierin viel vernünftiger, wie mir scheinen will. Er sagt sich: Jedwedes Ding hat seine Zeit, und nachdem auch er in Delhi und sonstwo die Vergangenheit gebührend genossen hat, die dort in herrlichen Denkmälern aus dem stiefelhohen Staub aufsteht, erfreut er sich doppelt der modernen Schmuckheit des immergrünen Lucknow, seiner gepflegten Anlagen und der schönen Wohnhäuser inmitten der endlosen, unter ihren Blumen fast erstickenden Gärten, die sich längs der unvergleichlich gesprengten Straßen viele Kilometer weit hinausziehen. Das ist nicht „interessant“. Nun gut, dann ist es eben nicht interessant!



Ein Handwerker.

Aber es ist behaglich, gefällig, einladend, fein und fröhlich, und das wissen die Reise- und Komfortvirtuosen Albions vor allem zu schätzen. Daher ist Lucknow die vornehmste Garnison Indiens, sein großes Villenquartier, sein erster Turfplatz und die zweite Residenz des Vizekönigs geworden.

Freilich, das hat man ungefähr oder noch besser in Europa auch. Etwas Vornehmeres, Gepflegteres, Feineres als etwa den Weg, der von London über Richmond und Kingstown nach Windsor führt, gibt es in der ganzen Geographie nicht mehr, und sofern es den Engländer bloß nach den Reizen einer wohlbestallten Landschaft gelüstet, braucht er nicht erst nach Indien zu fahren, wo er bei jedem Spaziergang von Tigern zerfleischt und von Brillenschlangen in die



Bananenhändler. Bedienter. Radscha. Parsenfrau.

Indische Tonfiguren: Die kleinen Männchen von Lucknow.

Waden gebissen wird. Wenn es ihn dennoch vornehmlich nach Lucknow zieht, hat das seinen Grund. Nirgends fühlt er sein Heldenherz so laut an seine Heldenrippen schlagen; nirgends quillt ihm die Erinnerung stolzer als aus dem mit Blut getränkten Boden dieser Stadt, die während des großen, von Nena Sahib geleiteten Militäraufstands der Schauplatz unsterblicher Taten der Tapferkeit, der Begeisterung, des Duldermuts und der Todesverachtung war. Was die Handvoll in der Zitadelle eingeschlossener Europäer mit ihren Frauen, bevor sie aufgerieben war, ertragen und geleistet hat, um sich gegen die dreißigfache Uebermacht ausgezeichnet bewaffneter Bestien zu behaupten, haben Tennyson und andere Dichter mit ergriffener Seele besungen; Dutzende von Romanen sind mit der Schilderung dieses Aufruhrs ausgefüllt, und Lord Roberts, der nachmalige Feldmarschall, der damals als Leutnant dabei und einer der sehr wenigen war, die der Vernichtung entgingen, hat in einem weitverbreiteten, vom Volk immer und immer gelesenen Buch die tragischen Vorgänge so anschaulich dargestellt, daß man sie beklommenen Atems mitzuerleben vermeint. So ist die „Mutiny" von 1857 fast die nationale Epopöe der Engländer geworden. Sie hatten seitdem noch manchen harten Strauß auszufechten, im Sudan, in Transvaal, in Indien selbst, allein keiner steht so leuchtend in ihrem Bewußtsein wie der Kampf um Lucknow. Und die Namen des Sir Henry Lawrence, des Majors Banks, des Generals Havelock und der andern großen Männer dieser Tage sind jedem Kind geläufig.

Allen Respekt vor den großen Männern von Lucknow, aber die kleinen Männchen von Lucknow sind wahrlich auch nicht übel. Und wenn ich vor dem Wutgebrüll des britischen Löwen nicht gar so viel Angst hätte, würde ich mich mit dem Geständnis hervorwagen, daß ich sie noch lieber mag, weil sie gar so niedlich sind. Oder sollte mich bloßer Entdeckerstolz so sehr für sie einnehmen? Denn ich war auf die Ehre, ihnen vorgestellt zu werden, nicht im mindesten gefaßt. Ich hatte mich auf meinen indischen Bummel natürlich gewissenhaft vorbereitet, einen Haufen überflüssiger Bücher gelesen und zumal landeskundige Leute befragt, was, wie und wo man einkaufen müsse, damit man, heimgekehrt, daran seine Freude haben könne. Die landeskundigen Leute belehrten mich, daß in Indien jede große Stadt ihre besondere Spezialität habe, auf die man bei der Wanderung durch die Basare achten müsse. In Haiderabad zum Beispiel sollte man sich mit Waffen und mit den „Maschou" oder „Sufi" genannten Mischgeweben aus Baumwolle und Halbseide mit Goldmustern versorgen; in Madura mit den feinen, von Goldfäden durchwirkten Musselinen, die die vornehmen Frauen im ganzen asiatischen Osten so gern tragen; in Agra mit Miniaturen; in Delhi mit Elfenbeinschnitzereien und Silberfiligranen; in Benares mit getriebenen Messingwaren und in Bombay mit Schmucksachen und jenen bekannten Sandelholzmarketerien, die man in Europa gern als Handschuh- oder Juwelenkasten verwendet, aber daselbst lange nicht so hübsch und preiswert findet. Auch Lucknow hat seine Spezialitäten: die damaszierten



Ringkämpfer. **Torhüter eines Radschas.** **Töpfer mit seiner Ware.**

Indische Tonfiguren.

Eisentöpfchen, -tassen und -vasen mit dem charakteristischen Fischwappen des Khanats von Oudh, die man „Bidri" nennt, und die Seidenstickereien, die „Chikan" heißen und in keiner andern Stadt so entzückend fein hergestellt werden. Von den kleinen Männchen jedoch sprachen weder die landeskundigen Leute noch die überflüssigen Bücher.

Ich entdeckte sie auch nicht im Basar, der außer den „Bidri" und den „Chikan" noch eine Menge anderer mehr oder minder verlockender Kostbarkeiten barg. Sie mußten daher ein schwer verkanntes Leben führen, da die Händler es nicht einmal der Mühe wert hielten, sie ihrem mannigfachen Kram einzuverleiben. Erst als ich mich in der offenen Halle des Gasthofs während der Frühstücksiesta durch das unversiegliche Kauderwelsch eines Hausierers verleiten ließ, mehr ärgerlich als neugierig die schmutzige Blechschachtel zu öffnen, die er mir seit einer Viertelstunde hinhielt, machte ich ihre Bekanntschaft. Um so größer war meine Freude darüber. Da lagen sie, jede nicht einmal einen halben Finger lang, zu je zwölf auf einem Bett von Watte und Holzwolle und blinzelten mich mit ihren summa-

rischen Aeuglein verschmitzt oder finster an. Seitdem ganz Indien von einem dichten Schienengewirr durchflochten ist, auf dem man für einen lächerlich geringen Preis endlose Strecken zurücklegen kann, fluten nicht nur die Menschen, sondern auch ihre Erzeugnisse immer mehr durcheinander, und die Zeit der lokalen Spezialitäten ist vorüber.

Heutzutage findet man in allen Städten des weiten Reiches ungefähr die gleichen Betriebe, die gleichen Fertigkeiten, den gleichen Geschmack, den gleichen Kram. In diesen putzigen, keck, grell und doch mit äußerst glücklicher Wirkung bepinselten Figürchen aus weichem Ton scheint jedoch noch eine ganz bodenständige Volkskunst fortzudauern, eine primitive Plastik, die ihre Modelle aus dem unsagbar bunten Straßengewimmel der Eingeborenenquartiere mit sicherm Griff herausreißt und sie ohne viel Federlesens ebenso sicher wiedergibt. Auch wer die Originale nicht kennt, wird erstaunt sein, wie getreu in manchen dieser Püppchen die typischen Merkmale und Unterschiede der Erscheinungen festgehalten, wie lebendig sie sind, und wie scharf ohne jede karikierende Absicht das Charakteristische der Figuren hervortritt. Ich habe in der Eile — mein Koffer lag schon auf dem Kutschbock — vier solcher Schachteln zusammengerafft. In jeder lagen andere Figuren. Es schneidet mir ins Herz, daß ich nicht alle mitgenommen habe. Denn man fährt doch nicht alle Monate nach Indien.

Der See.

Plauderei von Dr. Fritz Skowronnek.

Es gibt in unseren Breiten kein langweiligeres Naturbild als die wasserlose Kultursteppe. Nicht mit Unrecht nennen wir das Wasser das „belebende Element" und empfinden die Abwechslung, die schon ein Bach im Landschaftsbild hervorbringt, mit großer Freude. Und noch viel mehr, wenn der Spiegel eines Sees vor uns auftaucht, auf dem der Abglanz des Himmels liegt. Der Wind, der mit dem geschwätzigen Rohr spielt, die ans Ufer schlagenden Wellen, die an der Oberfläche spielenden Fischlein, die eigenartige Pflanzenwelt, die zum Teil gar nicht in die Luft emporsteigt, rufen in jedem denkenden Menschen die Empfindung hervor, daß vor ihm etwas wunderbar Geheimnisvolles liegt, das sein Auge nur zum allergeringsten Teil zu erfassen vermag.

In der Tat! Denn auch das kleinste Gewässer ist eine Welt für sich, gebildet von einem anderen „Element", in dem Tiere und Pflanzen nach anderen Gesetzen leben als die das Land bewohnenden Wesen, ein Mikrokosmos, der sich selbst genügt. Und wer den ganzen Erdball in Gedanken umfaßt, muß sich sagen, daß der trockene Boden, auf dem wir wandeln, die Ausnahme ist. Das Wasser ist sozusagen die Mutter des Landes, das aus ihrem Schoß emporstieg. Und wenn das Land auch die Wiege der höheren Daseinsformen, der Schauplatz einer wunderbaren Entwicklung geworden ist, so kann doch kein Zweifel darüber bestehen, daß der Urkeim aller lebenden Wesen, das zellige Eiweißtröpfchen, das in gleicher Weise die Entwicklungmöglichkeiten von Pflanze und Tier in sich trug, im Wasser entstanden sein muß.

Ja, die Urformen des pflanzlichen und tierischen Lebens haben in ewigkeitsgroßen Epochen durch eine Vermehrung, die jeder menschlichen Vorstellung spottet, selbst das Festland gebaut, auf dem ihre spätere Entwicklung vor sich gehen sollte. Aber erst als die schlauchförmigen Algen im seichten Wasser unter dem Einfluß des Lichtes und der Wellenbewegung eine straffe Gestalt und aufrechte Haltung gewonnen hatten, gelang es ihnen, die Katastrophe zu überwinden, die ihnen die gütige Nährmutter nahm und die Anpassung an das Leben auf trockenem Boden und in einem andern fremden Element erzwang.

Wir haben also in jedem See ein Stück Urwald vor uns, in dem sich noch neben den späteren Entwicklungsformen die ersten Gestalten des keimenden Lebens nahezu unverändert vorfinden. Und ein eignes Reich ist es, ganz auf sich gestellt . . . Sein Machtbereich erstreckt sich bis auf das Ufer, wo sich Schwarzerlen, Weiden, Pappeln, Sumpfkiefern und Birken, untermischt mit Gebüsch und Gestrüpp, von Winden, Waldreben und anderen Schlinggewächsen umwoben, an ihn herandrängen. Weshalb diese Pflanzen die Nähe des Wassers suchen, ist schwer zu erklären. Denn je feuchter der Boden, desto schwerer wird den Pflanzen die Atmung durch die Wurzeln. Ja ihre oberirdischen Organe müssen sogar die unterirdischen mit Sauerstoff versorgen, und sie müssen sich nicht nur mit zahlreichen Atemporen in der Rinde versehen, sondern noch reichverzweigte Lüftungskanäle anlegen, durch die das von den Wurzeln emporgeschickte Wasser den Stamm verlassen kann.

Noch wunderbarer sind die Einrichtungen, durch die sich die Pflanzen dem Leben im Wasser anpassen. Einige sind Bewohner dreier Welten. Die Wurzeln sitzen im Seegrund, der Stengel steht im Wasser, und die Blätter wiegen sich im Winde. Um unter solchen Bedingungen leben zu können, sind ganz eigenartige Vorrichtungen erforderlich. Da die Wurzeln in dem schlammigen und von Wasser getränkten Boden wenig oder gar keinen Sauerstoff finden, beschränkt sich ihre Arbeit auf die Verankerung der Pflanze, die Gewinnung des Sauerstoffes wird den Blättern oder eigens dazu gebildeten, im Luftbereich liegenden Organen zugewiesen.

Geradezu ein Wunderwerk der Technik sind die Vorkehrungen, die dem langen, dünnen Stengel, der beim Rohr in der Binse mit zwei bis drei Meter im Wasser steht und noch zwei Meter in die Luft hinausragt, die Widerstandskraft gegen die Unbilden von Wind und Wellenschlag verleihen.

Hinter dem Gürtel der Rohre und Binsen, der in der Uferzone höchstens bis zu einer Tiefe von drei Meter vordringt, beginnt die Region der märchenhaft schönen Schwimmpflanzen, der weißen Seerosen und gelben Mummeln. Sie wurzeln auch im Boden, aber auch in ihnen lebt die Sehnsucht nach Licht und Sonne, doch besitzen sie nicht den Ehrgeiz, Blätter und Blüten im Wind zu schaukeln. Sie begnügen sich damit, große flache Blätter an biegsamen Stengeln emporzutreiben, die flach auf dem Wasser schwimmen. Bis dahin steigt auch nur die große leuchtende Blüte empor und läßt sich von den Wellen wiegen.

Zu den vielen einheimischen Arten kam im vorigen



Jahrhundert ein schlimmer Gast aus Amerika, die Elodea canadensis, richtiger Wasserpest genannt. In den dreißiger Jahren wurde sie, wahrscheinlich mit einer Fischsendung, nach Irland eingeschleppt, im Jahre 1859 erschien sie in den märkischen Gewässern und verbreitete sich mit fabelhafter Schnelligkeit über ganz Deutschland. Obwohl nur weibliche Pflanzen nach Europa gekommen sind, war ihre Vermehrung durch Teilung so gewaltig, daß sie flache Gewässer in einem Jahr völlig zuwuchs. Sie stand so dicht, daß sie an der Oberfläche einen dichten Rasen bildete, auf dem Wasservögel spazierengehen konnten.

Zum Glück verschwand sie an den meisten Orten schon nach wenigen Jahren gänzlich, an manchen dauert sie in stark verminderter Zahl noch jetzt. Man nimmt an, daß sie selbst sich durch Erschöpfung des Kalkgehalts die Existenzmöglichkeit vernichtet.

Ihre fabelhaft schnelle Verbreitung über nahezu einen ganzen Erdteil weist auf die Tatsache hin, daß die Binnengewässer dieser Zone allen Lebewesen, die sie bewohnen, nahezu die gleichen Bedingungen darbieten. Das Wasser wird durch die Temperatur weitaus weniger beeinflußt als die Luft. Selbst in der Uferzone und in den oberflächlichen Schichten sind die Wärmeunterschiede zwischen Winter und Sommer bedeutend geringer als auf dem Lande. Und die untergetauchten Pflanzen, die den Seegrund wie ein dichter Rasen bis zu fünfzehn Meter Tiefe bedecken, spüren kaum die schroffen Unterschiede der Jahreszeiten.

Daraus erklärt es sich, daß fremde Gäste überall im Süßwasser die gleichen Lebensbedingungen vorfinden. So drang im vorigen Jahrhundert von Osten her eine kleine herzförmige Muschel in Europa ein und wanderte in wenigen Jahrzehnten durch den ganzen Erdteil bis zum Atlantischen Ozean. Den entgegengesetzten Weg schlug die furchtbare Krebspest ein, die den ganzen Krebsbestand der mitteleuropäischen Binnengewässer vernichtete. Anfang der siebziger Jahre befiel sie den Rhein, und 1887 bereits vernichtete sie den Krebsreichtum Ostpreußens. Und am Ende des Jahrhunderts war sie am Ural angelangt.

Nur wenige ganz abgeschlossene Gewässer blieben verschont, darunter einige, in denen die Wasserpest keinen Fuß fassen konnte. Es ist also nicht ganz unwahrscheinlich, daß dieser schlimme Gast, der die Gewässer mit ganz gewaltigen Massen faulender Stoffe erfüllte, erst die Vorbedingung für die Verbreitung der Krebspest geschaffen hat. Sie ist in der Zwischenzeit an einigen Orten noch einigemal aufgetreten, aber dennoch ist es gelungen, überall die Seen und Flüsse mit Krebsen zu bevölkern. Ob wir jedoch den Reichtum früherer Zeiten wieder erreichen werden, ist sehr zweifelhaft.

Kehren wir wieder zum See zurück. An Pflanzenreichtum ist er nur mit einem an Unterholz reichen Urwald vergleichbar. Sein Reichtum an Lebewesen spottet jeden Vergleichs, denn er übertrifft millionenfach alles, was auf einer gleich großen Landfläche lebt! Allein auf seiner Oberfläche siedeln mehr Wasservögel, als Hasen und Rebhühner auf einem reichen Jagdrevier von der gleichen Größe. Schwäne, Enten, Lietzen, Taucher, Zwergrohrdommel, Rohrspatz u. a. nisten teils im Gebüsch des Ufers oder im Rohrdickicht. See- und Fischadler, Kormorane, Reiher, Schwarzstorch usw. sind ständige Gäste, die an seiner reichbesetzten Tafel schmausen. Ebenso einige Vierfüßler wie Fischotter, Wasserratten, Spitzmaus. In den Rohrwäldern leben Spinnen und Käfer.

Und erst im Wasser selbst! Da wimmelt's von den Larven der Libellen, Köcherfliegen und Mücken, die nur zu einem kurzen Dasein in die Luft aufsteigen. Da leben Käfer und Wanzen, die Uferregion ist erfüllt von Schnecken, die Schwärme junger Brut aussenden. Schon bei einem mittelgroßen See von einigen hundert Morgen müßte man mit Milliarden rechnen, wenn es möglich wäre, ihre Zahl auch nur annähernd zu schätzen. Ganz unfaßbar sind die Massen der mikroskopisch kleinen Lebewesen in Krebsform und die noch niedriger stehenden, die als Plankton im Wasser umhertreiben. Vor dieser Massenentfaltung des Lebens muß auch die kühnste Phantasie haltmachen, weil wir nicht imstande sind, die Zahl der Einzelwesen auch nur annähernd zu schätzen.

Und das Wasser ernährt sie alle, denn es ist gesättigt mit Sauerstoff und Nährsalzen, es reißt alle irgendwie löslichen Bestandteile der mineralischen Erden und faulenden Lebensrückstände an sich. Der Reichtum an niederen Lebewesen erklärt wiederum die Tatsache, daß auf oder in einem so beschränkten Raume, wie ein kleiner flacher See von etwa hundert Morgen es ist, Millionen Fische leben können. Von den etwa zwanzig Arten, die im Durchschnitt vorhanden sind, stellen die Friedfische, die sich von Krebstierchen, Plankton und grüner Weide nähren, die alle anderen weit überragende Mehrzahl. Nun gibt es Seen, die auf hartem Kies und Sand oder auf Lehmboden liegen. Bei der dritten Art wird der Boden durch moorigen Schlamm gebildet. Aber überall herrschen die kleinen Friedfische, Plötze, Güster, Rotauge und Ukelei, vor. Daneben leben in Seen mit festem Untergrund die Bleie und Karpfen, die schlammigen Gewässer werden von Schlei und Karausche bevorzugt. Die Raubfische, Hecht, Barsch, Zander, Aal, Quappe, gedeihen überall, wo sie an den Friedfischen genügende und bequeme Nahrung finden.

Und sie brauchen viel, sehr viel! Sie verzehren weitaus mehr, als der Mensch mit Netzen fangen kann. Einen flachen See mit festem Untergrund und geringer Vegetation kann er wohl durch unermüdliche Arbeit mit dem Zugnetz arm fischen, aber bei tiefen Seen versagt seine Kunst, namentlich wenn der Grund unregelmäßig gestaltet ist, so daß die Fische nach den Seiten entweichen können. Die Uferregion ist meistens nur der Tummelplatz der Jungfische, die älteren Fische halten sich nur zur Laichzeit im seichten Wasser auf.

Wenn man an einem windstillen Tag im Kahn das Gelege eines Sees abfährt und dort die nicht zu zählenden Massen der winzigen Brut beobachtet, dann wird man gewahr, daß es ganz unmöglich ist, auch nur die Zahl einer einzigen Art annähernd zu schätzen. Man glaubt annehmen zu können, daß von tausend Friedfischen nur zwei oder drei das zweite Lebensjahr erreichen, und daß nach sieben oder acht Jahren nur verhältnismäßig wenige die ihr von der Natur gesetzte Größe erreichen. Und das ist gut so. Denn wären ihrer Vermehrung nicht durch Vernichtung des Laichs und der jüngeren Jahrgänge Schranken gesetzt, dann fänden sie bald im Wasser keinen Platz.

Solch einen Fall habe ich in einem kleinen Waldsee beobachtet, in dem nach einem harten Winter nur Schleie und Karauschen übrigblieben. Nach wenigen Jahren hatten sie sich so stark vermehrt, daß sie jede Reuse, jedes Netz zum Bersten füllten. Jetzt haben sich durch einen Verbindungsgraben wieder Hechte und Barsche angefunden, die mit fabelhafter Schnelligkeit wachsen, weil ihnen die Nahrung geradezu ins Maul hineinschwimmt. Der



Vorgang ist lehrreich, weil er zeigt, daß auch der Mensch durch starke Verminderung der Raubfische den Bestand eines Gewässers an Friedfischen heben kann.

Was der See einer Jugend bedeutet, die an ihm aufwächst, läßt sich nicht hoch genug veranschlagen! Ich habe es selbst an mir erfahren. Der Wald war uns ja auch vertraut, aber er wurde es erst im reiferen Knabenalter. Der See jedoch war uns von kleinauf ein lieber Freund. Auf dem breiten, sandigen Uferstreifen bauten wir uns die ersten Burgen, wobei auch mal ein Paar Schuhe auf Nimmerwiedersehen verbuddelt wurden. Wir legten Teiche an und bevölkerten sie mit Stichlingen und anderem Getier.

Zwanzigmal sprangen wir an heißen Sommertagen in seine kristallklare, helle Flut, um uns abzukühlen. Kleine Buben von fünf, sechs Jahren schwammen und tauchten wie die Enten! Dann wurden wir zur Fischweid reif, bekamen eine Angel, lernten rudern und halfen auch schon beim Fischfang, dem uns auch das erste Gewehr nicht abtrünnig machen konnte.

Im Winter trieben wir auf dem Eise alles, was jetzt als hochmoderner Sport gilt! Wir sausten im kleinen Schlitten vom hohen schneebedeckten Uferberg auf das spiegelglatte Eis hinab, wir liefen Schlittschuh ohne und mit Segel, wir bauten Segelschlitten und fuhren um den eingefrorenen Pfahl an langer Stange Karussell .... Das gab fröhliche Jugendlust und stählte den Körper, der noch jetzt im sechsten Jahrzehnt von dem damals aufgespeicherten Schatz zehrt.

Kein Wunder, daß mir noch immer die Liebe zum See tief im Herzen sitzt und mich immer wieder zu ihm hinausführt. Aber in die Liebe mischt sich jetzt Bewunderung, die immer größer wird, je mehr ich in die Wunderwelt dieses Mikrokosmos eindringe!

Bilder aus aller Welt.

Ein Heimat- und Trachtenfest hat kürzlich auf dem Rittergut Dalmin des Staatsministers a. D. von Podbielski stattgefunden. Den Höhepunkt bildeten farbenprächtige Trachtentänze.

Das beliebte Nordseebad Westerland hat neue und ungemein zweckmäßige Strandanlagen geschaffen. Auch der künstlerischen Ausgestaltung hat die Kurdirektion in anerkennenswerter Weise



Hofphot. Esch.

Ein Heimatfest bei Exz. Podbielski auf Dalmin: Jungfernreigen.

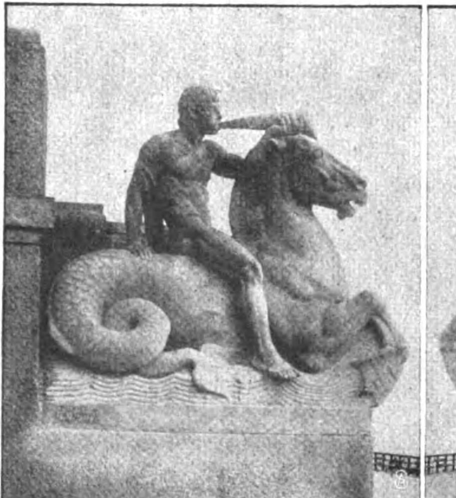


Kom.-Rat Dr.-Ing. P. Goerz,
Berlin, wurde 60 Jahre.



Phot. Haegbein.

Moritz Kohlmann,
Stargard i. P., einer der ältesten Musikdirektoren der preußischen Armee, tritt in den Ruhestand.





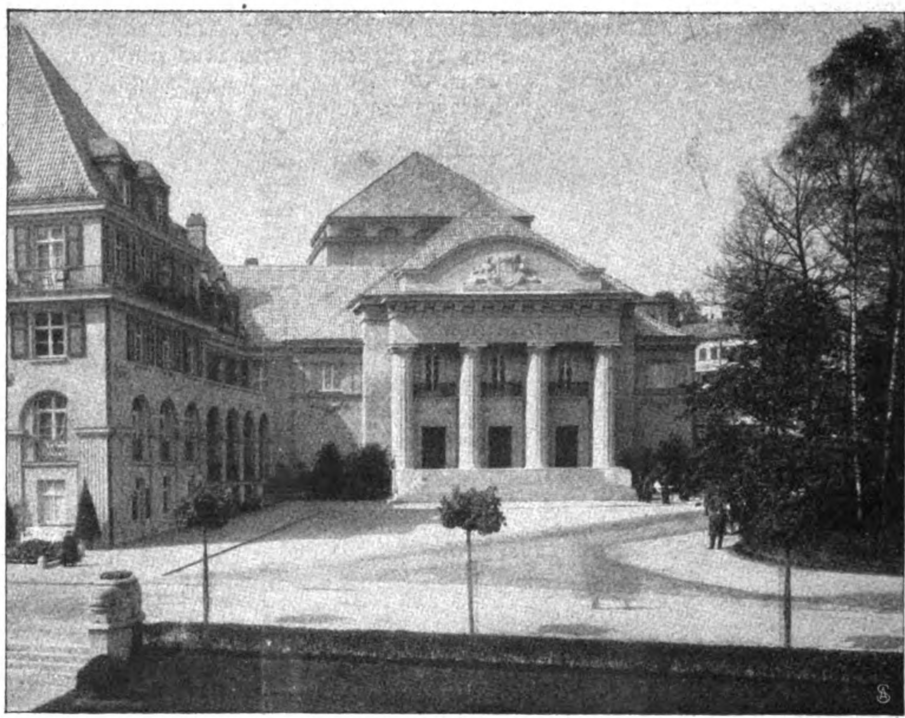
Die Monumentalfiguren für die neuen Strandanlagen in Westerland,
entworfen von Prof. Manzel.

Der Begründer der bekannten optischen Anstalt Kommerzienrat Dr.-Ing. P. Goerz beging seinen 60. Geburtstag. Einer der ältesten Musikdirektoren der preußischen Armee, M. Kohlmann, trat in den wohlverdienten Ruhestand.





Frhr. v. Solemacher-Antweiler,
Kgl. Badekommissar in Norderney.



Das neue Kurtheater in Bad Elster.

Rechnung getragen: „Najade“ und „Triton“, auf Fabeltieren reitend, schmücken die Anlagen. Die Figuren entwarf der Bildhauer Professor Manzel.

Verantwortungsreich ist das Amt eines Badekommissars. Das Bad Norderney besitzt in dem Kgl. Badekommissar Frhrn. von Solemacher-Antweiler einen sehr tüchtigen und umsichtigen Beamten.

Das beliebte sächsische Bad Elster hat ein neues Kurtheater erhalten, das in dieser Saison seiner Bestimmung übergeben wurde.

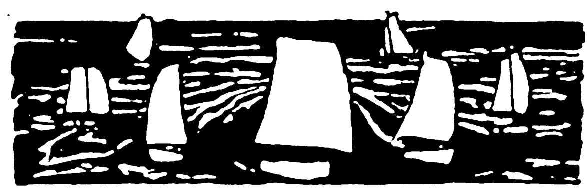
Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 32. Berlin, den 8. August 1914. 16. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 32.

Seite



Die sieben Tage der Woche.

29. Juli.

In den Militärdistrikten von Kiew, Odessa, Moskau und Kasan wird die russische Armee mobilisiert.

Präsident Poincaré trifft auf der Rückreise von Rußland und Schweden in Paris ein.

30. Juli.

Die deutsche Regierung ist anhaltend bemüht, eine Versöhnung der Standpunkte von Wien und Petersburg herbeizuführen.

Die polnische Sozialdemokratie in Oesterreich veröffentlicht einen Aufruf für den Krieg gegen Rußland.

Der rumänische Ministerrat in Sinaja beschließt endgültig die Neutralität Rumäniens.

31. Juli.

Der Kaiser verhängt den Kriegzustand über Deutschland, nachdem in Berlin aus Petersburg die Nachricht des deutschen Botschafters eingetroffen ist, daß die allgemeine Mobilmachung der russischen Armee und Flotte befohlen worden ist.

Halbamtlich wird folgende Mitteilung verbreitet: Nachdem die auf einen Wunsch des Zaren selbst unternommene Vermittlungsarbeit von der russischen Regierung durch allgemeine Mobilmachung der russischen Armee und Marine gestört worden ist, hat die Regierung Seiner Majestät des Kaisers heute in Petersburg wissen lassen, daß die deutsche Mobilmachung in Aussicht steht, falls Rußland nicht binnen zwölf Stunden seine Kriegsvorbereitungen einstellt und hierüber eine bestimmte Erklärung abgibt. Gleichzeitig ist an die französische Regierung eine Anfrage über ihre Haltung im Falle eines deutsch-russischen Krieges gerichtet worden.

Der Kaiser siedelt von Potsdam nach Berlin über.

Prinz Adalbert von Preußen, der dritte Sohn des Kaisers, verlobt sich mit Prinzessin Adi von Sachsen-Meiningen.

Durch kaiserliche Verordnungen wird die Ausfuhr und Durchfuhr einer großen Anzahl von Waren verboten.

Der Arbeitgeberverband der Lausitzer Tuchindustrie erklärt wegen der politischen Lage die Aussperrung für beendet.

Kaiser Franz Josef ordnet die allgemeine Mobilisierung in Oesterreich-Ungarn an.

1. August.

Der Kaiser ordnet die Mobilmachung der gesamten deutschen Streitkräfte an. — In Frankreich wird gleichfalls die allgemeine Mobilisierung angeordnet.

Der Reichstag wird durch kaiserliche Verordnung zum 4. August einberufen.

Der französische Sozialistenführer Jaurès wird von einem Nationalisten durch einen Revolverschuß getötet.

2. August.

Der Kommandant des kleinen Kreuzers „Augsburg" meldet das Bombardement des Kriegshafens Libau. — Truppenteile des 8. Armeekorps besetzen Luxemburg zum Schutz der dort befindlichen Eisenbahnen.

3. August.

Amtlich wird gemeldet: Bisher hatten deutsche Truppen dem erteilten Befehl gemäß die französische Grenze nicht überschritten. Dagegen greifen seit Sonntag französische Truppen ohne Kriegserklärung unsere Grenzposten an. Sie haben, obwohl uns die französische Regierung noch vor wenigen Tagen die Innehaltung einer unbesetzten Zone von 10 Kilometer zugesagt hatte, an verschiedenen Punkten die deutsche Grenze überschritten. Französische Kompagnien halten seit gestern nacht deutsche Ortschaften besetzt. Bombenwerfende Flieger kommen seit gestern nach Baden, Bayern und unter Verletzung der belgischen Neutralität über belgisches Gebiet in die Rheinprovinz und versuchen, unsere Bahnen zu zerstören. Frankreich hat damit den Angriff gegen uns eröffnet und den Kriegzustand hergestellt. Des Reiches Sicherheit zwingt uns zur Gegenwehr. Seine Majestät der Kaiser hat die erforderlichen Befehle erteilt. Der deutsche Botschafter in Paris ist angewiesen, seine Pässe zu fordern.

Aus der dem Reichstag vorzulegenden amtlichen Denkschrift mit Aktenstücken zum Kriegsausbruch wird der Depeschenwechsel zwischen Kaiser und Zar veröffentlicht.

Deutsche Truppen besetzen Kalisch und Czenstochau.

4. August.

Der deutsche Reichstag tritt zusammen.

Die große Stunde.

Von Hermann Sudermann.

Ob wir anbetend dich lieben, Vater im Himmel,
Ob du uns nur ein Hort heilger Erinnerung bliebst,
Sieh, wir schwören zu dir, dem Zeugen jeglicher
Wahrheit:

Wir haben es nicht gewollt,
Dies Morden, dies weltentvölkernde Morden,
Das mit blutheißer Sense
Jetzt schauernd über die Erde stapft.

Treu der brotkornspendenden Scholle,
Werkbeflissen in Handel und Wohl un
Saßen wir friedlich im Schatten der Heimat,
Friedlich,
Ob auch zu Schwertschlägern geboren.

Ringsum aber lauerte lang schon
Neidkranke Gier und ererbten Hasses
Hochgehobenes Fangnetz.
Jeder sah es, und jeder fühlte
Das Spritzen des heimlichen Geifers
Jahre schon,
Atemschwere, atemanhaltende Jahre.
Aber das Herz erbebte uns nicht,
Und die Faust fuhr nicht nach dem Schwertgriff.
Denn jedem, ob keuchend im Fronen des Alltags,
Ob auch auf Festen leichtherzig tändelnd,
Lag auf der Brust ein dreifaches Erz,
Das dröhnte mit dumpfem Geleitston
Täglich, stündlich durch Wachen und Schlaf:
Pflegt, was euren Kräften frommt,
Wahrt euch vor der Schlappheit Sünde,
Daß, wenn einst die Stunde kommt,
Sie euch wohlbereitet finde!

Und endlich ist sie gekommen, die Stunde
Der heiligen Not, des gebärenden Schicksals,
Und was sie uns bringt, wir werden's gestalten,
Den braunen Gewehrlauf in meisternder Hand.

Berget des Jubels falschtönigen Schrei
Und beißet schweigend die Zähne zusammen!
Was jetzt die Zeit aus den Fugen hebt,
Sah noch niemals die gnädige Sonne,
Die durch Aeonen allmütterlich
Uns Erdgeborne mit Lichtmilch tränkt.

Doch mag auch der listig lenkende Franke
Uns Mordsaat auf unsere Köpfe streun,
Mag heuschreckhaft uns auch überschwemmen
Der blatternarbige Schwarm des Oedlands,
Unsere Söhne schrecket es nicht.
Und zitternd noch nach einem Jahrhundert
Sollen Osten und Westen sich heimlich erzählen,
Mit welchen Hieben der Deutsche sich wehrte,
Als ihm ein Weltteil, in Haß verbrüdert,
Herzschlag und Atem zu schmälern gewagt.

Das Reich sie sollen lassen stahn
Auf seiner nährenden Erde.
Drauf los auf alle, die uns nahn
Und unserm heiligen Herde!

Was euer Schoß einst gebar
In Ehren oder in Schande,
Ihr Mütter, nun geht zum Altar
Und weiht es dem Vaterlande.

Ihr Bräute, die hoffendes Glück
Geküßt auf erglühende Wangen,
Bringt nun der Heimat zurück,
Was ihr jauchzend von ihr empfangen.

Ihr Frauen in Zwilch und in Seiden,
Nun gebet den Gatten darein!
Reicht ihm die Kinder zum Scheiden
Und lächelt und segnet ihn ein!

Ihr alle werdet ja liegen
Schlaflos wohl manche Nacht
Und träumen von nahenden Siegen,
Und was euer Helde vollbracht —

Und träumen von Lorbeer und Myrte,
Bis er einst wiedergekehrt,
Bis Er, der Herr ist und Hirte,
Ihn euch aufs neue beschert.

Und sank er auf herbstlicher Heide
Und sank er tief in den Tod,
So starb er um Deutschlands Freude,
So starb er um Deutschlands Not. — —

Dann lassen sie das Reich wohl stahn
Auf seiner durchbluteten Erde
Und werden uns nie und nie mehr nahn
An unserm heiligen Herde.

Berlin, den 2. August 1914.



Der Patriotismus des Geldes.

Von Leo Jolles.

Es gibt nicht nur einen Patriotismus, der sich in der Liebe zum Vaterland und in der Begeisterung für den Krieg äußert, sondern auch ein solches Gefühl, das im Bereich des Materiellen zu suchen ist. In den ersten Tagen des Schreckens war es notwendig, an dieses Empfinden zu appellieren; denn es zeigte sich ein bedenkliches Schwanken der Erkenntnis. Man sah, daß eine Panik ausbrach, daß an den Börsen Vermögen wie Seifenblasen platzten, daß die Sparkassen und Banken gestürmt wurden, daß die Noten der Reichsbank und die Reichskassenscheine wie Assignaten behandelt wurden, und daß eine Teuerung der Lebensmittel entstand, noch bevor die kleinste zwingende Voraussetzung dafür sich gezeigt hatte. Das war ein Schwächeanfall, den die jahrzehntelange Gewöhnung des Volkes an Frieden und das fehlende Training für Ausnahmezustände erklärten, den aber die wirtschaftliche Schulung, deren sich jeder Gebildete rühmt, nicht entschuldigte. Man hatte im ersten Entsetzen über die Kriegsfurie vergessen, daß Ruhe die erste Bürgerpflicht sei: auch wenn es sich ums Portemonnaie handelt.

Und diese Ruhe braucht nicht künstlich hergestellt zu werden. Sie ist in Leistungen und Errungenschaften, in der Existenz der Besitztümer, die man Volksvermögen nennt, begründet. Die Statistiker streiten sich über den Wert des Reichtums der deutschen Nation. Aber es macht wirklich nichts aus, ob man ihn auf 300 oder 330 Milliarden schätzt. Die Hauptsache ist, daß sich hinter der zwölfstelligen Zahl keine phantastischen Größen verstecken. Es müssen glaubhafte Werte sein, die von der Riesenziffer repräsentiert werden. Sonst ist sie nichts anderes als ein Bluff der Statistik. Das Staatseigentum — Eisenbahnen, Bergwerkbesitz, Domänen, Forsten — gehört natürlich mit zum Nationalvermögen. Aber der einzelne interessiert sich weniger für das fiskalische Gut als für den privaten Besitz. Wer den Einfluß des Krieges auf den Bestand des Kapitals fürchtet, muß alles unbewegliche Vermögen ausnehmen. Dem kann die schlimmere Zeit allenfalls die Ertragfähigkeit lähmen, in der Substanz jedoch ist ihm nicht beizukommen. Das gilt für alle Schätze unter der Erde, für Kohle, Erz, Kali und für den Grund und Boden. Es ist denkbar, daß ein industrieller Betrieb durch die Lähmung der Maschinen Schaden haben kann, aber es ist unmöglich, daß die Rohstoffe, welche die Erde spendet, vernichtet werden. Ein Fördertum, ein Hochofen kann zusammenfallen; ein Kohlenflöz und eine Erzader sind unverletzbar. Und das Grundstückseigentum, das allein fünfzig bis sechzig Milliarden ausmacht, ist durch keinen Krieg aus seiner fundamentalen Verfassung zu bringen. Wer ein Haus besitzt, hat vielleicht mit der Gefahr von Mietausfällen zu rechnen. Die sind jedoch nicht in Permanenz erklärt und müssen später wieder ausgeglichen werden. Es handelt sich also nur um eine vorübergehende Hemmung in den Einnahmen. Der Wert der Häuser sinkt nicht — vorausgesetzt, daß sie nicht zu hoch bewertet sind — da er von Voraussetzungen abhängt, die nicht verschwinden können. Und ein siegreicher Krieg nützt zuerst dem Grund und Boden, da er dem Land einen neuen wirtschaftlichen Aufschwung, damit einen neuen Zuzug von Menschen und eine rasch steigende Nachfrage nach Wohngelegenheiten bringt. Das Kapital, das zum Immobiliarbesitz Beziehungen hat — das Grundstück, die Hypothek, der Pfandbrief — ist weit entfernt von jeder Gefahrenzone. Denn der Verlust macht sich erst dann fühlbar, wenn das Objekt selbst entwertet wird; nicht schon bei der notwendigen Stundung von Zinsen. Die sind nicht auf ewig preisgegeben. Sie stellen sich wieder ein, sobald der Pulsschlag des Lebens und des Erwerbs von neuem mit gesunder Kraft einsetzt. Vielleicht bietet das Schicksal dem Grundbesitz in der unbedingten „Kriegssicherheit“ einen Ausgleich für manche Krisis in Friedenstagen.

Das Geld, das in Häusern und Grundstücken angelegt ist, entbehrt der Beweglichkeit, die das in Wertpapieren steckende Kapital hat. Dafür besitzt es die größere Sicherheit. Das Wertpapier ist den Angriffen eines feindlichen Geschicks mehr ausgesetzt als das unbewegliche Vermögen. Es kann vorkommen, daß das sogenannte mobile Kapital nichts weniger als mobil ist; und daß die Mobilmachung in diesem Sinn auf die Effektenmärkte gewirkt hat, sah man aus den Vorgängen an den Börsen. Es wäre jedoch falsch und unbegründet, den Kurszettel in seiner kriegsmäßigen Verfassung als eine Musterungskarte für den Wertpapierbesitz anzusehen. Die Verwüstungen, die der erste Sturm in diesem Bezirk angerichtet hat, die Kurse, die er knickte und entwurzelte — sind kein definitiver Zustand. Wäre diese Entwertung eine natürliche Folge, so müßte eine künstliche Preistreiberei vorausgegangen sein, die der überwiegenden Mehrzahl der Wertpapiere eine falsche Wertbasis gegeben hätte. Das war nicht der Fall; die Börse befand sich schon seit Monaten unter einer Depression mangelnder Kauflust, die jede Ausschreitung verhinderte. Was der Krieg in seinen ersten Anfängen zerstörte, traf also zum guten Teil den inneren Wert der Papiere. Und der hängt nicht von Ausbrüchen der Angst ab. Die Eröffnung des Balkankrieges brachte dem deutschen Kapital einen Kursverlust von drei Milliarden. Das war keine effektive Einbuße; denn sie traf die Besitzer, die ihre Papiere zu den niedrigsten Preisen verkauften. Für die anderen blieb der Kurssturz ein Ausweis der amtlichen Preisliste, bis später die Effekten wieder in die Höhe kletterten und das papierene Opfer verschwinden ließen. Darf man auf einen solchen rückwirkenden Prozeß nicht mehr rechnen? Der große europäische Krieg ist natürlich mit den Kämpfen auf dem Balkan nicht zu vergleichen. Das hat sich schon bei der ersten Erschütterung der Börsenseele gezeigt. Aber damit ist nicht gesagt, daß auf die Entwertung später nicht eine Reaktion folgen kann, die gewiß nicht schwächer wäre als das ihr vorausgegangene Erdbeben. Die Staatsanleihen sind ebensowenig unverwundbar gewesen, wie es die Aktien waren. Man kann daraus ersehen, daß die besonderen Eigenschaften der Wertpapiere keinen Unterschied in ihrer Behandlung durch das Publikum erweckten. Das ist ein Trost. Er gibt die Gewißheit, daß beim Verkaufen der Effekten Qualitätsfragen keine große Rolle spielten.

Das Staatspapier hat durch den Krieg seinen Charakter, der durch die unbedingte Sicherheit ausgedrückt wird, nicht verloren. Des Reiches Herrlichkeit und die Gewalt der Bundesstaaten sind seine Sicherheitsfaktoren. Wer im Frieden mit den Zinsen, die er von einem Rententitel pflücken darf, nicht zufrieden ist, hat im Krieg den unschätzbaren Gewinn einer Ruhe gewährenden Anlage. Anders bei den Aktien. Das sind Träger der werbenden Arbeit und der wirtschaftlichen Konjunktur. Ihre Ergiebigkeit ist der Ausdruck der geschäftlichen Lage. Damit



sind die Grenzen der Sicherheit, die ein Dividendenpapier für seine Renten bieten kann, vorgezeichnet. Auch der Wert hängt natürlich von der Verzinsung ab. Zwischen Kurs und Dividende besteht ein Verhältnis, das nicht nur mit dem Einfluß der spekulativen Beweggründe schwankt, sondern auch von der Größe des Ertrages bestimmt wird. Nimmt man nun an, daß viele Aktiengesellschaften während des Krieges ihre Dividenden verkleinern oder ganz streichen werden, so muß man sich fragen, ob der Entwertungsprozeß dieser Möglichkeit nicht schon Rechnung getragen hat. Und in dieser Beziehung darf, zum Trost der Besitzer von Aktien, gesagt werden, daß in den Kriegskursen der meisten Papiere schon eine ausgiebige Risikoprämie steckt. Und die Wahrscheinlichkeit, daß sich später neue Chancen einstellen werden, ist dabei noch gar nicht in Rechnung gezogen. Die Industrie besitzt technisch vollendete Betriebsanlagen, die dank vorsichtiger Bilanzierung so niedrig bewertet sind, daß sie eine gute Weile mit verminderter Kraft arbeiten können, ohne als Wertmesser außer Tätigkeit gesetzt zu werden. Die Reserven, die sich bei den deutschen Aktiengesellschaften finden, sind zwar nicht in barem Geld vorhanden; aber sie kommen in der Abschätzung der Betriebseinrichtungen zum Ausdruck und erfüllen damit eine bedeutende wirtschaftliche Funktion. Was von dem Immobiliarvermögen gilt, trifft auch zum Teil auf den Fundus der Industrie zu. Und daraus kann jeder die Folgerung ziehen, daß die Aktie eines gut geleiteten, ertragfähigen und finanziell selbständigen Unternehmens Eigenschaften besitzt, die ihr unter allen Umständen einen bestimmten Wert sichern. Der Verzicht auf die Dividende zwingt keineswegs zur Resignation auf das Kapital. Es kommt nur darauf an, daß der Aktionär in Tagen der Not größere Beständigkeit zeigt als er unter dem belebenden Einfluß der Börsenspekulation zu bekunden pflegte. Die Einsicht ist der beste Ratgeber und der zuverlässigste Werterhalter.

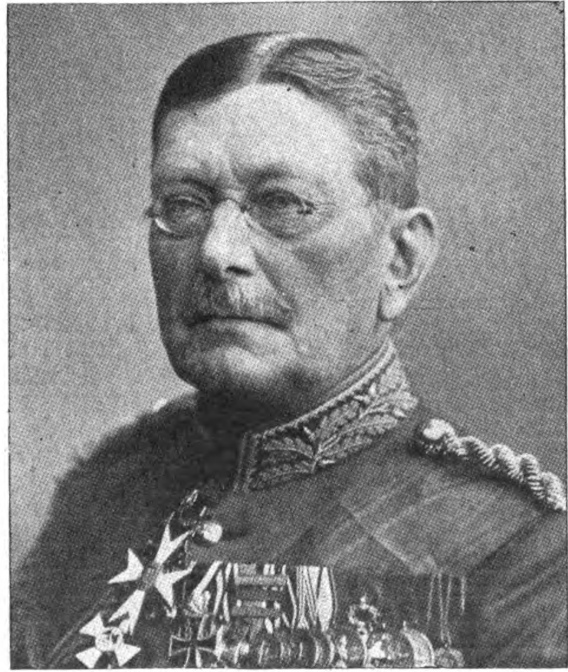
Nur darf sie nicht von so kurzem Atem sein wie die Behandlung des Geldproblems. Die Banknote und der Reichskassenschein, das in Deutschland gültige Papiergeld, sind vom Publikum willkürlich mit problematischen Eigenschaften belegt worden. Obwohl in Friedenstagen kein Mensch an dem Wert der genannten Geldsorten zweifelte, setzte im Kriege sofort das Mißtrauen ein. Das Metall kam zu unverdient hohen Ehren; und das Papier wurde nur noch stofflich gewertet. Diesem Unfug ist durch sehr deutliche amtliche Erklärungen ein Ende gemacht worden. Es hätte dieser Nachhilfe nicht bedürfen sollen. Der vernünftige Mensch mußte sich sagen, daß jeder Zweifel, den er in die Zahlkraft des Papiergeldes setzte, eine Geringschätzung des Kredits seines Vaterlandes bedeutete. Denn Geld wird erst zu dem, was es ist, durch die Macht des Reiches. Die Staatsgewalt gibt ihm seinen Charakter. Damit ist alles gesagt, was zur Herstellung eines der deutschen Banknote würdigen Zustandes vorgebracht werden kann.

Die deutsche Wirtschaft leidet nicht unter Geldmangel. Sie ist weit besser daran als die geschäftlichen Bezirke Englands und Frankreichs, von Rußland ganz zu schweigen. Sollte das nicht genügen, um die Gedanken an eine wirtschaftliche Katastrophe nicht zu weit ausschweifen zu lassen? Man kann sich die Schrecken des Krieges vorstellen und braucht nicht in gedankenlosen Optimismus zu verfallen. Aber diese Schrecken lassen sich, auch in der Phantasie, mildern, wenn man sie in das richtige Verhältnis zu den Errungenschaften eines erworbenen Nationalvermögens setzt. Die deutsche Wirtschaft hat alle Eigenschaften, die sie eines unerschrockenen Patriotismus wert machen.

Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Gegen unser deutsches Vaterland steht eine Welt in Waffen, Kriegsheere sind aufgeboten, wie sie die Menschheit nie sah, seitdem Kriege geführt und Kriegsgeschichte geschrieben wurde. Schon sind die ersten Schüsse gefallen: hoffnungsfreudig harrt unser Volk im Bewußtsein seiner gerechten Sache der großen Taten seiner Söhne.

Kein wilder, fanatischer Kriegstaumel hat unsere Nation erfaßt. Weihevoller Ernst durchzieht die deutschen Lande: herausgefordert, wissen wir alle, daß unsere völkischen Heiligtümer: Heimat, Haus, Hof, Familie, Ehre und Existenz, auf dem Spiel stehen. Im Vertrauen auf unser gutes deutsches Schwert zieht die deutsche Wehrmacht gegen die Feinde, ein heißer, alles überwältigender Wunsch bewegt unsere Herzen: mögen unsere unüberwundenen und unüberwindlichen Fahnen bald ruhmgekrönt und lorbeergeschmückt in die allgeliebte Heimat wiederkehren.


Hofphot. E. Bieber.

Generalfeldmarschall v. d. Goltz.

Die Reichshauptstadt, wo der Herzschlag der begeistertsten Massen am deutlichsten und kraftvollsten zu fühlen ist, stand in den letzten Tagen vollkommen unter dem Eindruck der nahen weltgeschichtlichen Zukunft. Unsere altbrandenburgische, altpreußische und deutsche Via triumphalis, die historischen „Linden“, sah ein Aufgebot von vaterländisch bewegten Menschen wie nie zuvor. Vom Brandenburger Tor, über das Standbild des großen Königs, bis zum altersgrauen Schloß harrten und stauten sich die Massen —



Phot. Meyer.

Generaloberst v. Moltke,
Chef des Generalstabs der Armee.

Hofphot. E. Bieber.

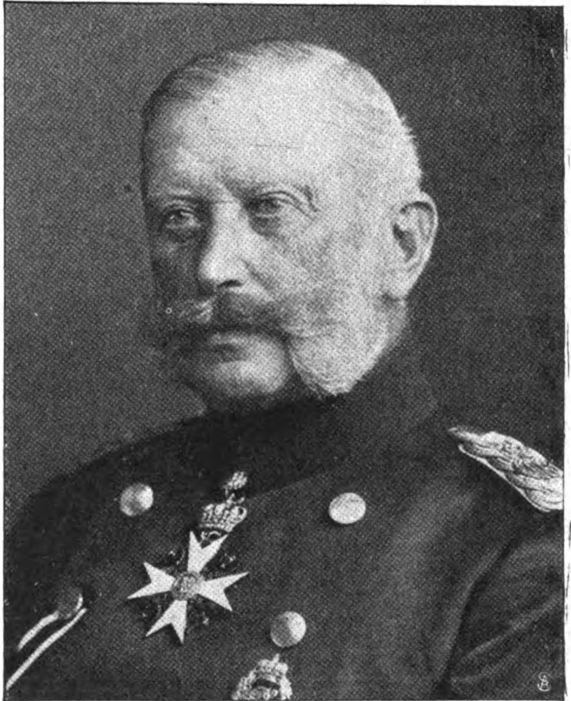
Großadmiral v. Tirpitz,
Staatssekretär des Reichsmarineamts.

war doch der Kaiser mit seiner Gemahlin, seinen sechs stattlichen Söhnen, die mit ihm ins Feld ziehen, nach seiner treuen Haupt- und Residenzstadt gekommen, um hier über Krieg und Frieden zu entscheiden. Man wollte den Kaiser sehen, ihm zujubeln, um ihm zu beweisen, daß Volk und Kaiser, wie immer in schweren Stunden, fest und unverbrüchlich zueinander hielten. Und zweimal zeigte sich der Kaiser und sprach vom Altan seines Schlosses Worte zu seinen Bürgern und Landeskindern, die ehern und wuchtig gegen den Feind klangen, und freudig und hoffnungsfroh gegen den, in dessen Hand wir alle stehen. Jedes Mitglied der kaiserlichen Familie



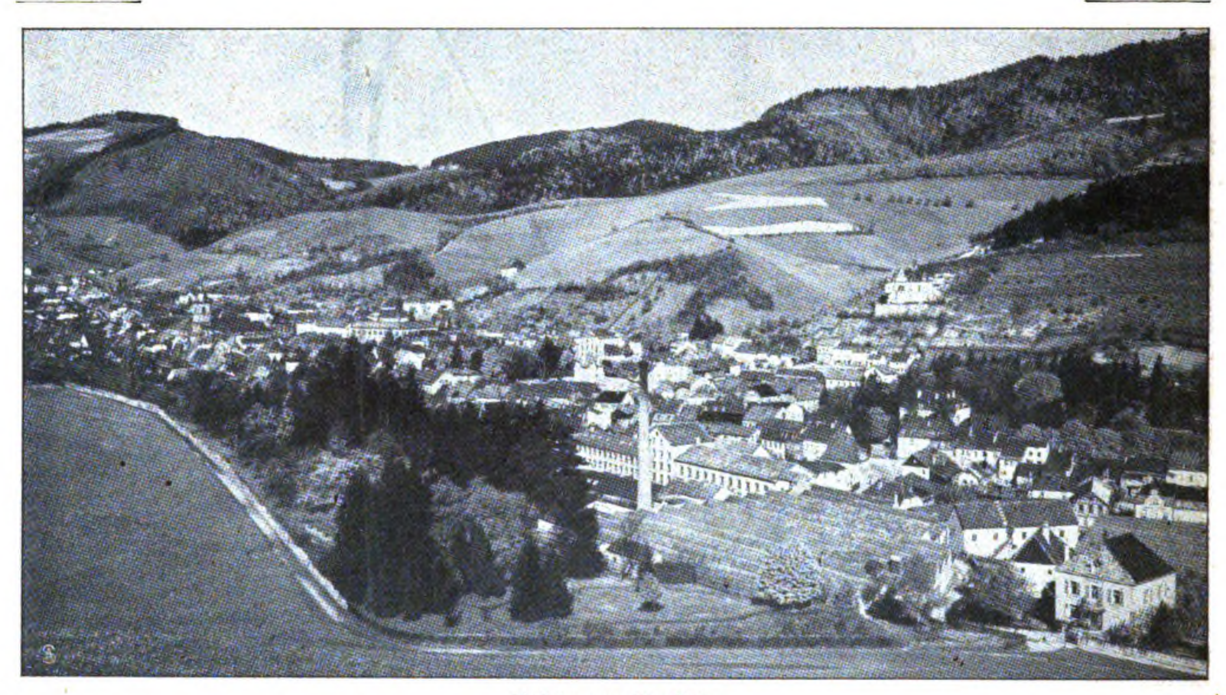
Hofphot. E. Bieber.

Generalleutnant v. Falkenhayn,
preußischer Kriegsminister.



Hofphot. E. Bieber.

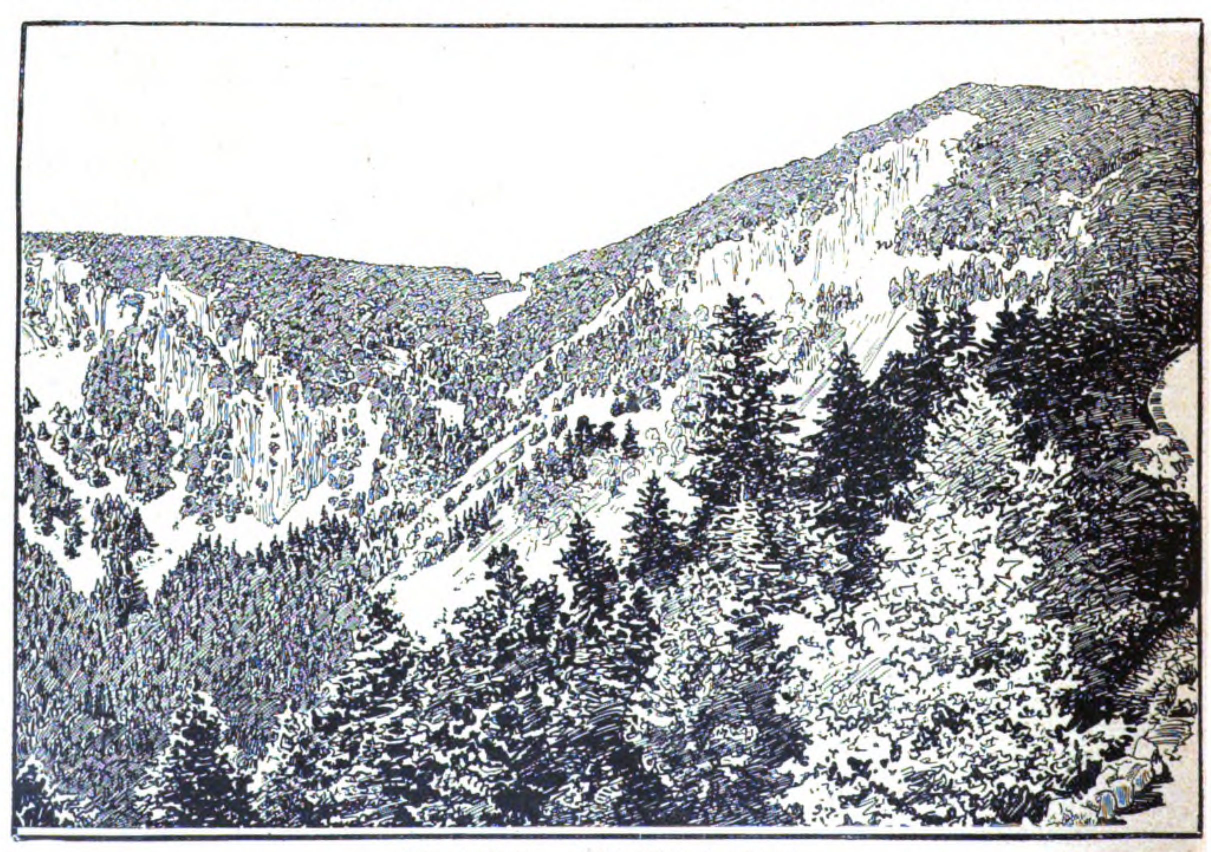
Generaloberst v. Kessel,
Oberbefehlshaber in den Marken.



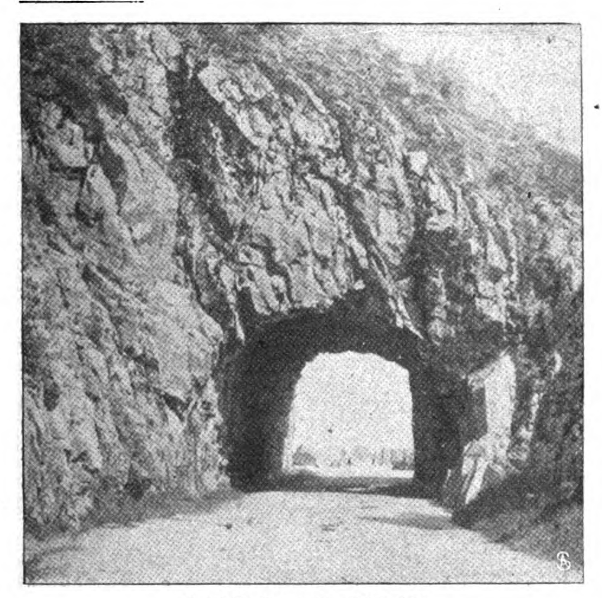
Ansicht von Markirch.

wurde stürmisch begrüßt, am herzlichsten und lebhaftesten der Kronprinz, der wie seine Brüder ins Feld zieht und nun als Divisionskommandeur die Erste Garde-Infanterie-Division gegen den Feind führt.

Tiefe innerliche Frömmigkeit ist eine hervorragende Charaktereigenschaft des deutschen Volkes, auch des Berliners, der vielfach als sarkastischer Kritiker verschrien ist. Denn viele, viele Zehntausende scharten



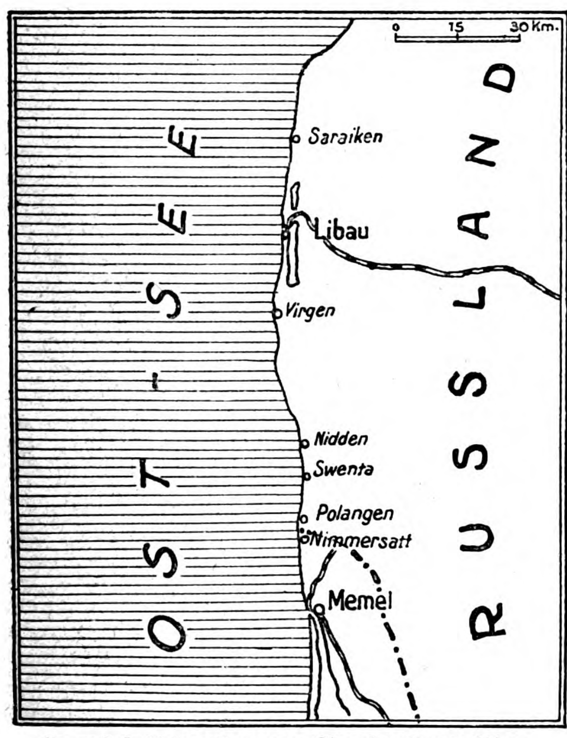
Gesamtansicht der „Schlucht" in den Vogesen.



Landstraße zur „Schlucht“.

sich um das Denkmal unseres alten eisernen Kanzlers vor dem Reichstagshaus, um den herzbewegenden, mutspendenden Worten des Hofpredigers Doehring zu lauschen. Im Chor sprach die Menge entblößten Hauptes das Vaterunser mit, machtvoll ertönte der Massengesang: „Großer Gott, wir loben dich!“

Ueberall im Deutschen Reich wurde die Kriegsbereitschaft durch Offiziere zur allgemeinen Kenntnis gebracht. Sie war noch nicht der Krieg; aber auch in den Familien mußte man alle Vorkehrungen treffen. Verlobte heirateten — Kriegstrauungen. Auch im Kaiserhaus fanden zwei solche Verbindungen statt:

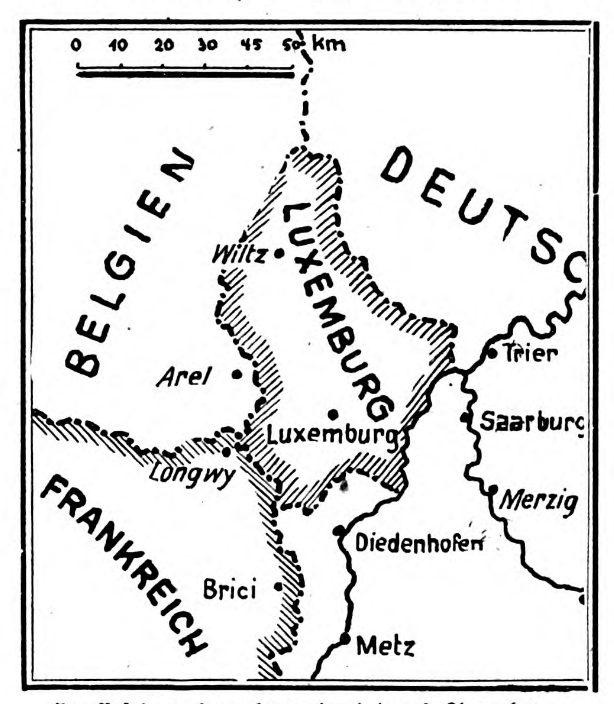


Zum Gefecht des Kreuzers „Augsburg“ vor Libau.

Prinz Oskar heiratete die Gräfin Ina Bassewitz, die jetzt den Namen einer Gräfin Ruppin führt, und auch das Haus Schleswig-Holstein erhielt einen neuen Zweig dadurch, daß die Prinzessin Adelheid von Schleswig-Holstein, eine Schwägerin des Prinzen August Wilhelm, den Grafen Solms heiratete.

Bei unseren Soldaten aber brach die alte Kriegsfreude durch. Wohl gab es manche Zähre beim Auszug der Reservisten, denn Scheiden und Meiden tut weh, aber alle Kugeln treffen ja nicht, und so hofft denn jeder und jede auf ein glückliches, frohes Wiedersehen, und brausende Hurras aus den Kehlen vieler Hunderte begleiteten die Militärzüge — ein Taschentücherwehen ohne Ende, bis endlich die Züge den Blicken der Familienmitglieder entschwanden.

Auf unseren Kartenskizzen finden unsere Leser die bisherigen Truppenbewegungen, ferner geben wir neben-



Zur Besetzung Luxemburgs durch das 8. Armeekorps.

stehend einige Bilder von Markirch und der Schlucht, deren Besetzung durch die Franzosen vor der Kriegserklärung erfolgte. Zugleich mit Markirch wurden die deutschen Ortschaften Gottesthal und Metzerol besetzt. Der hiermit gegebene französische Angriff führte zur Kriegserklärung. Die Besetzung Luxemburgs durch das 8. Armeekorps erfolgte zum Schutz der dort befindlichen deutschen Eisenbahnen. Zum Angriff des kleinen Kreuzers „Augsburg“ auf Libau geben wir eine Kartenskizze, die die Lage des russischen Kriegshafens zur deutschen Grenze kennzeichnet.

Mit unbegrenztem Vertrauen richten sich unsere Blicke auf die Männer, die jetzt in ihren hohen, verantwortungsreichen Stellungen zur Führung von Armee und Marine berufen sind. Es sind der Chef des Generalstabes, General v. Moltke, der der Träger des Namens des größten Strategen ist, und Großadmiral von Tirpitz, der unter unserem Kaiser unsere stolze Flotte hat schaffen helfen. Sie werden das erzwingen, was das deutsche Volk von ihnen erhofft. R. C.

Durchhalten, deutsche Frauen!

Von Thea v. Puttkamer.

Harte Zeit hob an, eisenharte Zeit. — Und wir Frauen mitten darin, wir mit den weichen Muskeln und den weichen Herzen. Was hatten wir darin zu suchen und zu tun? Dröhnen und Stampfen vor unseren Ohren, Waffengeklirr und Stöhnen und Ächzen zugleich. Da hob es sich in uns wie eine Auflehnung, da reckte sich's seitwärts, rückwärts zur Flucht!

Hergeben alles, was wir nährten und aufzogen, was wir liebten und pflegten? Selber ganz still beiseite treten, zur jämmerlich überflüssigen Null geworden in Zeiten, da nur noch brutaler Manneswille gilt, da nur Muskelkräfte und Mannesgeist bewertet werden können? Wir wollten knien und flehen, mit unsern schwachen Händen gebieterisch Einhalt tun, ehe das Bluten und Morden begann?

Und taten's doch nicht! Riß uns die Strömung fort? Wuchs uns die Kraft? Wir fragen danach heute nicht mehr. Wir haben gelernt, den ersten Blick in das Antlitz der großen Meduse „Krieg“ zu tun. Ohne zu erstarren. Und unsere Frage lautet heute: Wieviel wirst du uns noch lehren, da schon dein erstes, jähes Auftauchen aus finstern Gründen so viel uns vermochte?

Wie tänzelten und schlichen wir dahin, zwischen Freuden und Leiden, zwischen den Kleinlichkeiten des Alltags! Wenn wir uns je über sie erhoben ins Reich der Ideen, geschah's auf philosophischen, auf künstlerischen und religiösen Schwingen. Wann packte uns die Idee des Vaterlandes? Wann trat uns der Staatsgedanke nahe? Echt weibliche und doch so sträfliche Gleichgültigkeit da, wo öffentliche Angelegenheiten, wo vaterländische Dinge, nationale Notwendigkeiten in Frage standen. Nun kam der große Aufrüttler, mächtiger und furchtbarer, als wir es je geahnt hatten, nun fühlen wir wieder, was es heißt: nicht nur „Frau“, sondern deutsche Frau zu sein, Tochter ihres Vaterlandes!

Die Söhne unseres Vaterlandes zogen an seine Grenzen, und wir wissen: Nicht nur um seiner und um ihrer Ehre willen, sondern auch um unsere Ehre, um unseren Schutz. Sie verachten uns nicht in diesen Männertagen, wo wir daheimbleiben müssen; sie denken auch an uns, weil wir ihr Leben schmücken, an die Kinder, die wir ihnen schenken und erziehen, an den stillen Herd, den wir in Treue verwalten. Wir wissen das, und wir — vertrauen ihrem männlichen Wollen, ihrer männlichen Kraft!

Und wir wagen erneut den Blick ins Antlitz der Gorgo. Mit Augen, die noch blind sind von den Tränen ersten Abschiedes. Wir werden noch andere zu weinen haben. Tränen letzten Abschiedes. Weint, deutsche Frauen, aber weint sie in den Nächten. Lernt es, die Tage über kaltblütig und besonnen zu bleiben zwischen Siegen und Niederlagen. Und laßt diese Tage, laßt sie nicht verrinnen in hohlem Geträtsch von Zweck und Verlauf des Krieges! Geht auch keinen Pfad, nicht einen, den geheime Lust am Sensationellen euch wies. Entkräftet die Stimmen, die jetzt schon meinen, eure Begeisterung, euer Wunsch, freiwillig zu pflegen und zu helfen, wüchse aus solcher Wurzel. Und weg mit allem Hang zu Tand und Aeußerlichkeiten! Dafür sei keine Zeit übrig in Stunden, wo Deutschlands Männer, unsere Männer, im heißen Streit neben ihren offenen Gräbern stehen.

Unser Daheimbleiben — wahrhaftig, es soll kein Ofenhocken sein. Wir alle wollen an unserer Stelle wirken mit den Gaben, die uns wurden, die einen mit praktischer Hand, die andern mit hellem Verstand, am besten mit beidem zugleich!

Hier wird ein hartes Ringen einsetzen, nur damit die Existenz gefristet werde, und dort ein Frohlocken, daß endlich, endlich ein Wirkungskreis sich fand.

Der Deutsche Kaiser rief dem deutschen Volk am letzten Friedenstag zu: Geht in die Kirchen und betet für das Heil unserer Waffen! Wir deutschen Frauen geben ihm zur Antwort: Nicht nur in die Kirchen wollen wir kommen, nicht nur beten in Worten — unser ganzes Leben, solange der Krieg währt, soll ein Beten sein. Unsere ganze Inbrunst und Innigkeit wollen wir dem schweren und blutigen Werk weihen, das unsere Männer siegreich zu vollbringen hoffen. Das mutige Draufgehen müssen wir ihnen überlassen. Und sie uns — das tapfere Ausharren und Durchhalten!

Karte des deutsch-russischen Grenzgebietes.



Nummer 32.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage

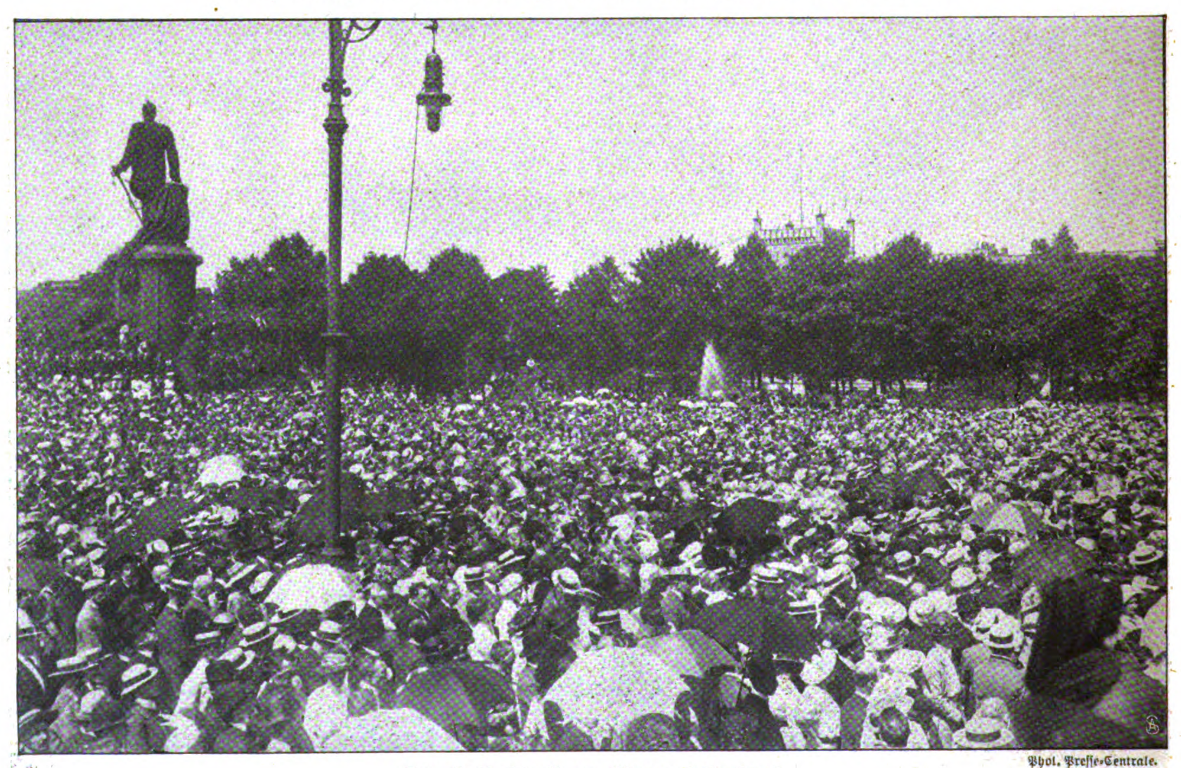
Seite 1337.

Phot. Hohlwein & Gircke.

In ernster Stunde: Ansprache des Kaisers an sein Volk.

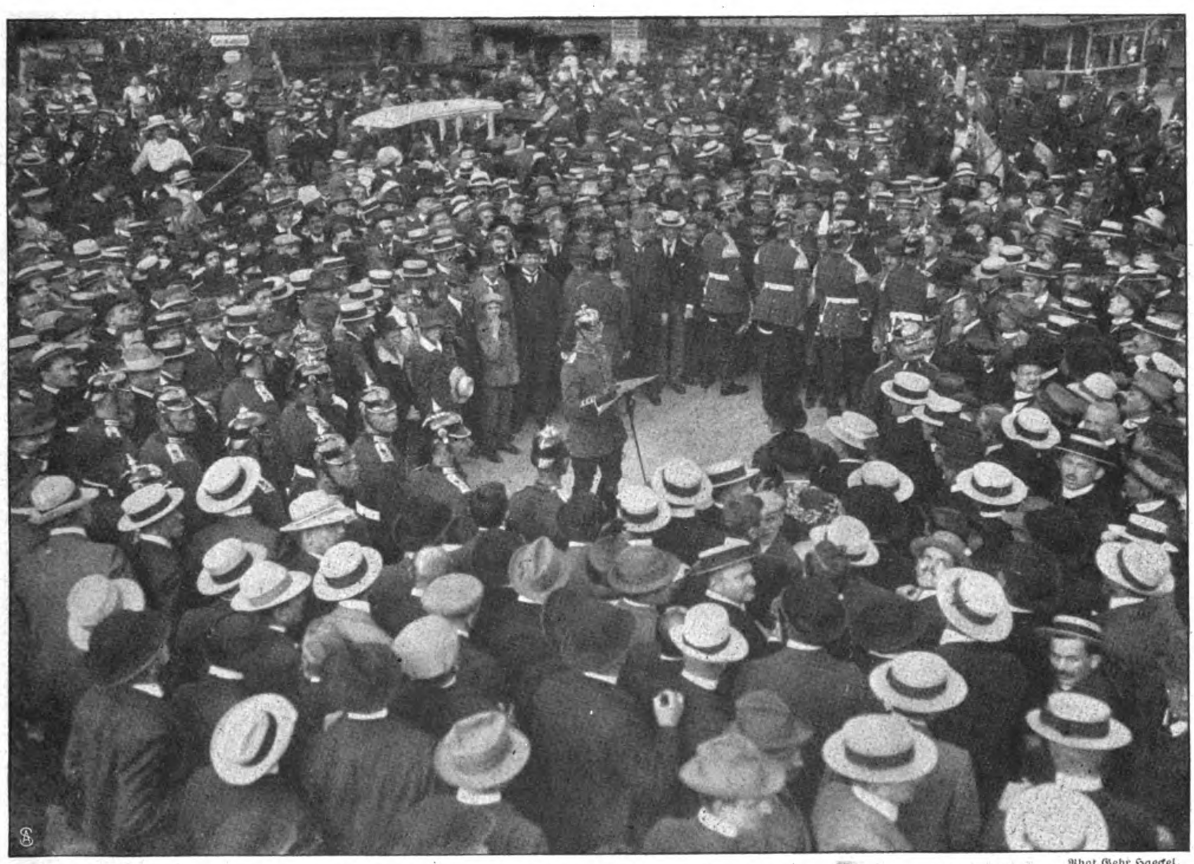


Die Volksmenge bringt dem Kronprinzenpaar (×) begeisterte Huldigungen dar. Phot. Hohlwein & Gircke.



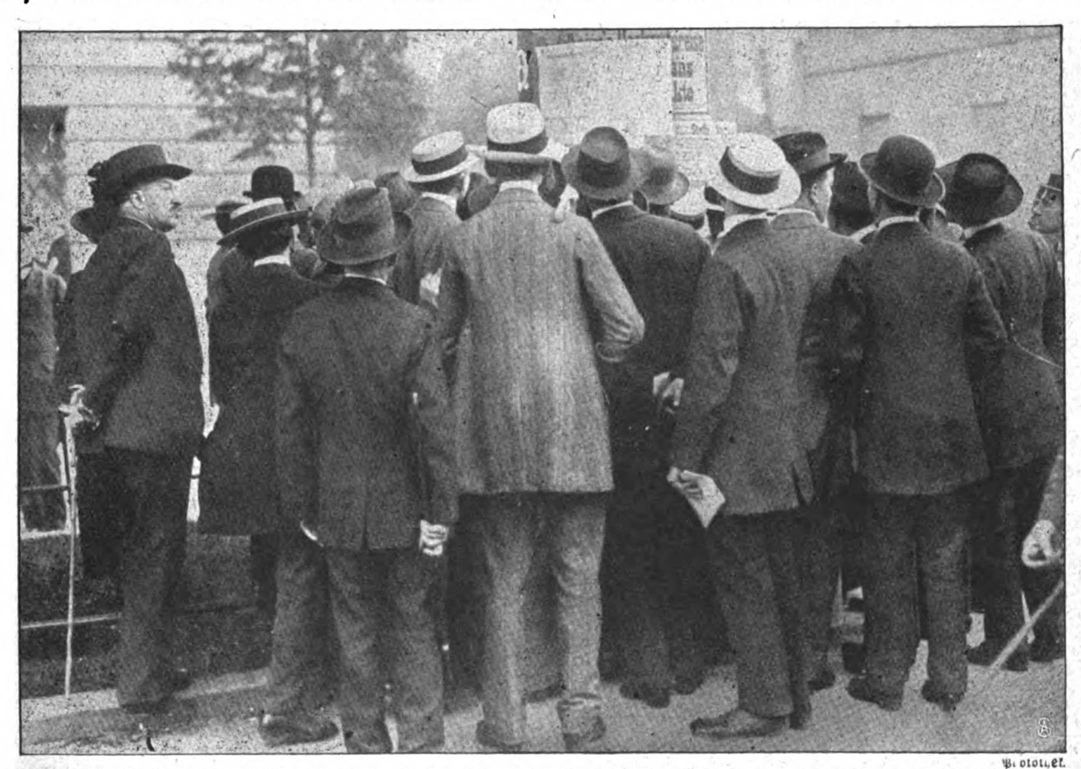
Der Gottesdienst am Bismarck-Denkmal. Phot. Presse-Centrale.

Im Zeichen des Krieges: Kundgebungen in Berlin.



Phot. Gebr. Haeckel.

Oberleutnant v. Viebahn verliest an der Spitze eines Wachtkommandos die Bekanntmachung über den Kriegszustand.



Photothek.

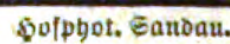
Das Publikum studiert die Bekanntmachungen des Oberstkommandierenden in den Marken Generalobersten von Kessel.

Die Verkündung des „Zustandes der drohenden Kriegsgefahr" in Berlin.





Kgl. Hofphot. Niederastroth (Selle & Kuntze).



Hofphot. Sandau.

Prinz Oskar von Preußen und seine Gemahlin Gräfin Ina-Marie von Ruppin.





Hofphot. W. Höffert. Hofphot. Sandau.

Graf Friedrich zu Solms-Baruth und seine Gemahlin, geb. Prinzessin Adelheid zu Schleswig-Holstein.

Kriegstrauungen im Hause Hohenzollern und Holstein.



phot. Ed. Frankl.

Vor dem Bezirkskommando in Schöneberg: Abschied der einberufenen Reservisten von ihren Angehörigen.

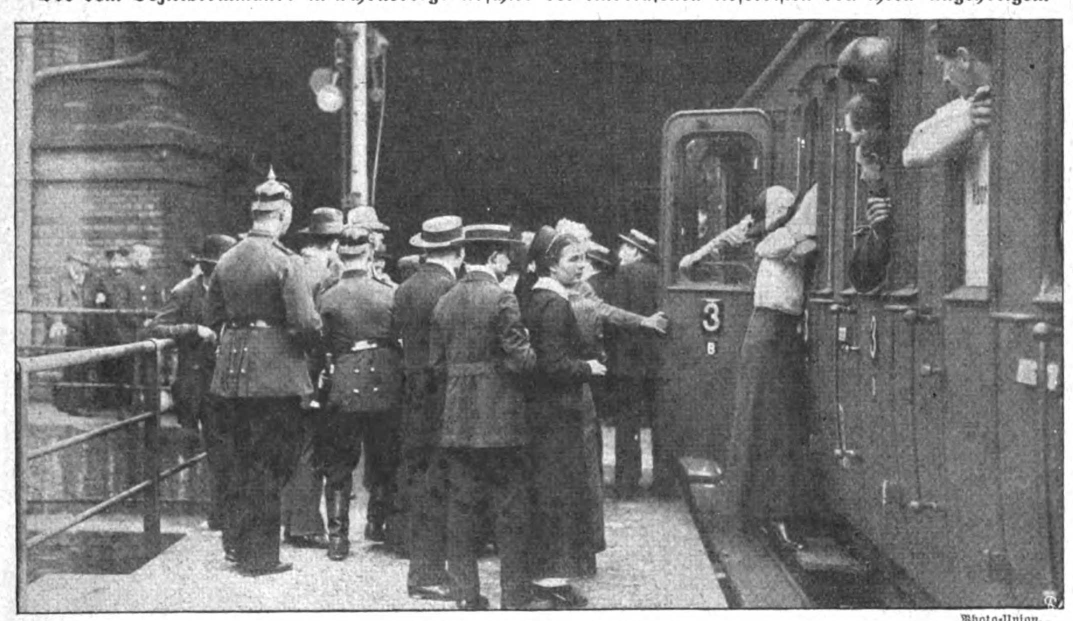


Photo-Union.

Abschied auf dem Bahnhof.

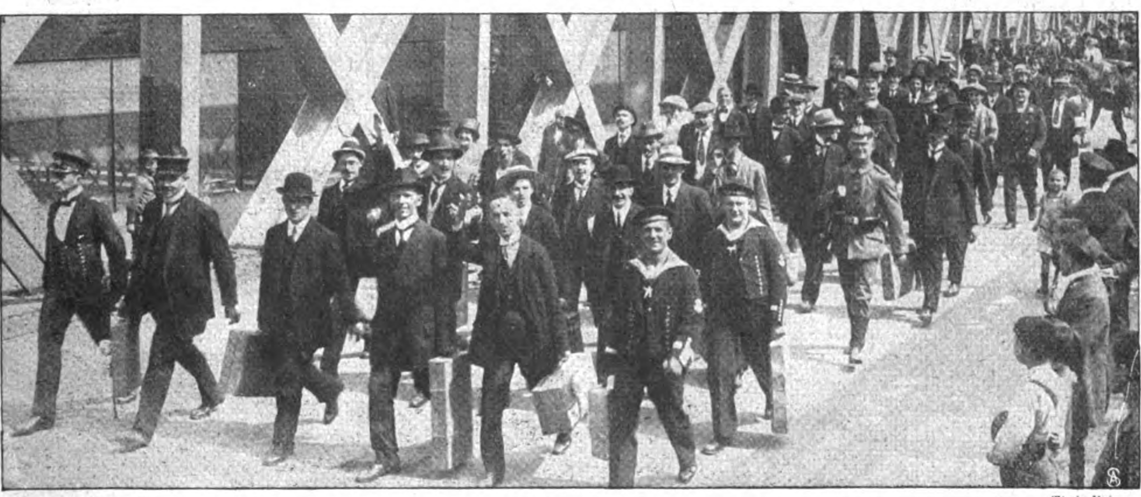
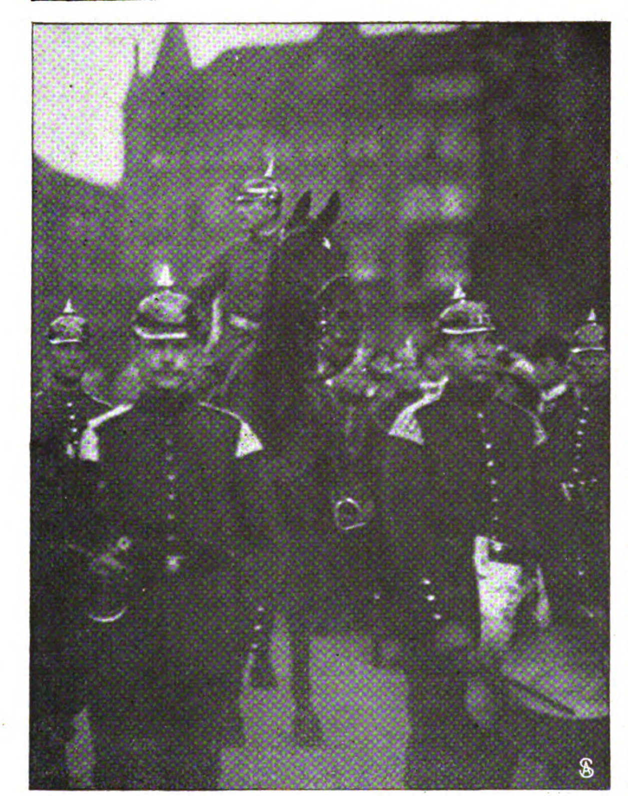


Photo-Union.

Reservisten auf dem Marsch zum Bahnhof.

Im Zeichen des Krieges: Momentbilder von der Mobilmachung in Berlin.





Wie der „Zustand der drohenden Kriegsgefahr“ verkündet wurde.



Phot. A. Ochs.

Russische Staatsangehörige werden in Berlin unter militärischer Bewachung zur Bahn geführt.

Im Zeichen des Krieges.





Der Landsturm in Waffen.

Requirieren von Pferden.

Reservisten melden sich zum Dienst.

Der letzte Händedruck.

Feldküchen auf den Straßen.

Phot. Gennecke.

Vom Krieg Oesterreich-Ungarns gegen Serbien: Die Mobilmachung in Budapest.



Phot. Gebr. Haeckel.

Vor dem Depeschensaal des „Berliner Lokal-Anzeigers" Unter den Linden.



Phot. Groß.

Die Einberufung der Marinesoldaten: Abmarsch vom Bezirkskommando in der General-Pape-Straße.

Im Zeichen des Krieges: Momentbilder von der Mobilmachung in Berlin.

Stille Helden.

Roman von

Ida Boy=Ed.

1. Fortsetzung.

„Guten Morgen, Vater, verzeih, daß ich so komme, aber es schien eilig. Darf ich fragen: Hast du gut geschlafen?" begrüßte Wynfried den alten Lohmann.

„Mag nicht gefragt sein, hab mich auch alle die Monate seit dem Zufall ohne deine Nachfrage beholfen", sprach er mürrisch.

Ja, das wurmte immer wieder, daß der Sohn nicht kam, mit Extrazügen hätte er hereilen müssen. Aber da gerade fing der an zu zittern, daß seine Geliebte ihn verlassen könne — und das war wichtiger gewesen — das hatte ihn in Paris, oder wo er gerade gewesen war, mit eisernen Zangen festgehalten.

Aber Ruhe! Fassung! Alles vergessen — zudecken — neu anfangen — —

Der alte Herr sah ihn an. Wie höflich die Frage gewesen war: „Hast du gut geschlafen?" Als werde sie an einen Fremden gerichtet, ohne daß einen die Antwort im mindesten interessiere . . . Jetzt bemerkte er auch den kostbaren Morgenanzug des Sohnes.

„Höre," sagte er offen, „ich bin kein kleinlicher Mensch. Wenn du Schulden gemacht hast und ich in meiner Jugend keine, denk ich: na ja, du bist der Sohn eines Millionärs, und ich war der eines hart kämpfenden Anfängers. Und wenn du dich morgens fast wie 'n Frauenzimmer in seidene Frühstücksroben hüllst, wozu ich nie Zeit und Geschmack gehabt habe, denk ich: andere Generationen, andere Gewohnheiten. Aber ganz unbefangen: die Schulden stoßen mich weniger vorn Kopf als diese lilaseidene Morgenraffinement. Daß es ohne Schulden und Lehrgeld nicht abgeht, darauf war ich nach der Erziehung gefaßt. Aber daß mein Sohn sich mal so von mir weg entwickeln würde, daß er weibisch tut, das ist mir was Fremdartiges. Nun — Randglosse. Überhör sie, wenn du willst. Und nu setz dich mal da" . . .

Wynfried nahm in dem kleinen Klubsessel Platz, der auf der Grenze zwischen Erker und Zimmer, gegen die Mauerecke geschoben, für die Besucher des Geheimrats dastand.

„Ich will gewiß niemals etwas überhören von dem, was du mir zu sagen wünschest", sagte der Sohn höflich.

Er saß da, etwa als habe er bei einem Minister Audienz. Aber seine Haltung war doch nicht mehr so ganz gleichgültig, wie sie noch gestern gewesen war. Dieses furchtbar grollende, schwere: „Was weißt d u von m i r?" das ihm sein Vater gestern entgegengeschleudert, hatte ihn die ganze Nacht beschäftigt. —

„Unsere Aussprache gestern ist resultatlos verlaufen, weil wir planlos, ziellos drauflosredeten, wie man so bei der ersten Gelegenheit zur Entladung tut, aber nie tun sollte. Wir wollen heute kürzer, aber praktischer sein", begann der Vater.

Wynfried, die Ellbogenspitzen auf den Lehnen des weiten Stuhles, hatte die Finger wagerecht ineinandergeschoben. Dabei kam ein goldenes Kettenarmband zu Gesicht, das sich um das linke Handgelenk schlang.

„Ähnliches habe ich auch gedacht", antwortete der Sohn. „Und meine Schulden betreffend, so wollte ich dir erklären, daß ich bereit bin, sie mit meinem mütterlichen Erbteil zu bezahlen."

Eine energisch abwehrende Kopfbewegung schnitt diesem Vorschlag den Faden der Weiterentwicklung ab.

„Du hast noch kein Geld verdient und auch noch keins verdienen können. Die Zinsen deines Muttererbes reichen zwar nicht halb für deine Bedürfnisse — falls du diese nicht sehr einschränken willst — aber es ist ja nun mal dein einziges Einkommen, das dich von mir unabhängig machen könnte — wenn du es sein wolltest", schloß er langsam, mit Bedeutung.

War das eine Drohung? Oder war vielmehr der verborgene Sinn so: mein Sohn soll sich nicht als mein Sklave fühlen? Kaum erhoben sich diese Fragen in Wynfried, als er auch schon den Vater weitersprechen hörte.

„Dieser bescheidenen Unabhängigkeit will ich dich nicht berauben. Ich werde unserm Anwalt in Hamburg schreiben — Koppen ist diskret und ein zuverlässiger Mann. Er soll alles in die Hand nehmen. Schick ihm eine Liste deiner Schulden oder fahr hin und sprich alles mündlich mit ihm durch. Es wird bis auf den letzten Heller bezahlt werden. Und Koppen soll mir Details ersparen..."

Wynfried errötete. Er fühlte es. Und es war ihm demütigend. Die Großmut des Vaters rührte ihn weniger, als daß sie ihn beschämte. Zugleich erleichterte es ihn, daß sein Vater sich das genaue Studium seiner Schulden und ihrer Art ersparen wollte — nicht die Rechnungen von Juwelieren, Pariser Damenschneidern, Automobilfabrikanten einsehen, nicht die Forderungen dunkler Geldmänner selbst prüfen mochte.

Und wie sanft sein Vater dies alles aussprach! Als sei gütigste Geduld sein eigentlichster Wesenzug . . .

Wynfried hatte ein unklares Gefühl, als sei diese vornehme Milde ein Vorspiel, das ihn gefügig machen sollte.

Ach, gefügig . . . dazu bedurfte es keiner klugen Vorbereitungen.

Er war so angeekelt vom Leben, von den Frauen, von Freundschaft, von allem — allem. Ihm war es ganz gleichgültig, was man von ihm fordern würde — er war bereit zu allem, weil er zu nichts mehr bereit war. Er ließ sich schieben. Die einzige lebhaftere Regung in ihm war vielleicht noch eine ferne, leise Dankbarkeit, daß jemand ihn schieben wolle. Aber Neugier, wohin er geschoben werden solle, empfand er kaum.

Seine Mutter fiel ihm ein. Die sagte manchmal scherzend — er wußte jetzt, zurückhorchend in seine Jugend, daß in ihrem Ton Haß mitgeschwungen — sie sagte scherzend: „Er fabriziert phosphorfreies Roheisen — davon ist seinem Wesen etwas angeflogen."



Und seltsam hörte er zugleich wieder dies düstere: „Was weißt du von mir!" Es war, als wollte ihn dies Wort verfolgen.

Er sah seinen Vater an und begegnete einem langen durchdringenden Blick, der unter den buschigen Brauen her aus diesen gewaltigen Augen kam. Als Kind hatte er sich vor den Augen gefürchtet . . .

Ihm war, als säße er armselig und bloß da. Ein Nichts vor diesem Überragenden.

Ein nervöses Frösteln lief ihm über die Haut. War das wieder die Furcht wie in Kindertagen? Nein, ein neues, unerklärliches Gefühl — wie ein leise aufzuckendes Elend darüber, daß er ein Nichts sei — sich jäh als solches fühlte — zum erstenmal.

Er biß sich auf die Lippen. Ein langes Schweigen stand zwischen Vater und Sohn.

Endlich besann sich Wynfried, daß er etwas sagen müsse. „Ich danke dir für deine Großmut."

„Hast du dir Pläne für dein nächstes Leben gemacht?" fragte der Geheimrat.

Wynfried hatte eigentlich nichts Deutliches gedacht. Vielleicht eine Reise um die Welt oder einen größeren Jagdausflug nach Südamerika oder ein stumpfes Vegetieren in einer Einsiedelei irgendwo an der englischen Küste. Aber er mochte nichts davon aussprechen.

„Nein!"

„Du bist nun achtundzwanzig Jahr alt. Du solltest an das einzige denken, was einem Mannesleben rechten Inhalt gibt: an Arbeit."

„Aber ich habe doch . . ."

„Deine sogenannten Studienjahre sind von anderen Dingen mehr ausgefüllt gewesen als von gründlicher Arbeit, und da nie und nirgends Examen oder bezahlte Leistungen von dir gefordert wurden, dürfte dir selbst das Urteil fehlen, wie viel oder wie wenig du weißt und kannst. Eine große Stellung und ungemeine Aufgaben und Verantwortungen warten auf dich. Noch bin ich da, und mein Wille ist, mich noch viele Jahre zu behaupten."

Er atmete tief auf — der Sohn sah mit Staunen, welch ein wunderbarer Ausdruck über dieses Antlitz flog — es schien nicht mehr das eines gewöhnlichen Sterblichen — monumentale Größe war darin — Kraft von übermenschlicher Art. — Und ihm war, als könne sein Vater selbst dem Tod trotzen, wenn er wolle . . .

Nach dieser inhaltschweren Pause fuhr der Vater fort: „Aber du bist doch einmal mein Nachfolger — du mußt dich darauf vorbereiten — dich einarbeiten. Ich werde es schon verstehen, dir trotz deiner vorausgesetzten Unzulänglichkeit bei den Abteilungsvorständen die rechte Stellung zu machen, daß du in keine schiefe Lage kommst. Freilich, wie du dich zu Thürauf stellst, das wird deine Sache sein und ist die allerwichtigste für dich. Dieser Mann ist mein bedeutendster Mitarbeiter — geschäftlich mein anderes Ich — trotz der völlig verschiedenen Individualität — ich verdanke ihm viel — er mir auch. Geben und Nehmen ist unter gemeinsam Schaffenden das nicht mehr auseinander zu sondernde Bindemittel. Du wirst noch viele Jahre nichts sein ohne ihn — du hast schon aus allem herausgehört: es ist mein Wunsch, daß du jetzt hierbleibst und dich in den Betrieb einlebst. Bist du einverstanden?"

„Ich will es versuchen", sprach Wynfried tonlos.

Diese mutlose Ergebenheit, die aus den Worten sprach, diese erschreckende Blässe, die sein Gesicht entfärbte, ließ in dem Vater eine Furcht aufblitzen . . .

Wie, wenn Wynfried trotz allem noch nicht mit jener Frau fertig war? Wenn ihm sein Bleiben hier so etwas wie Gefangenschaft bedeutete, die ihn von ihr absperrte?

„Ein Vater darf fragen, wenn er den Sohn so wiederbekommt, wie ich dich — gestehst du mir das zu?"

„Ja."

„Drei Jahre hat dich die Frau festgehalten. Früher dacht ich, wenn ich so von ewig wechselnden Liebschaften hörte: wenn er doch mal eine fände, die ihm das Sichverzetteln abgewöhnt! Na — der Wunsch wurde mir erfüllt. Wie das so manchmal mit Wünschen geht — man bekreuzigt sich, daß man sie gehabt hat. Donnerwetter! Die eine hat dich ein Vermögen, Nerven, ein paar schöne Jugendjahre gekostet — und mich — mich hat sie auch was gekostet — glaub nur — es war ein harter Augenblick, als man mir dein Telegramm gab: ‚Unabkömmlich — hoffe auf Deine rasche Genesung.' — Unabkömmlich! Wenn der Tod an des Vaters Lager steht! Und warum unabkömmlich? Weil du rasend warst aus Eifersucht und Angst, ein Frauenzimmer zu verlieren . . ."

Die Faust ballte sich, die Worte waren schwer vor Schmerz.

„Verzeih, ich war von Sinnen", sagte der Sohn mit schwacher Stimme.

„Und endlich mußtest du doch begreifen! Grad saßest du auch so fest in Schulden, daß nichts mehr blieb als die Flucht zu mir. Da verließ dich die edle Donna, weil sich ein dummer Mensch von exotischem Adel fand, der ihr standesamtlich 'ne Neunzackige aufsetzen wollte. Aber nun sage mal, Wynfried — so Mann den Mann gefragt: Bist du kuriert von der Leidenschaft? Liebst du das Weib noch? Haßt du sie? Was das gleiche wäre. Wie ist es mit deinem Herzen bestellt?"

„Herz?" sagte Wynfried, und der verächtliche Zug erschien in seinem Mundwinkel. „Das wird einem totgeschlagen durch solche Erfahrungen. Ich verachte diese Frau und alle . . ."

„Nun, nun", meinte der Geheimrat, und ein Lächeln, tiefsinnig und fast zärtlich, spielte über sein Gesicht, „es gibt noch edle Frauen, und ein Herz ist gottlob wie die Natur: es blüht wieder auf." —

Wieder war der Sohn vor Staunen wie benommen.

Er spürte Weichheiten. Sie waren ihm etwas nie Geahntes bei seinem Vater. Woher kamen sie? Waren sie früher nur tiefer verborgen gewesen? Oder hatte die Brüchigkeit und der Gedanke an den doch vielleicht nahen Tod ihn verändert?

„Kurz und gut", sprach der Alte aus seinem mächtigen Sessel heraus, „kurz und gut: ich denke, du heiratest. Ein liebes edles Weib wird deinem Dasein höheren Inhalt geben. Ohne Familie hält es sich hier auch wohl schwer aus. Die scharfe Arbeit braucht ein mildes Gegengewicht. Nur durch eine Frau kann dein Gemüt wieder in Balance kommen. Du bist nun mal aufs Weib gestellt, jetzt aber soll es eine sein, vor der du den Hut abnimmst."



„Kurz und gut", hatte der Vater gesagt. Als schließe sein Vorschlag lange Verhandlungen über die Werte des Familienlebens ab. Und doch fiel das seinem Sohn sozusagen auf den Kopf —

Er lächelte. So überrascht war er. Aber das Lächeln losch gleich hin. Er begriff auf der Stelle, daß es seines Vaters fester Wille war.

Das elende Gefühl, vor ihm ein Nichts zu sein, kam ihm wieder, zugleich das dunkle, noch andrängende, rasch aber klarer werdende Erkennen, daß vielleicht in diesem entscheidenden Augenblick seines Sohneslebens Gehorsam das einzige Mittel sei, das Wohlwollen und Vertrauen des Vaters zu erringen. Das Verlangen danach wallte in ihm auf — zum erstenmal, seit er denken konnte.

Aber deshalb heiratet man doch nicht! dachte er. Er dachte es ohne heftige Abwehr. Nur in einer matten Regung des Eigenwillens. Er fühlte sich zu zerbrochen zum Kampf.

Jahrelang war er in wahnsinniger Leidenschaft der Sklave eines Weibes gewesen. Sie hatte ihn verraten und verlassen. Der Rest war Widerwille gegen Welt und Weib.

„Nun!" mahnte der Vater in aufkochender Ungeduld. Irgend etwas wollte er doch auf seinen Vorschlag hören.

„Und du hast dir gewiß auch schon ausgedacht: welche", sagte Wynfried ausweichend.

„Ah — ob! Du wirst dir Mühe geben müssen, angenommen zu werden."

Wie das Wynfried peinigte. Seine ganze Seele war wund. Sein Vater, in der Naivetät, die geniale Menschen haben können, wenn es sich um ihre heimlichen Poesien und Herzenswünsche handelt, schien nicht zu ahnen, daß er vielleicht unzart vorgehe . . .

„Wer ist es denn?" fragte er gleichgültig, höflich — nur um den Vater nicht zu reizen.

„Klara Hildebrandt."

„Die Tochter deines früheren Generaldirektors — der sich erschoß — wegen verfehlter und verbotener Spekulationen. Du hast dich des Kindes angenommen — die?"

„Ja — die."

„Ich weiß noch, wie Hildebrandt mit seiner Frau und einer ganz kleinen Tochter ankam. Es gibt so Dinge — man behält sie, obschon sie eigentlich nebensächlich sind und nichts mit einem selbst zu tun haben, aber zeitlich mit irgendwas verknüpft sind, was damals einem wichtig war. Ja, ich weiß noch, Mama bestimmte die Bepflanzung der Anlage, deren Erdarbeiten gerade fertig geworden waren, ich hatte so viel Kummer davon gehabt, weil ich gern mitgegraben und gekarrt hätte und nicht durfte, da kamen Hildebrandts und mußten aussteigen, weil der Weg versperrt war. Und Mama sagte gleich, daß sie sie nicht leiden möge. Die Frau war sehr schön — ich begriff damals nicht und auch in den folgenden Jahren nicht, weshalb sie mir immer so schön und so ganz besonders vorkam — jetzt weiß ich: sie hatte wohl einen seltenen Zauber reiner Weiblichkeit — wenn ich mich recht erinnere . . ."

„Ja, du erinnerst dich recht", sprach der alte Mann langsam, „in ihr waren Schönheiten . . . ein Wunder war sie . . ." Und sein Gesicht bekam einen Schein, als läge Andacht darauf.

Sein Sohn sah ihn an — ihre Blicke begegneten sich — ruhten lange ineinander. Und wieder war's dem Sohn, als höre er den Vater sagen: „Was weißt du von mir?"

Ihm fiel ein, wie der Vater damals voll Großmut alles vertuschte, was dem ungetreuen Beamten noch im Grabe die Ehre hätte nehmen können. Wie er der Frau beigestanden, die nicht lange danach hinstarb — wie er für das Kind gesorgt.

Und unverwandt sahen sie sich an, Vater und Sohn.

Bis der Vater wie in einem stolzen Bekennen der Reinheit für sich und eine Tote hoch und frei sein Haupt erhob . . .

Da war es Wynfried, als habe er an Pforten gestanden, hinter denen unantastbare Heiligtümer verschlossen gehalten wurden . . .

„Ich habe Klara Hildebrandt seit vielen Jahren nicht mehr gesehen", sprach er langsam.

Sein Vater streckte ihm die Rechte hin. Obgleich Wynfried wußte, der junge Doktor Silvester würde jeden Augenblick erwartet, um die Behandlung mit Massage und Elektrizität zu beginnen, die täglich zweimal vorgenommen wurde, fühlte er doch, daß diese Verabschiedung aus einer seelischen Aufwallung heraus erfolgte. Aber er spürte auch einen festen Druck der Hand — war das Versöhnung? Eine stumme Überredung? Ein neues Bündnis zwischen zweien, die von der Natur aufs engste verbunden waren, sich aber nicht gekannt hatten bis zu dieser Stunde?

Kannten sie sich denn jetzt?

Und es war dem Sohn, als dürfe er das Wort des Vaters auch für sich in Anspruch nehmen und gegen ihn kehren und auch fragen: „Was weißt du von mir?"

Da durchschauerte es ihn: was weiß ich denn selbst von mir? Und das elende Gefühl der Lebensleere, der Nichttätigkeit kam abermals über ihn.

Er ging in sein Zimmer und warf sich wieder auf sein Bett.

Er starrte ins Unbestimmte.

Eine Kugel durch den Kopf, das wäre das richtigste.

Aber vor diesem Gedanken erschrak er. Denn ihm war, als sähe er seines Vaters Angesicht. Er hatte eine Vision. Sein Vater stand an seiner Leiche, aber der alte Mann weinte nicht; Verachtung war in seinen Zügen, die furchtbar schienen.

Und die Angst vor dieser Verachtung zwang ihn zum Leben zurück, das fühlte er.

Aber wie leben? Unter welchen Möglichkeiten?

Ah — gleichviel unter welchen — wenn sie ihm nur Inhalt für sein Dasein vortäuschten.

Diese Leere trieb ihn sonst doch noch zu dem, was sein Vater verachten würde.

* * *

Nun war es Sonntag. Aber Leupold fühlte, daß sein Herr sich nicht in der beruhigten Stimmung befand wie sonst, wenn Fräulein Hildebrandt erwartet wurde.

Vor dem Klubsessel, dem Audienzstuhl, deckte er den Teetisch. Sonst paßte der Geheimrat sogar auf, ob auch schöne Blumen aus den Treibhäusern heraufgeholt worden waren, denn die Blumen durfte Fräulein Hildebrandt nachher mitnehmen. Ja, er hatte sich wohl schon den



Teller mit Kuchen zeigen lassen, um nachzusehen, ob die Cremetörtchen vorhanden seien, die Fräulein Hildebrandt gern zu essen scheine. Leupold machte sich manchmal Gedanken über dieses starke Interesse seines Herrn an Klara Hildebrandt. Er wußte: die Hildebrandts hatten damals schon ihre zweijährige Tochter mitgebracht — wenn also böswillige Menschen davon munkelten, Klara solle die natürliche Tochter des Geheimrats sein, so war das der reine, böswillige Klatsch. Anderseits: wenn er so völlig von ihr angetan war — weshalb hatte er sie denn nicht schlankweg zu seiner Frau gemacht? Vor einem Jahr noch war der Geheimrat eine wunderbare stattliche, fürstliche Erscheinung. Und es wäre doch nicht das erstemal gewesen, daß ein fünfundsechzigjähriger Millionär sich das Vergnügen machte, eine zweiundzwanzigjährige arme junge Dame zu heiraten.

Leupold beschloß aber solche Betrachtungen stets mit bestimmten Worten: „Dazu ist er zu klug!" Und er war natürlich mit solcher Klugheit sehr zufrieden. Denn er sah, ohne sich dessen natürlich bewußt zu sein, seinen Herrn sozusagen als sein Eigentum an. Durch eine Wiederheirat wäre er in den Hintergrund gedrängt worden. Er war seinem Herrn unentbehrlich, und das wollte er bleiben. Diese Empfindung war sein eigentlichster Lebensinhalt.

Heute nun kümmerte der Geheimrat sich um nichts, sah kaum die Rosen an, die Leupold vorwies, und wehrte unwillig ab, als der Kuchenteller zur Begutachtung gezeigt wurde.

Was er wohl hat? dachte der Diener. Das Leben seines Herrn lag so durchsichtig vor ihm hingebreitet, daß er sich, trotz aller ihm wirklich eigenen Diskretion, nicht enthalten konnte, sogleich darüber nachzugrübeln, was er an seiner Stimmung gelegentlich nicht sofort verstand.

Die heutige Undurchdringlichkeit der Herrenlaune schien besonders rätselhaft.

Der Geheimrat hatte freilich so viel schwere Gedanken, daß sie ihm wie zyklopische Blöcke im Gemüt lagen. Seine Intelligenz, seine Lebenserfahrung, sein starkes Gefühl versuchten sich an diesen schweren Dingen. Aber ihnen war nicht beizukommen.

Zum erstenmal geschah es ihm, daß er ganz einfach keine Antwort wußte auf die Frage: Wie fang ich das an?

Wynfried war noch am Tage jener Unterredung nach Hamburg gereist und hatte mit dem Rechtsanwalt Koppen alle diese trüben Finanzangelegenheiten durchsprochen. Damit war das erledigt. Es galt nur noch, sobald Koppen alle Forderungen auf Recht und Reinlichkeit geprüft haben würde, einen Scheck mit einer wahrscheinlich sehr großen Zahl auszuschreiben.

Heute mittag war er zurückgekommen. Der Vater mochte noch keinen Zeugen beim Essen haben, denn es war ihm peinlich, daß er mit einer Hand Vorgeschnittenes aufgabeln mußte. So aß jeder für sich. Wynfried unten im Speisesaal voll schön stilisierten Prunkes, der Geheimrat in seinem Sessel, der seine Gruft und sein Thron zugleich war. Bei der kurzen Begrüßung schien es aber dem Vater, als sei des Sohnes Ausdruck noch nicht ein bißchen belebter und freier. Die gleiche vornehme Apathie, die so empörend auf den kraftvollen Riesen wirkte, der sich noch wie ein Koloß an Willen vorkam, trotz der halbseitigen Lähmung, gegen diesen noblen, gleichgültigen jungen Mann . . .

Er hatte gebeten — was nach des Geheimrats Einbildung „bitten" hieß, in der Tat immer einfach wie ein Kommando klang, daß Wynfried etwa um fünf Uhr zum Tee hinaufkommen möge.

„Dann kann ich dich ihr vorstellen."

Wynfried wußte von selbst, daß damit Klara Hildebrandt gemeint sei. Er verbeugte sich nur gehorsam zustimmend. Seine Gedanken beschwieg er. Sie lauteten ungefähr: Sie werden sagen, der Vater hat ihn mit dem ersten besten Mädchen verheiratet, bloß damit er in Ordnung kommt. „Sie" — seine Genossen der letzten tollen Lebemannsjahre — all diese jungen Männer, die in ihren Vätern vor allem nur ihre Geldquellen sahen, und andere „Freunde", die auf seiner Sorglosigkeit und Freigebigkeit schmarotzten. Und all die „Freundinnen", die ihn zu trösten und anzupumpen suchten und ihn betäuben halfen — ja, alle diese würden sich totlachen und sich zuschreien: Wißt ihr, Wynnie hat man zum Standesamt geschleppt! Aber es war egal, was diese spotteten, alles war egal.

Nun saß der Geheimrat da, wuchtig und groß, in der Umrahmung der gelbgrauen Lederlehnen, und versuchte vergebens die Frage vom Fleck zu wälzen: Wie fang ich das an?

Er fühlte, daß er des Gehorsams Wynfrieds sicher sein konnte, und daß dieser pünktlich gegen fünf Uhr antreten werde.

Sollte er die Zeit vorher benutzen, um Klara vorzubereiten auf seinen Plan und Wunsch? Sollte er hoffen, daß Wynfried, von ihr bezaubert, mit neu erwachendem männlichem Mut darauf ausgehen werde, sich das Mädchen zu erobern? Lag nicht die Gefahr vor, daß er mit zu offenem Wort das feine, herbe Kind kopfscheu mache, es vergrämte, wie ein scheues Wild von ungewohntem Laut vergrämt wird? — War es klüger, zu schweigen oder zu reden? Den Dingen ihren Lauf lassen?

Aber wer verbürgte ihm denn, daß ihm Zeit blieb, den Lauf der Dinge abzuwarten? Wußte er so gewiß, daß sein Wille zum Leben siegreicher war als das Dunkle, das neben ihm lauerte?

Und war Wynfried in seiner Schlappheit und blassen Unlust wohl der Mann, dem ein Mädchenherz schnell zufliegen konnte?

Ganz tief, tief in seinem Unterbewußtsein war ja das Gefühl: sie wird es meinetwegen tun — —

Aber dem Gefühl verbot er die Deutlichkeit.

Es sollte doch für sie kein Opfer werden! Sie sollte Aufgaben, Reichtum, Achtung, Zuneigung finden und damit Glück.

„Wie fang ich es an?"

Er fand keine Antwort.

Und so beschloß er, der die Dinge sonst mit klaren Vorsätzen und starken Händen lenkte, sich zunächst von ihnen lenken zu lassen. Er wollte abwarten, wie weit Gespräch und Stimmung und jenes unwägbare Gefühl für die Gunst oder Ungunst des Augenblicks ihm erlauben würden zu gehen.

Vielleicht war es klug, sich treiben zu lassen.



Er kam durch diesen Entschluß ein wenig zur Ruhe. Wunderbar wohl und frisch war ihm zumute, so daß es ihm selbst erstaunlich schien — bei seinem Zustand!

Der Sonntagsfriede draußen und drinnen hatte für ihn etwas Pastorales. Früher war er nie dazu gekommen, ihn überhaupt nur zu bemerken.

Sonntäglich war ihm zumute — obschon draußen von pastoralem Frieden keine Rede sein konnte, denn das weißliche und graue Gewölk flockte sich wie jeden Tag durch den bläulich-gasigen Dunst, der die Schornsteine und die düstern Burgen der Hochöfen und ihrer Genossen, der starren schwarzen Windheizer, umspann. Emsig krochen die Erzwagen zwischen dem Gerippe der Schrägaufzüge zur Höhe der Öfen hinan, und die dumpfe Musik der tausend zischenden, hallenden und stoßenden Geräusche summte durch die Luft.

Aber die Belegschaft, die im Verfolg des automatischen Wechsels der Arbeit vierundzwanzig Stunden frei hatte, gab sich der Sonntagsfreude oder -ruhe hin. Auf der Landstraße gingen saubere und geputzte Menschen vorbei. Manche stiegen treppab, um mit der Fähre nach Schlutup hinüberzufahren, wo es bescheidene Unterhaltungen gab.

Die Sonne schien. Über dem weiten Land lag Helle, und der Fluß glitzerte. Er war belebt von Booten, und weiße Segel wurden vom Wind träge gebläht. Am Himmel zogen Wolken. Ihre Schatten flogen mit und schoben sich über die Felder: goldgraue Farben für eine Weile dunkel fleckend.



Ins Zimmer kam sie nicht. Das war der Mittelraum des ersten Stockwerkes. Das breite Fenster und der große Erker sahen gegen Osten, auf die Anlagen, den Fluß und die Landschaft, die drüben hinter dem Städtchen sich weit und breit dehnte. Vom Erker hatte man auch den Blick auf das Werk.

Es hatte den Geheimrat viel gekostet, sich an den Raum zu gewöhnen. Quälende Erinnerungen hingen dran. Es war einst das Zimmer seiner Frau gewesen. Aber es lag so bequem neben seiner Schlafstube, daß man es wohl oder übel als Tagesaufenthalt für ihn hatte einrichten müssen, seit seine Lähmung ihn hinderte, die Treppen hinabzukommen. Aber er freute sich doch auf die nächste Woche. Dann sollte der Lift fertig sein, der für seinen Gebrauch eingebaut wurde, und der ihn samt seinem Stuhl hinunter in das Erdgeschoß und den Park bringen konnte. Diese Aussicht schien wie das Ende einer Gefangenschaft. Und bald, vielleicht bald konnte er sich hinüberfahren lassen aufs Werk — bald vielleicht auch kam in sein Haus das Glück, und es begann zu blühen — wirklich zu blühen . . .

O nein! Er wollte noch nicht sterben! Und er empfand wieder den wunderbar trotzigen Willen zum Leben.

Früher hatte er nie an den Tod gedacht und das Leben als etwas Selbstverständliches hingenommen. Nun war in ihm ein förmlich künstlerisches Verständnis erwacht für das Wunder, das man Leben nennt. Und er wußte, wie klug, dankbar und vorsichtig man damit umgehen muß.

Sein Sohn, der spielte noch frevelhaft damit. So war es seine Vaterpflicht, über diesen Sohn zu verfügen, wie man eben Spieler entmündigen muß. Denn sie sind die Schädlinge, in deren Händen alles zerrinnt: Wohlstand, Ehre, Frieden, Glück.

So grübelte dieser Starke, der stark war, weil er sein ganzes Dasein hindurch ein Arbeitender gewesen.

Und da unterbrach ihn die eine, an die er mit väterlicher, inniger Zärtlichkeit sein Herz gehängt hatte.

Leupold meldete Fräulein Hildebrandt an, und schon erschien sie in der Tür und eilte mit raschen Schritten auf den Stuhl zu, aus dem sich ihr weit seine Rechte entgegenstreckte.

Wie sie ihrer Mutter gleicht! dachte er, jedesmal neu von der Ähnlichkeit ergriffen.

Klara selbst war stolz und glücklich, wenn man ihr sagte, sie gleiche der Mutter. Jedenfalls hatte sie die gleiche, mittelgroße, wohlgebildete Gestalt, das braune, reiche, lockere Haar, die tiefen, dunkelgrauen Augen und in den feinen Zügen den etwas herben Mund. Ihre dunklen Brauen zeigten eine auffallend gerade Linie. Dies vor allem gab ihrem Gesicht einen Ausdruck der klassischen Strenge und zuweilen des Leidens, dem aber ihr unbefangenes Wesen ganz zu widersprechen schien.

Weil es Sonntag war, hatte sie das schulmeisterliche dunkle Kleid abgelegt, und sie trug zu einer weißen Bluse

einen hellgrauen Rock. Hut und Jacke waren unten in der Garderobe geblieben, denn der alte Herr mochte nicht haben, daß sie wie ein Besuch dasaß, der gleich wieder fort muß.

„Also, liebe Klara, ich muß Ihnen ganz etwas Neues erzählen: mein Sohn ist da!"

„Das hat mir Frau Doktor schon erzählt," sagte Klara, „der junge Herr Severin Lohmann sei bei uns vorbeigefahren kurz vor Tisch."

„Hätte ich mir denken können. Ihre alte Frau Lamprecht ist der reinste Spion — und wenn wir sie auch die Lamprächtige getauft haben — 'ne kleine alte Klatschbase bleibt sie doch."

„Ach Gott, so ein beschränktes Altfrauenleben", sagte Klara und zuckte entschuldigend die Achseln. „Sie meint es doch rührend mit mir."

„Na, das wollten wir uns auch ausgebeten haben!"

Sie schenkte, als sei sie hier die Haustochter, den Tee in die Tassen und bediente den alten Herrn und sprach unbefangen weiter: „Schön für Sie, daß Sie nun den Herrn Sohn hier haben, er war so lange nicht zu Haus".

„Mehr als drei Jahre nicht. Das waren keine guten Dinge, die ihn so lange fernhielten, liebe Klara, in der Welt draußen haben sie mir meinen Einzigen tüchtig zerzaust, er bedarf der Ruhe, er muß sich besinnen, daran denken, daß er doch mein Sohn ist, er muß so gewissermaßen von vorn anfangen. Wo könnte er's besser als hier. Arbeit und Familie — das ist die Gesundheit."

Ach, dachte Klara, wie ist dieser Sohn zu beneiden — mit solchem Vater zusammen ein Familienleben zu haben; zu solchen Aufgaben berufen zu sein . . .

Sie sagte: „Ich, die ich ohne Elternhaus aufwuchs und fast ohne Tradition, ich denke es mir herrlich, einem so festgegründeten Haus anzugehören. So ein Haus bekommt Geschichte — ist schon Geschichte. — Wie Sie die Gründung Ihres Vaters weiterführten, wächst nun Ihr Sohn in all dies hinein."

„Wer weiß, wenn sein persönliches Geschick die glückliche Wendung nimmt, die ich erhoffe, dann gewiß. Er müßte ja auch zu sehr aus der Art geschlagen sein, wenn er nicht Liebe zum Werk bekäme, wo das Herzblut und der Angstschweiß von Großvater und Vater dran hängt. Ein wenig müßt ihm doch der Mut des Großvaters und die Zähigkeit des Vaters imponieren. Wenn ich an meinen Vater denke! Welche Phantasie, welche Kühnheit, welche Sorgen! Ich sage Phantasie, denn wissen Sie, liebes Kind, man denkt immer: die ist ein Göttergeschenk des Künstlers allein! Kein Schaffender kann ohne sie schaffen. Denn er muß das, was sein Wille und seine Hoffnung vorausschaut als eine große Möglichkeit, das muß er vor sich sehen kraft seiner Phantasie; kein großer Politiker, kein Industrieller, kein großer Handelsherr ohne Phantasie. Hätte Bismarck keine Phantasie gehabt, wären wir kein einiges Deutschland geworden. Mein Vater, der scheinbar so kleine, bescheidene Ingenieur, besaß einen ganzen Posten davon. Mehr als Geld — das weiß Gott. Aber er besaß die Wunderkraft der Menschen, die an ihr Ziel glauben. Und dann hatte er diese fanatische Heimatliebe der Hanseaten, die mit so zähem Stolz gepaart ist; vielleicht sind sie darin den Schweizern noch über, denke ich oft. Und er erkannte: Industrie, große Industrie muß sein, sie allein kann dem alten Stadtstaat wieder Blüte bringen. Und dieses Landgebiet, was sie am Ufer der Trave hat, so nah der Ostsee, daß man hier ein Hüttenwerk anlegen könne, das schien fast unglaublich. Die Menschen, die was davon verstanden, sagten: eins muß doch von Natur aus da sein: Erz oder Kohle. Alles beides heranschaffen, das macht ja die Produktion zu teuer. Aber er blieb fest. Er rechnete vor: wenn das Heranschaffen von Erz und Kohle auch große Kosten mache, dafür hätte man aber den billigen Wasserweg für das fertige Produkt und die Zufuhr von fremden Erzen, die sich schließlich die Binnenlandwerke auch auf weiten Transportwegen heranbringen lassen müssen. Mit was für Engelzungen muß er geredet haben — wer widerwillige Scheckbücher zum Aufblättern bringt — na, der muß was Suggestives an sich haben."

Klara hörte andächtig zu. Sie hatte ein unersättliches Interesse an allem, was sein Werk und sein Leben und sein Haus betraf.

„Das Kapital war aber viel zu klein, mit dem er anfing — er selbst verstand auch nichts von Hüttenchemie — kann sein, daß er nicht von vorn an die rechten Leute neben sich hatte. Es war ein Tasten und Ringen, ein Sorgen und ein Arbeiten und immer die Gefahr des Zusammenbruchs neben sich. Ja, toll! — Was für Jahre! Und die Ehrenhaftigkeit meines Vaters, an dem die verzweifelte Angst zehrte, fremdes Geld könne durch ihn verloren gehen. Na, das hat ihn dann ja auch vor der Zeit aufgerieben. Als Junge von Vierzehn mußte ich schon hinaus, lernen, lernen. Wenn man so im Sorgendunkel aufwächst, sieht man scharf ins Helle hinaus. Und ich sah bald, woran es bei uns lag. Ich biß die Zähne zusammen und schwor mir: ich mach's. Als Vater starb, war ich ein Jüngling von Zwanzig und beim Grafen Stürkgen in Schlesien in Stellung, zwanzig Jahre, und sollte ein verschuldetes Werk übernehmen, das teilweise falsch angelegt war und auch an seiner Kleinheit krankte, gewisse Unternehmungen brauchen von vorneweg große Dimensionen. Nun, der Graf Stürkgen hatte ja wohl Vertrauen zu mir. Er gab mir seinen Direktor mit, einen Mann von großem Wissen und Können, der sah sich alles an, prüfte alles durch. Und Stürkgen wagte es, auf den Bericht hin, mich zu stützen. Da fingen Jahre an! Donnerwetter! Diese ersten sieben forderten was, dann sah man: es kommt! Im zehnten hatte ich den Sieg. Und vor fünfzehn Jahren gewann ich mir Thürauf als Mitarbeiter. Er ist so recht eigentlich der Schöpfer all unserer Nebenproduktionen, die unsere Erträge fast verdoppelten."

Er verlor sich in Nachdenken. Und das junge Mädchen mochte kaum sich rühren.

Sie spürte wohl: dieser Rückblick war nicht leicht. Aller Stolz kann den Sieger nicht vergessen machen, was der Kampf ihn kostete.

„Ja, das Schicksal hatte mich an die rechte Stelle gesetzt," sprach er dann weiter, „ich hatte gerade die Fäuste, die hier zum Anpacken nötig waren. Eins war bitter: mein Vater hätte noch erleben müssen, was aus ‚Severin Lohmann' zu werden begann. Er war keiner von den verblendeten Vätern, die Söhnen nichts zutrauen — er schickte mich ja gerade so früh hinaus, weil er mich bald



als Mitarbeiter wollte. Bin ihm auch immer dankbar, daß er dem Werk seinen eigenen Namen gab, es nicht etwa auf irgendein symbolisches Vogelvieh oder 'n römischen Gott taufte, was ihm vielleicht nicht ganz ferngelegen hätte. Na, nun sind Werk und Mann eins — auch dem Namen nach — und daß mein Junge den sentimentalen Wynfried vor seinen Severin Lohmann tragen muß, das war eins von den Ärgernissen, in deren Erfindung meine Frau groß gewesen ist."

„Nun weiß ich doch aus Ihrem eigenen Munde ungefähr die Geschichte von ‚Severin Lohmann'", sagte Klara. „Aber wenn ich so bedenke, wie über alles Maß anderen Menschen hinaus Sie gearbeitet haben, wird es mir immer rätselhaft, daß . . ."

„Was, liebes Kind?"

Sie schlug die Augen zu ihm auf. Sah ihn gerade an. Bat um eine offene Antwort, mit aller Kraft ihrer sprechenden Blicke.

„Daß Sie so viel Zeit und so viel Gedanken und Güte für mich hatten und haben. Darüber habe ich oft nachgedacht. Zahllose drängen sich an Sie mit Bitten um Hilfe. Aus Ihrer Beamtenschaft starb mancher hinweg und hinterließ Witwen und Waisen. Ich weiß es, daß Sie alle gestützt haben, solange es Ihnen nötig schien. Keiner Waise haben Sie sich angenommen wie meiner."

„Aber Kind, wie kommen Sie darauf, mich das jetzt zu fragen?" sprach er ausweichend und beunruhigt.

Klara stand jetzt neben seinem Stuhl, eine von ihren Händen, die linke, lag auf der Lehne, und er sah unwillkürlich auf diese schöne Hand, die so sehr den edlen, beredten Händen der geliebten Toten glich.

„Früher," sagte sie, „wenn mich ab und an die Frau Doktor Lamprecht zu Ihnen schickte mit dem Vierteljahrzeugnis, zu Neujahr, zu Ihrem Geburtstag — da war ich ein etwas furchtsames Kind — es ist natürlich, sich vor Ihnen zu fürchten," schaltete sie lächelnd ein, „ich wäre bereit gewesen, mich für Sie totschlagen zu lassen, aber so geradeswegs dreist mit Ihnen zu sprechen? Oh, nie! Dann kam ich zwei Jahre nach Hamburg in Pension und machte mein Examen. Und nachher war ich wohl couragierter und fühlte, wie gütig Sie mich ansahen, und wie milde Sie sprachen. Bitte, Herr Geheimrat, lachen Sie nicht über mich, aber Ihre Stimme ist anders, wenn Sie zu mir sprechen als zu anderen Leuten."

Er sah sie tief an — mit einem so rätselhaften Ausdruck, daß es sie etwas befangen machte.

Weniger zutraulich, zögernder fuhr sie fort: „Aber auch dann hatte ich keine Gelegenheit, recht mit Ihnen zu sprechen. Wie wäre mir das zugekommen? Ihre Zeit mehr als Minuten in Anspruch nehmen! Kaum daß ich Ihnen zu danken wagte, daß Sie mir meinen Herzenswunsch erfüllten und mich hier in der Schule anstellten."

„Jetzt aber, heute kommen Sie mit der Sprache heraus?"

„Seit Sie erkrankten, seit ich mich anbot, Ihnen vorzulesen, Sie zu pflegen — was freilich alles nicht angenommen wurde — aber ich darf doch jeden Sonntag kommen . . ."

„Ja, und bei dem alten Mann im Krankenzimmer die Zeit verbringen, die gesünder im Freien verbracht würde", unterbrach er sie ablenkend. Sie blieb aber bei ihrem Wunsch zu wissen — endlich zu wissen . . .

„Und da habe ich nach und nach gelernt, mich hier heimisch zu fühlen, Ihre Güte erlaubt mir das. Und nun traue ich mich auch zu sprechen. Bitte, Herr Geheimrat, ich hab manchmal im stillen gedacht: Vielleicht hat mein Vater Ihnen sehr wichtige und treue Dienste geleistet?"

Der alte Mann erschrak. Auf solche Auffassung war er nicht vorbereitet gewesen. Ihr Vater . . . Dem er Treulosigkeit, Schädigung und Selbstmord zu verzeihen gehabt! Aber sie war ja ahnungslos. Er hatte manchmal gedacht, die Frau Doktor Lamprecht würde den Befehl zu schweigen nicht zu halten imstande sein — wo sie sonst an triebhafter Geschwätzigkeit litt — aber so sind Frauen: schwatzen, klatschen — sind wie Siebe. Und können dennoch manchmal völlig schweigen — wo sie lieben und schonen wollen — — (Fortsetzung folgt.)

Technische Korrekturen der Natur.

Von Hans Dominik.

Kürzlich ging die Nachricht durch die Presse, daß man Obstbäume während der dunklen Nachtstunden der Bestrahlung mit Quecksilberlicht ausgesetzt und dadurch eine wesentliche Verbesserung der Ernte, insbesondere des Fruchtaromas, erzielt habe. Diese Nachricht steht im Einklang mit einer Theorie der Fruchtentwicklung, die zurzeit als gültig angesehen wird. Dieser Theorie zufolge wirken bei der Ausbildung der Früchte zwei Faktoren, Licht und Wärme. Die Wärme regt die allgemeinen Lebensfunktionen der Pflanze an und bewirkt den Aufbau und das Wachstum neuer Zellen, während das Licht die chemischen Vorgänge beeinflußt und nicht nur die Produktion von Stärke und Zucker, sondern auch den Aufbau der aromatischen Duft- und Geschmackstoffe veranlaßt. So erklärt es sich beispielsweise, daß die Erdbeeren, die in den skandinavischen Ländern bei geringen Wärmegraden, aber in langen Sommertagen wachsen, durch ein wundervolles Aroma ausgezeichnet sind.

Seit geraumer Zeit benutzen unsere Gärtner die künstliche Wärme, um die Natur zu korrigieren und zu einer Zeit allerlei Früchte und Salate zu gewinnen, zu der diese bei freiem Wachstum noch nicht zu haben sind. Die Treibhäuser, die Warm- und Frühbeete sind derartige technische Einrichtungen mit dem ausgesprochenen Zweck, durch einen bestimmten Wärmezusatz die Wachstumsperiode um einen bestimmten Betrag zu verschieben.

Die Verschiebung erfolgt hier naturgemäß nach vorn. Umgekehrt tritt aber auch vielfach das Bedürfnis auf, das Wachstum der Pflanzen um bestimmte Zeiten aufzuhalten. Maiglöckchen blühen, wie der Name besagt, normalerweise in Mai. Unsere Blumengeschäfte bringen aber auch um die Weihnachtszeit blühende Maiglöckchen auf den Markt. Dabei ist die Vegetationsperiode um volle sieben Monate zurückgehalten worden, und zwar geschah das mit Hilfe künstlicher Kälte.

Im allgemeinen halten unsere Pflanzen eine Art von



Winterschlaf. Sie befinden sich in einem Ruhezustand, solange die Temperatur 5 Grad Wärme nicht übersteigt. Die praktische Nutzanwendung dieses Erfahrungssatzes kann man bei einer Wanderung durch die in Berlin und vielen anderen Großstädten sich vorfindenden Kalträume sehen. In Räumen, deren Temperatur durch Eismaschinen dauernd auf etwa 1—2 Grad Wärme gehalten wird, lagern dort in Tausenden von Kisten viele Hunderttausende von Maiglöckchenkeimen oder -knollen. Schon im Januar werden sie in den Kühlraum gebracht, und in Kälte und Dunkelheit verschlafen sie dort den Frühling, den Sommer und den größten Teil des Herbstes. Erst im Spätherbst werden sie herausgenommen, erwachen in der Wärme der Treibhäuser, und so haben wir zu Weihnachten die blühende Blume, die eigentlich in den Mai gehört. Gelegentlich haben solche Keime auch volle anderthalb Jahre verschlafen, ohne dabei Schaden zu nehmen. Man sieht also, daß nicht nur die Wärme, sondern auch die Kälte benutzt wird, um die Natur zu korrigieren.

Bei den Maiglöckchen handelt es sich nur um eine einfache Verschiebung der Blütezeit. Man hat aber die Kälte auch herangezogen, um auf das ganze Wesen der Pflanze einzuwirken und ihr bestimmte wünschenswerte Eigenschaften zu verleihen. Die Spätfröste, die in Mitteldeutschland bis Mitte Mai, in Nordostdeutschland sogar bis Anfang Juni zu fürchten sind, bilden eine ständige Bedrohung der Ernte. Man wünscht dringlich ein Getreide, das diesen Fröste gegenüber immun ist, sozusagen ein frostfestes Getreide. Es sind nun interessante Versuche angestellt worden und zum Teil noch im Gang, solche frostfesten Pflanzen durch eine Kältebehandlung des Saatkorns zu erzielen. Man hat die Körner den Kältegraden der flüssigen Luft, einer Temperatur von 160 Grad unter Null ausgesetzt und die so behandelten Körner später ausgesät. Ein erheblicher Teil ging dabei zugrunde. Die Körner jedoch, die die enorme Kälte glücklich überstanden, sollen Pflanzen von bemerkenswerter Frostfestigkeit geliefert haben. Diese Versuche können vielleicht bedeutsame praktische Folgen haben. Sie sind jedoch auch theoretisch interessant, weil sie die Möglichkeit dartun, die Keime ziemlich hochstehender Pflanzen ungefährdet durch eine Weltraumkälte zu bringen.

Neben der Wärme und Kälte ist auch das Licht des öfteren für die Pflanzenzucht herangezogen worden. Diese Versuche sind eigentlich so alt wie das elektrische Bogenlicht. Sie haben aber bisher zu praktischen Erfolgen nicht geführt. Es wurden wohl gelegentlich stärkere Wachstumserscheinungen beobachtet, die indes in keinem Verhältnis zu dem für die künstliche Beleuchtung aufgewandten Unkosten standen. Ja, es scheint gerade so, als ob auch die Pflanzen einer Nachtruhe bedürfen, in der die während des Tages unter dem Einfluß des Lichts aufgebauten Stoffe eine gewisse Verarbeitung und Ablagerung erfahren. Um so interessanter ist demgegenüber die eingangs erwähnte Nachricht, daß das Quecksilberlicht eine Aromverbesserung gezeitigt hat.

Erwähnung verdienen an dieser Stelle auch die oft wiederholten Versuche, die Entwicklung der Pflanzen durch direkte Anwendung von Elektrizität zu beeinflussen. Man ist dabei in der verschiedensten Weise vorgegangen und hat die mannigfachen Methoden gleichzeitig und an gleichartigen Beeten angewendet, wobei besondere unbeeinflußte Kontrollbeete eine einwandfreie Prüfung der Ergebnisse gestatteten. Dabei wurden in einige Beete Elektroden versenkt und ständig schwache Ströme durch das die Wurzeln umgebende Erdreich geschickt. Wieder bei anderen Beeten lag der eine Pol einer Stromquelle an der Erde und der andere war mit der Gießkanne verbunden, so daß die Elektrizität mit dem Brausewasser auf die Pflanzen kam. Bei einer dritten Gruppe endlich waren über den Beeten von der Erde isoliert Kupferleitungen ausgespannt, die dauernd mit hochgespannten Tesla-Strömen beschickt wurden.

Von all diesen Anordungen hatte nur die letzte einen unbestritten guten Erfolg. Die Ernte dieser dritten Gruppe, die gewissermaßen mit Hilfe der Tesla-Ströme dauernd in einer Gewitteratmosphäre gehalten worden war, übertraf den Ertrag der Kontrollbeete um reichlich 70 Prozent. Nach diesem Ergebnis ist eine direkte elektrische Beeinflussung immerhin möglich und kann vielleicht eines Tages auch praktische Bedeutung für die Landwirtschaft gewinnen.

Nächst den Pflanzen sind es die Insekten, die sich manche technischen Korrekturen gefallen lassen müssen. Die Honigbienen besonders, deren Stock ja der ständigen Kontrolle des Imkers unterliegt. Die Bienen möchten bauen, wie es ihnen beliebt. Nach einer guten Honigtracht besonders gern Drohnenwaben. Aber dem Imker liegt gar nichts daran, daß der Stock drohnenbrütig wird. Er will nützliche Arbeitsbienen und keine Drohnen haben.

Also tritt eine Maschine in Tätigkeit, die Wabenpresse. Die Bienenzellen sind etwas kleiner als die Drohnenzellen. Im übrigen besteht die Mittelwand der Wabe in beiden Fällen aus den wundervoll regelmäßigen Sechsecken. So wird in der sauberen Stahlform der Wabenpresse aus geschmolzenem reinen Wachs eine solche Platte gepreßt, welche die Sechsecke genau in der Größe der Bienenzellen enthält. Diese künstliche Wand wird in einen Holzrahmen geklebt. Dann nimmt der Imker den Bienen die angefangenen Drohnenwaben aus dem Stock und hängt dafür die künstlich gepreßten Wände ein. Einen Augenblick stutzt das Volk. Dann aber macht es sich eifrig über die Wachswand her und baut die Zellen genau in der Form, wie sie von der Maschine vorgepreßt sind, zu Ende. Und damit ist die Entwicklung in die gewünschte Bahn geleitet. Die Königin findet keine Drohnenzellen, sondern Arbeiterzellen vor. Instinktiv legt sie in diese Zellen keine Drohneneier, sondern Arbeitereier, und der praktische Schlußeffekt besteht darin, daß der Stock in 14 Tagen nicht Tausende von unnützen Drohnen, sondern ebensoviel nützliche Arbeiterinnen enthält. So korrigiert hier eine einfache Maschine das Leben des ganzen Bienenvolkes.

Auch bei einer anderen Gruppe der Insekten, bei den Schmetterlingen, hat man interessante Korrekturversuche gemacht. Das Leben des Schmetterlings verläuft bekanntlich in den vier Etappen: Schmetterlingsei, Raupe, Puppe und Schmetterling. Im Puppenstadium, dieser Art eines Scheintodes, pflegen dabei in den kälteren Ländern die meisten Schmetterlinge zu überwintern. Man hat nun die Puppen einheimischer Schmetterlinge, beispielsweise des kleinen und großen Fuchses, des Pfauenauges und Trauermantels, einer künstlichen Kälte von 2—5 Grad unter Null während mehrerer Monate ausgesetzt und die Puppen dann erst wieder in normale Verhältnisse gebracht.

Der Erfolg war ein überraschender. Die Schmetterlinge, die aus diesen Puppen auskamen, glichen durchaus nicht den hiesigen Füchsen, Trauermänteln usw. Wohl aber waren es Schmetterlinge aus den polaren Ländern, die man dort schon seit langem kannte und bis dahin meistens für besondere Arten gehalten hat. Sehr schnell gelang auch der Gegenbeweis. Durch eine Wärme-



behandlung der Puppen dieser Polarentypen wurden unsere altbekannten einheimischen Schmetterlinge erzeugt. die praktische Schlußfolge aus diesen Versuchen ist leicht zu ziehen. Dem Schmetterlingssammler, der die Kosten für besondere Warm- und Kälteschränke nicht scheut, bietet sich die Möglichkeit, die einheimischen Arten sehr stark zu korrigieren und sowohl nördlichere wie südlichere Arten aus ihnen zu ziehen.

Die vorstehenden Beispiele zeigen wohl, wie uns die Technik die Möglichkeit gibt, sowohl die Pflanzen- als auch die Tierwelt durch die einfachen physikalischen Mittel, Wärme, Kälte und Licht, sowie durch gelegentliche maschinelle Eingriffe zu beeinflussen und in einen bestimmten und vorher bestimmbaren Sinne zu korrigieren. Einen gewissen Einfluß übt schließlich jeder Züchter auf Pflanzen und Tiere aus. Aber es ist beachtenswert, daß dabei im allgemeinen die biologischen Faktoren der Zuchtwahl, Anpassung und Vererbung zur Anwendung gelangen, während es sich bei den hier gegebenen Beispielen um rein mchanisch-technische Korrekturen handelt.

Yachting.

Von H. Meville. — Hierzu 11 photographische Aufnahmen von Gerhard Riebicke.

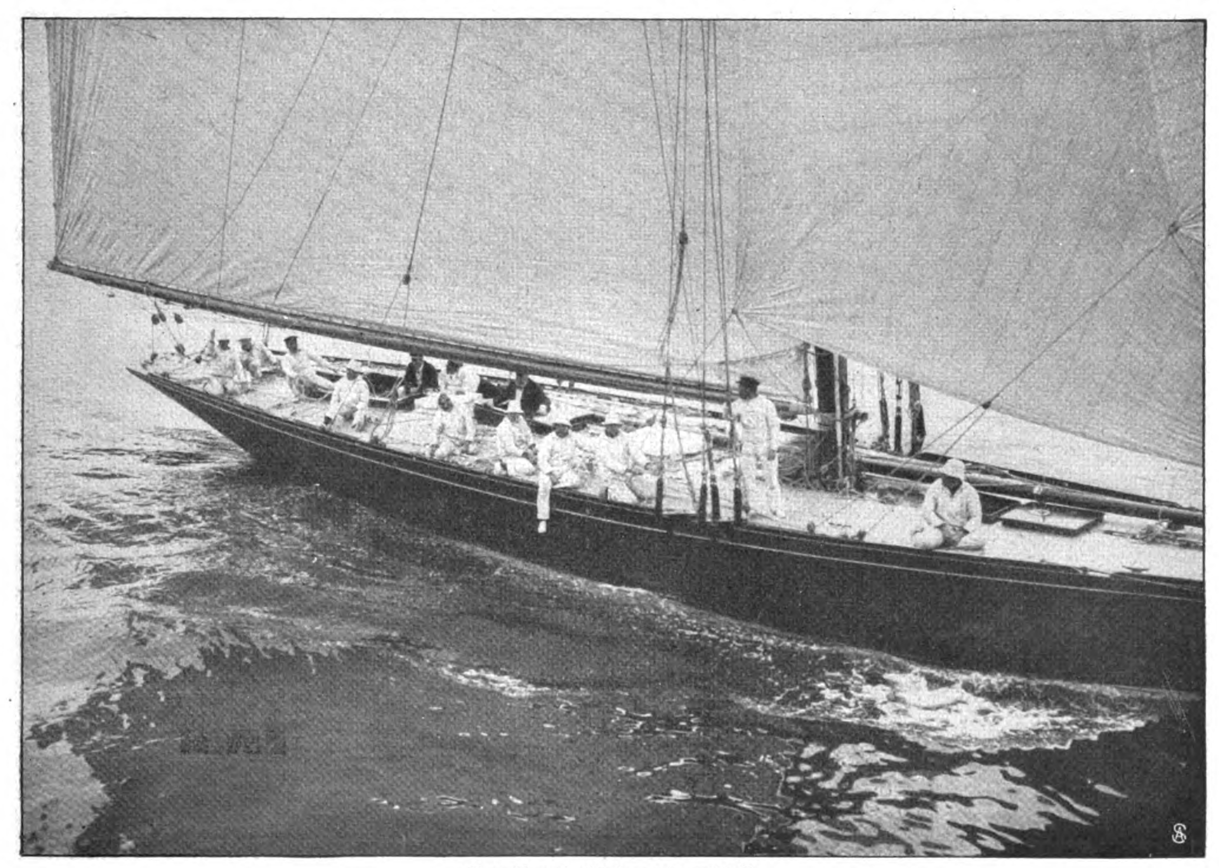
„Los von der Boje!"

Flinke, geschäftige Hände holen die dünne Stahltrosse an Deck, die die große Jacht an die Boje ihres Liegeplatzes fesselt, und wie die Szenerie einer gigantischen Wandeldekoration gleiten die Ufer, Häuser, Wald, Strand an uns vorüber, während der dienstbereite Schlepper uns schnaufend der offenen See entgegenbringt.

„Heiß Großsegel!" Im Trab geht es längs Deck, zu wirren Haufen türmen sich die Taue, und stetig und schnell entfalten sich die weißen Riesenschwingen über uns: „Schonersegel!" — „Heiß Stagfock und Klüver!" — „Toppsegel klar!" — Kurze, knappe Kommandos, fast nur halblaut von dem Skipper an die geschulte Jachtmannschaft weitergegeben, von der jeder einzelne weiß, was er zu tun hat. Und unter diesen sehnigen, geschickten Seemannshänden wächst die schneeige Pyramide über uns zu schwindelnder Höhe, um, von der frischen Seebrise draußen getroffen, den schlanken Rumpf sich neigen zu lassen, seinem Element entgegen.

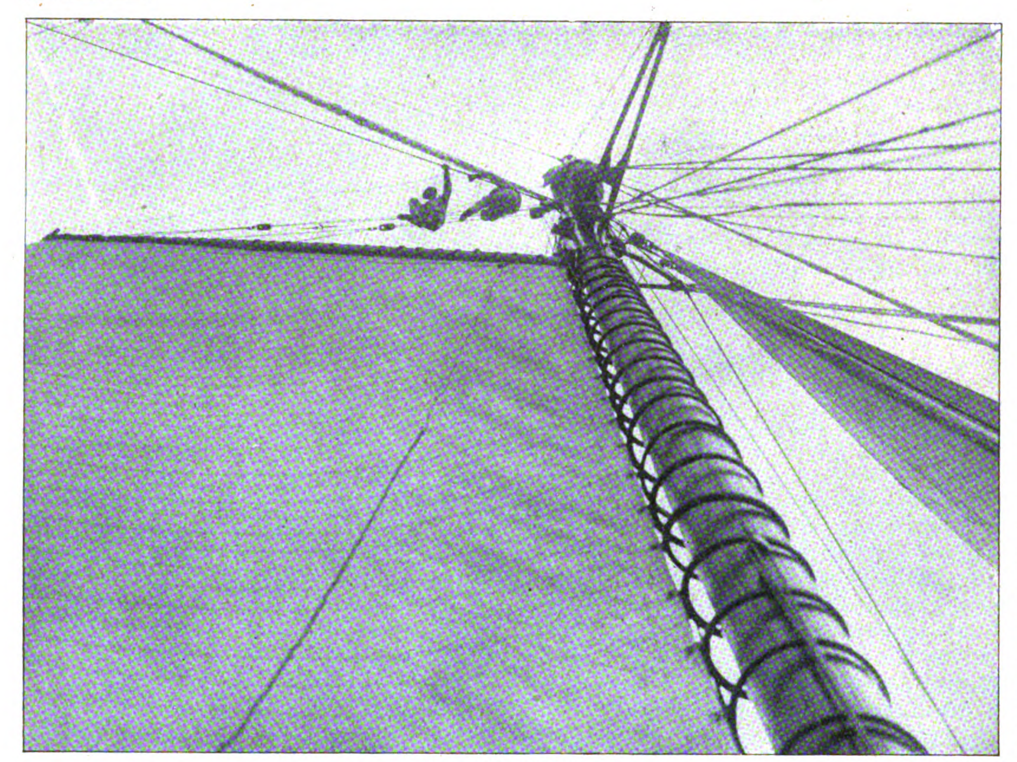
Der Schlepper ist überflüssig und wirft los. In wenigen Augenblicken ist die Trosse an Deck, wir sind in eigener Fahrt, die rasch ihr Tempo steigert.

Unser Skipper hat die ganze Takelage einer sorgsamen und genauen Inspizierung unterzogen, hier wird auf seinen Befehl ein Fall gestreckt, dort die Schot steifer geholt, bis endlich selbst sein Kennerauge nichts mehr zu bessern findet, und er selbst an das mächtige



Eine Rennjacht der 15-m-Klasse.





Toppsegelsetzen.

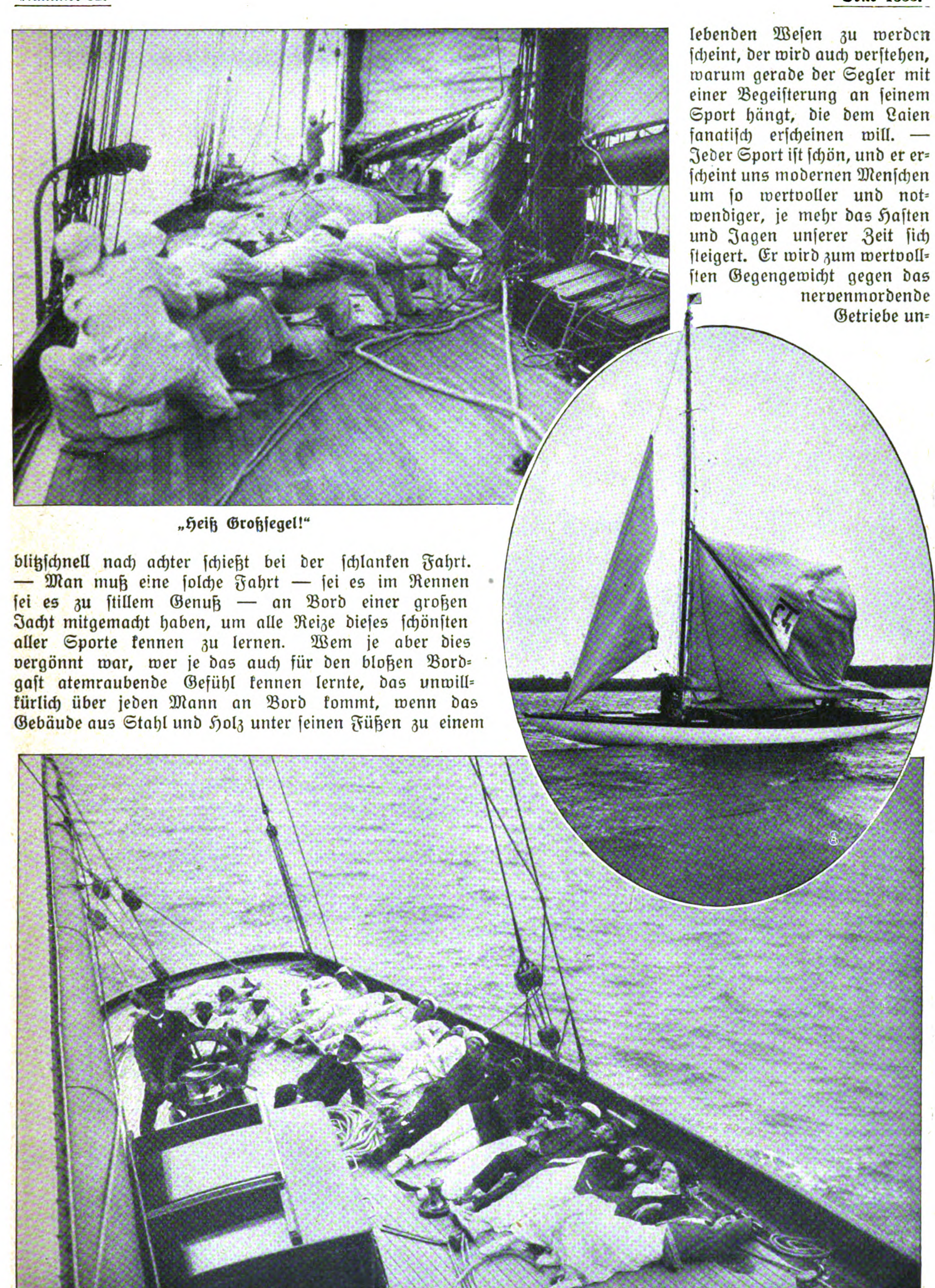
Steuerrad tritt, denn mit der Lustfahrt in See will der immer ehrgeizige Führer auch eine Prüfung für Schiff und Mannschaft verbinden, die bald wieder in heißen Kämpfen um Sieg und Ehren ringen sollen.

Das Großsegel ist dichtgeholt, es geht härter an den Wind, und unter kräftigen Fäusten strecken sich auch die Schoten der Vorsegel, während das Schiff sich weiter überlegt. Hochauf spritzt vor dem Bug der schneeige, sprühende Gischt, und die weißen Deckplanken im Lee verschwinden im grünen Wasser, das



Beim Bergen des Großsegels.

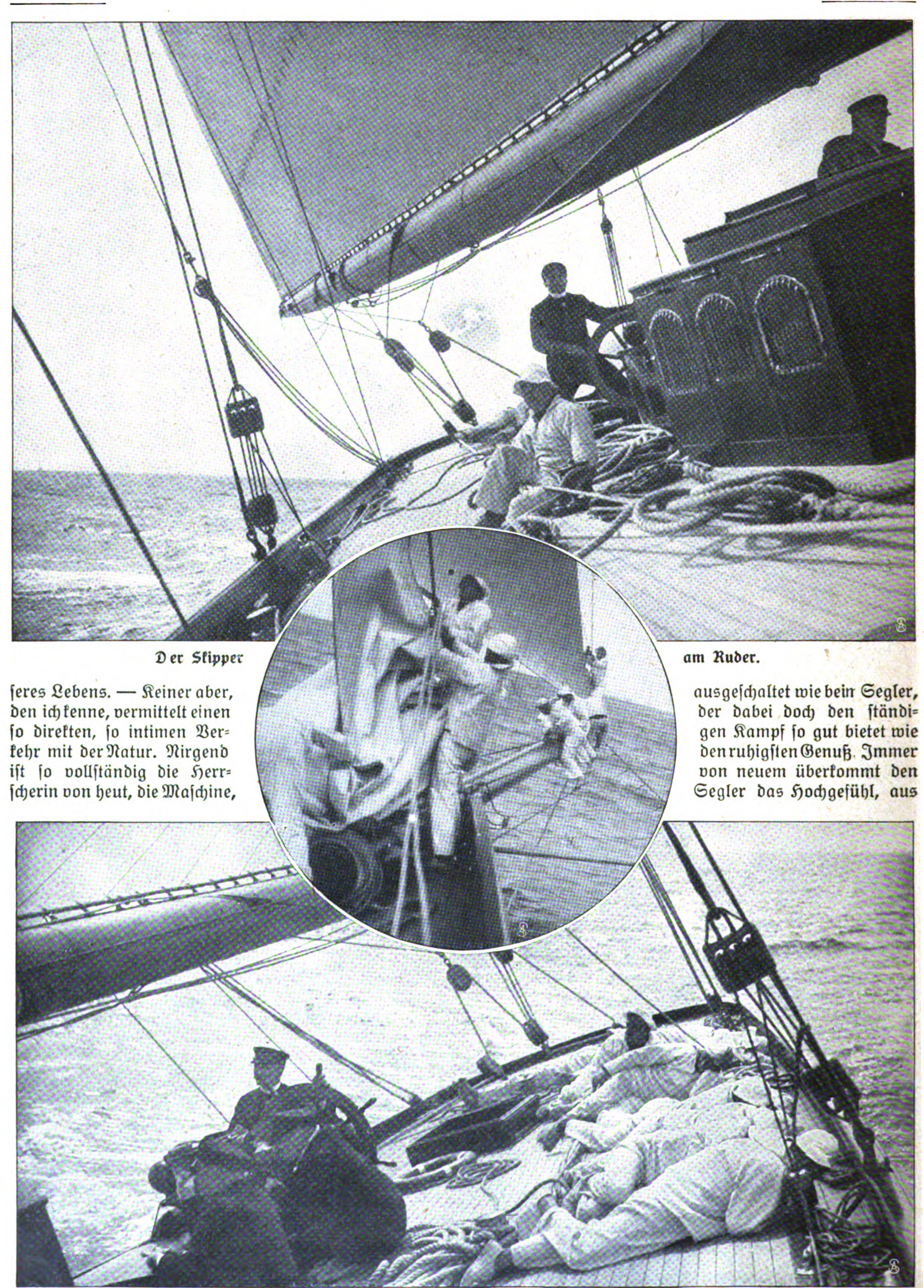
lebenden Wesen zu werden scheint, der wird auch verstehen, warum gerade der Segler mit einer Begeisterung an seinem Sport hängt, die dem Laien fanatisch erscheinen will. — Jeder Sport ist schön, und er erscheint uns modernen Menschen um so wertvoller und notwendiger, je mehr das Hasten und Jagen unserer Zeit sich steigert. Er wird zum wertvollsten Gegengewicht gegen das nervenmordende Getriebe un=



„Heiß Großsegel!"

blitzschnell nach achter schießt bei der schlanken Fahrt. — Man muß eine solche Fahrt — sei es im Rennen sei es zu stillem Genuß — an Bord einer großen Jacht mitgemacht haben, um alle Reize dieses schönsten aller Sporte kennen zu lernen. Wem je aber dies vergönnt war, wer je das auch für den bloßen Bordgast atemraubende Gefühl kennen lernte, das unwillkürlich über jeden Mann an Bord kommt, wenn das Gebäude aus Stahl und Holz unter seinen Füßen zu einem

Die Gäste auf dem Achterdeck. — Oben: Gebrochene Saling.



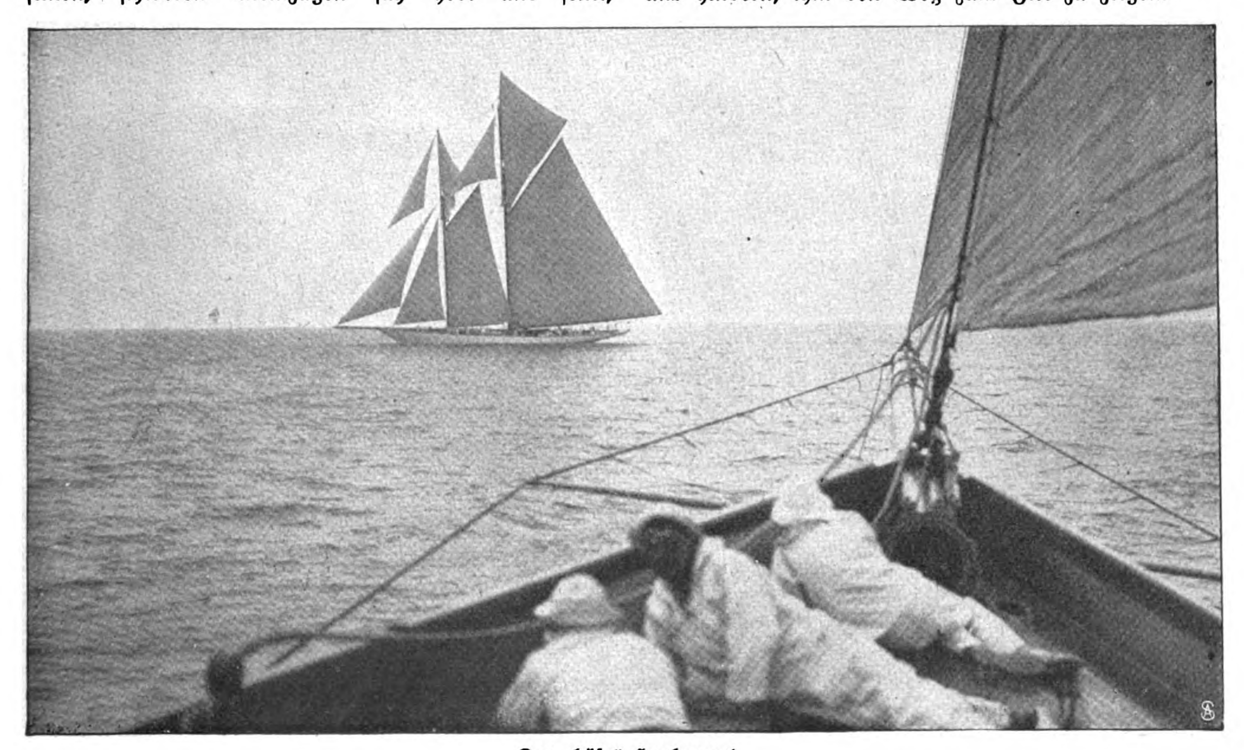
Der Skipper am Ruder.

seres Lebens. — Keiner aber, den ich kenne, vermittelt einen so direkten, so intimen Verkehr mit der Natur. Nirgend ist so vollständig die Herrscherin von heut, die Maschine, ausgeschaltet wie beim Segler, der dabei doch den ständigen Kampf so gut bietet wie den ruhigsten Genuß. Immer von neuem überkommt den Segler das Hochgefühl, aus

Die Großschotmannschaft während eines Rennens. — Mitte: Setzen der Vorsegel.

eigener Kraft Herr zu werden über Wind und See, sie mit ihren eigenen Waffen zu schlagen und aus eigenem Können die Feindlichen in seinen Dienst zu zwingen. — „Ja aber wenn der Wind versagt“ — mag der Zweifler denken. — Gewiß! Es sind die schönsten und eindrucksvollsten Momente im Leben des Seglers, wenn die Jacht unter vollem Segeldruck durch die Wogen jagt, daß der Gischt vom Bug her hoch in die weißen Schwingen fliegt und, so weit das Auge reicht, eine blendende Furche den Kurs anzeigt. Wenn in heißem Kampf es mit der Sekunde geizen gilt und Bord an Bord mit uns der ebenbürtige Gegner dahinjagt, der Ziellinie zu, hinter der Ehren- und Siegespreise der besten Kämpfer harren. Gewiß — aber der ist doch kein Segler, dem der geheimnisvolle Zauber eines Sommerabends sich nicht erschloß, wenn schlaff die leuchtenden Segel in der Himmelsbläue verschwinden und die graugrüne, glatte Fläche ringsum nur in stillen, schweren Atemzügen sich hebt und senkt, während die sinkende Sonne von Westen her eine einzige Flut goldig-purpurnen Lichts über die lange Dünung gießt — bis auch die letzten Farben verblassen, und die grandiose Einsamkeit solcher Stunden voll in ihr Recht tritt. — Wie dem wahren Jäger auch das Schießen nicht alles ist, so hoch auch das Herz ihm schlägt, wenn ein sicherer Blattschuß den Geweihten auf die Decke legte, so lernt auch der echte Segler bald erkennen, daß die urewige Schönheit der See nicht hängt an Stille oder Sturm, und wohl dem, dem es vergönnt ist, so wundervolle Stunden mit zu genießen. — Selbst eine Havarie im Kampf mit den Elementen vermag auf die Dauer kaum verstimmend zu wirken, wenn auch manch kerniges Seemannswort, das noch in keinem Handbuch des guten Tons ein Unterkommen fand, dem abziehenden Gegner folgt, den man sicher geschlagen glaubte. — Wir werden ihn wieder treffen auf diesem Feld, und dann wird kein neidisches Schicksal uns hindern, ihm den Weg zum Ziel zu zeigen.

Dichter an den Wind: „Fockschot!“



Der „böse“ Konkurrent.

Das Haus der Kompagnie der Schwarzen Häupter zu Riga.

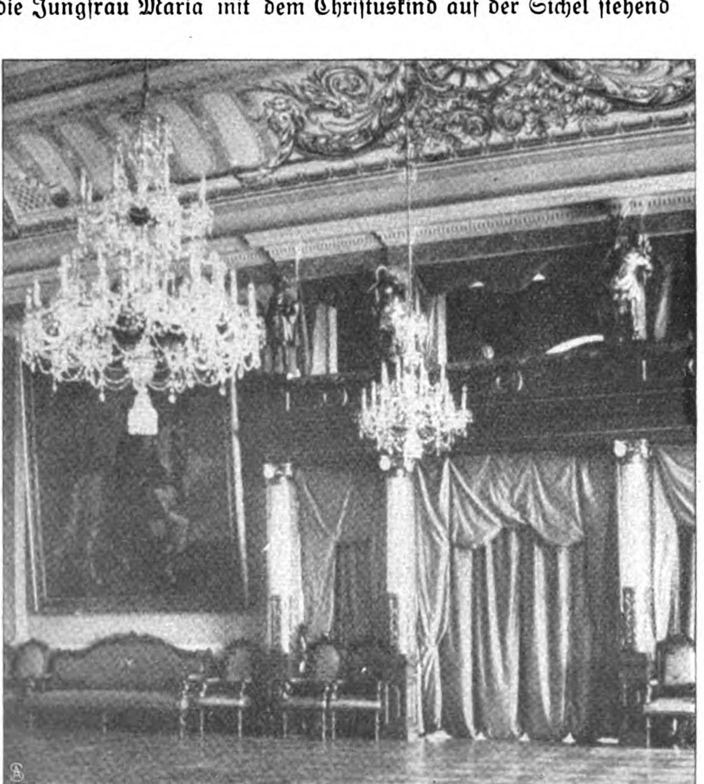
Von Else von Boetticher. — Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

In den alten Hansastädten am fernen Ostseestrand finden wir manch wenig bekanntes Denkmal mittelalterlich-bürgerlichen Wohlstandes und reichphantastischer Baukunst. Nicht nur Backsteindome ragen dort auf und stillverschwiegene Klosterhöfe erzählen von dem Treiben der frommen Mönche; auch Gilden- und Genossenschaftshäuser berichten von dem engen Zusammenhalten der verschiedenen Kreise der Bürgerschaft, in der Kaufleute die erste Rolle spielten dank ihrem Reichtum, ihrem erweiterten Horizont und ihrer führenden, ja herrschenden Stellung im Gemeinwesen.

Auch in Riga, der nun schon seit 200 Jahren unter russischem Zepter stehenden Hauptstadt Livlands, gibt es Bauten, die sich denen Lübecks und Danzigs ebenbürtig an die Seite stellen können. Der schönste, aus alter Zeit stammende Profanbau der Stadt ist das „Schwarzhäupterhaus", das sich gegenüber dem ehrwürdigen Rathaus erhebt. Reich gegliedert steigt der stolze Bau empor. Der Giebel, der mit steinernen Krieger-, Löwengestalten und Pyramiden und mit schmiedeeisernen Bäumen geschmückt ist und auf der Spitze das Bild des heiligen Georg als Wetterfahne trägt, hat im Lauf der Zeit manche Veränderung erfahren. In der jüngsten Zeit sind in der Mitte die Wappen der Städte Riga, Lübeck, Hamburg und Bremen und die Statuen Neptuns, Merkurs, der Einigkeit und des Friedens angebracht. In die gleiche Bauperiode gehört die Anbringung des Artusbildes über dem Zifferblatt der alten Uhr. Sehr beachtenswert sind die zu beiden Seiten des Portals eingemauerten Beischlagsteine, die im Anfang des 16. Jahrhunderts hergestellt sind. Auf diesen originellen, bemalten Steinreliefs ist links (vom Beschauer) die Jungfrau Maria mit dem Christuskind auf der Sichel stehend unter dem Wappen der Stadt und rechts der heilige Mauritius im Kostüm des 16. Jahrhunderts unter dem Wappen der Kompagnie dargestellt.



Prunktafelaufsatz.



Der Festsaal.

Ueber die Geschichte der Schwarzen Häupter berichten G. Tielemann (1831) und C. Mettig (1910). Wir erfahren durch sie, die Kompagnie der Schwarzen Häupter sei aus der bald nach der Gründung Rigas (1201) entstandenen St.-Georgs-Brüderschaft der jungen Kaufleute, die an der Verteidigung der Stadt regen Anteil nahmen, hervorgegangen. In Nachahmung der seit dem 14. Jahrhundert auf den livländischen Schlössern bestehenden Kriegerverbände der Schwarzen Häupter entlehnten die St.-Georgs-Brüder diesen Genossenschaften Wappen und Namen und erkoren sich neben St. Georg den heiligen Mauritius, den frommen Mohren, der für seinen Glauben in den Tod gegangen war, zum Schutzpatron. Kaufmännische Schwarzhäupterkompagnien hat es noch in Reval, Dorpat und Pernau gegeben. Urkundlich lassen sich die rigaischen Schwarzen Häupter erst im Jahr 1413 nachweisen.

Als Hauptmotiv zur Bildung einer Kompagnie ist, wie bei allen mittelalterlichen Gilden, die Sorge um der Verstorbenen Seelenheil anzuführen, die in



der Stiftung und Abhaltung verschiedener Messen zum Ausdruck kam. Als Beweggründe in zweiter Linie kommen die Pflege der Geselligkeit und der gegenseitige Schutz in Betracht. Nach der Reformation nahmen das Interesse der Schwarzen Häupter verschiedene kommunale Einrichtungen und die Unterstützung ihrer verarmten aktiven oder durch Heirat ausgeschiedenen Mitglieder in Anspruch. Den letzteren Zwecken dient die Gesellschaft noch heute.

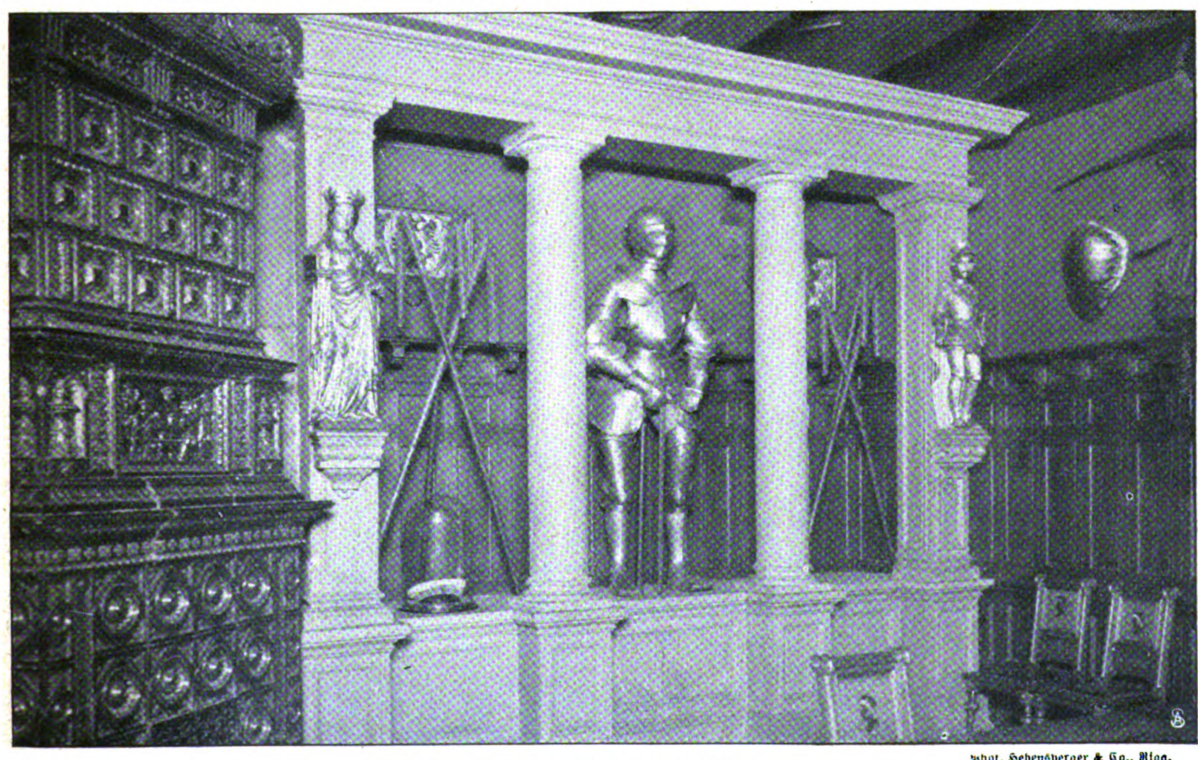
Als im Jahr 1330 der Ordensmeister Eberhard von Monheim nach langer Belagerung die Stadt Riga bezwungen hatte, nahm er den Gilden ihre Häuser, weil von den Bürgern das Ordenschloß zerstört worden war, und der Orden in der Mitte der Stadt eines Sitzes bedurfte. Der Rat von Riga aber, in der Befürchtung, daß durch Entziehung der Gildenhäuser das kommunale Leben leiden könnte, erbaute der Bürgerschaft ein neues Haus (das heutige Schwarzhäupterhaus). Im Jahr 1353 gab der Ordensmeister den Gilden ihre Häuser zurück, und die Bürgerschaft konnte wieder ihre alten Stätten beziehen. Das neue Haus fand danach lange Zeit keine rechte Verwertung. Erst im Jahr 1477 schlugen die Schwarzen Häupter hier ihren Sitz auf, wo sie sich mit den Gliedern der Großen Gilde (den verheirateten Kaufleuten) zu ihren „Trunken" zu versammeln pflegten.

An den Fastnachtsfeierlichkeiten, den



Phot. Hebensperger & Co., Riga.

Das Haus der Kompagnie der Schwarzen Häupter.



Phot. Hebensperger & Co., Riga.

Sitzungsaal mit Waffen und Rüstungen.

Maigraffesten und den andern geselligen Vereinigungen auf dem neuen Haus, der bald Artushof oder Schwarzhäupterhaus genannt wurde, nahmen neben den Schwarzen Häuptern und den großgildischen Kaufleuten auch andere vornehme Kreise der Bürgerschaft teil. Bildeten auch die Schwarzen Häupter kein offizielles Institut und standen sie in Wirklichkeit außerhalb der eigentlichen Bürgerschaft, so haben sie doch regen Anteil an dem Wohl und Wehe der Stadt genommen. Das dokumentiert sich hauptsächlich in ihrem Interesse für Kirche und Schule und für die Armierung der Stadt. Die Geschichte weiß auch zu berichten, daß die Schwarzen Häupter zur Verteidigung der Stadt hinausgezogen sind und tapfer gestritten und gekämpft haben.

Der Besitz ihrer Schutz- und Trutzwaffen war zu bestimmten Zeiten so bedeutend, daß man von dem Aufbewahrungsort ihrer Waffen wie von einem Arsenal reden konnte. Von dieser Waffenfülle hat sich nur ein kleiner, spärlicher Rest erhalten. Im Hinblick auf diesen bedeutenden Waffenbesitz hat man sogar die Ansicht ausgesprochen, daß die Kompagnie der Schwarzen Häupter ein militärischer Stand gewesen sei. Diese Meinung trifft jedoch nicht das Richtige. Die Unsicherheit der Zeit, die Ueberfälle der Seeräuber, denen der reisende Kaufmann nicht selten ausgesetzt war, und schließlich die Verpflichtung, den Einwohnern der Stadt in Zeiten der Gefahr zur Verteidigung in Bereitschaft zu stehen, machten es erforderlich, daß auch die Mitglieder der Kompagnie der Schwarzen Häupter in der Waffenführung erfahren und mit Waffen in genügender und zweckentsprechender Weise versorgt sein mußten.

Das Schwarzhäupterhaus, das den Mittelpunkt des geselligen Lebens der höheren Schichten der Gesellschaft bildete, entsprach in seiner inneren Einrichtung dem vornehmen Aeußern. Es wurde Brauch, daß hochgestellte Persönlichkeiten, selbst gekrönte Häupter, wenn sie in Riga weilten, das Schwarzhäupterhaus mit ihrem Besuch beehrten und später (im 19. Jahrhundert) sich auch in dem goldnen Buch der Kompagnie verewigten.



Ritterschaftshumpen.

Als der Zar Peter der Große im Jahr 1697 Riga zum erstenmal besuchte, ritten ihm 36 Schwarze Häupter in galonierten Gewändern mit Federbüschen auf den Hüten entgegen, und als er im Jahr 1711 zum erstenmal nach der Kapitulation Rigas die Stadt betrat, hat er mehrere Stunden in Gesellschaft der Schwarzen Häupter in ihrem Haus verbracht. An einem Maskenball auf dem Schwarzhäupterhaus nahm die Kaiserin Katharina II., freilich inkognito, teil. Die Kaiser Alexander I., Alexander II. und Nikolai II. haben auch den Schwarzen Häuptern die Ehre erwiesen, sie in ihrem ehrwürdigen Haus zu besuchen.

Der älteste Raum im Haus ist der prächtige Saal, dessen Wände die Porträte der schwedischen Könige und der russischen Kaiser und Kaiserinnen schmücken. Auch die Unterräume sind mit reichem Bilderschmuck ausgestattet. Im Speisesaal wäre noch auf ein Oelgemälde hinzuweisen, das die lübeckschen Frachtherren der lübischen Bank (so hieß früher eine Abteilung im Saal) zum Geschenk dargebracht haben.

Die Gesellschaftsräume im Erdgeschoß sind mit manchen Erinnerungszeichen aus früheren Jahrhunderten, mit Heiligenfiguren, Schiffsmodellen, Waffen, Rüstungen u. a. ausgeschmückt. Hier befindet sich auch das Archiv, das Materialien aus einem halben Jahrhundert zur Geschichte der Gesellschaft und zur Kulturgeschichte Rigas in sich birgt, und in dem neueingerichteten Gewölbe hat der außerordentlich wertvolle Silberschatz, der verschiedene Meisterwerke nicht allein ausländischer (Augsburger und Lübecker), sondern auch rigaischer Goldschmiedemeister aufweisen kann, wie in einem kleinen Museum Aufstellung gefunden. So ist das Haus der Schwarzen Häupter nicht nur ein wertvolles historisches Denkmal, sondern auch eine Fundgrube alter Kostbarkeiten.



Ein Münzenhumpen.

König und Kärrner.

Roman von

Rudolph Stratz.

16 Fortsetzung und Schluß.

Werner Winterhalter fuhr mit erhobener Stimme fort: „Und wenn es im Geist des Großvaters weiterginge, dann entständen jetzt draußen Mietkasernen und Bierspelunken und Hoflöcher. Ich mach was anderes daraus: Sie wissen, man nennt unsere Stadtgegend draußen das Protzenviertel. Erschrecken Sie nicht: Ich will hier ein Protzenviertel der Arbeit errichten, auf meinem Grund und Boden und mit dem Geld aus meiner Erfindung und für die Leute, die meine Erfindung ausführen — im kleinen das, wie ich mir die Arbeiterstadt der Zukunft denke: Nicht nur hier die Mietkaserne und dort die Maschine, sondern ein Menschenrecht auf Licht und Luft und Sonne und Baum und Boden. Vielleicht rüttele ich damit da oder dort die Gewissen wach. Zeit wär's! Aber ich weiß ja, meine Herren! Wir haben zu so was keine Zeit! Wir haben überhaupt nie Zeit! Wir sind selber unfrei. Wir dürfen keinen Moment stehen bleiben. Wir leben in der Hetzjagd. Wir müssen die Hochkonjunktur ausschlachten, ehe uns die Konkurrenz vorbeikommt . . . die Dividenden müssen steigen. Aber was hilft das, wenn noch etwas am Himmel aufsteigt?"

„Hu! Hu!"

„Seien Sie still, Schweickardt! Sie werden mal mit nassen Lappen totgeschlagen, wenn's so weit ist . . Meine Herren, ich kann mir nicht helfen: Ich kann mir keine wichtigere Lebensaufgabe denken, als die ich mir gestellt habe, dem deutschen Arbeiter Land zu geben und ihm dadurch Deutschland wiederzugeben!"

„Und der böse Feind — das bin also da wohl ich?" sagte der alte Kühn mit seinem steinernen Gesicht.

„Du hast keine Schuld! . . . Kein einzelner! Du bist aus dem neunzehnten Jahrhundert. Ich aus dem zwanzigsten! Das ist's vielleicht, was uns trennt!"

„Komm mal bitte mit mir da nebenan! . . . Ich glaube, die Herren haben genug gehört!"

Sie standen beide, Schwiegervater und Schwiegersohn, sich in dem kleinen Privatkontor gegenüber.

„Du bist ein Idealist!"

„Wenn dir der Name Spaß macht . . . bitte!"

„Idealisten gehören nicht mehr in unsere Zeit!"

„Und ich glaube, daß es mit Deutschland alle ist an dem Tag, an dem wir unser letztes Ideal in die Rumpelkammer tun!"

„Mit Idealisten kann ich nicht zusammenarbeiten. Du bist augenblicklich der Stärkere — ich geb es zu. Also zieh ich mich hier zurück und werde die Herren drinnen veranlassen, sämtlich das gleiche zu tun!"

„Gut!"

„Damit ist das Geschäftliche erschöpft, aber nicht die Beziehungen zwischen dir und mir. Ich muß auch da die Konsequenzen ziehen. Einen Mann, der mir offen vor aller Welt den Krieg bis aufs Messer erklärt, mich hier förmlich durch den Hausknecht vor die Tür setzt, kann ich unmöglich noch als meinen Schwiegersohn betrachten. Das Entscheidende steht natürlich bei meiner Tochter. Aber so unglücklich, wie eure Ehe sich seit Jahr und Tag gestaltet hat . . . Gottlob hat Stefanie zu mir Vertrauen! Ich werde das meine tun! . . . Gute Nacht!"

Werner Winterhalter stand allein in dem großen Konferenzsaal. Alle Herren waren gegangen. Nur schwerer Tabakrauch brütete noch über dem leeren Schlachtfeld. Aschenhäufchen lagen zerstreut, Papierfetzen blinkten am Boden, Stühle standen schiefgerückt, wie im Zorn des Rückzugs.

Er sagte sich: So, nun bin ich Sieger. Und um mich die Verlassenheit des Siegs. Die Einsamkeit des Erfolgs. Der Mann da in dem großen Wandspiegel vor mir steht allein. Er musterte stumm sein Ebenbild. Er sah da etwas in seinem Antlitz, was ihm noch nie aufgefallen war: Den Ansatz von Linien, nicht des Leidens, aber des Wollens und Kämpfens. Das Leben fing an, seine Spuren einzumeißeln. Er dachte sich: Mein Leben liegt noch vor mir. Es wird mir noch viel Kampf bringen, Enttäuschung und Zweifel . . . Alles will ich durchhalten — nur eins nicht: Einsam durchs Dasein gehen . . .

Der Bureaudiener trat ein und öffnete die Fenster. Kühle Abendluft strömte in die Nikotinschwaden des Saals, in dem es förmlich nach Zahlen und Zinsen, nach Dividenden und Prozenten roch. Draußen war Stille. Nacht über der Fabrik. Werner Winterhalter ging die Straßen entlang und wieder war in ihm, in einem Frösteln des Fremdseins auf der Welt, eine jähe, stürmische Sehnsucht: . . . Schicksal . . . sende mir eine Seele . . . Gib mir einen Weggenossen. Ein befreundetes Herz! Um Feinde brauche ich dich nicht zu bitten. Die hab ich ringsum. Die wachsen wie die Brombeeren aus dem Boden, wo mein Fuß hintritt . . .

Einen Freund sollte jeder haben: Seine Frau. Da ist das Haus. Die prunkende Villa im Grünen. Eine sonderbare Unruhe darin. Nicht eigentlich zu fassen. Sie weht einem beim Betreten der Halle entgegen. Ein merkwürdiger Ausdruck auf den Gesichtern der Dienerschaft. Ein paar offenstehende Türen. Auf der Treppe etwas ganz Auffallendes: Ein einzelner, zierlicher, flüchtig in Seidenpapier gewickelter Damenlackschuh. Oben, in den gemeinsamen Räumen, aufgezogene und durchwühlte Kommodenschubladen, aufgerissene Schränke . . . In der Ferne heulte irgendwo ein Frauenzimmer. Vielleicht die Jungfer mit ihrem ewigen Stockschnupfen und ihrer gekränkten Würde. Stefanie war es jedenfalls nicht. Die war nicht so . . . Das wußte er . . .

Werner Winterhalter stand da . . . mitten in dem großen Gemach . . . im Angesicht einer unsichtbaren und doch sich überall aufdrängenden Tatsache . . . sah mit leerem Auge allerhand Unbeträchtlichkeiten . . . ein abgerissenes, von der Brennschere versengtes Eckchen Zeitungspapier, ein paar Haarnadeln auf dem weißen Brüsseler Teppich, auf dem Fauteuil, als ein getupftes Florklümpchen, ein in der Eile vergessener Schleier. Ein feiner, letzter Parfümhauch wie drüben der Tabakdunst in der Fabrik. Die gleichen Zeichen im Konferenzsaal und Boudoir, als räumten die Menschen fluchtähnlich vor ihm das Feld.

Er rührte sich immer noch nicht und schaute auf ein kleines, aufgeklappt auf einem Tischchen stehendes Reisenecessaire. Darin war nichts. Er dachte sich: Nichts. Noch ist nichts geschehen. Ich brauche noch nichts zu wissen. Erst wenn ich danach frage, ist es wahr.

Der Diener war hereingeschlichen. Der Mann machte ein ängstliches, verkniffenes Gesicht. Werner Winter-

halter zwang sich zur Ruhe. Er hob gleichgültig den Kopf.

„Wo ist denn die gnädige Frau?"

„Die gnädige Frau . . ."

„Na ja . . ."

„Die gnädige Frau . . ."

„Nun schon raus mit der Sprache . . ."

„Ja — wissen Herr Doktor denn nicht . . ."

„Nein."

„Vorhin ist der Geheime Kommerzienrat vorgefahren und hat mit der gnädigen Frau gesprochen. Dann ist die gnädige Frau mit ihm weg. Die hatte es sehr eilig. Sie hat unten der Elis noch einen Puff gegeben, weil sie ihr im Weg stand."

„So?"

„Die Elis soll die Koffer packen und damit hinüber zum Herrn Geheimrat! Die gnädige Frau hat gesagt, sie käm nicht wieder!"

Auf der Schwelle zum Nebenzimmer erschien Elis, die verheulte Zofe, ein Päckchen Spitzenwäsche über dem Arm, und stand beim Anblick des Hausherrn mit offenem Mund.

„Stimmt das, Elis, daß die gnädige Frau zu meinem Schwiegervater hinübergezogen ist?"

„Ja."

„Hat sie nichts für mich hinterlassen?"

„Nein."

Ein Stich durchs Herz. Und — wunderlich — zugleich ein nachträglicher Zorn gegen die Schwiegereltern: Ihr hättet eure Tochter besser erziehen sollen! . . . Wenigstens darin ihren Instinkt entwickeln! Es gibt auch eine Höflichkeit des Herzens. Auch zuletzt noch. Man macht nicht die Dienstboten zu Mitwissern der Scheidestunde. Man überläßt nicht ihrem Mund die Meldung an den, den es am nächsten angeht . . .

Doch da: Ein Brief . . . Eben abgegeben. Von drüben? Ja! Er trug keine Aufschrift. Werner Winterhalter trat mit ihm in den Nebenraum. Gott sei Dank . . . soviel Augenmaß hatte sie doch noch. Soviel Taktgefühl. Es machte sich doch alles leichter, wenn man Ehrfurcht vor dem eigenen Unglück hatte. Er riß den starkleinenen englischen Umschlag auf:

„Liebe Elise! Auf der Treppe muß einer von meinen Schuhen liegen. Er muß herausgefallen sein. Bringen Sie ihn ja mit. Aber kommen Sie bald herüber. Wenn Sie ihn nicht finden, soll halt die Käthchen suchen!"

Er kehrte in das Boudoir zurück. „So, das ist für Sie, Elis!" sagte er trocken und gab ihr den Brief. Dann ging er hinüber in seine Arbeitsräume. Mit tiefem Schweigen empfingen und umfingen ihn Bücher und Lampenschein, Schreibtisch und Mappe. Er setzte sich und stützte den Kopf auf die Hand. Und wie er an seine Frau dachte, war es immer das eine und unabänderliche, jenseit von Haß und Liebe, schon über einem, wie das Schicksal selber: Du bist, wie du warst! Du wirst dich nie ändern. Ich bin ein Mensch, der immer wird. Schon das mußte uns scheiden. Fahr wohl . . .

Wieder überliefen ihn, in der Feierlichkeit dieser Stunde, die Schauer der Einsamkeit. Diesmal am stärksten. Das Haus schwieg wie ausgestorben. Vor den Scheiben gähnte die Nacht. Der Herzschlag pochte, im Wettlauf mit der Wanduhr, eintönig, rastlos durch die Stille. Um einen die Leere. Vor einem das Leben

Werner Winterhalter stand auf. Er trat ans Fenster und schaute fest hinaus in das Dunkel der Nacht und Zukunft. Um seine Lippen lag der ruhige Wille des Mannes: Ich werde leben und siegen . . .

Der Diener klopfte. Er brachte die Visitenkarte eines Besuches, jetzt noch, zu so später Zeit. „Dr. jur. Hermann Lorenz, Rechtsanwalt am Landgericht."

Das war einer der ersten Juristen der Stadt. Seit vielen Jahren der Sachwalter in allen Privatangelegenheiten des Schwiegervaters drüben. Er kam wegen der Ehescheidung. . . .

Werner Winterhalter legte die Karte auf den Tisch und sagte ruhig zu dem Diener: „Ich lasse bitten."

* * *

Die Sonne fort, als hätte sie nie über der lachenden Pfalz geschienen. Die Stadt in einem winterlichen Nebelmeer vergraben. Drüben im Osten, jenseit der Rheinebene, hoben jetzt vielleicht Feldberg und Hornisgrinde, sogar Königsstuhl und Melibokus ihre schneeglitzernden Kuppen in Sonnengold und Himmelblau. Aber darunter lastete die zähe, trübe Decke. Lag die Welt grau in grau. Das feuchte Gespinst, war trotz der Mittagstunde so dick, daß Werner Winterhalter kaum zehn Schritte weit vor sich sah, als er aus dem Landgerichtsgebäude trat.

Während er sich anschickte, weiter zu gehen, dachte er sich: Also nun bin ich geschieden. Seit einer halben Stunde.

Sie war bei der Urteilsverkündung nicht zugegengewesen. Nur, im Zuhörerraum, ihr Bruder. Eben kam er auch aus dem Landgericht heraus, ging schweigend, ohne Gruß vorbei. Der Spielkamerad noch von den ersten Höschen her, der Schulfreund von den Bänken der Sexta ab, der Korpsbruder. Leb' wohl, mein guter Moritz! Das dreifarbige Band von Heidelberg, das ist das einzige, was uns jetzt noch, wenigstens äußerlich, verbindet.

Werner Winterhalter ging weiter, ins Freie hinaus, die Chaussee entlang, die zu beiden Seiten Kranzbindereien und Steinmetzwerkstätten einrahmten. Der Zentralfriedhof lag im dicken Nebel. Es rieselte lautlos von den stillen Wipfeln der Zypressen, triefte von den Trauerweiden, perlte auf dem tiefen Grün der Stechpalmen auf dem frischen Grab. Die Goldbuchstaben auf dem vorläufigen Denkstein schimmerten so neu, als sei er gestern erst gesetzt und nicht schon vor vierzehn Tagen: Leopold Winterhalter, geboren in dieser Stadt, in ihr sein Leben lang, gestorben, als die Tage kürzer wurden und der Winter rief. „Und ist es köstlich gewesen, so ist es Müh und Arbeit gewesen." Ja, Vater, meine Augen haben dich, solange du lebtest, fremd gesehen, müßig nie. Du hast einen guten Kampf gekämpft, von der Pike auf. Du warst ein rechter Deutscher von heute. Ein unverdrossener Arbeiter im neuen Reich. Dein Grabmal ist höher als der Klotz Marmor hier. Schwindelnd hoch ragen drüben über Stadt und Land die Schlote deiner Fabrik.

Er gab dem herangetretenen Friedhofaufseher noch ein paar Anweisungen, wie das Gitter gesetzt werden sollte, wandte sich um, stand wieder draußen vor dem Tor der Toten. Wohin? — Nach Hause? Das war leer. Ins Elternhaus? Das war geschlossen. Die Mutter im Süden. Zu Freunden? Die guten Freunde hatten ja Angst vor einem: waren besonnene Bürger. Familienväter. Geschäftsleute. Wer zu ihm hielt, verdarb es sich mit den anderen. Werner Winterhalter ging ziellos in den Nebel hinein, stand auf der Rheinbrücke, schaute hinüber auf das Gewimmel der Eisschollen, die in leisem Knirschen wie wandernde Herden nordwärts gen Holland



zogen. Weiße Sendboten von der See kreischten und flatterten darüber die Möwen. Es klang etwas von Ferne und Weite in ihrem klagenden Schrei. Lockte: Hinaus! Fort aus allem! Niemand hält dich hier! Niemand will dich! Du bist frei, du Stein des Anstoßes! Mach einen Strich unter die Vergangenheit. Geh in die weite Welt. Deine Millionen tragen dich wie Korkgürtel im Meer. Sowie du nichts mehr willst und nichts mehr bist, empfängt man dich überall mit offenen Armen.

Er dachte sich: Ja. Wahrlich. Niemand dankt es mir. Niemand steht mir zur Seite. Auch in diesem Augenblick der Schwäche niemand. Die Möwen johlten: Fort! Fort! . . . Verdammte Vögel! Das sind die Stimmen der Versuchung! . . . Ich kenn euch! Ihr wollt, daß ich mir selber untreu werde! Ihr wählt gerade die rechte Stunde und Stimmung. . . . Und da? Wer legt mir da die Hand auf die Schulter? . . .

Zwei Männer standen vor ihm, gut bürgerlich gekleidet, der eine schon älter, vollbärtig und bedächtig, der andere schmalschulterig und hager, einen Schlapphut auf dem feingeschnittenen nervösen blonden Kopf. Der ruhige Baß des ersten: „Kennen Sie mich noch, Herr Doktor? . . . Den Stadtrat Mattrian? Und den da . . . den Reichstagsabgeordneten Zittelius?"

„Freilich kenn ich Sie! Guten Tag!"

„Und darf man mal ein Wort mit Ihnen reden?"

„Warum nicht?"

„Ja. Mancher hat's nicht gern, wenn man sich so mit ihm auf die offene Brücke hinstellt, wo's jeder sieht."

„Das ist mir ganz egal!"

„Ich mein überhaupt: Sie haben's mit den großen Herren verschüttet!"

„Er ist ja selbst ein großer Herr!" meinte der Gewerkschaftssekretär Zittelius und lachte.

„Da könnten Sie mich wirklich besser kennen seit fünfzehn Jahren."

„Ja, eben, Herr Doktor. . . . Ich bin keiner von den Wütigen. Wir alle hier nicht. Der Zittelius da auch nicht. Ich mein als: gar so arg groß ist der Abstand zwischen Ihnen und uns schon bald nicht mehr!"

„Größer, als Sie denken, Herr Stadtrat!"

„So? . . . Man könnt ja mal darüber reden! . . . Ich könnt Sie ja mal besuchen! Ganz im Vertrauen! Es braucht keiner zu wissen!"

Der Reichsbote Zittelius unterbrach den anderen mit einem fanatischen Aufleuchten in seinen blauen Augen.

„Das wär ein Ziel für Ihren Ehrgeiz, Herr Doktor! Da ständ Ihnen keiner mehr im Weg. Da täten Ihnen alle helfen. Da hätten Sie die Bahn frei! Da hätten Sie mal die Massen hinter sich."

„Ich hab nur einen Ehrgeiz. Ich bin ein guter Deutscher. Ich kann mir sehr gut Deutschland ohne mich vorstellen, aber mich nicht eine Minute lang ohne Deutschland. Und Eure Massen ebensowenig!"

„Wir sind auch gute Deutsche!"

„Und Deutschland denen zurückgegeben, die es jetzt im Herzen nicht haben. . . . Sie haben mich gerade im rechten Augenblick an mein Ziel erinnert, Herr Stadtrat! Ich danke Ihnen!"

„Wie wollen Sie's denn wiedergeben, Herr Doktor? Mit schönen Redensarten?"

„Deutschland ist der Boden da unter unseren Füßen. Man kann nichts lieben, was man nicht besitzt."

„Und bis wann teilen Sie das Deutsche Reich auf?"

„Das Reich nicht. Aber die Spekulationsterrains da draußen, die mir gehören!"

„Das ist ein Tropfen auf einen heißen Stein!"

„Ja nun, Herr Zittelius . . . wir ziehen alle enge Lebenskreise. Aber aus Millionen wird das Ganze."

„Das heißt verlorene Müh, Herr Doktor!"

„Lieber Herr Mattrian! . . . Wenn ich mal so alt bin wie Sie jetzt und habe in der Zeit nur tausend Arbeitern die eigene Scholle und die Freude am Vaterland wiedergegeben, so bild ich mir schon ein, ich hätte nicht umsonst gelebt. Es mag vielleicht eine Zeit kommen, wo die Menschen so aufgeklärt sind, daß sie ohne Vaterland auskommen. Aber heutzutage brauchen sie es noch so nötig wie das tägliche Brot. Deutschland ist unser tägliches Brot!"

„Also nichts für ungut! Dann gehen Sie halt Ihren Weg, wie Sie ihn für recht halten!"

„Na — guten Tag, Herr Doktor!"

„Guten Tag, meine Herren!"

Wieder allein. . . Die beiden fort mit dem sich allmählich lichtenden Nebel. Einsam des Weges. An der Fabrik vorbei, zu der im Entstehen begriffenen Gartenstadt.

Wie düstere Mahner ragten zu beiden Seiten die Mietkasernen freudlos im fließenden Grau. Drüben war auf dem Bürgersteig eine Menschenansammlung. Am Rand des Fahrdammes ein Hundefuhrwerk mit ein paar Matratzen und Kochtöpfen. Heulende Kinder. Ein Schutzmannshelm. Das heisere Schimpfen eines betrunkenen Mannes.

„Was ist denn da los?"

Der Friseur im Eckladen, an den sich Werner Winterhalter wandte, erkannte ihn und verbeugte sich.

„Sie setzen eine Partei an die Luft, Herr Doktor! . . . Der Mann tut ja nix wie saufen. Da fängt er eben schon wieder Mäus und Ratten in der Luft. Es ist eine Angst für die ganze Nachbarschaft!"

„Und die Frau und die Kinder?"

„Die kriegen einstweilen eine städtische Unterkunft. Das Fräulein vom Magistrat ist schon da!"

Drüben bellten die beiden Köter. Der Wagen mit dem Hausrat setzte sich in Bewegung. Die Familie wanderte mit einem Vogelbauer nebenher. Um die andere Ecke verschwand, eine Schutzmannsfaust am Kragen, der Trunkenbold. Der Menschenhaufen begann sich zu zerstreuen. Nur ein blondes, junges Mädchen stand noch auf dem leeren Bürgersteig, machte sich ein paar Notizen in ein Lederheft und sah dann auf und zu Werner Winterhalter hinüber.

Er hemmte nicht den Schritt. Er lüftete nur stumm im Weitergehen den Hut vor Eva Römer. Bei einer früheren Begegnung hatte er sie angesprochen. Heute vermochte er das nicht in seiner Stimmung. Er dachte sich: Auch das ist gewesen. Auch du hast mich einst von dir gehen heißen, so wie meine Frau mich heute verließ. Auch von dir trag ich Narben im Herzen. Vielleicht die schwersten. Denn ich war noch jung!

Da kam sie zu seinem Erstaunen quer über die Straße auf ihn zu und gab ihm unbefangen die Hand.

„Gut, daß ich dir noch Adieu sagen kann! . . . Ich geh nächster Tage von hier weg!"

„Wohin?"

„Wo ich früher war, am Rhein. Da ist jetzt die Fabrikinspektorinstelle frei!"

Eine Pause.

„Nun, dann laß es dir gut gehen, Eva!"

„Danke. Du auch."

Sie trennten sich. Sie ging nach links, er nach



rechts. Ohne es eigentlich zu wollen, wandte er noch einmal den Kopf und sah, daß sie es auch tat. Beide machten halt, kamen wieder aufeinander zu, hatten sich doch eigentlich nichts mehr zu sagen. . . .

Während er stumm in das klare, blauäugige Mädchengesicht vor sich schaute, überkam ihn der gleiche sonderbare Eindruck wie vor einem halben Jahr gegenüber sich selbst bei einem Blick in den Spiegel. Noch junge Züge. Man sah es ihrer blonden Frische nicht an, daß sie nun auch schon näher den Dreißig als den Zwanzig war. Aber es lag wie bei ihm ein Ernst darüber, ein Abglanz des Lebens. Eine Erkenntnis: Für uns beide war das Leben kein Spiel. Für dich im kleinen nicht wie für mich nicht im großen. Und eigentlich gibt es nichts Großes und nichts Kleines. Wir kämpfen alle den gleichen Kampf.

„Eva — lädst du dir nicht zu viel auf in der neuen Stellung?"

„Ach wo! Ich fühl mich pudelwohl!"

„Kann ich nicht irgend etwas für dich tun?"

„Danke! Ich brauch gar nichts!"

Da klang wieder der alte patzige Ton durch. Es ärgerte ihn. Dann sagte er sich: Sie hat ja recht. Sie marschiert ihre eigene Straße. Ein einsamer kleiner Kerl für sich. Sie hängt sich nicht an andere . . . reißt sich nicht von anderen los wie ich. . . .

Und aus dieser Stimmung heraus versetzte er, gegen seinen Willen, unvermittelt: „Heute bin ich von meiner Frau geschieden."

Eva Römer erwiderte nichts. Nach einer Weile setzte er hinzu: „Ich hab nun mal kein Glück — bei euch." . . .

„Nun also, adieu!" sagte sie, reichte ihm noch einmal flüchtig die Fingerspitzen und schritt davon.

Diesmal wandte sie nicht wieder den Kopf, sondern machte, daß sie weiterkam. Er stand, wo er war, und blickte ihr nach, der schlanken Gestalt in dem einfachen, mausgrauen Wintermäntelchen, dem schlichten, dunklen Hut, an dem der Januarwind zauste. Er fragte sich, in einem plötzlichen Gemisch von Aerger und Angst: Warum rennt sie denn so? . . . Spornstreichs von mir weg, als ob es brennte? Ich tu ihr doch nichts! . . . Ich hab doch, weiß Gott, meine Lehre hinter mir! . . . Ich hab genug von dem allen. . . .

Nun, wo sie annehmen konnte, längst seinem Auge entzogen zu sein, verkürzte sie in der Ferne ihre Schritte, ging allmählich ganz langsam, in einer müden geistesabwesenden Haltung. Man sah es von hinten an den schmalen Schultern. Ihr blondes Haar leuchtete durch den nun schon sehr gelichteten Nebel, wanderte weiter durch das Grau, dem Lärm und Schmutz der Stadt zu. Plötzlich machte sie halt. Sie hatte hinter sich ihren Namen gehört. Sie drehte sich um und sagte, die Hände zusammenlegend, ohne Erstaunen, mit ihrer tiefen Stimme: „Herrgott! Da ist er schon wieder!"

Beide mußten lachen. Dieser seelenruhige Klang wandelte sich plötzlich für ihn zu einem Bild — viele, viele Jahre zurück — ein Riß durch das Gewölk der Vergangenheit. . . . Der junge Erdarbeiter, der der Gymnasiastin unter dem Laubdach bei ihren arithmetischen Aufgaben half . . . waren das wir? Sind wir's noch? Wie kurz und lang das Leben. . . . Er war atemlos vom schnellen Gehen . . . stand da . . . schwieg. . . .

Auch Eva Römer wartete wortlos, was er sagen würde. Eine leise Blässe überzog ihr Gesicht. In ihm dämmerte jäh ein Ahnen: Herrgott — sie geht wegen dir von hier weg! Sie will nicht mir dir in dieser Stadt bleiben, jetzt, wo du wieder frei bist! Und die ganze Stadt spricht ja seit Monaten von deiner Ehescheidung. . . . In jedem Blatt schrieben sie ja ein breites und langes! Sie wußte das natürlich alles . . .

„Na?"

Eva Römer fragte das förmlich trotzig, mit einer Schulterbewegung, als wollte sie gleich weiterpilgern. Er legte ihr die Hand auf den Arm und begütigte ihre Herbheit.

„Du — Eva: Ich hab mir's überlegt; es ist doch eigentlich Unsinn, daß wir so auseinandergehen — wo wir uns vielleicht Gott weiß wann je wiedersehen!"

„Ja, wie denn?"

„Wir sollten uns aussprechen zum Abschied!"

„Ich hab nichts zu erzählen!"

„Deine liebenswürdige Art kenn ich . . . aber, sieh mal, jetzt, bitte, bocke nicht, sondern hör zu. . . . Ich hab dich einmal sehr liebgehabt, Eva . . . Und wenn man einen Menschen so liebgehabt hat, dann möchte man doch wenigstens wissen, was weiter mit ihm geworden ist, und wie es ihm im Leben geht." . . .

„Na, das siehst du ja!"

„Das Äußerliche . . . daß du 'ne kleine Brotstellung hast." . . . ,

„Oh, bitte! Zweihundert Mark monatlich! Das ist 'ne ganze Ecke!"

„Na schön! Aber bloß Protokolle darüber, daß ein Schnapsbruder seine Familie verdrischt — das kann doch nicht allein dein Leben ausfüllen?"

„Sondern?"

„Das wollt ich dich eben fragen. . . . Was dir das Leben sonst noch gebracht hat. . . Eva . . . ich hab oft an dich denken müssen, gerade in letzter Zeit!" . . .

„Was willst du denn eigentlich wissen?"

„Sag, Eva, warum heiratest du denn nicht?"

Die Blässe in Eva Römers Antlitz wandelte sich in ein leises Rot. In ihre Augen kam ein feindseliger Schein. Sie warf den Kopf zurück und fragte schroff: „Ja — ist das für mich ermutigend, wie das etwa bei dir ausgegangen ist?"

„Da hast du recht!" sagte er ruhig. „Die Antwort hätt' ich mir ja eigentlich bei dir denken können! . . . Du bleibst immer die Alte! Also gut! Lassen wir's! Ich dräng mich nicht in dein Vertrauen! Und nun zum letztenmal: Adieu!"

Aber zu seinem Erstaunen wandelte sich bei seinen Worten unvermittelt der hartnäckige, innere Vorbehalt auf ihren Zügen. Sie sagte auf einmal, als sei gar nichts geschehen: „Wart! . . . Ich geh noch ein Stückchen mit dir!"

Und nach einer Weile, noch trotzig: „Das heißt . . . wenn du Zeit hast." . . .

„Natürlich!"

Er hütete sich, sie durch neue Fragen in sich zurückzuscheuchen. Sie schritten nebeneinander her, ins Freie hinaus, die Stadt im Rücken. Die letzten Häuserblöcke blieben hinter ihnen. Nun waren nur noch die Bretterzäune, die Schlote vereinzelter Fabriken — das erste Kartoffelland. Kahle Obstbäume am Straßengraben. Frische Luft.

„Versäumst du auch nicht deinen Dienst, Eva?"

„Ach — das ist mir jetzt auch gleich!"

Er merkte, daß sie mit etwas rang. Er schwieg. Er wußte: sonst sprach sie doch nicht. . . .

Nach ein paar Schritten blieb sie wieder stehen.

„Ach — wozu? Ich will doch lieber gleich umkehren!"



„Und dann? . . . Dann gehst du weg von hier und . . . . Eva . . . wie denkst du dir denn das nun — wie das so schließlich mit dir wird?"

„Ich schuft halt weiter! Dann ist man wenigstens zu was nutz! Das hab ich damals bei dir nicht verstanden, daß du dich für andere abgeplagt hast. Jetzt tu ich's selber . . . in meinem kleinen Kreis. Jetzt weiß ich, was darin liegt. Ich war damals ungerecht gegen dich!"

„Aber wenn man Waise ist wie du . . . mutterseelenallein . . . Irgend etwas braucht doch der Mensch . . ."

„Pah . . . ich hab's ja so gewollt!"

Sie zuckte geringschätzig die Achseln, holte tief Atem und sagte hastig: „Weißt du — aber versprich mir: wenn ich das raus hab, dann geben wir uns nur noch die Hand, und du läßt mich ruhig gehen . . . Du machst keinen Versuch, mich zu halten . . . Dein Wort . . ."

„Ja doch . . . ja . . ."

„Also früher . . . da war ich ja kolossal dumm . . . Da hatte ich vielzuviel Rosinen im Kopf! . . . Ich glaub, ich hatt zu viel gelernt, auf einmal für meinen Grips! Es kam so über mich . . . Ich hab mich wahnsinnig überschätzt . . . Damals . . . Es ist mir jetzt selber ein Rätsel . . ."

Sie schaute angestrengt zur Seite, ins Feld hinaus, wo ein Hase mit angelegten Löffeln über die Äcker dahinstob.

„Ich bildete mir ein, ich wär weiß Gott was! . . . Furchtbar selbstgerecht wird man, wenn man sich selber noch nicht verdaut hat. Ich dachte, es sei alles nur meinetwegen da und müßte so sein, wie ich mir's im Kopf zurechtgedeichselt hab . . . Und am meisten mein künftiger Mann! . . . So ist das gekommen, Werner . . . durch meine Schuld!"

Hastig gab sie ihm die Hand zum Abschied. Es war ein trauriges Lächeln auf ihrem Gesicht, als wollte sie mit Galgenhumor die Tränen aus den Augen bannen.

„Na . . . Inzwischen hab ich mir ja meinen Dickschädel kreuz und quer angerannt an allen Ecken und Kanten. Das Leben hat mich gehörig an den Ohren genommen. Ich bin so bescheiden geworden. Ich weiß jetzt ganz genau, daß nicht viel mit mir los ist! Ich bin ein armes Wurm und bleib's! So! Und nun adieu! . . . Adieu! . . ."

„Eva . . . halt . . ."

„Du hast mir versprochen . . ."

„Ach . . . ich pfeif auf mein Versprechen . . ."

Sie rang, von ihm loszukommen . . .

„Adieu! Ich hab dir das sagen wollen! . . . Ich dacht, ich wär dir das vielleicht schuldig . . . damit du ein bißchen besser von mir denkst . . . Aber jetzt . . ."

„Jetzt muß ich dich etwas fragen, Eva . . . Hand aufs Herz: Es hat doch gewiß schon mancher um dich angehalten . . ."

„Ja."

„Aber nie der rechte?"

„Nein."

„Da wartest du also noch . . ."

„Ich wart auf keinen!"

„Warum denn nicht?"

Sie kehrte sich von ihm ab. Er sah, wie sie mit Schluchzen rang, und hörte zwischendurch ein entschlossenes: „. . . weil ich dich nie vergessen hab!"

Dann richtete sie sich mit aller Willensanstrengung auf, schaute ihm ins Gesicht und sagte rauh, mit nassen Augen: „Ich werd dich auch nie vergessen. Deshalb . . . das geht dich auch gar nichts an. Das ist rein meine Angelegenheit. Es ist ja alles längst vorbei. So. Jetzt hab ich's abgebüßt! Und das siehst du ein, daß wir uns, nachdem ich d a s gesagt hab, nie mehr sehen dürfen!"

„Nun gerade . . ."

„Nein. Das mußt du mir ersparen!"

„Denk doch mal an mich, Eva! Glaubst du denn, mir sei's so gut ergangen? Ich hab vielleicht noch Schwereres durchgemacht. Ich bin gerade so arm wie du . . ."

„Du und arm!"

„Ja. Mein Leben ist bisher immer ein Suchen gewesen und nie ein Finden. Aber ich glaub: jetzt find ich's doch! . . . Eva . . . denk, es sei alles ein Traum gewesen und wir wären beide noch jung und dumm wie damals! . . . Herrgott ja . . . dumm sind wir ja nicht mehr so . . . aber jung sind wir immer noch!"

Er hielt sie umschlungen und hob den Mund von ihren Lippen.

„Mein Leben wird noch stark und wird noch reich! Teil's nur mit mir! Du wirst es nicht bereuen!" . . .

Die letzten Nebelschwaden verschwanden in dem winterlichen Himmelblau. In breiten, goldenen Bahnen lag da vorn das Sonnenlicht über der neuen, im Entstehen begriffenen Arbeiterstadt. Halbfertig hoben sich die Häuser aus der frisch geebneten Erde. Baumpflanzungen zeichneten sich in ihr ab, die Umrisse von weiten Plätzen und freien Straßen, jetzt schon ein lebendiger Gegensatz zu dem grinsenden Grau der Fabrikviertel immer vor dem Weichbild der Stadt. Und über diesem Werden der Wille eines Mannes. Er dachte daran, wie er einst selber den Karren geschoben, er, der jetzt hier Herr war, und dachte sich weiter: Das ist der Schlüssel und Sinn meines Lebens: König und Kärrner in einem.

Die Hämmer klangen. Die Sägen sangen. Die Schaufeln schürften. Die Räder knarrten. Menschen in Mengen wimmelten, schleppten, maßen, riefen. In hundert Stimmen dröhnte das Lied der Arbeit.

Werner Winterhalter zog Eva an sich.

„Wie du mich zuerst gesehen hast, Eva, war ich ein Arbeiter mit lehmigen Händen. Ein Arbeiter werd ich mein Leben lang sein. Rasten kann ich nicht. Kämpfen muß ich . . . vielleicht auch einmal unterliegen . . . Das sag ich dir vorher!"

Sie nickte.

„Denn das weiß ich wohl, Eva, und das muß sich jeder sagen, der nicht stillsitzen kann in unserer Zeit: Mit unserer Kraft ist's nicht getan! Ich werde das Buch mit sieben Siegeln, die große Frage so wenig lösen wie irgendein anderer. Was ich da drüben baue und schaffe, ist ein Sandkorn, ist Stückwerk, ist vielleicht ein neuer Fehlgriff und wird sich wieder an mir rächen! Auf das alles bin ich gefaßt.

Aber was bleibt einem übrig, als daß man sein bißchen Können und guten Willen da einsetzt, wo man in seinem engen Kreis ein wenig helfen kann. Es ist immer das gleiche: Die Kraft im Kleinsten! Und vielleicht baut sich doch aus unserm tausendfachen Irrtum die Wahrheit auf.

„Und wenn nicht . . . Als Junge habe ich es im ‚Faust' zunächst nicht begriffen, daß es da im Anfang heißt: ‚Es irrt der Mensch, solang er strebt!' und zum Schluß singen alle guten Geister: ‚Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.' Da ist das Geheimnis. Dafür bin ich Mensch, daß ich nicht aufhören kann, zu streben, auch wenn ich weiß, daß ich mich irre!"

„Nein, Werner: Tu du dein Leben lang, was du mußt!"

„Und willst du tapfer sein und mit mir kommen?"

„Ja!"

(Schluß.)



Sommertoiletten für das Land.

Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

Das Leben auf den vornehmen Landsitzen in Frankreich ist heut noch, was es vor hundert und zweihundert Jahren gewesen: die Verpflanzung des Pariser Gesellschaftstils mit allem seinen Drum und Dran in die Provinz. Voltaire klagt zwar schon, daß auf den Schlössern des Adels der Schöngeister immer weniger und der Kammerfrauen immer mehr werden, im großen und ganzen aber war er nicht unzufrieden mit diesem embarras de richesses an schönen und eleganten Frauen, die mit vollgepackten Frachttruhen zur Sommerzeit aus den Spiegelsalons des Faubourg St.-Germain aus- und in die hohen Hallen der Feudalschlösser eingezogen. Wieviel der schöngeistige Teil der Besucher wieder an Terrain gewonnen oder noch mehr verloren hat, wird jetzt nicht mehr öffentlich besprochen. Daß aber die Damen heute nicht nur den interessanteren, sondern auch den weitaus größeren Anteil dieser geschlossenen Kreise bilden, ist offenes Geheimnis. Die Zahl der Kammerfrauen steigt also wahrscheinlich unaufhörlich, denn bei der Fülle von Toiletten, die eine Pariserin jetzt unbedingt haben muß, braucht sie vielleicht neuerdings zwei dieser weiblichen Figaros. Denn wenn auch die Eleganz an sich gegen früher nicht gestiegen ist, ihre Vielseitigkeit hat sicherlich zugenommen. Und jeder, der französische Verhältnisse kennt, weiß, wie sehr gerade auf den Herrensitzen in der Touraine und der Bretagne z. B. auch das äußere Bild auf persönlichen Luxus eingestellt ist. Die Damen kleiden sich hier viel aparter und viel ungezwungener, als sie es in den Modebädern tun, wo sie immerhin gelegentlich einer oft unliebsamen Konkurrenz begegnen und unter neugieriger Beobachtung zu leiden haben. Der Rahmen eines sehr vornehmen Geschmacks wird in keinem Falle überschritten, und nie und nirgends sieht man Extravaganzen. Im Gegenteil. Die Damen der großen Welt — die hier im kleinen Kreis sich bis in alle Details wiederholt — und ihre klugen Tailleure wissen

Phot. Manuel.

1. Weißes Mullkleid mit Stickerei und seidenem Blusenjäckchen.

2. Jackenkleid aus ziegelrotem Atlas mit faltenloser Taille.

Phot. Talbot.

3. Gestreiftes Samtkostüm mit kurztailligem Frack.

Phot. Manuel.

mit sicherem Takt eine passende Melodie zu dem Vers „à la campagne comme à la campagne**“** zu finden. — Auf dem Land bestimmt nicht sowohl die Tageszeitung als vielmehr das Wetter die Toilette. Vor- und Nachmittagsanzüge sind nicht so streng voneinander getrennt wie in Paris. Das weiße Stickereikleid (Abb. 1) mit den langen „Schinkenärmeln“ paßt ebensogut für die Stunden vor wie nach dem Dejeuner und kann auch ohne das meerblau und weiß gestreifte Jäckchen getragen werden. Der Rock ist oben in knappe Fältchen eingereiht und noch etwas kurztaillig. An der weißen



Phot. Manuel.

5. Hut mit hohem Kopf
und Reiherfedern.

Phot. Talbot.

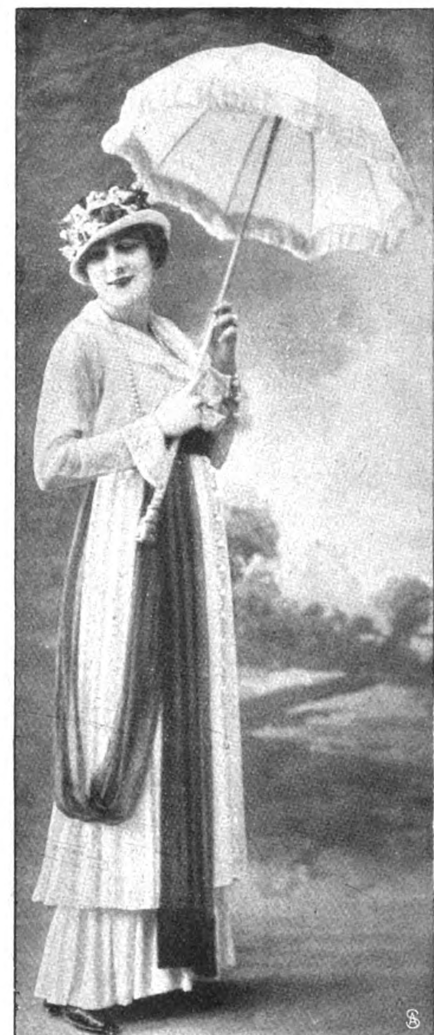
6. Strohhut mit Metallspitze
und zweifarbigem Federgesteck.

Links: 4. **Interieurtoilette**
aus schwarzem Taft und schwarzweißem Seidenvoile. — Phot. Talbot.

Phot. Manuel.

7. Sommerkleid aus Popeline
mit weißem Umlegekragen und Ledergurt.

genau dem Stutzerkleid aus der damals beginnenden Revolutionszeit. Als besondere, wenn auch unauffällige Neuheit besitzt dieses Kostüm eine Kleidertasche! Eine richtige Kleidertasche — im Frackschoß. — Mehr eine Interieur- als Freilufttoilette gibt Abb. 4. Schwarzer Taft und schwarzer Seidenvoile bilden das Grundmaterial. Auch hier ist der Rock am unteren Rand garniert. Der zipfliche Schoß setzt seltsamerweise ganz unzusammenhängend mit der weißschwarzen Taille weit unterhalb des Gürtels ein, mit sechs eingekrausten, an Stärke zunehmenden Schnurrollen. — Der Hut (Abb. 5) bringt einen Typ, den wir bisher noch nicht kannten und der ein wenig an den Zylinder aus der guten alten Zeit erinnert. Hutkopf und Krempe sind mit schwarzer, schräg geschnittener Seide bezogen. Darüber steht steifauf ein breiter Gazerand, den der seitlich angebrachte Reiher wohl vor dem Umsinken bewahrt. Ein Modell ganz anderer Art (Abb. 6) ist der goldspitzengeschmückte und -überzogene Strohhut in hellem Lindenblütengrün. Das „Crosses" genannte Federarrangement hält in der Tönung die Mitte zwischen Altgold und Oxydgrün. — Der in seiner Einfachheit so sehr sympathisch wirkende Anzug (Abb. 7) aus heliotrop- und weißgestreifter Popeline hat drei übereinanderfallende Röcke, eine im Rücken geschlossene Bluse, halblange Aermel und zu weißem Umlegekragen einen weißen Ledergurt. Der breiter gestreifte Seidenhut ist in den gleichen Farben gehalten. — Weißer, in weiche Falten fallender Krepon ist für den Anzug (Abb. 8) gewählt. Ueberwurf und Aermel sind mit Kugelknöpfen geschlossen. Eine breite Schärpe aus grünem Voile-Ninon verteilt sich hauptsächlich auf die rechte Seite des Rockes und endet im Rücken



Phot. Félix.

8. **Weißes Kreponkleid**
mit farbiger Schärpe.



Phot. Félix.

9. **Zweifarbiges Promenadenkostüm mit Jacke.**

Samtkappe ragt eine weiße Feder starr in die Höhe. — An der Toilette (Abb. 2) ist allerlei Neues zu bemerken. Der Rock, vorn durch eine Doppelfalte leicht gehoben, wird unten durch eine schmale eingepaspelte Puffe abgeschlossen. Die Taille ist eine Vereinigung von Schoß, Bluse und Jäckchen. Eigenartig ist auch der Stoff, ziegelroter Atlas mit „Pastillen" aus dunkelkupferroten Metallfäden. (Das Rot „tuile brûlée" ist augenblicklich höchste Mode.) Auch der enge, etwas gedrehte Aermel mit dem abwärtsgerichteten Revers bedeutet eine Neuerung. — Das mausgraue Samtkleid (Abb. 3) zeigt — fast unverändert — den Herrenfrackschnitt aus dem Pariser Journal de la Mode von 1790. Das am Hals geöffnete Blusenhemd und die Andeutung einer dunkelbraunen, knopfverzierten Samtweste entspricht

mit kurzer Masche. Das Hütchen trägt allerlei Blumenschmuck mit ein paar zusammengedrückten schwarzen Schleifen dazwischen gesteckt. — So recht für Spaziergänge geeignet erscheint das Kostüm auf Abb. 9. Zu einem cerise und weiß gestreiften fußfreien Rock gehört ein loses Jäckchen, ein Casaquin, aus dunkelceriseroter Duvetyne mit faltigem Schoß. Die Aermel sind am Handgelenk in Falten eingezogen und mit Batistmanschetten, dem Kragen entsprechend, verziert. Der schwarze Samthut ist mit schwarzen Phantasiefedern und kleinen Kirschenbündeln garniert.

Das sind nun eine Anzahl von leichten und hübschen Toiletten, die für den Aufenthalt im Garten, für Ausflüge, für den Tennisplatz und den Nachmittagstee auf der Terrasse sehr wohl geeignet sind und den Vorzug haben, nicht nach einem komplizierten Toilettenapparat auszusehen. Die Stoffe drücken sich nicht und vertragen auch mal ein paar Regentropfen, ohne kraus zu werden. Die Farben sind sommerlich-frisch und leuchtend, ohne grell zu stören, wie es die allermodernsten Nuancen ja leider oft tun. Salatgrüne und eigelbe Kostüme tun den Augen wirklich etwas weh, besonders wenn sie mit rubinrot und vanilleblau „gemildert" werden. Selbst auf die Gefahr, einen ganz unpariserischen Geschmack zu bekunden, muß gut deutsch gesagt werden, daß diese beiden Farbenvereinigungen abscheulich aussehen.

Von solchen Extravaganzen hält sich jede vornehme Frau, welcher Nationalität sie auch angehöre, stets zurück — selbst wenn die Mode und ihre obersten Chargen kategorisch zur Unterwürfigkeit zwingen wollten. Es scheint ja nun aber, als sei die Zeit der gröbsten und geschmacklosesten Exzentrizitäten vorbei und als zöge etwas mehr Ruhe auch in den Stil der heutigen Bekleidungskunst ein. Jedes ablaufende Modejahr schließt mit verblüffenden Knalleffekten und jedes neue setzt mit stiller Ueberlegenheit ein. T. D.

Bilder aus aller Welt.

Dr. Ludwig Diehl,
London, bekannter Metallurge, erhielt den Titel Professor.

Der bekannte Metallurge Dr. Ludwig Diehl in London ist von der preußischen Regierung durch Verleihung des Professortitels ausgezeichnet worden. Diehl hat sich vor allem durch die Ausarbeitung neuer Goldausbeuteverfahren einen Namen gemacht.

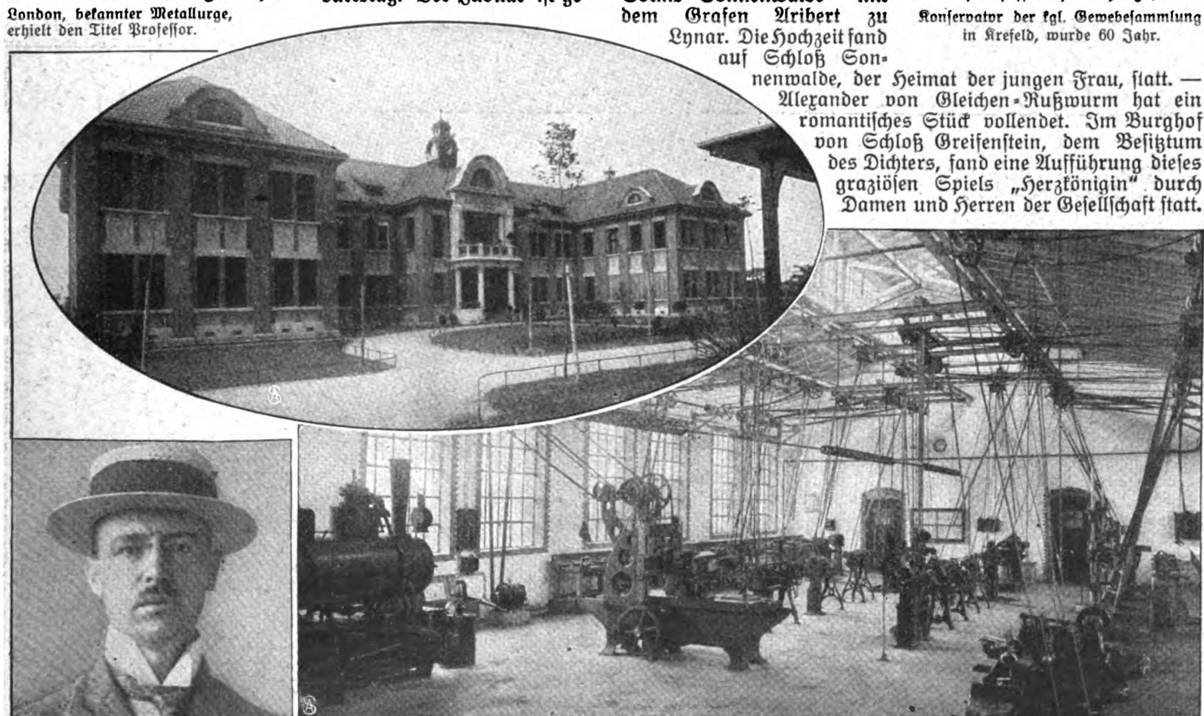
Der Konservator der Kgl. Gewebesammlung und Lehrer an der preußischen höheren Fachschule für Textilindustrie in Krefeld Professor Paul Schulze beging seinen 60. Geburtstag. Der Jubilar ist geborener Berliner und hat in seinem Beruf von der Pike auf gedient.

Die erste Gründung der „Vereinigung zur Errichtung deutscher technischer Schulen in China", die deutsche Ingenieurschule in Schanghai, wurde jetzt eröffnet. Die Leitung der mit allen modernen Hilfsmitteln ausgestatteten Lehranstalt hat Dipl.-Ing. Berrens übernommen.

Vor kurzem vermählte sich die Gräfin Martina zu Solms-Sonnenwalde mit dem Grafen Aribert zu Lynar. Die Hochzeit fand auf Schloß Sonnenwalde, der Heimat der jungen Frau, statt. — Alexander von Gleichen-Rußwurm hat ein romantisches Stück vollendet. Im Burghof von Schloß Greifenstein, dem Besitztum des Dichters, fand eine Aufführung dieses graziösen Spiels „Herzkönigin" durch Damen und Herren der Gesellschaft statt.



Professor P. Schulze,
Konservator der kgl. Gewebesammlung in Krefeld, wurde 60 Jahr.



Dipl.-Ing. Berrens.
Leiter der Schule.

Die Lehrwerkstätte. Oben links: **Das Lehrgebäude.**

Die deutsche Ingenieurschule für Chinesen in Schanghai.

Von der Vermählung der Gräfin Martina zu Solms-Sonnenwalde mit dem Grafen Aribert zu Lynar: Der Hochzeitzug.



Von links: Baron Haas, Baronin Gleichen, Thassilo von Scheffer, Baron Gleichen (kniend), Erbgraf Solms, Graf Lynar, Dr. Schneeli.

Aus dem neuen Drama „Herzkönigin" von Alex. v. Gleichen-Rußwurm.



Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Schoeler,
Berlin, bekannter Augenarzt, wurde 70 Jahre.

Der bekannte und beliebte Berliner Augenarzt Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Schoeler beging vor wenigen Tagen seinen 70. Geburtstag.

Franz Louis von Bourbon, ein naher Verwandter des Königs von Spanien, hat sich kürzlich ganz heimlich in London mit Beatrice Harrington trauen lassen, einem einfachen, aber schönen Mädchen, das der Prinz vor einem Jahr in Folkestone kennen und lieben lernte; die unebenbürtige heimliche Heirat erregte allgemeines Aufsehen.

Vom neuen Rathausturm in Kiel hat man einen herrlichen Ueberblick über die Stadt und den Hafen. Unser Photograph hat dieses Bild auf der Platte festgehalten.



Preß-Picture Agency Ltd.

Prinzessin Louis von Bourbon, geborene Beatrice Harrington.



Alleinige Anzeigenannahme
für die offiziellen Kataloge und Führer:

August Scherl
G. m. b. H.

Berlin SW 68, Zimmerstr. 36-41 · Fernsprecher:
Zentrum 9001–9034 · Telegr.-Adr.: Scherlhaus

DIE WOCHE

Nummer 33. Berlin, den 15. August 1914. 16. Jahrgang.



Ein Kampflied.

Von Franz Evers.

1. Die Erde dröhnt, von Wettern schwer,
ein Völkertag bricht an.
Auf! In den Kampf nun, Deutschland!
Recke dich, Mann für Mann!
Vergessen ist der eigne Zwist —
Auf! Draußen steht der Feind!
Daß deutsches Herzblut trügrisch ist,
das haben sie gemeint.

Vorwärts! Laßt die Fahnen fliegen!
Wir wissen noch wie einst zu siegen.

2. Gewehr bei Fuß, so standen wir
und hielten Friedenswacht.
Wir sind das Herz Europas,
wir sind Europas Macht.
Weh jedem Feind, der uns betrügt!
Wir haben Siegfriedskraft.
Wem deutsche Ruhe nicht genügt,
spür deutsche Leidenschaft.

Vorwärts! Laßt die Fahnen fliegen!
Wir wissen noch wie einst zu siegen.

3. Die weite See ist Deutschlands Blut,
die Alpen Deutschlands Stirn.
Donnere, Gott der Schlachten,
und laß dein Erz erklirrn!
Die Kampflust deutschen Volkes glüht,
daß Feindes Macht zerbricht.
Zum Sturm marschieren Nord und Süd
und scheun kein Weltgericht.

4. Den Blick voll Mut, den Arm gestählt!
Es lockt ein Siegestag.
Schlage, du Herz Europas,
schlägst deinen treusten Schlag.
Ob Tausende zugrunde gehn,
ein jeder lebt als Held!
Es gilt, die Deutschen deutsch zu sehn,
es gilt das Los der Welt.



Weltkrieg und Weltstadt.

Von Hans Brennert.

Der Asphalt der Weltstadt hallt wider von ehernem Heldenlied.

Die jungen Millionenstädte dieser neuen deutschen Zeit starren zum erstenmal dem Krieg in sein wildes Gesicht — es ist Weltkrieg. Das Herz der Weltstadt, das nur im tapferen Rhythmus der Arbeit klopfte, zuckt im Kriegsfieber. Der Tangoschritt ihres Vergnügens wandelte sich in drohenden Kriegsmarsch. Und die Possenmusik ist erstickt von dem Schrei einer wilden Melodie, die von Mitternacht zu Mitternacht alle Herzen hinanreißt.

Das Gespenst dieses Krieges war immer da. Es spukte, wann es wollte, durch die Säle der Börse. Es geisterte in schwülen Zeiten durch die Spalten der Zeitungen. Es grinste längst aus dem Reigen eines taumelnden Genusses, bei dem Snobismus und Schiebertum sich nächtlich fanden.

Es ist Weltkrieg. Und unsere große deutsche Weltstadt und mit ihr jede große deutsche Stadt — sie werden das Hirn, der Wille dieses Krieges, die das Schicksal des Erdteils nunmehr bestimmen wollen.

Heldenlied hallt über den Asphalt.

Die sommerleere Weltstadt hat aufgehorcht, als sie vernahm, daß die Kabinette anfingen zu arbeiten, um Unheil im Südosten zu beschwören und einzuengen. Jäh, ehe die Kinder der großen Städte vom Meer und aus den Bergen sich heimflüchten konnten, ist es herangebraust: das große Wehen, das den tückisch glimmenden Funken zur Weltbrandsflamme schürte, die gen Osten und Westen und um den ganzen Erdball leckt.

Schlachtenwetter bricht an. Die großen Städte sind leer von Männern. Wer nicht draußen im Feld steht, besinnt sich hoch aufatmend, was eben acht heiße Tage lang gewesen ist.

Die Weltstadt, immer von Lust und Arbeit wechselnd geschüttelt, erscheint nun mit einem Mal mit Würde und Hoheit angetan. Die ganz alten Menschen nur, die in ihr hausen, haben bewußt die große Zeit vor 44 Jahren miterlebt. Die Weltstadtmenschen von heute aber standen vor dem Krieg wie vor einem Problem, an dessen Lösung sie schon beinah anfingen zu glauben: zu glauben wegen der immer stärker wachsenden Sehnsucht nach dem Weltfrieden und wegen der immer blutigeren Kriegstechnik, die einen nochmaligen Krieg beinah schon unmöglich zu machen schien.

Hinterlistig und roh und von fremden Gewalthabern gezwungen, sieht sich die große deutsche Stadt, deren Heil auf Frieden und Arbeit gegründet schien, vor die harte Not gestellt, das Problem des Krieges zu lösen, vielleicht zum letztenmal zu lösen — aber doch zu lösen.

Sie hat das Problem gelöst: weil es denn nicht anders ging — kriegerisch! Es ist Weltkrieg.

Mitten im Frieden sind wir vom Krieg umfangen.... Weltstadt und Weltkrieg! Stark, mit männlichem Herzen sind die Menschen der großen deutschen Stadt, aus dem Glück und der Arbeit herausgerissen, aufgestanden wie die Menschen von Anno siebenzig. Und doch: Es ist anders diesmal.

Das Maß der Kräfte und der Dinge ist riesiger geworden. Und indem wir in der großen Stadt vor das Problem des Weltkrieges gestellt waren, sahen wir, daß der Krieg etwas Neues geworden ist, an dessen Lösung wir neue Mittel setzen müssen: einen Titanismus auf allen Gebieten, den wir vorgestern noch nicht für möglich gehalten haben.

Nicht mehr allein die glühende Vaterlandsliebe nur der Vorfahren vor 100 Jahren — nicht mehr nur den Furor teutonicus von Anno Sedan — nein: den unbeugsamen Willen, alles, was wir sind, alles, was wir können, alles, was wir tun, einzusetzen für diesen Krieg.

Es ist geschehen. Das Leben der großen Stadt ist seit dem ersten August feierlicher Kriegsgottesdienst.

Weltstadtleben wurde Heldenleben. Die schlichte, einfache Gebärde, die sonst nur den Menschen zu eigen schien, die als Landmann der Mutter Erde nahe sind, die als Schiffer den Rücken des Meeres kreuzen oder im Wind der Berge hausen — diese Gebärde, sie wurde über Nacht die der großen Stadt.

Vom Königschloß bis zum Proletarierquartier nur ein Wille — zum erstenmal überhaupt, solange Millionenstädte auf deutschem Boden stehen: Millionen Menschen, die bisher in einer Steinwüste jeder für sich hausten und nun sich einmütig doch erheben in einem einzigen Gefühl, stark, einfach, ohne Theatralik, groß. Und dieses in einer Zeit, die von ganz andern Gewittern schwer und zu ganz andern Entladungen gestimmt erschien.

Die Dichter späterer Tage werden, wenn längst die Kriegslieder dieses Feldzuges verschollen sind, zu singen haben von dem erschütternden Schauspiel, deren Heldin die Weltstadt von 1914 seit zwei Wochen ist und noch sein wird, bis sie den Frieden einläuten.

Sie werden singen müssen von allem, was wir soeben frisch erlebt haben, und was wir noch erleben müssen und werden — von Menschen, die noch eben Gegenstand einer Lustbarkeitsteuer nicht mit Unrecht zu sein schienen und sich in heroischem Entschluß jäh eine Blut- und Gutsteuer auferlegten.

Die Sinfonie des Weltkrieges schallt durch die Straßen der großen Stadt. Welche Fülle der Bilder und Gesichte haben wir erlebt!

Der allerhöchste Kriegsherr, der, im Augenblick der höchsten Gefahr, die Seinen um sich sammelt, mit ihnen in schnellster Fahrt aus dem Sommerfrieden in das Schloß seiner Väter eilt und sein Haus bestellt — Zehntausende, die singend und feierlich von Denkmal zu Denkmal ziehen — das Aufflammen alter Hymnen, die man lange Jahre lang hochmütig den Kriegervereinen und Turnern und Jugendbünden überließ — die nächtige Wallfahrt von fünfzigtausend mit Fackeln und Fahnen zum Lustgarten — und am Ende den Aufschrei einer Fünfmillionensiedelung: Krieg — zu den Waffen!

Alles war in das Überlebensgroße, in das Titanische gesteigert — in der Fünfmillionenstadt und so überall, wo Hunderttausende in großen Städten sich nachbarlich gesellen.

Es schien unmöglich, das Bild einer Weltstadt auf einen Ton zu stimmen. Dieser Krieg hat es fertig bekommen. Irgendwo hat es jeder, der städtisch wohnt, miterlebt.

Hunderttausende von Menschen, die fremd zusammenhausen, sprechen seit zwei Wochen von nichts anderem als diesem Krieg. Und sie sehen mit einem Mal, daß Krieg, der als Fluch der Menschheit erkannt schien, heilig sein kann: Hunderttausende sammeln sich unter blauem



Sommerhimmel zu Füßen des Bismarckdenkmals und beten und singen.

Die Menschen scheinen nicht mehr zu schlafen in diesen hunderttausend Wohnungen. Sie meiden alle Stätten des Vergnügens, die öde und finster stehen, und sammeln sich überall auf Plätzen und beim Glas in hellen Räumen und werden nicht müde, deutsche Lieder zu singen.

Alle Arbeit scheint mit einem Mal nur auf den Krieg gestimmt. Die Paläste der Zeitungen sind hell bis zum Morgen und werfen ihre neuen Nachrichten in die fiebernde Stadt.

Die Anschlagsäulen künden nur noch von Krieg und der Kriegsarbeit aller Behörden. Die Bahnsteige der Bahnhöfe wandeln sich in Gebirgzüge von aufgetürmten unbestellbaren Koffern. Es scheint mit einem Mal kein bares Geld mehr zu geben. Der Luxus fällt im Preis — das, was not tut, scheint unerschwinglich.

Die große Stadt liegt im Kriegsfieber.

Dann — mit einem Mal wird es anders. Mitten durch die bürgerlichen Menschen schieben sich plötzlich Tausende feldgrau gerüsteter Kriegergestalten, hastend, zur Stätte ihrer Pflicht stürmend. Die große Maschine des Krieges hat zu arbeiten begonnen.

Es wird ganz still. Nur diese Maschine arbeitet und hört man arbeiten — ruhig, in sicherem Gang, ohne Nebengeräusche, ohne toten Gang arbeitet sie Tag und Nacht. Die große Stadt horcht auf — die stete Melodie der Arbeit ist abgelöst nun von dem Gang des Riesenmotors, der in diesen Stunden jeden wehrhaften Deutschen von seiner Herdstelle zum ersten Biwak an der Grenze befördert, wo die dicken Kriegsnebel lagern . . .

Und diese Maschine arbeitet. Die Börse hat längst aufgehört zu fiebern. Sie rüstet ebenfalls zum Krieg. Und auch die Gewerke helfen, ehe die große Arbeitseinschränkung anfängt, noch einmal mit voller Kraft in Werkstätten und Fabriksälen bei der Rüstung.

Alle Einwohner fügen sich als Glied in die Maschinerie. Sie bringen Spione ein. Denn plötzlich gibt es mitten in der großen Stadt im Gewühl der Zehntausende Spione. Die Menschen der großen Stadt bekommen plötzlich Kriegsaugen und haschen sie. Und sie bringen Pferde und Kraftwagen, um sie in den Dienst des Vaterlandes zu stellen.

Die großen Bahnhöfe sind längst Feldlager geworden. Zwischen verstörten Heimatsuchern, die die wenigen Fernzüge stürmen, starren die Bajonette und Helmspitzen. Unablässig kommen und gehen die Züge mit Feldtruppen und eingezogenen Reserven; und in ihr Rollen mischt sich Kriegsgesang und wogt hinab auf die Straßen, über die von Mitternacht bis Mitternacht die Mannschaften von Bahnhof zu Bahnhof marschieren — zur Einübung in die Kaserne oder hinaus an den Feind.

Tag und Nacht mit ehernem Gesang arbeitet die Maschine, und ihr immer hörbarer Klang verschlingt alle Geräusche der großen Stadt. Die große Stadt lauscht in feierlicher Andacht dem, was die Maschine singt — dem Lied dieser Stunden, dem Lied von Blut und Eisen.

Und wieder begibt sich Ungeahntes: Unaufhaltsam, zu stürmischem Zug, sammeln sich wiederum Hunderttausende freiwillig, ehe sie noch zur Fahne gerufen werden, während schon die ersten Krieger an der Grenze bluten.

Tagelang pochte das gigantische Räderwerk der Mobilmachung an unser Ohr. Von fernher kommend, von einem geheimen Willen gelenkt, zogen sonnenbraune Männer aus fernen Gauen von Bahnhof zu Bahnhof, das Kriegsbündel in der Hand — quer durch die bizarre, ihnen fremde Welt der großen Stadt. Immer neue Bilder sah die große Stadt: den Auftrieb und die Abführung von Tausenden von Pferden, die in langer Reihe durch die Stadt geführt werden. Die Autobusse verschwanden auf geheimnisvolle Weise, und über die Brücken hin, hoch über den Straßen, rollten die Züge, lange Wagenreihen voll singender Krieger und beladen mit Kriegsgerät.

Hier in der großen Stadt wird es klar, daß der Krieg von heute nichts ist als ein riesiger Mechanismus, der zu drei Vierteln im Frieden seine Arbeit leistet und nur zur Probe für das letzte Viertel des Schlachtfeldes bedarf.

Es rollt und rollte Tage und Nächte. Die Weltstadt fiebert nicht mehr. Sie lauscht nicht mehr auf den unerbittlichen Schritt der Mobilmachung — ein heißes Gefühl wallt auf in Millionen Herzen, das sich nicht mehr in Kriegsliedern entladet: es ist das Gefühl des Abschieds und das Gefühl, daß wir zu Hause helfen müssen.

Hunderttausendfach wird auf engem Raum das Weh und die Not. Die Menschen der großen Stadt, die sonst sich um Kram raufen, nahen einander in schönem Anteil und zu gemeinsamem Liebeswerk. Weit draußen im Land bringen die Landleute die Krieger ihres Dorfes zur Bahn. Die große Stadt geleitet ihre Regimenter. Wieder stellt sich Neues heraus: daß diese Riesenstadt viel mehr, als sie gewußt, mit ihren Soldaten verwachsen ist. Und wenn ein Regiment ins Feld rückt, werden auf den Straßen Tausende von Augen feucht. Niemand hat in den Tagen, als sie sich über den Tanz des nächsten Winters schon im Frühjahr die Köpfe zerbrachen und die Federn stumpf schrieben, geahnt, daß die große Stadt noch Augen hat, die beim Anblick von marschierenden Soldaten weinen können.

Die Truppen stehen im Feld. Und wieder ist Neues für die große Stadt zu spüren. Sie, die gewohnt ist, das Neue in der Welt auf schnellstem Weg durch Kabel, Funkspruch und Bild zu erfahren, sieht nun, daß der Krieg von heute kein Ding mehr ist, das der Neugier und der Sensation ausgeliefert wird. Die Weltstadt muß zum erstenmal schweigend warten auf das, was die Kriegsbefehlshaber nach bestem Wissen und Gewissen mitzuteilen für gut befinden. Und Millionen, die sonst unruhig und immer fiebernd nach Neuem sind, warten — warten schweigend, ihr Tagewerk weiter tuend, diese langen, bangen Tage, die dem ersten Schlachtgewitter voraufgehen.

Zwei Wochen nur, und schon hat sich Ungeheures vollendet: die Erziehung der großen Stadt zum Krieg. Millionen, die sich der erhabenen Majestät dieses heiligen Krieges beugen, kehren zur Arbeit zurück, von der sie der Kriegsruf aufschreckte. Es ist nun aber nicht Friedensarbeit mehr: alles, aber auch alles ist in der großen Stadt Kriegsarbeit geworden.

Die große Stadt arbeitet für den Krieg. Frauen und Kinder springen in die Breschen, Männer, die noch nicht im Feld stehen, sind bereit, in die Lücken einzumarschieren, und arbeiten bis dahin weiter und lauschen in die Fernen, wo der erste Kriegsdonner die Grenze umgrollt.

Schweigend — zum Bersten gefüllt mit noch ungelösten Kräften — ruhen die großen Städte mit rauchenden Essen im Schein fahlen, tückischen Gewitterlichts, mit dem ein ungeheures Schicksal heraufzieht.

Sie schweigen. Und warten. Und arbeiten. . .

Sie arbeiten stark atmend Tag und Nacht: das ist der Kriegsgottesdienst der Millionen.

Und jeder Hammerschlag ist Heldenlied.



Frauen vor!

Von Else von Boetticher.

Wie ein großes Rauschen nationaler Begeisterung geht es auch durch unsere Frauenwelt. Sie fühlt den ganzen Ernst der Verantwortung, die ihr angesichts des bevorstehenden ungeheuren Kampfes auferlegt wird. Die Urenkelinnen der Frauen von 1813 sind einer ebenso großen Vaterlandsliebe fähig wie die Frauen aus der Zeit der Königin Luise. Und auch heute steht an der Spitze des Volkes eine Frau, die mit vorbildlicher Hingabe allen vorangeht in der Arbeit fürs Vaterland.

Als der Kaiser am 6. August den Aufruf „An das deutsche Volk" erließ, da wandte sich die Kaiserin Auguste Viktoria mit einem Aufruf: „An die deutschen Frauen!" Sie fordert Frauen und Jungfrauen und alle, denen es nicht vergönnt ist, für die geliebte Heimat zu kämpfen, in diesem Augenblick höchster Gefahr zur Hilfe auf und erbittet Gottes Beistand zu dem heiligen Liebeswerk, das uns Frauen beruft, unsere ganze Kraft dem Vaterland in seinem großen und schweren Entscheidungskampf zu weihen.

Tausendfältig sind die Hilfeleistungen, die heute von den Frauen erwartet werden. Sie sollen nicht nur in altgewohnter Weise Wunden verbinden und Kranke pflegen. Neben das Rote Kreuz treten der Vaterländische Frauenverein und der Nationale Frauendienst mit neuen, von einer neuen Zeit gestellten Ansprüchen.

Sie fordern die Frauen auf, helfend da einzutreten, wo der Krieg Lücken in das bürgerliche Leben reißt, und die Sorge für die zurückbleibenden Unmündigen und Arbeitsunfähigen mutig auf ihre Schultern zu nehmen.

Die Frauenvereine jeder Stadt verbinden sich für die Dauer des Krieges zur Organisation „Nationaler Frauendienst", die zu Berlin am 1. August begründet wurde.

Nach Verständigung mit dem Ministerium des Innern hat sie sich den städtischen Magistraten und Provinzialbehörden an die Seite gestellt, um in engem Anschluß an diese zu arbeiten. Sie will nicht Gelder sammeln, sondern Arbeitskräfte und diese den zuständigen Organisationen zur Verfügung stellen.

Denn wie die Heeresmacht Deutschlands groß geworden ist durch Organisation, so soll auch die Frauenhilfe zur Macht ausgebaut werden, die Not und Sorge überwindet, indem sie alle Kräfte zentralisiert zu einheitlichem Tun und sie vor Zersplitterung und Zeitverschwendung bewahrt.

Jede Arbeitskraft will sie auf einen angemessenen Platz stellen. Alle aber sollen zusammenwirken zum Wohl des Ganzen!

Zu den Aufgaben, die der Nationale Frauendienst sich gestellt hat, gehört die Mitarbeit in der Erhaltung einer gleichmäßigen Lebensmittelversorgung. Es soll bei der Kontrolle des Lebensmitteleinkaufs und -verkaufs geholfen, Recherchen über bedürftige Personen angestellt, Speisehäuser und Kinderbewahranstalten errichtet wer-



Phot. Zander & Labisch.

Weiblicher Straßenbahnschaffner.



Phot. Groß.

Gymnasiast als Depeschenbote.

Auf zur Hilfsarbeit in großer Zeit!

Deutsches Hochamt.

Von
Joseph von Lauff.

Nun ist es blutig aufgestiegen,
Vom Kriegsaltar wallt rote Glut;
Der Zar läßt seine Geier fliegen,
Und seine Wölfe wollen Blut.
Ein Wolfsgeheul, ein Schrei der
Geier
Vom Memel bis zum heilgen
Rhein...!
Und scheußlich gellt in diese Feier
Die Marseillaise frech hinein.

Wir aber — wir ...! — zu Gott die
Herzen!
Rings um den Kaiser Mann bei
Mann,
Und zündet ernst die Sabbatkerzen
Der fürchterlichen Andacht an!
Sie sollen strahlend sich ergießen,
Daß lichterloh die Kirche flammt;
Die Rosen, die der Brust entsprießen,
Sie segnen das geweihte Amt.

Dann wird das Kriegslied zum
Chorale,
Der brausend klingt von Schar zu
Schar;
Die Priester sind die Generale,
Das Schlachtfeld wird zum Hochaltar.
Bei Gott — ein Hochamt zum ver-
lohnen ...!
Es geht nicht anders, es muß
sein ...!
Statt Glocken läuten die Kanonen
Das grausige „Te Deum" ein.

So denn mit Gott auf heilgen
Bahnen!
Durch Nacht und Graus ins Mor-
genrot!
Entblößt das Haupt! — denn Deutsch-
lands Fahnen,
Sie ziehen aus in Schlacht und Tod.
Durch Schlacht und Tod — sie ziehn
zu Siegen
Mit Hosianna Schritt um Schritt;
Und wo die deutschen Fahnen
fliegen,
Die deutsche Seele, sie fliegt mit.

Herr Gott, wir preisen deine Stärke,
Wir preisen dich in blanker Wehr,
Und nach dem fürchterlichen Werke
Und nach des Friedens Wieder-
kehr —
Wenn auch mit blutbespritzten
Schwingen,
Bespritzt in mancher heißen Schlacht,
Laß jubelnd deine Lerche singen:
„Das deutsche Hochamt ist voll-
bracht!"





Kinder und Frauen als Erntearbeiter.

den. Vor allem mutterloser Waisen, deren Väter im Krieg sind, sowie solcher Kinder, deren Mütter wegen Abwesenheit des Ernährers zur Arbeit gehen, soll hierbei gedacht werden.

Vereine und Privatpersonen, denen Räume zur Verfügung stehen, werden gebeten, diese bei der Zentralstelle des Frauendienstes anzumelden. In Großberlin hat die Zentralstelle für Volkswohlfahrt, Augsburger Straße 61, sich mit dem Nationalen Frauendienst vereinigt, und hier wurde die Organisation ausgearbeitet, die sich über die Stadt Berlin und die Provinz Brandenburg erstreckt und zunächst Auskunfts- und Meldestellen in allen Stadtteilen errichtet, damit überall planmäßig vorgegangen werde.

Die Stellenvermittlung des Nationalen Frauendienstes soll sich einerseits auf freiwillige Hilfskräfte erstrecken, anderseits aber auf Frauen, die durch Abwesenheit des Ernährers auf eigenen Erwerb angewiesen sind. Sie will auch Frauen, die bereit und befähigt sind, vertretungsweise leer werdende männliche Posten auszufüllen, die Wege weisen. Schon jetzt hat sie Studentinnen und Oberlehrerinnen vertretungsweise Schulen zugeführt. Auch Erntehelferinnen hat sie den zuständigen Stellen zugewiesen.

Mit glühendem Eifer hat der Bund der Pfadfinderinnen sich in ihren Dienst gestellt. Nicht nur als Botinnen durcheilen sie die Stadt in allen Richtungen, auch als Erntehelferinnen haben sie sich gemeldet, kolonnenweise, unter Führung älterer, erfahrener Mädchen. Schon die Kinder unter ihnen wünschen einzutreten in den Dienst des Vaterlandes.

Um den Betrieb der Straßenbahnen in Gang zu erhalten, haben sich auch die Frauen bereiterklärt, an die Stelle der einberufenen Schaffner zu treten, und die Straßenbahngesellschaften zu Berlin und in andern Städten haben bereits Frauen und Töchter ihrer Schaffner angenommen.

Täglich entstehen neue Lücken in allen Betrieben. Denn nicht nur die Männer, die ihre Pflicht in den Krieg rief, eilen hinaus. Freiwillig folgen ihnen alte und junge, Greise von 60 Jahren und Jünglinge, denen kaum der erste Flaum sproßt. Soll das wirtschaftliche Leben dadurch ins Stocken geraten?

Da heißt es: „Frauen vor!“

Tausende haben sich bereits als Krankenpflegerinnen gemeldet, Tausende haben sich dem nationalen Frauendienst zur Verfügung gestellt.

Aber überall, im Haus, in der Familie, im Geschäftsleben, erwachsen ihnen täglich neue Aufgaben.

Keine Frau darf heute die Hände in den Schoß legen!

Nicht trauern und klagen, wenn persönliche und materielle Verluste von allen Seiten drohen!

Greift überall helfend ein, wo ihr eine Lücke seht, wo Not und Sorge drohen!

Schafft, daß eure Männer und Söhne, wenn sie aus dem Krieg heimkehren, kein zerrissenes, hilfloses, sondern ein starkes, ungebeugtes Deutschland wiederfinden!

Frauen vor!



Phot. Jll.-Ges.

Auch die Jugend will helfen.

Der Weltkrieg.

(Zu unsern Bildern.)

Ein Jubelschrei und ein Aufatmen gingen durch die deutschen Lande, als die Kunde eintraf, daß Teile unserer Westarmee in sieghaftem Sturmlauf die belgische Festung Lüttich genommen hatten. Der alte deutsche Kriegsgeist lebt noch, der Wille zum Sieg durchdringt unsere Truppen bis auf den letzten Mann, und der Name des siegreichen Generals von Emmich, dem der Kaiser sofort den Orden pour le mérite für die glänzende Waffentat verlieh, flog von Mund zu Mund.

Noch war der Jubel über diesen glanzvollen ersten Erfolg unserer Westarmee in deutschen Landen nicht verrauscht, da überkam uns die Kunde, daß nunmehr Truppen unserer Westarmee mit dem wirklichen Feind die Waffen gekreuzt und Sieger geblieben waren. Das siebente französische Armeekorps und eine Division aus Belfort wurden westlich von Mülhausen aus einer verstärkten Stellung geworfen und zum Rückzug nach Süden gezwungen.

Gleicher Geist und gleicher Heroismus beherrschen natürlich auch unsere Ostarmee, die mit unsern Verbündeten auf die Russen zustrebt. Auch hier sind Erfolge zu verzeichnen, die erkennen lassen, daß Initiative und Offensive alles beherrschen. Wir sind in das Zarenreich eingedrungen und haben alles, was wir auf diesem Weg fanden, vor uns hergetrieben. Kavalleriebrigaden gingen unter dem planmäßigen Feuer unserer Infanterie fast zugrunde, unsere Landwehr warf russische Infanterie in doppelter Stärke zurück, einer Kavalleriebrigade wurden acht Geschütze, die sie begleiteten, mit verschiedenen Munitionswagen genommen.

Gewiß waren diese glänzenden Waffenerfolge nicht ohne Verluste zu erzwingen. Aber wer hätte nicht damit gerechnet? Einer der Ersten, die ihr Blut dem Vaterland weihen durften, war der jüngste Bruder des Fürsten Bülow, der Generalmajor Karl Ulrich von Bülow.



Phot. Pietzner.

Karl Ulrich von Bülow †
jüngster Bruder des Fürsten Bülow.

Auch die verbündeten Oesterreicher zeigen sich den russischen Gegnern, wo sie bisher mit ihnen zusammentrafen, überlegen. Man kann also ruhig sagen, daß bisher alles so gegangen ist, wie wir es wünschten und erwarteten, und deshalb dürfen wir auch im Vertrauen auf unsere Heere und ihre Führer getrost und zuversichtlich in die nahe Zukunft blicken.

Karte zu den Kämpfen bei Mülhausen i. E.

Was uns aber mit berauschender Begeisterung erfüllt, das ist das Verhalten unserer Marine. Der alte Grundsatz unserer Armee „Ran an den Feind“ beherrscht auch den Admiral und den Matrosen, den Schiffsingenieur und den Heizer. Das Vorgehen des Kreuzers „Augsburg“ hatte schon alle Herzen entflammt, daß es aber dem Dampfer „Königin Luise“ gelingen konnte, in der Themsemündung Minen zu legen und einen englischen Kreuzer auf den Grund zu bringen, das war eine Heldentat und ein Husarenstück zugleich, die den Engländern zeigen, mit welchem Feind sie es jetzt zu tun haben. Die braven deutschen Seeleute, die hier einen heldenhaften Seemannstod fanden, haben dem Vaterland, in dessen dankbarem Herzen ihr Andenken nie verlöschen wird, einen unschätzbaren Dienst erwiesen.

R. C.

Konserviert Gemüse und Früchte!

Schon die Preissteigerungen der notwendigsten Lebensmittel in den ersten Kriegstagen und der Umstand, daß die Konservenlager von den ängstlichen Hausfrauen förmlich gestürmt wurden, führte uns lebhaft die große

Bedeutung der Konservierung vor Augen. Was aber die Industrie an Vorräten hat, wird billig und gerecht jetzt unserer teuren Armee im Feld zugute kommen müssen. Die Behörden sollten keinen Verkauf von Konserven mehr gestatten, der nicht den für uns Kämpfenden im Feld gilt, damit vor allen Dingen sie an Nahrung keine Not leiden und ihre Kraft nicht gemindert wird. Jetzt ist die Zeit, neben der hohen Bedeutung der Konservenindustrie auch die Konservierung in den Haushaltungen nach vollem Wert zu messen. Wir wissen nicht, was vor uns liegt, wie die Ernährungsfrage sich auf eine längere Dauer gestalten kann. Wollen wir Frauen in all unserer Not Gott danken, daß er uns jetzt so viele hehre Aufgaben stellt. Mag nicht Gleichmut die Ernährungsfrage der Familien einseitig gestalten, wir wissen, daß die Gesundheit dauernd darunter leidet. Darum heißt es nun, mit voller Kraft zur Erhaltung der wichtigen Lebensmittel Gemüse und Obst, deren Ernte vor der Tür steht, zu schreiten, so weit sie nicht in frischem Zustand verbraucht werden. Scheinbar Wertloses muß und kann zu neuen Werten umgewandelt werden, um in kommender Not zu helfen. Nicht die Meinung, daß teure Einrichtungen zur Konservierung gehören, kann als Entschuldigung gelten. Ich verweise auf die Trocknung und Einsalzung der Gemüse, die jeder praktischen Hausfrau möglich sind, die nicht die genügenden Mittel hat, sich der Sterilisation mit Hilfe gummigedichteter Gefäße zu bedienen. Zur Dörrung der Gemüse und des Obstes können selbst angefertigte Darren dienen, die aus einem Rahmen dünner Spalierlatten, von denen ein Meter vier bis fünf Pfennig kostet, bestehen, und den man entweder mit dünnem durchlässigem Mull benagelt oder mit der dünnsten Art Blumenstäbe in Abständen von zwei bis drei Zentimeter. Das Gemüse wird vorgedämpft, wo kein Dämpfer vorhanden ist, mit kochendem Salzwasser schnell überbrüht, zum Ablaufen auf ein Sieb gegeben, leicht mit einem sauberen Tuch übertrocknet und dann auf die Darre gelegt, so daß Luft von allen Seiten zutreten kann. Es muß öfters gewendet werden. Den Grad absoluter Trockenheit kann wohl jeder ermessen. Kohlrabi wird in dünne Scheiben geschnitten, grüne Bohnen von den Fäden befreit und am besten in schräger Lage geschnippelt. Steinpilze und Champignons trocknen am besten an der Luft und dürfen nur trocken gereinigt werden. Ofenhitze entzieht ihnen zu leicht den Saft. Sie werden von sandigen Teilen, den Lamellen und der oberen Haut befreit und dann am vorteilhaftesten in dünne Scheiben geschnitten. Pfifferlinge, Reizker, Grünlinge und dergleichen sind am besten in einfachen Flaschen mit etwas weitem Hals zu sterilisieren. Gereinigt, werden sie nur mit mäßig Salz gemischt, fest in die Flaschen gefüllt, nachdem sie, damit man sie beim Gebrauch gut wieder herausbekommt, etwas zerkleinert wurden. Die Flaschen werden mit Pergamentpapier verschlossen, dann auf eine Unterlage von Papier oder Handtuch nebeneinander in einen Kochtopf in der Höhe der Flaschen gestellt und eine Stunde gekocht. Nach der Fertigstellung wird das Papier entfernt und dafür ein fester Pfropfen aus chemisch reiner Watte eingesetzt, der mit der Feuchtigkeit aber nicht in Berührung kommen darf. An einem trockenen Ort halten sie sich so unbegrenzt.

Wir sind in der Zeit der grünen Bohnen. Wer denkt da nicht an Salzbohnen? Gereinigt, entfädet und schräg geschnitten, werden sie in Steintöpfe eingelegt. Auf zehn Pfund Bohnen etwa ein Pfund Salz. Zunächst beginnt man mit einer Salzunterlage, dann werden sie mit dem übrigen Salz gut gemischt, recht fest eingedrückt und mit einem steinbeschwerten Brett belegt. Hat sich nach acht Tagen eine Lake gebildet, so nimmt man die Haut davon ab, legt ein reines Leinentuch darüber und wieder das beschwerte Brett. Man muß dann dafür sorgen, daß stets genügend Lake die Bohnen bedeckt, die später zum Gebrauch über Nacht gewässert werden müssen und vorteilhaft mit etwas weißen Bohnen, die die Nährkraft erhöhen, zusammen gekocht werden.

Auch das Einlegen von Weißkohl lohnt. Es kann dazu aber nur der spätere feste Kohl verwendet werden. Nachdem er noch einige Zeit zur Ausdünstung des überschüssigen Wassers in trocknem Raum gelegen hat, werden die losen Blätter entfernt, der Kopf in zwei Hälften geteilt, der dicke Strunk entfernt und dann so fein wie möglich geschnitten oder gehobelt. Dann wird er mit Salz, in kleinem Maßstab, 250 bis 300 Gramm auf 25 Pfund, gut gemischt und in einen mehr hohen, schmalen als breiten Steintopf fest gestampft, bis er schäumt, dann mit einem reinen Leinentuch und beschwerten Brett bedeckt. Er muß alle Woche nachgesehen und bei Entnahme jedesmal wieder glatt geebnet werden. Es können Kümmel und Apfelschnitten den Geschmack verbessern.

Bei Obst weise ich auf die Trocknung von Apfelscheiben, Birnen und Zwetschen hin. Das Steinobst muß zunächst langsam abtrocknen und darauf höhere Wärmegrade haben, die 100 bis 110 Grad Celsius aber nicht überschreiten dürfen. Äpfel und Birnen werden am besten an der Luft getrocknet. Nachdem gute, süße und reife Äpfel geschält, entkernt und in Spelten oder Ringe geschnitten sind, werden sie auf Fäden gezogen. Birnen werden je nach Größe geteilt oder ganz gelassen.

Auch das Kapitel der Marmeladen möchte ich noch anregen und besonders die Falläpfel betonen, die das beste Gelee geben. So sind auch Fruchtsäfte von hoher Wichtigkeit und sanitärer Bedeutung. Die angegebenen Arten sind in der einfachsten Haushaltung auszuführen. — Fehlt der Wille nicht — der Weg ist da! Möge sich jede Hausfrau ihrer Pflicht bewußt sein. Die Zeit fordert es gebieterisch.

Aufruf der „Woche".

Auch die „Woche" will in einer großen Zeit ihre patriotische Pflicht erfüllen und fordert deshalb ihre Leser auf, ihr Dichtungen für flotte Marschlieder einzusenden. Unser Heer hat zwar keinen Mangel an derartigen Dichtungen, aber auch die größte Zahl von Marschliedern ist bei dem starken Sangesbedürfnis unserer braven Truppen bald erschöpft. Deshalb wollen wir ihnen neue Marschlieder bieten, die der Gegenwart sich anpassen, möglichst nach einer bekannten Marschweise zu singen und durch ihren kraftvollen Inhalt, ihre kernige und derbe Sprache und ihren lebendigen Rhythmus geeignet sind, die Truppen auch nach den stärksten Strapazen wieder neu zu beleben und alle Mühe und Not vergessen zu lassen. Wer dichterische Kraft in sich fühlt und die „Woche" bei diesem patriotischen Unternehmen unterstützen will, sende Beiträge mit genauer Adreßangabe an die Redaktion der „Woche", Berlin SW 68, die über Art und Zeit der Veröffentlichung solcher Beiträge entscheiden wird.



DIE·WOCHE
Bilder vom Tage



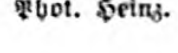
Hofphot. Engelmann.

General v. Emmich,

der Eroberer von Lüttich, erhielt den Orden „Pour le mérite“.







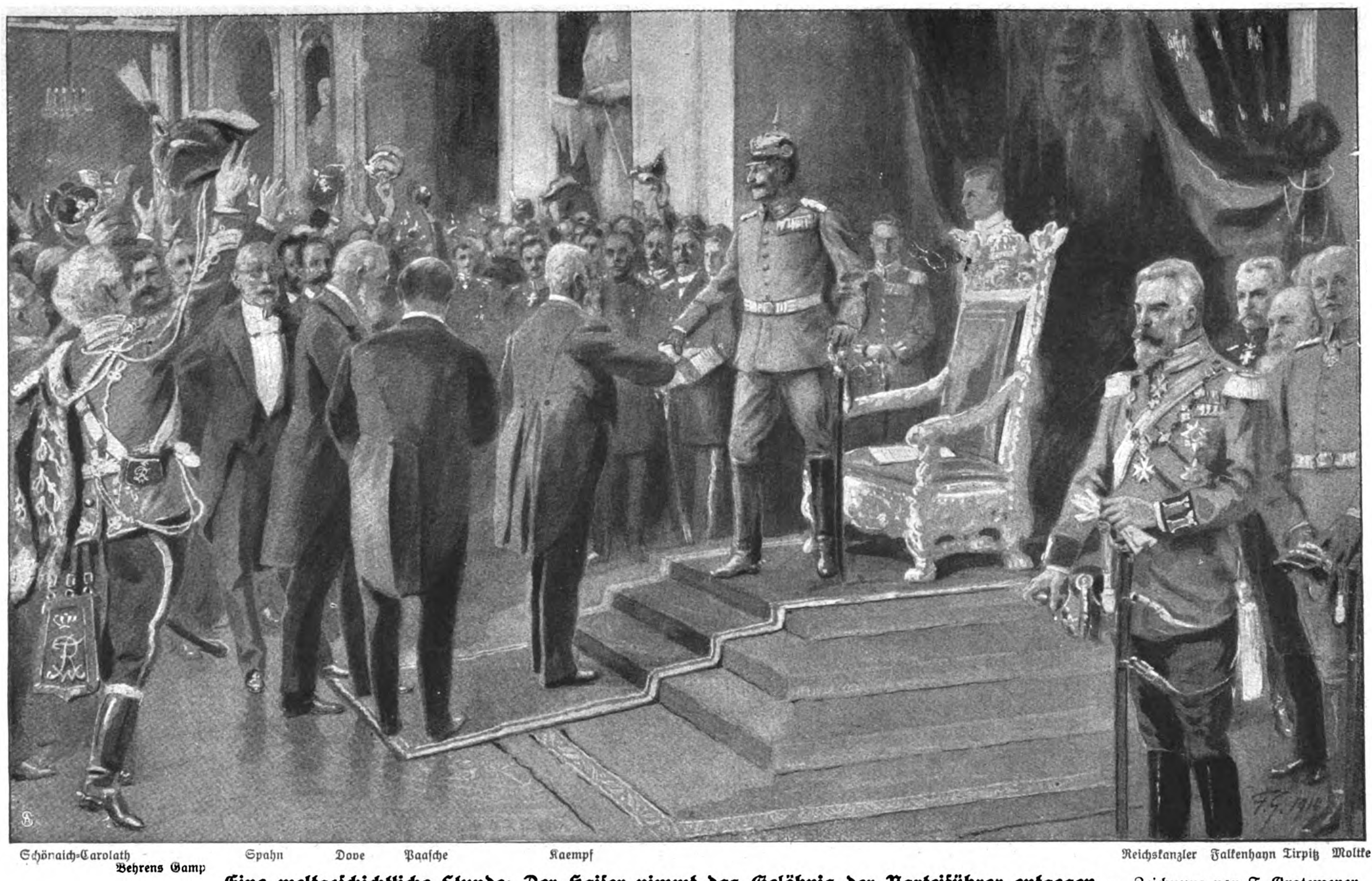
Phot. Heinz.

Bewirtung von Einberufenen durch das Rote Kreuz in Berlin.



Stadtverordnetenvorsteher Michelet verliest die Vorlage, durch die sechs Millionen Mark für Unterstützungen und Beschaffung von Lebensmitteln verlangt werden. Die Vorlage wurde einstimmig angenommen.

Die Kriegssitzung der Berliner Stadtverordneten.



Eine weltgeschichtliche Stunde: Der Kaiser nimmt das Gelöbnis der Parteiführer entgegen. – Zeichnung von F. Grotemeyer.

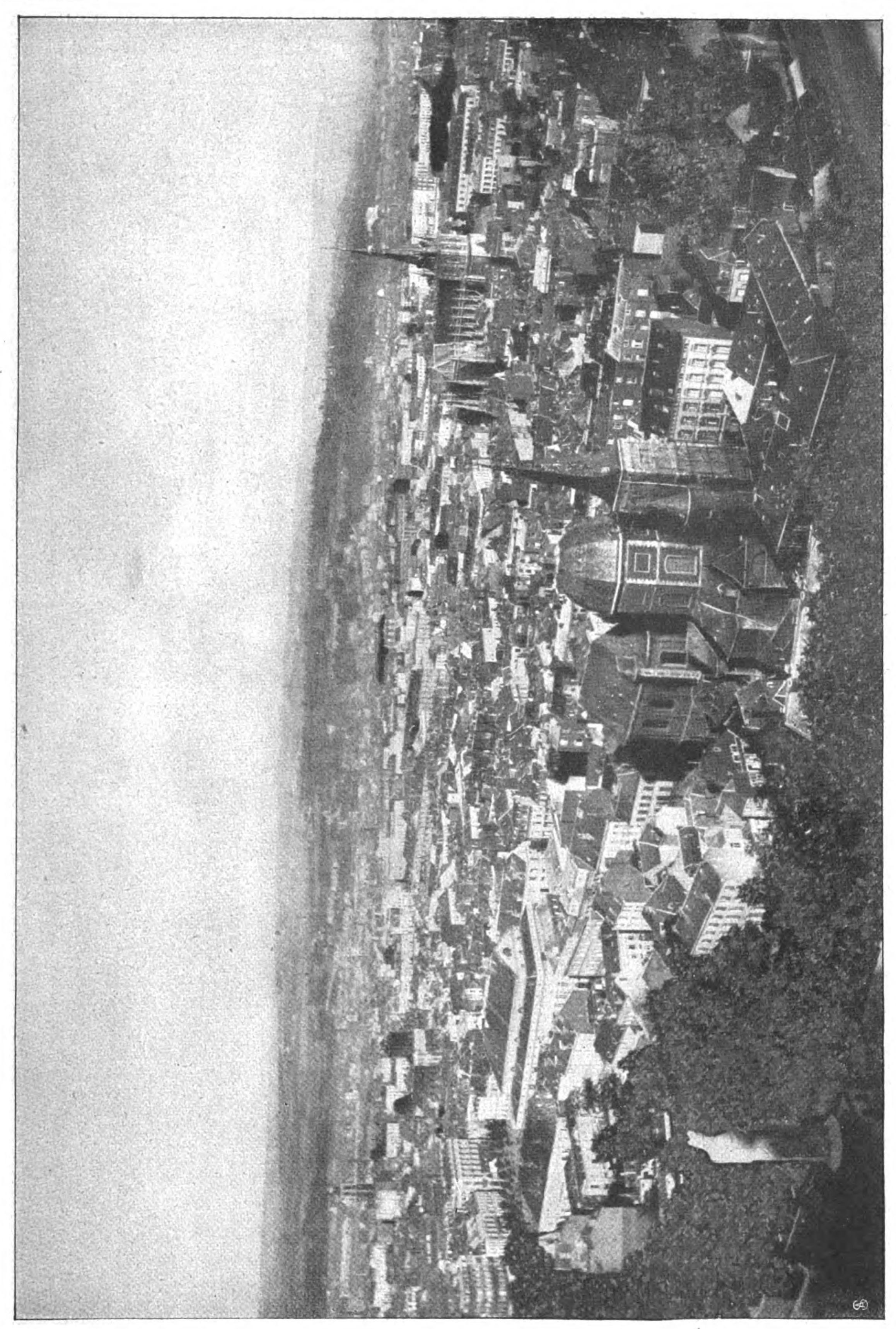
Bei der Eröffnung des Reichstags im Weißen Saal des Königlichen Schlosses in Berlin schloß der Kaiser seine Thronrede mit den Worten:

„Sie haben gelesen, meine Herren, was ich zu meinem Volke vom Balkon des Schlosses aus gesagt habe. Ich wiederhole, ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche (stürmisches Bravo); und zum Zeugen dessen, daß Sie fest entschlossen sind, ohne Parteiunterschiede, ohne Standes- und Konfessionsunterschiede zusammenzuhalten, mit mir durch dick und dünn, durch Not und Tod, fordere ich die Vorstände der Parteien auf, vorzutreten und mir dies in die Hand zu geloben.“



Hofphot. Bernhoeft.

Gesamtansicht der Stadt Luxemburg.



Gesamtansicht der Stadt Lüttich.



Phot. Presse-Büro.

Ungarische Infanterie in einem Militärzug.



Illustrationsphoto.

Ein Wagenpark von Automobilen, die in Berlin von privater Seite dem Militär zur Verfügung gestellt wurden.





Phot. Seebald.

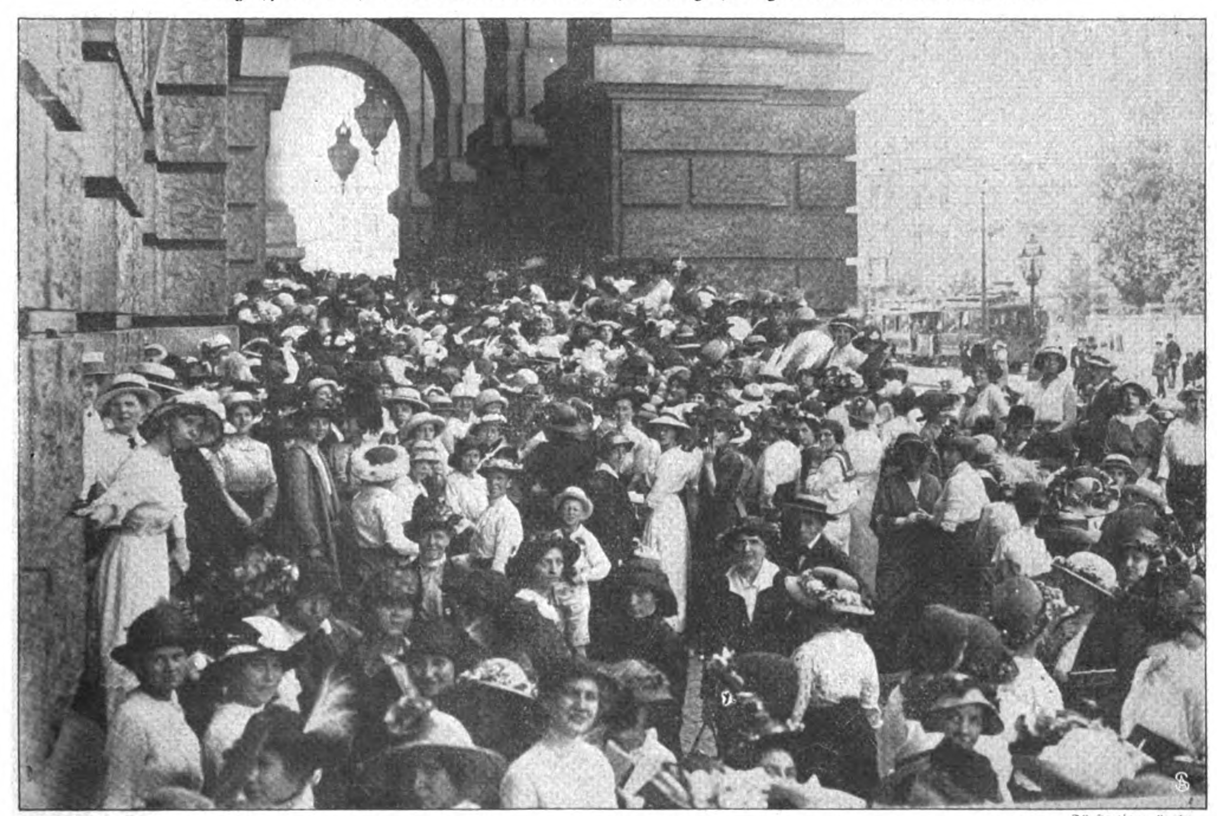
Eine Dame sammelt im Caféhaus (Wien).



Phot. A. Ochs.

Sammlung des Vaterländischen Frauenvereins in Berlin.

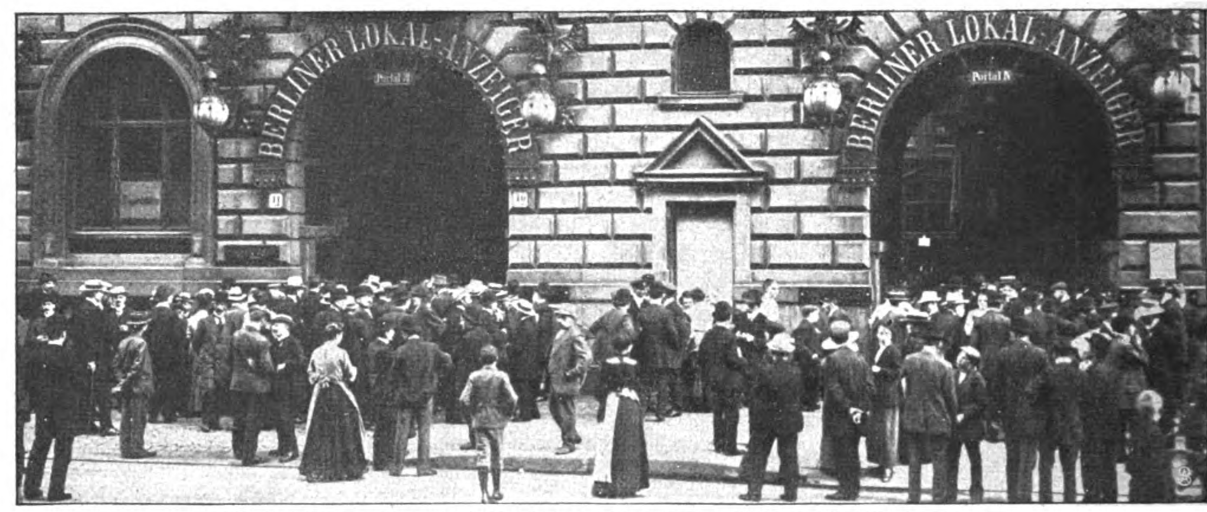
Kriegsspenden für die Soldaten und ihre Angehörigen in Wien und Berlin.



Illustrations-Photo.

„Wir alle wollen Helfer sein“: Andrang von Freiwilligen für das „Rote Kreuz“ in Berlin.





In Erwartung der „Deutschen Kriegszeitung“ des „Berliner Lokal-Anzeigers“.



Phot. Hunich.

Die letzten Nachrichten.



Aushang der „Deutschen Kriegszeitung“.



Das Publikum vor der Kriegskarte des „Berliner Lokal-Anzeigers“.

Stille Helden.

Roman von

Ida Boy=Ed.

2. Fortsetzung.

Welche Lage! Mußte die Tochter nicht doch einmal die Wahrheit über ihren Vater erfahren? Lüge oder auch nur Unwissenheit läßt sich nicht für immer aufrechterhalten. Die Wahrheit schleicht wie auf einem Nebenweg doch immer Schritt haltend mit, und plötzlich gibt eine böswillige Hand oder ein Zufall ihr einen Anstoß, und sie fällt dem Ahnungslosen vor die Füße.

Aber der Geheimrat wollte nicht der Grausame sein, dem Kind zu sagen: Dein Vater war ein Sünder an allem, was er besaß, an Weib, Kind und Amt. —

Nein, er nicht. Und gerade jetzt nicht — in dieser Stunde. —

Er wußte nicht, daß er sich trotz allen Kraftgefühls doch recht verändert hatte seit jenem Anfall, und daß er nicht mehr in so eiserner Selbstbeherrschung seine Nerven zu bezwingen vermochte wie früher. Seine Stirn war ganz rot, seine Rechte zitterte merkbar. . . .

Aber da waren ja diese beredten Blicke, die ihn mit unwiderstehlicher Innigkeit um die Wahrheit baten.

Und er antwortete, während er diesen Blicken auswich: „Nein, Ihr Vater? Wichtige, treue Dienste? — O nein."

Sie schwieg betroffen. Viele, viele Herzschläge lang. Seine Röte, die heisere Stimme, wie Menschen sie haben, die an ihren Worten würgen, das sehr starke Zittern seiner ungelähmten Hand und vor allem sein abgleitender Blick — dies Auge wich ihr aus — dies gebieterische Herrenauge, das sonst andere bezwang. — Was bedeutete das?

Ihr Frauengefühl wollte nun erst recht nicht von dem Wunsch ablassen zu wissen.

„Wegen meiner Mutter?" fragte sie langsam.

Da blitzten die mächtigen Augen sie wieder hell an.

„Ja," sprach er, „Ihre Mutter — ich habe — sie war — liebes Kind: ich habe Ihre Mutter sehr liebgehabt. —

„Und meine Mutter?" fragte Klara weiter. Ihre Farbe hatte sich verändert, ihr war, als wolle irgendeine dunkle Angst über sie kommen, daß sie mit ihren Fragen an Tragik rühre, die besser ungeweckt und verschleiert bliebe. —

Der alte Mann aber sagte mit einer wunderbaren Einfachheit und Gefaßtheit, die das junge Mädchen ergriff: „Ihre Mutter und ich — wir wußten es rasch — wir waren für einander bestimmt gewesen — sie mein Segen und Trost — ich ihr Halt und Schutz — aber wir durften es uns kaum gestehen — die Hoffnungslosigkeit war vom ersten Augenblick mit uns — meine Frau hätte mich niemals freigegeben — nie — aus kleinlicher Schadenfreude nicht. — Unsere Lage war bitter — sie war gefährlich — aber in unserm Schicksal hatten wir einen wunderbaren Schutz." . . .

Klara sah ihn wartend an. Da schloß er leise: „Die Würde deiner Mutter." . . .

Sie kniete nieder neben dem Stuhl, etwas zwang sie, und sie küßte seine Hand. Er entzog sie ihr und legte sie auf ihren Scheitel. Unter ihrem schweren Druck richtete sie doch ihr Gesicht ein wenig empor und ihm zu. Sie sah ihn mit grenzenloser Verehrung an.

„Ich wollte, du wärest meine Tochter — oder du würdest es!" sprach er.

Sie lächelte mit Tränen in den Augen.

Sie erhob sich. Ganz arglos nahm sie diese Worte.

„Es war immer schon, als wäre ich's. Wie ein Vater haben Sie an mir gehandelt. Aber nun ist es doch, als sei ich Ihnen noch näher gekommen." . . .

Ihr Gemüt war ihr nun übervoll — viel hätte sie wissen mögen — von ihrer Mutter — vom Herzeleid dieser beiden ihr heiligen Menschen — von der Frau, die zwischen dem Mann und ihrer Mutter gestanden. Aber auch ihr eigener, leiblicher Vater mußte ja dazwischengestanden haben — was war es mit ihm? Weshalb erwähnte der alte Herr nur seine Frau — nicht den Gatten ihrer Mutter?

Und in ihr Ohr kam der seltsame Ton zurück, in dem der Geheimrat gesagt: „Ihr Vater — wichtige, treue Dienste? — O nein" —

Dies „O nein" barg eine Ablehnung — so schroff — so wegwerfend — wie sie der Sprecher selbst mit Vorsatz gewiß nicht hatte verraten wollen.

Und plötzlich fiel es ihr noch schwer auf, daß er, der mit so starken Worten die Mitarbeiterschaft des Generaldirektors Thürauf rühmte, über die ihres Vaters schweigend hinwegging.

Das hatte irgendeinen geheimnisvollen Grund. —

Ich muß wissen . . . dachte sie entschlossen. Denn sie war ein mündiger Mensch und brauchte in allen Dingen ihres Innenlebens immer Klarheit.

Aber sie fühlte, daß sie den alten Herrn nicht weiter fragen dürfe — wenigstens nicht in diesem Augenblick. Seine heiße Röte vorhin — das Zittern seiner Hand — das hatte sie erschreckt. Er durfte sich nicht aufregen.

Sie hörte, daß die Tür geöffnet wurde. Gottlob, Leupold oder sonst irgend jemand kam, und das half sofort, die Stimmung und die Gespräche in das Alltägliche hinüberzubringen, wie es eben noch für den Schonungsbedürftigen am besten war.

Sie wandte sich um und wußte auf der Stelle: der da herankam, das war Wynfried, der Sohn. Viele Jahre hatte sie ihn nicht gesehen und kaum wirklich je mit ihm gesprochen:

„Hier, Wynfried, ich kann dir nun mein Pflegetöchterchen vorstellen, Fräulein Klara Hildebrandt."

Klara reichte ihm freundlich die Hand.

„Wie freue ich mich für Ihren Vater, daß Sie hier sind."

„Ich weiß nicht, gnädiges Fräulein, ob ich Anspruch



auf gemeinsame Kindheitserinnerungen erheben darf", sagte er.

„Aber nein — gar nicht. Solche wollen wir jetzt nicht konstruieren. Sie waren nicht nur durch die sechs oder acht Jahre, die Sie mehr haben, von mir getrennt. Sie waren immer nur von fern sichtbar, mit dem Hauslehrer oder Ihrer Mutter."

„Ja, ich durfte mich nie austoben. Mama war so ängstlich mit mir — ich weiß noch: damals erschien es mir als das Herrlichste von der Welt, nur einmal eine kolossale Prügelei haben zu dürfen."

Der sieht freilich aus, als hätte er viel Kummer gehabt, dachte sie mitleidig, während er sprach. Welche Sorge für den Vater, den einzigen Sohn so unjung, so seltsam förmlich, als wäre er eigentlich lieber nicht hier, zu sehen. Draußen in der Welt hatten sie ihn „zerzaust", hatte sein Vater vorhin gesagt. Ruhe müsse er haben. Sich besinnen. Und ihre natürliche Mädchenneugier fragte sich: Unglückliche Liebe? Das machte ihn ihr doch gleich interessant.

„Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie meinen Vater besuchen und erheitern."

„Das Dankenmüssen ist ganz auf meiner Seite. Alles, was ich bin, bin ich durch Ihres Vaters Güte. Aber ich komme nicht aus Dankbarkeit. Es ist mein Stolz und mein Glück, daß ich kommen darf."

Sie sah den alten Herrn mit innigem Blick an, und er nickte ihr zu. —

Wynfried hatte ein unbehagliches Gefühl, als sei er hier zwei Verbündeten ausgeliefert. Wußte das Mädchen um seines Vaters Wünsche? Unmöglich! Dann konnte sie nicht so unbefangen sein.

Die klaren und eigentlich unverbindlichen Antworten, die sie ihm gab, machten es ihm schwer, weiter mit ihr zu sprechen. Er sah es wohl, daß sie sehr schön war und den gleichen Zauber der Weiblichkeit hatte, wie einst ihre Mutter ihn besaß. Das drückte sich so erkennbar in jeder leisen Bewegung, im Klang der sanften Stimme aus.

Diese Art von Schönheit, deren eigenster Reiz eigentlich die Verbindung von strengen Linien mit weicher Anmut war, hatte ihn nie zu fesseln vermocht.

Aber er war sozusagen mit allen Interessen und Nerven auf Frauen eingestellt. Die alte Gewohnheit, auf jede einzugehen, ihr angenehm sein zu wollen, wurde unbewußt wach in ihm. Dazu kam das neugierige Wissen, daß dies die Frau sei, die sein Vater ihm bestimmt habe, und der halbklare Wunsch, seinem Vater guten Willen zu zeigen.

Er holte sich einen Stuhl und setzte sich Klara gegenüber an den Tisch, der neben dem „Krankheitsthron" stand.

„Ich sehe, Leupold hat für drei aufgedeckt. Es ist also vorgesehen, daß Sie mir auch gütigst eine Tasse Tee gönnen sollen."

Während Klara ihn bediente, meinte sie: „Wenn Ihr Vater jetzt auch Sie hat, überflüssig komme ich mir doch nicht vor. Männer, die die ganze Woche von der Arbeit zusammen sprechen, würden es auch noch Sonntagnachmittags tun, wenn da nicht jemand wäre, der sehr wenig davon versteht."

„Ach, Sie wissen, daß ich hierbleiben werde!"

„Ist es ein Staatsgeheimnis? Ich habe es Fräulein Hildebrandt erzählt."

Wynfried verbeugte sich im Sitzen leicht gegen Klara, als wolle er sagen, daß er sich keine willkommenere Mitwisserin seiner Angelegenheiten denken könne.

„Und Sie haben die Geduld und den Mut, gnädiges Fräulein, die Kinder der Arbeiterschaft zu unterrichten?"

„Nun, irgend etwas mußte ich doch tun, um meine Kräfte zu brauchen und mein Brot zu verdienen", sprach sie ruhig.

„Aber gab es nicht reizvollere Beschäftigungen, die Ihnen mehr Freude gebracht hätten? Etwa der Posten einer Gesellschaftsdame in einem großen Haus, wo viele Menschen verkehren, wo man reist, Kunst genießt, tanzt — Vater mit seinen Beziehungen hätte Ihnen doch leicht dergleichen verschaffen können."

Der Geheimrat wartete mit Vorfreude auf die Antwort. Diese ganze Szene unterhielt ihn überhaupt auf das spannendste. Er selbst war ja der Mann der ersten Eindrücke, der raschen Entwürfe, der schnellen Entschlüsse — er fühlte, oder vielmehr er bildete sich ein: das wird man schon heute sehen, ob es geht mit den beiden!

Klara schüttelte nur leise den Kopf.

„Hier kam ich her, als ich zwei Jahre alt war. Dahin reichen meine Erinnerungen natürlich nicht zurück. So ist es mir, als sei ich hier geboren. Hier bin ich aufgewachsen — inmitten des Werks hab ich meine ersten Eindrücke gehabt — später hab ich an seinen Grenzen gelebt, immer in der Umwelt, die durch das Werk Verdienst, Wohlstand, Inhalt hatte. Meinen Unterhalt, seit ich Waise wurde, verdanke ich Ihrem Vater, ihm meine Ausbildung, und daß ich nun auf eigenen Füßen stehen und selbstverdientes Brot essen kann. Nie hab ich was anderes im Gefühl gehabt — vor mir gesehen — als dies eine, daß auch ich für Severin Lohmann tätig sein müsse. Wie sollt ich? Als Buchhalterin? Stenographin? So im Bureau sitzen? Ach nein, das wäre nicht mein Fall gewesen — dabei wäre ich mir nur wie ein Instrument vorgekommen. Ich mag erziehen — auf andere ein wenig wirken können — Entwicklung zu sehen, macht doch Freude. So drängte es sich auf, daß ich Lehrerin werden mußte. Ich könnte in der Stadt, in der Höheren Töchterschule unterrichten. Aber da hätte ich nicht teilgehabt an Severin Lohmann. Indem ich die Kinder von Severinshof unterrichte, kommt mir vor, als ob ich ein wenig, ein ganz klein wenig und sehr von fern für Ihren Vater und in seinem Sinn arbeite. Konnte es wohl anders sein?"

„Nein, liebe Klara, anders konnte es nicht sein", sprach der Geheimrat. „Sie sind mit mir, mit uns, mit dem Werk für immer verbunden." — —

Er mußte sich Mühe geben, nicht mehr zu sagen.

Wynfried horchte ein Weilchen stumm ihren Worten nach. Er fühlte so beklemmend, daß er, der Sohn und Erbe, seinem Vater und dem Ganzen hier ferner und fremder war als dieses Mädchen, das mit allem unlöslich verwachsen schien... Er bekam eine Ahnung, daß seines Vaters Wunsch noch in anderen Dingen wurzelte als nur in dem Verlangen, des Sohnes Leben in Ordnung zu



bringen und gleichzeitig die Tochter einer vielleicht einst geliebten Frau zu versorgen.

Klara blieb heute länger als sonst. Sie war gewohnt zu warten, bis der alte Herr durch irgendein Wort ihr das Gefühl gab, sie dürfe gehen. Heute, wenn das etwas mühsam sich hinschleppende Gespräch ganz verstummen wollte, suchte er es im Gegenteil immer neu zu beleben. Sie war zu arglos, um es auffallend zu finden, daß seine Fragen sie nötigten, viel von sich zu sprechen. Von ihren Jugendjahren bei der sehr zärtlichen, umständlichen, unentschlossenen und zum Erziehen eigentlich gar nicht berufenen Frau Doktor Lamprecht, die ihr auch heute noch eine treue Mama, aber in gar keiner Hinsicht strenge und autoritativ sei, erzählte sie mit einem leisen Humor. Von ihren durch ihren Beruf geregelten Tagen mußte sie berichten und von den bescheidenen kleinen Zerstreuungen. Man hörte wohl heraus: wenn alte Damen zum Kartenspielen und zu Kaffeeschwelgereien zusammenkamen, saß sie mit einer Handarbeit dabei und hatte ihre Gedanken für sich. Es gab mal ein paar Vorträge im Winter. Auch einen Kasinoball und ein Sommerfest, die man mitmachte, denn der Geheimrat selbst hatte für die Frau Doktor Lamprecht und ihre Pensionärin die Mitgliedschaft der von ihm unterstützten Kasinogesellschaft erwirkt und bezahlte für die Damen den Beitrag. Und Klara sagte, es gäbe da immer einige, die sie fühlen ließen, daß sie als Volksschullehrerin nicht recht unter die Honoratioren gehöre — und man spürte, daß ihr derlei nicht verletzend, sondern nur ein lustiges Pröbchen von Dummheit war.

Wynfried sah so in ein Mädchenleben hinein, das ihn wie eine Legende anmutete. Das gab es? In solchen Beschränkungen konnte ein weibliches Wesen es aushalten? Und sie schien zufrieden? Ganz und gar. Das fühlte er durchaus.

Und dies am meisten: diese Klarheit und Wunschlosigkeit in der Begrenzung machte ihn betroffen.

Aus welchen Quellen kam das empor? So erstaunlich wohltuend und beruhigend. —

Sein Herz war in schwülen Feuern zerbrannt — vielleicht für immer — seine Phantasie war ermattet in atemlosem Rausch immer neuer Vergnügungen an immer wechselnden Schauplätzen. —

Welch ein Gegensatz zwischen der Welt, in der er seine Jünglings- und ersten Mannesjahre vertan, und diesem Idyll. Ihm war, als sähe er vor seinem geistigen Auge dicht neben einem glitzernden Durcheinander von Seidenglanz, funkelnden Steinen, flatterndem Chiffon, dunkel ummalten Augen, rostroten Haaren, rosigen Wangen, wippenden Federn ein stilles, grünes Stückchen Wald. —

Und das Mädchen bäumte sich nicht einmal auf? Empörte sich nicht, daß ihre Schönheit und Jugend in Gefahr war, unbemerkt zu verblühen, daß die Möglichkeit vorlag, ihr ganzes Leben in der Enge versanden zu sehen? — Seine Mama fiel ihm ein. In welcher schneidenden Mißlaune sie immer gewesen war während der wenigen Monate im Jahr, die sie neben der Arbeitstätte des Gatten verbringen mußte — wie sie floh, sobald sie konnte. Und damals erschien ihm seine Mama immer als ein Opfer . . .

Er sah: diese Klara gab keine Rolle. Die freundlich ruhige Stimmung war ihr wirklicher Seelenzustand. So unglaubhaft es ihm schien — er fühlte sich dennoch gezwungen zu glauben.

Er wurde nach und nach sehr schweigsam.

Und Klara fing an, bedenklich zu werden: blieb sie nicht unbescheiden lange? Warum gab der Geheimrat nicht wie sonst ein Zeichen? Und die Frau Doktor Lamprecht, die es nicht kannte, daß ihr Schützling nicht mit uhrenmäßiger Pünktlichkeit heimkam . . .

Sie stand auf.

„Darf ich gehen? Tante Lamprecht ängstigt sich sonst.“

„Wynfried bringt Sie nach Haus“, bestimmte der alte Herr.

„O nein — danke sehr — nein“, lehnte Klara ab.

Er verneigte sich höflich, sich widerspruchslos in die Ablehnung ergebend.

„Klara, liebes Kind, ich habe einen Wunsch,“ sagte der alte Herr, ihre Hand in seiner Rechten haltend, „Sie wissen, ich mag noch keinen Tischgenossen an meiner Krankentafel — Wynfried muß unten allein essen — kommen Sie doch diese nächsten Tage, bis er etwas eingelebt ist, etwa diese ganze Woche, und essen mit ihm. Ihr Weg führt Sie ja doch vorbei. Leupold soll eins von den Fremdenzimmern für Sie als Tagesquartier einrichten. Nachmittags bekomm ich dann auch mein Stündchen, als wäre alle Tage Sonntag.“

Wynfried fand diesen Vorschlag „faustdick“. Er meinte, sie müsse merken, was sein Vater wünsche.

Eine schwache Neugier auf ihre Antwort wollte sich in ihm regen. Aber er war ja eigentlich sicher, daß sie beseligt zugreifen würde. Und er konnte dann bei diesen Diners zu zweien (an was für andere Diners zu zweien war er gewöhnt — fast ironisch huschte das durch sein Gedächtnis) weitere Betrachtungen darüber anstellen, welche Figur er künftig abgeben werde als Gatte dieser offenbar beinah vollkommenen jungen Dame, die der Aufgabe, ihn zu einem Tugendbold zu erziehen, ja schon von Berufs wegen so gewachsen sein würde.

Um seine Lippen zuckte es. Er wollte spotten.

Aber in ihm war zugleich so viel Unsicherheit, so überflüssig erschien er sich neben dem Mädchen und seinem Vater.

Klara war wohl etwas erstaunt über diese Einladung, doch vor allen Dingen verlegen, weil sich eine derartige Einrichtung, auch nur eine Woche lang, nicht mit ihren Pflichten vereinbaren ließ.

„Ja, wenn Ferien wären! So aber kann ich es nur am Mittwoch“, sagte sie kurzweg.

Der Vater sah hierbei zum Sohn hinüber. Fast ein wenig triumphierend. Hatte er nicht prophezeit: Du wirst dich dazuhalten müssen, angenommen zu werden.

Als Klara gegangen war, kam gleich erst Leupold, den Tisch abzuräumen. Und Leupold konnte sich wieder Gedanken machen, denn zwischen Vater und Sohn herrschte vollkommenes Schweigen. Sonst wurden keine Gespräche wegen dieser Dienerohren unterbrochen, nicht einmal die Frau Geheimrat hatte früher ihrer scharfen Rede Zügel angelegt, während er die Schüsseln anbot. Und ungeachtet seiner Anwesenheit warf der Geheimrat den spitzen Reden wohl ein Donnerwort entgegen, das sie dann stumm hinter zusammengekniffenen Lippen zurückhielten.



Somit stand es für Leupold fest: wenn in seiner Gegenwart geschwiegen wurde, gab es Dinge von höchster Ärgerlichkeit oder geheimnisvollster Wichtigkeit.

Der Geheimrat wartete nur, bis die Tür sich hinter ihm geschlossen hatte, um dann zu fragen: „Nun?"

„Was — nun? Forderst du von mir, daß ich nach dem Zusammensein von einer Stunde mich schon bereiterkläre, das Mädchen zu heiraten?"

„Nein", sagte der Vater, „da sei Gott vor — aber den Eindruck möchte ich wissen."

„Wohltuend — ganz und gar — ja. Aber ich muß sie doch erst ein wenig näher kennen lernen, mich in Ruhe fragen, ob ich so etwas wagen kann — darf. Junge Mädchen träumen von einer großen Liebe — wie sollt ich die vorlügen und erheucheln können! Ich werde mich nicht in sie verlieben. — Ich! — Nach allem — nein. Und sie? Glaub mir, ich habe keinen Eindruck auf sie gemacht."

„Man lernt sich in der Ehe lieben", sprach sein Vater.

„Oder hassen!" setzte der Sohn hinzu. Und er dachte an seine Mutter, die seinen Vater gehaßt hatte.

„Heiraten — das ist ein Entschluß von großer Tragweite", sprach er weiter.

Es schien dem Alten, trotz der seinen Wünschen günstigen ersten Worte, als höre er nur Lauheit, Energielosigkeit, Ablehnung.

„Eine Heirat allein kann deinem Dasein neuen Inhalt und Richtung geben. Was solltest du sonst anfangen mit deinem Leben?" fragte er schweren Tones, der grollte gleich wie aufkochender Zorn.

„Ich weiß es nicht, Vater", sagte der Sohn gequält. — — —

Klara aber schritt mit eiligen Füßen über die Straße dahin, auf die Treppe zu, um hinab zur Fähre zu kommen. Aber sie konnte nicht ohne Aufenthalt vorwärtsgehen. Eine Arbeiterfamilie begegnete ihr, die Kinder drängten sich an sie und wollten „Fräulein" durchaus die Anemonen schenken, deren Stengel in den warmen kleinen Fäusten schon matt geworden waren. Und die Mutter erzählte schmeichlerisch, daß die Kinder nur immer von Fräulein und Fräulein schwärmten, und wollte wissen, ob Arthur und Lieschen auch artig seien.

Sie hielt freundlich stand.

Und doch brannte in ihr eine große Ungeduld. Sie dachte nicht mehr an Wynfried, der doch nun eine neue Gestalt im hiesigen Leben war. Sie dachte nur an den einen einzigen Augenblick, wo der Geheimrat mit ausweichendem Blick, feindseligem Ton und zitternder Hand von ihrem Vater sagte: „Treue, wichtige Dienste? — O nein . . ."

An der Fährbrücke, unten am Fuß der Treppe, mußte sie noch warten. Der Kahn kam vom andern Ufer heran. Vier, fünf junge Männer saßen auf der umlaufenden Bank. Im Hutband trugen sie einen kleinen Buchenzweig oder ein paar gelbe Primel, halbverwelkt hing der Schmuck auf die Filzränder der Hüte herab. Aber die jungen Menschen hatten sich doch den Frühling anheften wollen wie ein Zeichen. Der Fährmann stand aufrecht und trieb mit starkem Ruderschlag seinen Kahn, scheinbar zu weit oberhalb der Brücke, auf das diesseitige Ufer zu. Der sacht fließende, schmale Strom drückte doch so sehr gegen ihn, daß die endliche Landung genau an der Stufe der Brücke erfolgte. Die Männer stiegen aus, und Klara stieg ein. Und wieder hinüber ging die Fahrt, auf den hellen Hang zu, dessen weißsandige Wand von dem roten Städtchen überkrönt war.

Dies Hin und Her von Ufer zu Ufer war sonst für Klara immer voll Reiz. Das dunkle, tiefe Wasser glänzte, der Ruderschlag rauschte leise . . . Es war so viel Ruhe darin — ein wenig von der Romantik alter Zeiten.

Aber sie war bei dieser heutigen Heimfahrt zu erregt, um die Stimmung zu genießen. Ganz verworrene und plötzlich beängstigend werdende Erinnerungen tauchten auf, sahen nun, da sie vor dem Auge einer Gereiften erschienen, ganz anders aus, als die Tatsachen sich einst dem Kind dargestellt hatten. Die Zehnjährige hatte nur an einem Morgen voll unaussprechlicher Ängste erfahren, daß ihr Vater über Nacht einem Herzschlag erlegen sei. Das Grauen vor der Nähe des Todes, der stumme Jammer der Mutter — ein seltsames Hasten und eine scheue Angst im Haus — dazwischen dann die Gestalt des Geheimrats, düster und beherrschend — und daß niemand, niemand den Toten hatte sehen dürfen. Am selben Tag noch wurde der Sarg geschlossen. Die Schrauben knirschten so — man hörte sie.— Die Mutter bebte nebenan und preßte ihre Tochter heftig an sich — damals dachte Klara, das sei immer so, wenn ein Mensch sterbe — all diese Einzelheiten. Heute mit einemmal wußte sie: da war was zu verstecken gewesen.

Es gibt jähe Erkenntnisse — nach Jahren kommen sie — es ist, als griffe eine Hand nach einem und risse plötzlich eine Binde von unsern Augen.

Und so, gejagt von dem Vorsatz, die Wahrheit zu wissen, von angstvollem Wahn sich sogleich heilen zu lassen oder auch dem Traurigsten ins Gesicht zu sehen, so kam sie in der kleinen Wohnung an.

Das Häuschen der alten Frau Lamprecht lag am Kirchplatz. Es hatte über dem Erdgeschoß nur ein Stockwerk, und vom Ziegeldach sah noch ein Giebelfenster hinüber auf die Linden, die um die Backsteinmauer der Kirche standen. Das erste Stockwerk war an den Hauptmann v. Likowski vermietet. Seine beiden Pferde hatte er im Stall, auf dem Hof, wo einst das Doktorwägelchen seinen Platz fand, wenn es durch die Toröffnung neben dem Haus hineinfuhr.

Vier überraschend geräumige Zimmer gaben den Frauen Behaglichkeit genug. Die Küche lag hinter der Treppe, mit dem Fenster nach dem Durchgang zum Stall. Seit Klara nach bestandenem Examen zurückgekommen und alsbald angestellt worden war, hatte sie ihr Wohnzimmer für sich. Damit war sie von ihrer Pflegemutter als selbständiger Mensch anerkannt worden.

Es hatte die alte Dame viel Erwägungen und umständliche Besprechungen gekostet, bis ihre Sachen auf den Boden gebracht wurden und dafür Klaras Einrichtung, die von der verstorbenen Mutter stammte, heruntergeholt werden konnte.

Diese Einrichtung war Klaras einziges Erbe. Und sie wußte es, daß sie den Besitz nur dem Geheimrat verdankte. Ganz vollständig war alles zusammen geblieben, so wie es einst im Wohnzimmer der Mutter gewesen: die Kommode, der Sekretär, der halbhohe Tee-



schrank, Sofa und Stühle von dunkelblankem Mahagoni mit den ruhigen blaugrünen Stoffen von dickem Seidendamast; die Bücher; die Uhr mit dem gelbbronzenen Zifferblatt zwischen kleinen Alabastersäulen, die auf ihren Kapitälen einen Steg von Alabaster trugen, auf dem fiedelnd ein Amor entlang zu tänzeln schien — der Schöpfer dieser Uhr hatte sicher den anmutigen Gedanken gehabt, daß dem, für den die Stunden schlugen, die Liebe heiteren Inhalt geigen möge.

Und Klara dachte oft, mit welchen schweren Empfindungen ihre Mutter wohl das heitere kleine Bildwerk oberhalb der Zeiger betrachtet haben möge. Denn sie ahnte immer, daß ihre Mutter nicht glücklich gewesen sei.

Heute war aus der Ahnung eine Gewißheit geworden.

Klaras Zimmer lagen nach hinten. Ihre Straßenaussicht hätte die alte Frau keinem Menschen geopfert, und sie sagte: Klara sei es ja doch einerlei, ob sie auf den Hof oder den Kirchplatz hinaussähe. Jetzt lauerte die Frau Doktor schon lange hinter den Scheiben, und der graue Kopf bog sich alle paar Sekunden schräg nah ans Glas hin, um die Stelle zu erspähen, wo die Straße in den Platz mündete und wo Klara zuerst sichtbar werden mußte. Kaum erschien sie in Blickweite, so deuteten ihr auch schon lebhafte Gesten an, daß sie mit Unruhe erwartet werde. Und das erste Wort, das sie hörte, war das erwartete: „Wo bleibst du? Ich ängstigte mich?"

Und zugleich nahm sie schon ihren Kneifer ab und legte ihn auf den Nähtisch vor sich, was immer eine Art von Zurüstung auf ein ausführliches Gespräch bei ihr bedeutete.

„Es kam mir so vor, als wünsche der Geheimrat mich länger dazubehalten — ich wußte nicht recht, was ich sollte."

„Hast du den Sohn kennen gelernt? Wie war er?" fragte sie in brennender Neugier.

Denn in dem Städtchen liefen allerlei Gerüchte herum, auf sachten, aber sehr emsigen Füßen, von Haus zu Haus. Und sie hatten ihren stillen, bösen Gang begonnen damals, als Wynfried nicht am Lager seines Vaters erschien.

„Doch. Flüchtig. Er war sehr höflich", sagte Klara. Sie wußte längst, daß Zurückhaltung gegenüber der alten Frau geboten war. Sie kannte es schon, welchen Genuß und welche Genugtuung es der Frau Doktor bereitete, bei ihrer Skatpartie die zu sein, die am genauesten über die Vorgänge im Haus des Geheimrats unterrichtet sei.

Aber Neugier spürt nicht leicht das Ausweichen eines andern. Und die Fragezeichen klangen noch viele Minuten durch das Zimmer.

„Wie sah er aus? Sehr verlebt? Schienen Vater und Sohn gespannt? Will er hierbleiben? Wird er gleich offiziell Teilhaber? Kam es dir vor, als ob er gern hier sei?"

Klara antwortete auf alles beruhigend, und als sie sagte, das Verhältnis zwischen Vater und Sohn sei ihr ganz natürlich und herzlich vorgekommen, war die Frau Doktor zufrieden. So hatte sie doch etwas als ganz wahr und wahrhaftig weiterzuerzählen. Ihr unruhiges kleines Gehirnchen war dann bei anderen Wichtigkeiten.

„Denke dir, die Heindorf hatte schon wieder eine neue Frühlingstoilette an; sie ging vorhin vorbei. Wie der Mann das gutmacht, all den Luxus, ich versteh das nicht! Und denk dir, weißt du, wen ich gesehen habe? Den neuen Oberleutnant. Den Freiherrn v. Marning. Eine Erscheinung! Vornehm sag ich dir! Er besuchte den Hauptmann. Sie gingen in den Stall. Als ich sie treppab kommen hörte, lief ich in dein Zimmer und paßte hinter der Gardine auf. Er ist noch oben — gleich geht er — horch — die Schritte . . . wir wollen achtgeben. Du sollst sehen: eine schöne Männererscheinung."

Und sie rückte schon ein wenig, um sich besser hinter den Mullfalten der Vorhänge zu verbergen.

Klara fühlte sich ja manchmal gequält von diesen eifrigen Teilnahmen an den Gleichgültigkeiten rund um. Aber ihre Dankbarkeit zwang sie zur Geduld und zu freundlichem Eingehen, wenn auch mit noch so flüchtigem Wort. Heute war sie aber auf dem Punkt, sich davon ermattet zu fühlen.

„Was geht mich der Freiherr v. Marning an", sagte sie.

Und plötzlich brach es aus ihr heraus: „Ich bitte dich,

laß die fremden Leute, komm — ich muß mit dir sprechen — dich was fragen" — —

Sie legte den Arm um die Schulter der Erschrockenen und zwang sie vom Fenster fort.

„Du hast mich lieb. In zehn Jahren, seit ich bei dir lebe, hast du es mir bewiesen. Sag, liebe, liebe Lamprächtige, würdest du mich belügen, wenn ich dich was fragte?"

„Aber Kind!" Das war ja die alte Frau gar nicht gewohnt, daß Klara so starke Töne anschlug — sie war doch fast nie zärtlich und nie aufgeregt und brauchte nun gar die Scherzanrede, die der Geheimrat aufgebracht hatte, in so leidenschaftlicher Weise. „Wie sollt ich dich wohl belügen wollen. Was ist denn?"

„Sage mir, was war mein Vater für ein Mann? Und woran starb er schon in so frühen Jahren?"

Wie streng Klara aussah. Die graden Brauen schoben sich näher zusammen, ihre Augen brannten.

Welche Fragen! Mein Gott! — Hatte sie nicht immer gefürchtet, daß das arme Kind irgendwann einmal nach den alten Geschichten frage?

Und wenn Klara etwas so durchaus wollte! Die kleine gute Alte hatte wohl eine dumpfe Erkenntnis davon, daß sie dem Mädchen nicht gewachsen war. In Klara war irgend etwas Starkes. — — Man spürte es selten. Aber dann war man ganz klein davor . .

„Kind! Liebling! Erreg mich nicht! Ich muß schweigen!"

„Ah!" — — Klara beugte sich näher zu ihr — förmlich Furcht bekam die Frau, so drang schon diese Bewegung auf sie ein . . . „Ah — also es ist etwas zu verschweigen!"

„Ich hab es doch dem Geheimrat versprochen!" klagte sie. War das nicht wie ein Hochverrat, wenn man ein Versprechen brach, das d e m Mann gegeben worden war?

„Er soll es nie erfahren — nie, daß du mir die Wahrheit sagtest! Wenn du sie mir nicht sagst, geh ich zum Pastor oder — zum Standesamt — von Mann zu Mann, bis ich den finde, der weiß . . ." drohte Klara. Sie war nun völlig außer sich.

Also es gab Schmachvolles zu verbergen!

„Niemand weiß etwas Genaues", sprach die Alte ängstlich . . . „Man flüsterte wohl damals — aber der Geheimrat — du kennst ihn ja — er wollte alles versteckt lassen. Und wenn er was will, das ist ja denn egal, was es kostet. Und er zwingt alle Menschen. Es gelang, alles zu vertuschen."

Diese Art von den Dingen zu sprechen und sie nicht zu nennen, wurde für Klara zur Folter.

„Sag doch endlich — was denn — was denn?"

„Nun — in Gottes Namen, da du mir keine Ruhe läßt, und wenn du mir versprichst, mich nie zu verraten."

„Ich verspreche es!" sagte Klara hart und fest.

Und da Schwätzer immer fest auf die Verschwiegenheit anderer Leute bauen, nahm sie dies Versprechen für einen Schwur. Ganz erschöpft war sie und dennoch vielleicht im tiefsten wie erlöst, daß ihr endlich die Last des Schweigens abgerungen werde.

„Ja," sagte sie, „dein Vater wollte ja wohl eins, zwei, drei reich werden. Großes Gehalt, Tantieme — das schaffte nicht genug. Woher ihm diese Gier nach Geld kam, weiß ich nicht. Es hieß, er fahre oft nach Berlin und habe da . . . Aber nein — na, genug — sehr treu war er seiner Frau wohl nicht. Und er spekulierte; obschon sein Kontrakt es ihm verbot, machte er private Geschäfte; waghalsige Sachen, mit Tendenz sogar gegen des Geheimrats Unternehmungen oder unter Benutzung von ihm bekannten Chancen, die Severin Lohmann hätten zugute kommen sollen, und so derlei. Und dann kam ein Tag, wo alles zusammenbrach. So was hat immer kurze Beine und läuft nicht lange. Eines Morgens wurde mein Lamprecht, der ja Arzt auf Severin Lohmann und bei allen Beamten war, aus dem Bett geholt. Und es hieß: den Generaldirektor Hildebrandt hat der Schlag gerührt. Deine Mutter hat da fabelhafte Geistesgegenwart bewiesen, sie ließ keinen von den Dienstboten ins Zimmer, und mein Lamprecht dachte gleich: so ein Tod hat böse Gründe. Er ging sofort zum Geheimrat, und der nahm alles in seine Hand. Die Hand kennen wir — stark, sicher. Noch am selben Tag wurde dein Vater eingesargt, und auf Befehl vom Geheimrat mußte mein Lamprecht dabei sein, wie der Deckel übergeschraubt wurde, damit die Männer nicht das Taschentuch lüfteten, das dem Toten über die zerschossene Stirn gelegt worden war."

Klara stand regungslos.

Nun war der Mund einmal in Bewegung, nun floß die Rede und trug weiter — und die alte Frau legte sich keine Hemmung an.

„Mein Lamprecht sagte mir, daß wir unverbrüchlich schweigen müßten, der Geheimrat habe es ihm befohlen — später befahl er selbst es mir auch noch — als du zu mir kamst. Solchem Befehl zuwiderhandeln, hätte meinem Mann die Stellung und mir vielleicht später meine kleine Pension gekostet — und dich hätt er mir nicht gelassen. Das Finanzielle nahm der Geheimrat alles in die Hand. Es muß ihn ziemlich was gekostet haben — und deine Mutter bekam obenein noch Pension — na, und wie er für dich sorgte, weißt du selbst am besten. Mein Lamprecht glaubte immer, das sei alles wegen deiner Mutter — die hätt er wie 'ne Heilige verehrt — gerade so große Männer haben ja manchmal irgendeinen geheimen Idealismus — und in jenen Tagen ist es ihm auch mal so entfahren, er hat zu meinem Lamprecht gesagt: ‚Ohne die Frau wär ich 'n rauher Autokrat geworden.' Ja, Kind, nun weißt du es. Aber — o Gott, — wenn du mich an ihn verrätst!" jammerte sie.

„Ich habe versprochen zu schweigen," sprach Klara, „nimm das für einen Schwur."

Die alte Frau hörte die tonlosen Worte, aber zugleich blitzte durch all ihre Erregung wieder ihr kleines Altweiberinteresse am Nebenmenschen. Sie hörte nämlich Schritte treppab kommen, sich durch den Flur der Haustür nähernd.

Mechanisch — es trieb sie — war sie husch wieder am Fenster.

„Der Freiherr v. Marning!" flüsterte sie wichtig.

Da ging Klara hinaus. In ihrem Zimmer stand sie noch viele Stunden lang . . .

Sie starrte ins Unbestimmte — sah nicht draußen den Hof mit dem zu hoch aufgeschossenen Lindenbaum und



seiner sperrigen Krone, darin der Abendschein Goldglanz entzündet hatte, während unten der schwarze Stamm, der die rotbraun gestrichene Stalltür mit seiner Linie überschritt, im melancholischen Schatten lag . . .

Sie sah ein mächtiges graues Haupt und blitzende Herrenaugen — —

Sie wandte sich, blickte im Zimmer umher — ihre Augen blieben an der Uhr hängen.

Nun schlug die Uhr siebenmal, hell und klingend —

Es war, als habe der letzte Ton Klaras Haltung getroffen und zerschlagen. Sie legte die Hände vor ihr Gesicht und weinte — weinte.

Was hatte er alles getan — für sie und ihre Mutter.

Wie ihm jemals genug danken! Wenn ich doch sterben könnte, um ihm damit Gesundheit zu erkaufen. — Aber sie wußte wohl: auf solchen Austausch läßt sich das Schicksal nicht ein.

Wie ihm jemals genug danken!

Ein Leben reichte dazu nicht aus — —

Mit wie heißer Freude würde sie es für ihn hingeben.

Ihr ganzes Wesen war wie durchglüht von der Begierde, sich für ihn opfern zu dürfen.

(Fortsetzung folgt.)

Floras Launen.

Von Professor Dr. Udo Dammer.

Kürzlich ging durch die Tageszeitungen eine Notiz über eine Etagenrose. Aus einer Rose war eine zweite herausgewachsen. Man betrachtete diese Erscheinung als eine besondere Laune der Natur. Wer sich mit den sogenannten Mißbildungen im Pflanzenreich etwas näher beschäftigt hat, der weiß, daß solche Bildungen gerade bei Rosen nicht zu den größten Seltenheiten gehören, daß vielmehr schon wiederholt solche „Durchwachsungen“ beobachtet worden sind. Wohl die merkwürdigste bisher erwähnte, aber auch schon wiederholt beobachtete ist die Durchwachsung, bei der sich aus der Mitte einer gefüllten Rose ein Zweig erhebt, der mit einer ganzen Anzahl Rosenknospen besetzt ist. Gerade diese Form der Mißbildung gibt die am leichtesten verständliche Erklärung der ganzen Erscheinung. Jede Blume bildet das Ende eines bald kürzeren, bald längeren Zweiges, an dem verschiedenartig ausgebildete Blätter, die Kelch-, Blumen-, Staub- und Fruchtblätter, sitzen. In normalen Fällen schließt der Zweig mit den Fruchtblättern ab; in Ausnahmefällen kann er sich aber wieder über diese Fruchtblätter hinaus verlängern und neue Blätter bilden. So sind gerade bei Lärchen die Fälle nicht selten, daß sich aus der weiblichen Blüte, die zu einem Zapfen wird, ein langer Zweig erhebt, der mit grünen Nadelblättern besetzt ist. Bei der Etagenrose sind statt gewöhnlicher Laubblätter wie bei der Lärche der Reihenfolge nach Kelch-, Blumen-, Staub- und vielleicht auch noch Fruchtblätter an dem verlängerten Trieb gebildet worden, während die obenerwähnte Bildung mit einem blütentragenden Zweig in der Mitte der Rose dadurch zustande gekommen ist, daß sich der verlängerte Trieb zunächst wieder verzweigt hat.

Es ist bekannt, daß sich in den Achseln von Laubblättern Knospen entwickeln, die den Ausgangspunkt für neue Zweige enthalten. Bisweilen kommt es nun auch vor, daß sich in den Achseln von Blumenblättern Knospen bilden. Manchmal tritt nur eine einzige solcher Knospenbildung auf, in anderen Fällen aber bilden mehrere Blumenblätter Achselknospen. Entwickeln sich nun diese Knospen zu Blüten, ein Fall, der schon wiederholt beobachtet worden ist, dann enthält eine Blume in ihrem Innern eine oder mehrere Blüten. Letzteres ist namentlich bei Begonien sehr schön beobachtet worden. Man nennt diese Durchwachsungen, die aus Seitenknospen entstehen, wohl auch seitliche Durchwachsungen im Gegensatz zu den zentralen Durchwachsungen, bei denen sich die Blütenachse einfach verlängert.

In gewissen Fällen kann nun eine zentrale Durchwachsung ganz merkwürdige Folgeerscheinungen haben. Bei Birnen kommt es häufiger vor, als man im allgemeinen glaubt, daß die Blüten zentral durchwachsen und mehrmals Blüten übereinander ausbilden. Nun sind bei den Birnen die Fruchtblätter in den hohlkugelig ausgebildeten Stengel eingesenkt. Da kommt es dann vor, daß sich nach der Befruchtung der Blüten ein ganz wunderliches Gebilde entwickelt: aus einer Birne wächst oben eine zweite Birne hervor, aus dieser womöglich noch eine dritte, eine vierte. Dabei kann es auch vorkommen, daß sich seitlich an diesen herausgewachsenen Birnen wieder Birnen befinden, oder daß aus einer Birne ein mit Birnen besetzter Zweig herausgewachsen ist. In meiner „Pflanzenteratologie“ ist eine ganze Anzahl solcher „monströser“ Birnen abgebildet.

Man könnte zunächst wohl glauben, daß diese Formen etwa den normalen Formen einer Ananas entsprechen. Aber bei diesen ist die „Frucht“ ja nicht aus einer einzigen Blüte, sondern aus einem Blütenstand hervorgegangen, der Blattschopf am Ende der sogenannten Frucht sitzt auf der normalen Verlängerung des Blütenstandes. Dadurch unterscheidet sich diese Bildung sehr wesentlich von einer, die ihr ähnlich sieht, die man bisweilen bei Erdbeeren findet, allerdings nur, wenn man die Erdbeeren selbst im Garten pflückt. Die Erdbeere ist bekanntlich auch eine Verwandte der Rose, und auch bei ihr kommt es bisweilen vor, daß die Blüte durchwächst und einen kleinen Laubtrieb trägt. Reift dann die Blüte zur Frucht aus, so findet man eine Frucht, die auf ihrer Spitze einen kleinen Blätterschopf trägt. Außer bei den Rosazeen tritt die zentrale oder, wie man sie wohl auch genannt hat, mediane Durchwachsung besonders häufig noch bei den Hahnenfußgewächsen und bei den nelkenartigen auf, ist aber nicht auf diese Familien beschränkt, sondern gelegentlich auch noch bei sehr vielen anderen Vertretern anderer Familien beobachtet worden.

Nicht zu verwechseln sind diese Durchwachsungen mit einer anderen Erscheinung, die im fertigen Zustand jenen sehr ähnlich sieht, aber auf ganz andere Ursachen zurückzuführen ist, nämlich auf die Vermehrung von Fruchtblattkreisen. Eine gar nicht zu seltene hierhergehörige Bildung findet man bei Apfelsinen. Äußerlich sehen die Früchte ganz wie normale aus, höchstens läßt sich im oberen Teil der Frucht eine kleine Einschnürung erkennen. Schält man die Frucht, so findet man, daß die einzelnen „Scheiben“ nicht bis zur Spitze verlaufen, sondern



daß sich in der Frucht zwei Serien „Scheiben“ befinden, von denen die untere die obere teilweise umgibt. Trennt man die Frucht in der Mitte der Länge nach, so kann man sehr deutlich erkennen, daß die beiden Serien übereinanderstehen. In diesem Fall war in der Blüte nicht ein Kreis Fruchtblätter ausgebildet worden, sondern die Blüte enthielt zwei übereinanderstehende Fruchtblattkreise, von denen jeder zu einer Scheibenserie ausgewachsen ist. Auch bei Äpfeln kommt die Erscheinung vor; bei einer Sorte, dem St.-Valerie-Apfel, ist sie zu einer normalen Bildung geworden. Hier findet man regelmäßig in der Frucht, wenn man sie der Länge nach durchschneidet, zwei übereinanderstehende, deutlich voneinander getrennte Samenfächerserien. Wer viel Tomaten ißt, der wird auch bei dieser Frucht gar nicht so sehr selten dieselbe Erscheinung beobachten können.

Eine ähnliche Bildung, nämlich Vermehrung der Fruchtblätter, aber innerhalb eines Kreises, tritt uns gar nicht selten bei unseren Kirschen, Pflaumen, Pfirsichen und Aprikosen entgegen. Da finden wir manchmal auf einem gemeinsamen Fruchtstiel zwei Früchte, die bald mehr oder weniger miteinander verwachsen sind, bald auch ganz frei nebeneinander stehen. Normal haben diese Pflanzen in jeder Blume nur einen einzigen Fruchtknoten, bisweilen kommt es aber vor, daß sich in der Blüte zwei Stempel ausbilden, und die Folge davon ist dann die Entwicklung zweier Früchte auf einem Stiel. Shakespeare hat sicher auch einmal eine solche Bildung bei Kirschen beobachtet und sie sehr schön dichterisch verwertet. Im „Sommernachtstraum“ (III, 2) läßt er den erwachenden Demetrius sagen: „A double cherry seeming parted, but yet a union in partition, two lovely berries moulded on one stem.“ Sein Übersetzer Schlegel kannte die doppelten Kirschen offenbar nicht, denn aus seiner Übersetzung wird niemand, ohne das Original zu kennen, auf die Vermutung kommen, daß Shakespeare eine Doppelkirsche vorgeschwebt habe, als er die Zeilen niederschrieb; Schlegel übersetzt nämlich sehr frei: „O wie reifend schwellen die Lippen dir, zwei küssende Morellen.“ Der ganze Liebreiz der Shakespeareschen Verse geht hier vollständig verloren.

Vermehrung der Organe innerhalb eines Kreises in einer Blüte sind verhältnismäßig recht häufig. Ein sehr großer Teil der sogenannten gefüllten Blumen beruht auf dieser Erscheinung. Wer mit aufmerksamem Auge die Blumen unserer wildwachsenden Pflanzen mustert, der wird ziemlich häufig eine Blume finden, die mehr als die normale Anzahl Blumenblätter besitzt. Meist ist die Mehrzahl nur eine geringe, bisweilen aber findet man auch Blumen, die eine erheblich größere Anzahl Blumenblätter besitzen. Allerdings ist nicht immer die Mehrzahl der Blumenblätter auf eine einfache Vermehrung der Blumenblätter zurückzuführen. Gar nicht selten nämlich, namentlich in den Fällen, in denen die Blume zahlreiche Staubblätter besitzt, ist eine bald größere, bald geringere Anzahl der letzteren in Blumenblätter umgewandelt worden. Diese Umwandlung kann man normal recht schön bei den Seerosen beobachten, bei denen alle Übergänge vom normalen Staubblatt zum Blumenblatt vorkommen. Aber auch gewisse Gartenformen von Zierpflanzen mit gefüllten Blumen zeigen diese Übergänge sehr deutlich, so besonders gewisse gefüllte Mohnsorten, gefüllte Tulpen und Lilien. Wer gefüllte Blumen, die uns die Gärtner gezüchtet haben, genau untersucht, der wird in den allermeisten Fällen einzelne Übergänge finden, blumenblattartige Gebilde, die in bald mehr, bald weniger vollkommener Ausbildung Staubbeutel tragen, die in der verschiedensten Weise angeheftet sein können. Ja auch Fruchtblätter können an der Füllung teilnehmen und in Blumenblätter umgewandelt sein.

Eine ganz eigentümliche Füllung der Blumen kommt dann zustande, wenn nur der Kelch blumenblattartig wird, während die übrigen Blumenteile normal ausgebildet werden. Diese Erscheinung tritt besonders bei solchen Blumen auf, deren Blumenblätter und Kelchblätter trichterartig oder röhrenförmig vereinigt sind, wie bei Primeln, Mimulus und Glockenblumen. Diese gefüllten Blumen sehen aus, als ob man zwei Blumenkronen ineinandergesteckt habe. Die Engländer haben eine sehr charakteristische Bezeichnung für die Füllungserscheinung gefunden: Hose in hose. Nun kommt aber bisweilen noch eine Bildung bei ähnlichen Blumen vor, die auf den ersten Blick genau so aussieht, indessen auf eine ganz andere Ursache zurückzuführen ist. Es gibt oder gab wenigstens eine Zeitlang gefüllte Gloxinien, die sehr täuschend wie Hose-in-hose-Formen aussahen, aber dabei doch einen normalen Kelch hatten. Untersuchte man die Blumen genauer, so fand man, daß die äußere Blumenkrone mit der inneren am Grund verwachsen war. Die Bildung war dadurch zustande gekommen, daß ursprünglich eine Blume an der Außenseite der Blumenkrone lappige Auswüchse gebildet hatte. Solche Blumen findet man in Gärtnereien, die sehr viele Gloxinien kultivieren, auch jetzt gar nicht so sehr selten. Ein Gärtner hatte nun diese ersten Blumen zur Samenzucht verwendet, hatte unter den Sämlingen einige gefunden, die die Auswüchse in reicherer Menge zeigten, und als er diese dann wieder weiter zur Zucht verwendet hatte, da erhielt er eine Pflanze mit Blumen, bei der die Auswüchse sich zu einer neuen Blumenkrone vereinigt hatten. Dies Beispiel lehrt übrigens recht anschaulich, wie die Gärtner verfahren, wenn sie eine neue Rasse züchten wollen. Sie suchen eine zufällig entstandene Abweichung aus und suchen durch sorgfältige weitere Auslese der Sämlinge die Abweichung zu verstärken und schließlich samenbeständig zu machen.

Alle die angeführten Beispiele haben ein Gemeinsames: das Vorhandensein besonderer Stoffe hat in jedem einzelnen Fall zu einer stärkeren Ausbildung eines oder mehrerer Organe oder Organteile geführt. Es ist nicht eine Laune, die die Bildungen hervorgerufen hat, sondern diese sind die notwendigen Folgeerscheinungen ganz bestimmter Ursachen. Wenn wir eine Pflanze kräftig ernähren, dann reagiert sie infolge der erhöhten Nahrungszufuhren darauf mit einer üppigeren Entfaltung ihrer Organe. Wir können mit Leichtigkeit durch erhöhte Nahrungszufuhr die Pflanze zur Ausbildung größerer Blätter, größerer Blüten, größerer Früchte bringen, wie wir umgekehrt ja auch durch kümmerliche Ernährung ein Zwergwachstum erzielen können, wofür uns die japanischen Zwergbäume ein eklatantes Beispiel liefern. Noch sind wir allerdings nicht in der Lage, angeben zu können, welche besonderen Stoffe in der Pflanze gebildet werden müssen, um ganz bestimmte Organe zu erzeugen. Aber es ist nicht daran zu zweifeln, daß es ganz bestimmte chemische Verbindungen sind, die diese Bildung veranlassen. Hat nun die Pflanze solche Stoffe in überreichem Maße aus irgendwelchen Gründen gebildet, dann ist die notwendige Folge, daß sie auch mehr als normal solche Organe bilden muß, die durch diese Verbindung bedingt werden. Von diesem Gesichtspunkt aus verlieren zwar die sogenannten Mißbildungen ihr geheimnisvolles Wesen, aber es erwächst uns daraus die Erkenntnis, daß in der organischen Welt nichts launisch oder willkürlich, sondern alles gesetzmäßig geschieht.





Damentennis und Tennisdamen.

Von Dr. H. O. Simon. Hierzu 16 photographische Aufnahmen.



Presse-Centrale.

Miß Ryan.

Als vor einem knappen Menschenalter in Homburg und Baden-Baden junge Engländerinnen mit Ball und Schläger auftauchten, da hatte man zunächst nur ein mitleidiges Kopfschütteln für diese extravaganten Damen übrig, die da stundenlang in der Sonnenglut auf dem Rechteck von 11 Meter Breite und 23 Meter Länge hin und her liefen und sich abmühten, das flanellüberzogene Gummibällchen nach bestimmten, dem Laien höchst dunkeln Regeln übers Netz zu treiben. Als man sich die Sache aber erst einmal näher ansah, da kamen die verständigen Väter und Mütter und vor allem die Mädels selbst bald dahinter, daß dies Spiel doch wohl mit einem erstaunten Lächeln nicht abgetan sei. Und nicht allzulange dauerte es, da war es fast ebenso so selbstverständlich für ein junges Mädchen, Tennis wie Tanzen zu lernen, und heute gibt es nicht wenige, die sich bei der Wahl zwischen Tanzball und Tennisball ohne Zögern für den letzteren entscheiden würden. Ihre Zahl wächst von Tag zu Tag. Kein Wunder, da die leuchtenden Augen und roten Backen der Tennisjüngerinnen die wirksamste und nachdrücklichste Reklame für den Sport in Weiß bilden.



Phot. Hohlwein & Gircke.

Frau Amende.

Nun gibt es zwei Arten von Tennisdamen: solche, die Tennis als Spiel und solche, die Tennis als Sport auffassen und betreiben. Beide Kategorien sind nötig, nützlich, angenehm, und auch der sieggekrönteste Meister wird eine gelegentliche Partie „garden-tennis“ nicht verschmähen, bei der freilich das Tennis nur Mittel zum Zweck ist, nur den Rahmen für nette Geselligkeit abgibt. Aber sportlich ernst genommen werden nur die Damen der zweiten Kategorie. Die beteiligen sich an Turnieren und gewinnen Preise und Ehren in Fülle.



Frau v. Lom.

Es ist noch nicht lange her, da gab es solcher Tennisspielerinnen bei uns nur wenige, und gar solcher, die in internationalen Kämpfen mit Ehren bestehen konnten, kaum zwei oder drei. Eigentlich war im letzten Dezennium des vorigen Jahrhunderts die Frau Gräfin Clara v. der Schulenburg unsere einzige Vertreterin, die zur Sonderklasse zu zählen war. Mit verschwindenden Ausnahmen hat die treffliche Spielerin die Bitterkeit der Niederlage nicht zu kosten brauchen, und noch heute beweist sie bei ihrer leider so selten gewordenen Turnier-

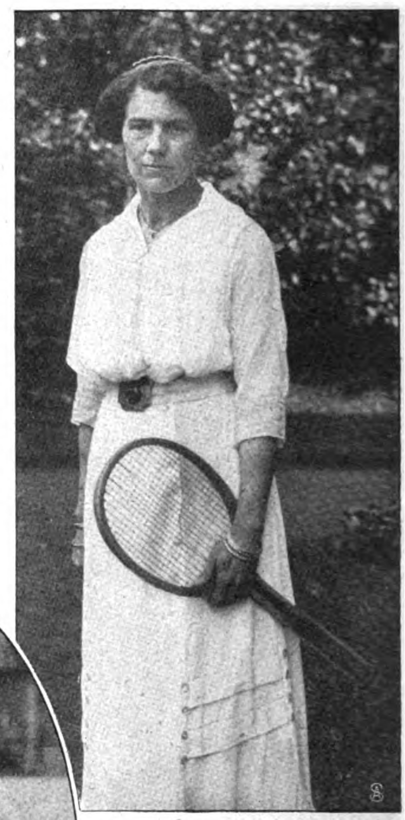




Phot. Delius.

Frl. M. Rieck.

beteiligung, daß Klasse Klasse bleibt. Allerdings ist sie heute nicht mehr eine „Klasse für sich“. In den letzten Jahren hat sich deutlich gezeigt, daß die Zeiten vorbei sind, in denen die Mehrzahl unserer Spielerinnen nur „food for powder“ für die Kanonen von jenseits des Kanals war und etwa Miß Elise Lane etwa ein Dutzend Nullsätze hintereinander einheimste. Heute drängt hinter unseren Besten eine nach Quantität und Qualität starke Mittelklasse nach, und in der Spitzengruppe ist der Kampf um die Führung heißer denn je. Seit zwei Jahren ist manchen Damen ihre Heimat zu klein geworden; sie suchen auch außerhalb der schwarzweißroten Grenzpfähle Lorbeeren und — finden sie. An der Riviera und in Oesterreich, in Schweden und in Frankreich sind deutsche Siege in den Damenkonkurrenzen nicht mehr gar zu selten.



Frau E. H. Scheiffler.



Sport-Mode.

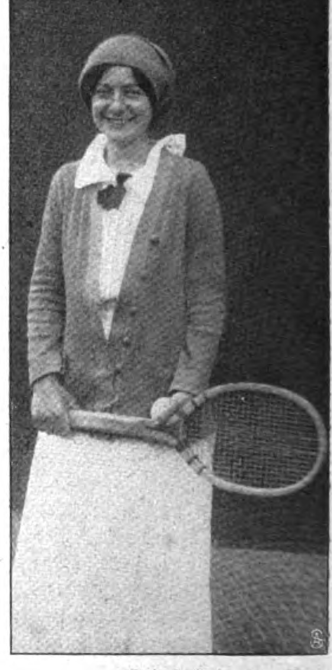
Frau O'Hara Murray.



Phot. Hünich.

Gräfin Clara v. der Schulenburg.

Da wir von den Damen sprechen, die den deutschen Sport auch im Ausland zu Ehren gebracht haben, muß neben der Gräfin Clara v. der Schulenburg noch eine Reihe von Namen genannt werden. Wenn wir in bunter Folge ein paar der bekanntesten herausgreifen, dürfen wir mit Fräulein Dora Koering aus Dresden beginnen. Denn Fräulein Koering, die seit Jahren in Königreich, Großherzogtum und Provinz Sachsen Sieg an Sieg reiht, trägt seit 1912 den stolzen Titel der Meisterin von Deutschland, und sicherlich nicht mit Unrecht. Man braucht ja nur daran zu erinnern, daß sie es war, die vor zwei Jahren



Frl. Salin.


Hohlwein & Gircke.

Frau Hagelin.


Presse-Centrale.

Fräulein Bamberger.


Atelier M. Hirsch.

Fräulein Koering.

als erste Deutsche ihren Namen in die Liste der Olympioniken eintragen durfte. Aus Stockholm kehrte sie mit der Goldenen und Silbernen Medaille heim. Ihre schärfste Gegnerin ist Fräulein Mieke Rieck aus Hamburg. Schon als Kind in zahlreichen Jugendkonkurrenzen siegreich, hat sie in fast allen Ländern Europas Meisterehren erfochten, und im Vorjahr riß sie die Weltmeisterschaft auf Hartplätzen an sich — ein Erfolg, der den Gipfelpunkt ihrer bisherigen Laufbahn darstellt und ihren zweimaligen Sieg in der Deutschmeisterschaft noch an Wert übertrifft. Ihre Landsmännin Fräulein Tilly-Dolly Müller-Beeck erreicht sie an Spielstärke nicht ganz, hat aber gleichfalls manchen hübschen Erfolg, auch als Partnerin des Kronprinzen, zu verzeichnen. Ein bedeutendes Kontingent stellt natürlich die Reichshauptstadt. An erster Stelle ist Frau James O'Hara Murray zu nennen, die als Fräulein Dagmar v. Krohn unsere unbestritten Beste war und wohl auch heute keine Gegnerin zu fürchten hat, wenn


Photothek.

Fräulein Kribben.


Hohlwein & Gircke.

Gräfin Freya v. der Schulenburg.



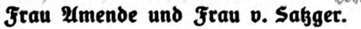
sie ihr Training wieder aufnimmt. Ihre wuchtigen Schläge quer über den Platz macht ihr keine Dame und kaum ein Herr nach. Frau E. H. Scheiffler war jahrelang Berlins Erste, und noch immer ist ihre zähe Sicherheit für alle Rivalinnen gefährlich. Unter diesen hat Frau Gräfin Freya v. der Schulenburg neuerdings einen auffallenden Schritt nach vorwärts gemacht; auf den Baltischen Spielen schüttelte sie die nordischen Matadorinnen mühelos ab, und in Heringsdorf rückte sie in die Extraklasse ein, indem sie Frau v. Satzger schlug, die schon als Fräulein Heddie Sinner in München durch ihr graziöses Netzspiel entzückte und nach ihrer Uebersiedlung nach Ungarn nicht schwächer geworden ist. Eine Revue über die Berliner Spielerinnen darf auch Frau Gertrud Mittler, deren stilvolles Spiel mit Recht bewundert wird, ebensowenig vergessen wie Frau Konrad Uhl, die schon als Fräulein Daisy Schultz eine unserer Hoffnungen war, das stetig fortschreitende Fräulein Erna Kribben, Frau Kahlbaum und manche andere, deren Namen in der Tenniswelt guten Klang haben. Neuerdings ist in Frankfurt a. M. der Metropole lebhafte Gegnerschaft entstanden: in Fräulein Nelly Bamberger und Fräulein Lilly Salin sind in den letzten zwei Jahren Spielerinnen hochgekommen, die über kurz oder lang an die Spitze zu treten berufen scheinen. Das sind just einige Namen, die dazu beigetragen haben, das deutsche Damentennis zu Ansehen zu bringen. Es sind bei weitem nicht alle, die mit Ehren genannt werden. Aber sie reichen als Beispiele hin, die dartun sollen, daß wir um die Zukunft unseres Damentennis nicht besorgt zu sein



Hohlwein & Gircke.

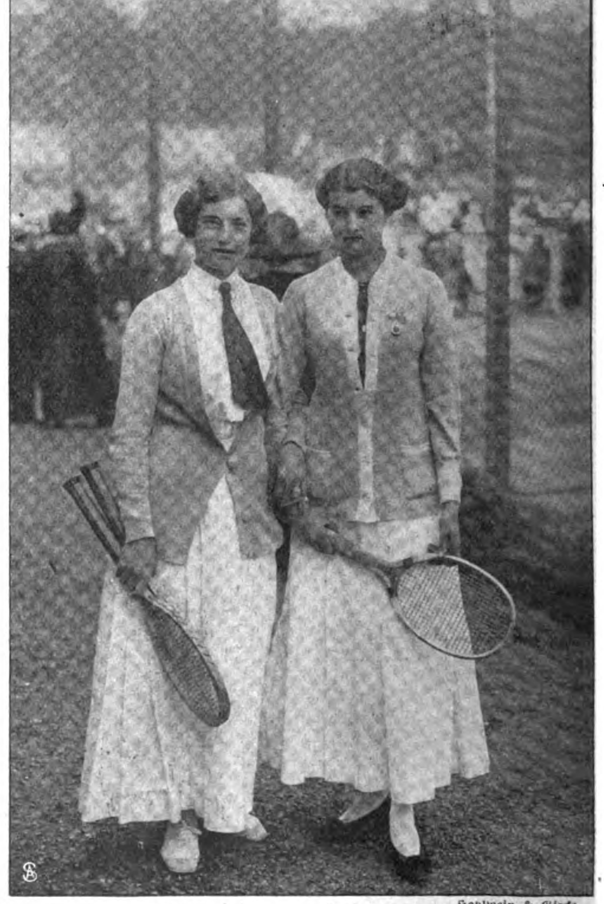
Fräulein Kleinschmidt.





Hohlwein & Gircke.

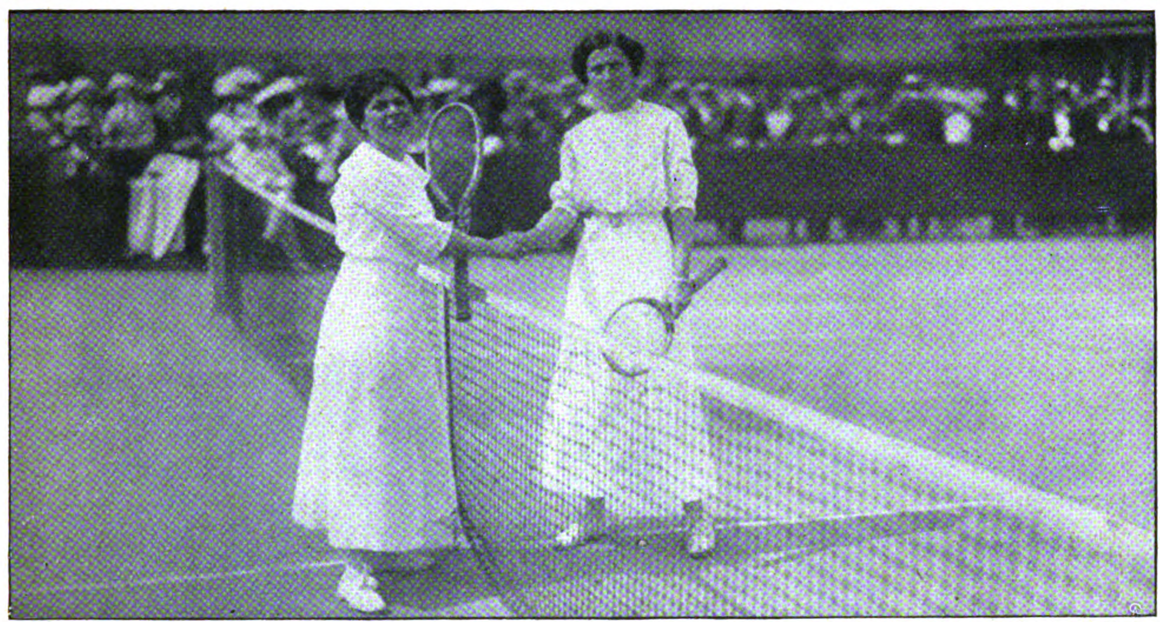
Frau Amende und Frau v. Satzger.



Hohlwein & Gircke.

Frau Uhl und Frl. Müller-Beeck.





Frau Mittler und Frau Kahlbaum. Hohlwein & Girde.

brauchen. Wenn 1916 die Sportsleute aus aller Welt bei uns zu Gast sind und auch im Tennis die Kräfte messen werden, dann werden wir nicht nur unsern Mann stellen, sondern auch — unsere Damen. Allseitig regen sich die Kräfte, das neue Geschlecht hat dem Sport eine Wertschätzung entgegengebracht, die zu den besten Hoffnungen berechtigt. Und hinter den anerkannten Führerinnen erscheint die große Schar des Nachwuchses.

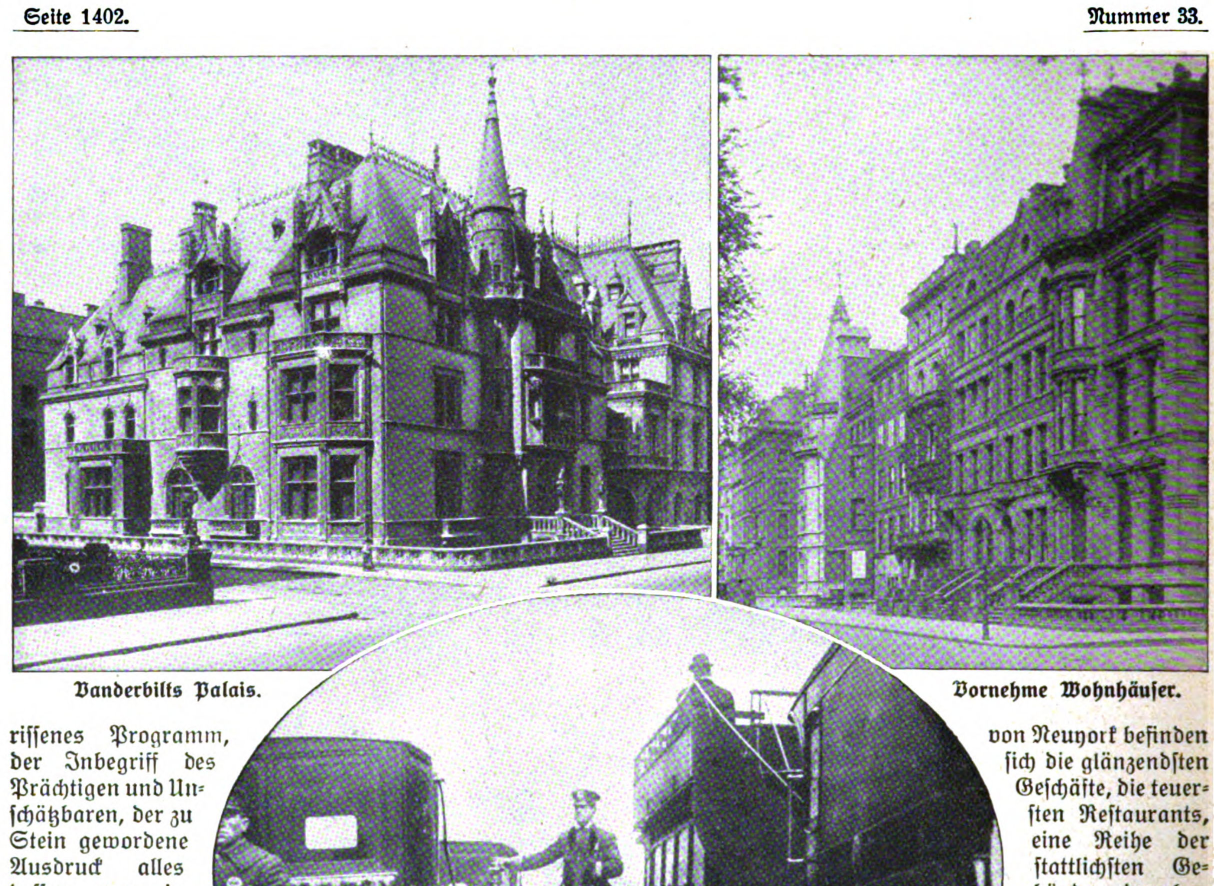
Die Fünfte Avenue in Neuyork.

Von Walter Tiedemann. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Selbst der demokratischste Amerikaner hat ein scharfes Auge für gesellschaftliche Unterschiede, und mag er häufig auch noch so geringschätzig vom „smart set" sprechen, der kleinen, aber einflußreichen Schicht der Plutokratie, so bekundet er doch ein starkes Interesse für den Lebenswandel dieser Herrschaften und ihre oft höchst bizarren Launen. Deshalb ist nicht bloß für den Bürger von Neuyork, sondern weit darüber hinaus für alle Amerikaner das Wort „Fünfte Avenue" keine gleichgültige Straßenbezeichnung, sondern ein fest um-



In der Brandung des Verkehrs.



Vanderbilts Palais.

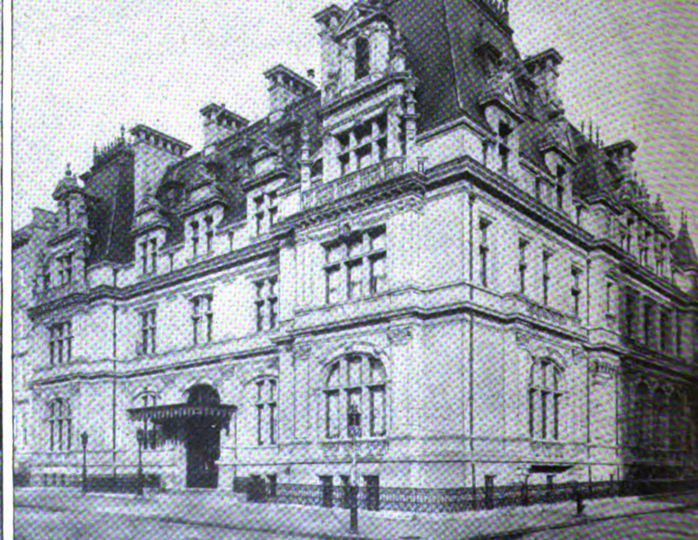
Vornehme Wohnhäuser.

rissenes Programm, der Inbegriff des Prächtigen und Unschätzbaren, der zu Stein gewordene Ausdruck alles dessen, was in materieller Hinsicht als erstrebenswertestes Ziel der irdischen Laufbahn betrachtet werden kann. In der Fünften Avenue von Neuyork befinden sich die glänzendsten Geschäfte, die teuersten Restaurants, eine Reihe der stattlichsten Gebäude, daneben die vornehmsten Kirchen, die exklusivsten Klubs und die mit den erlesensten Kostbarkeiten geschmückten Wohnhäuser



Ein Riesenhotel.

Berittener Polizist.



Astors Palais.



Blick auf die Fünfte Avenue bei der 42. Straße.

einiger der allerreichsten Leute der Welt. Wie alle Straßen der neueren Stadtteile Neuyorks bildet die Fünfte Avenue eine kerzengerade Linie von außerordentlicher Ausdehnung und wird von allen Querstraßen, mit Ausnahme des Broadway, im rechten Winkel geschnitten. Sie fängt am Washington Square im Süden an, an der Grenze der alten City, und erstreckt sich als Mittelachse der Stadt etwa 10 Kilometer weit bis zum Harlem River, der das eigentliche Neuyork von den nördlichen Vorstädten scheidet. Wer also die Fünfte Avenue gemächlich einmal hinauf und einmal hinab schlendert, der legt beinah drei deutsche Meilen zurück und darf wohl von einem hübschen Spaziergang sprechen. Der Neuyorker würde ein derartiges Experiment als unsinnige Zeitverschwendung betrachten, denn er benützt selbst für ganz kurze Strecken eins der zahlreichen und billigen Schnellbeförderungsmittel, die in keiner anderen Stadt der Welt so vorzüglich ausgebildet und so allgegenwärtig sind wie in der amerikanischen Metropole.

Eine „Avenue“ ist eigentlich schon durch ihren Namen zu etwas Feinerem bestimmt als eine gewöhn-



Menschen und Wagen in endloser Reihenfolge.

liche „Street“, und dennoch können von den 14 großen Neuyorker Avenuen nur zwei den Anspruch auf Vornehmheit erheben, nämlich außer der exklusiven „Fünften“ nur noch die nächste östliche Parallelstraße, die Madison Avenue, in der außer vielen anderen Geldmagnaten und Industriekapitänen auch der verstorbene J. Pierpont Morgan wohnte.

Der Washington Square, bei dem die Fünfte Avenue beginnt, war einst der aristokratische Mittelpunkt Neuyorks, kann aber jetzt, nachdem sich alle Stätten des Komforts und der Lebenslust mehr und mehr nach Norden hinaufgezogen haben, noch zur City, der Geschäftstadt, gerechnet werden. Die Avenue ist in ihrem südlichen Teil bis zum Madison Square hauptsächlich Geschäftstraße. Am Madison Square kreuzt sie sich mit dem Broadway, Neuyorks historischer Hauptstraße.

An der Fünften Avenue oder in ihrer nächsten Nähe befinden sich auch jene Ueber-Hotels, deren Dimensionen geradezu verblüffend wirken: Wolkenkratzer, zum Teil sehr geschmackvoll gebaut, mit mehr als tausend Fremdenzimmern, jedes Zimmer mit Bad und allen Bequemlichkeiten. Am stärksten aber branden die Verkehrswogen dort, wo in der Nachbarschaft der Oeffentlichen Bibliothek, eines Monumentalbaues altklassischen Stils, in diesem Jahr der Zentralbahnhof vollendet wurde.

Schweigen.

Skizze von Gertrud Papendick.

Jueversen nahm sich am Bahnhof ein Auto. Er kannte die Stadt nicht. Es war ihm freilich, als wäre er vor langen Jahren als Junge einmal hiergewesen, bei irgendeinem Schulfreund, aber er konnte sich nicht mehr genau darauf besinnen. Es konnte ebensogut eine ganz andere Stadt gewesen sein. Er war in seinem Leben zu weit herumgekommen, hatte zu viel gesehen und zu viel vergessen, als daß er sich eines so unwesentlichen Umstandes hätte erinnern können.

Eine gute deutsche Mittelstadt war's mit dem deutlich erkennbaren Bestreben, sich zur Großstadt zu wandeln. Hin und wieder rollte der Wagen über Asphalt, fortwährend klingelten die Straßenbahnen; auf den Plätzen zeigte sich ein lebhafter Verkehr, Militär tauchte auf: Dragoner, Infanterie. Halb unbewußt hatte Jueversen den Eindruck, daß der Chauffeur sehr geschickt fuhr, fast wie ein Londoner oder Hamburger.

Jueversen zog das Kursbuch aus der Tasche, schlug nach und rechnete aus, daß er noch bequem mit dem Abendzug würde zurückfahren können, am nächsten Morgen weiter. Sein Geschäft brauchte ihn.

Je weiter er fuhr, desto mehr weiteten sich die Straßen; groß und neu und breitspurig reihten sich die weißen Häuser aneinander. Ein modern-charakterloses Stadtviertel. Plötzlich war man heraus. Und auf schnurgerader Villenstraße flog das Auto vorwärts.

Jueversen sah sich um: Kleistallee. Ganz hübsch. Ganz praktisch angelegt. Die Gärten ein wenig dürftig noch. Sehr viel Sonne. — Es ging nun um ein paar Ecken: Geibelstraße, Körnerplatz. Die ganze Literaturgeschichte. Straußallee. Da war's. Einen Augenblick wunderte Jueversen sich, was für Beziehungen wohl Strauß zu dieser Stadt und dieser Straße haben mochte. Und war das nun Johann Strauß oder Richard oder einer

von den ungezählten anderen? Vielleicht auch David Friedrich Strauß? Das schien ihm schließlich am wahrscheinlichsten.

Nr. 43. Das Auto hielt. Jueversen stieg aus, zahlte. Dann las er das Messingschild an der Gartentür: „Doktor Blanck." Das stimmte. Auf das Haus sah er nur flüchtig. Es war eine kleine, weiße Villa modernen Stils wie die meisten anderen. Was ihm auffiel, war der große, tiefeingewachsene Garten. Schön! dachte er anerkennend. Er durchquerte den kleinen Vorgarten rasch und doch ohne Eile, mit der selbstverständlichen Sicherheit eines Mannes, der überall zu Haus ist. Er klingelte und wartete dann ruhig, daß man ihm öffnete. Es dauerte eine Weile. Wenn die Frau nun nicht da ist, dachte er plötzlich. Womöglich verreist! Nur der Mann zu Haus! Was nützt mir der Mann!

Er klingelte noch einmal. Ein Mädchen öffnete: „Herr Doktor ist auf Praxis gefahren."

„Ich will ja aber die gnädige Frau sprechen."

„Die gnädige Frau empfängt nicht, die gnädige Frau ist nicht wohl."

„Soo," sagte Jueversen, „bitte, melden Sie mich trotzdem."

Das Mädchen nahm die Karte und ging. Während Jueversen im Hausflur wartete, wurde langsam etwas von der Erregung der letzten Tage in ihm wach. Es hielt nicht lange vor. Als er nach einer Weile im Salon stand, in einem hübschen, kleinen, mondainen Salon, und dort weiter wartete, hatte sein kühles Blut wieder die Oberhand. Er war noch mit jedem Menschen fertig geworden, warum sollte er nicht mit dieser Frau fertig werden. Da sie ihn überhaupt annahm, war alles gewonnen.

Er sah sich im Zimmer um. Sehr hübsch war's, sehr hell, sehr behaglich. Jueversen fühlte: ein sehr feiner Geschmack mußte gewirkt haben, um dies kleine Kunstwerk erstehen zu lassen. Vielleicht war's der Mann — vielleicht die Frau. Er, der von Malerei so gut wie nichts verstand, besah mit einem gewissen Interesse die Bilder. In einer Ecke, über dem Flügel, hing ein Pastellbild, ein reizender, blaßblonder Kinderkopf. Das Baby! meinte Jueversen bei sich.

Die Fenster gingen auf den Garten. Draußen sah man blühende Obstbäume, knospenden Flieder. Dazwischen sauber geharkte Wege, eine weiße Holzbank. Und alles in leuchtenden Sonnenschein getaucht. Selbst in das Zimmer glitt der noch hinein, huschte über die Brokatsessel. Es war noch nicht spät. Jueversen sah nach der Uhr. Kurz vor halb sechs war er angekommen, noch war's nicht sechs. Mit einer gewissen Genugtuung bemerkte er, wie lange die Frau auf sich warten ließ. Sie brauchte Zeit, sich zu sammeln.

Er stand am offenen Fenster, die Hände auf den Rücken gelegt, und sah hinaus. Die tiefe Stille draußen und drin umfing den Mann, dem der laute Geschäftsverkehr Lebenselement war, wie etwas Fremdartiges.

Da tat plötzlich irgendwo eine Uhr sechs feine, helle Schläge, und zugleich hörte Jueversen ein leises Geräusch hinter sich wie leichte, weiche Frauentritte auf einem Teppich. Er fuhr herum.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie warten ließ", sagte die Frau langsam mit einer ganz ruhigen Stimme, die unendlich wohltuend ins Ohr drang. „Ich fühlte mich nicht recht frisch. Ich hatte dem Mädchen gesagt, jeden Besuch abzuweisen."

Jueversen verbeugte sich sehr förmlich. „Ich habe um Verzeihung zu bitten, gnädige Frau," entgegnete er, „ich ließ mich nämlich nicht abweisen. Es tut mir sehr leid, daß ich Sie behelligen muß, aber es ist mir unmöglich, zu anderer Zeit zu kommen, und es handelt sich um eine Angelegenheit, die ich persönlich erledigen möchte."

Er hielt inne, um der Frau Gelegenheit zu einer Erwiderung zu geben. Aber sie sah dem großen, gut aussehenden Mann, der da vor ihr stand und in so geschäftsmäßigem Ton zu ihr sprach, nur ein paar Augenblicke schweigend ins Gesicht. Es schien ihm, als hätte sie seine Worte gar nicht gehört, sondern als suchten nur ihre Augen in seinen Zügen nach etwas, das sie nicht finden konnten.

„Wollen Sie, bitte, Platz nehmen", sagte sie endlich.

Jueversen blieb stehen. Unwillkürlich. Er wußte gar nicht, daß er nie imponierender wirkte, als wenn er stand. „Es ist mir lieb, daß ich Sie allein treffe, gnädige Frau." Und dann fuhr er fort, brüsk, wie es mitunter seine Art war: „Ich bin ein Bruder des verstorbenen Erich Jueversen."

Nun senkte sie den Kopf. „Das — hab' ich mir gedacht nach Ihrer Karte. . . . Wollen Sie denn nicht Platz nehmen, Herr — Jueversen?"

Jueversen hörte heraus, wie schwer es ihr fiel, den Namen über die Lippen zu bringen. Er setzte sich. Die Frau saß ihm gegenüber auf einem der kleinen Sessel.

So jung, so lächerlich jung hatte er sie sich nicht gedacht. Kaum vierundzwanzig konnte sie sein. Eine rechte Vorstellung hatte er von ihr ja überhaupt nicht gehabt, da er nichts wußte als den Namen. Aber er hatte doch erwartet, so etwas wie eine Weltdame zu finden, von wirkungsvoller Erscheinung und ausgesuchter Eleganz. Diese Frau trug ein ganz schlichtes, weißes Kleid und sah aus wie ein junges Mädchen. Nicht groß, sehr schlank, von jener weichen, unaufdringlichen Schlankheit, die man an modernen Frauen kaum mehr findet. Und dazu ein rührender, blasser Kopf. Das Haar sehr hell, an den Schläfen fast weiß schimmernd und kraus; helle, dunkelüberschattete Augen, ein schmaler, müder Mund. Schlanke, fast durchsichtige Hände.

Daß die Frau so war, so zart und so jung, das nahm Jueversen fast etwas von seiner Sicherheit. Diese Frau rührte ihn beinah.

„Sie haben meinen Bruder gekannt, gnädige Frau?"

„Ja", kam es zurück. Sie sah ihn unverwandt an, aber in ihren Augen stand ein so merkwürdig leerer, verlorener Blick.

Jueversen fuhr fort: „Es ist Ihnen also wohl auch bekannt, daß mein Bruder sich erschossen hat. Donnerstagabend. In seiner Wohnung. Vorgestern haben wir ihn begraben." . . .

Er räusperte sich. Die Frau drüben sah an ihm vorbei zum Fenster hinaus. Er schwieg einen Augenblick. Nicht, daß er von ihr etwas wie eine Beileidsäußerung erwartete. Er wußte, daß es Lebenslagen gibt, in denen jede äußere Rücksicht fällt. Aber ihn selbst faßte, nun er davon sprach, wieder die Erregung über das, was geschehen war.

Doch die junge Frau Blanck wandte ihm das Gesicht zu: „Und weshalb kommen Sie zu mir?" fragte sie ruhig.

Jueversens Stimme klang heiser, als er weitersprach: „Man benachrichtigte mich telegraphisch von dem Vorfall. Ich reiste sofort an Ort und Stelle. Zu helfen war ja zwar nicht mehr. Aber ich war doch der nächste, der einzige Angehörige. Mußte auch den Nachlaß ordnen." — Er griff in seinen Rock, holte die Brieftasche vor: „Es fand sich bei meinem Bruder, in seinen Kleidern, in seinem



Schreibtisch oder sonst irgendwo kein einziges Schriftstück von seiner Hand als dies!" Er zog einen großen weißen Umschlag aus der Brieftasche und legte ihn auf die Tischplatte. Darauf stand in schweren, steilen Buchstaben: „Frau Liese Blanck." Darunter die Wohnungsangabe.

Mit einem Ruck fuhr die Frau empor. Sie hob den Brief auf, legte ihn wieder hin. Und Jueversen sah, daß das arme, kleine Gesicht weiß war wie ein Kleid. Sie tat ihm leid.

„Seien Sie ganz ruhig, gnädige Frau", sagte er. „Es weiß niemand darum als ich. Ich habe den Brief ganz zufällig in einer Tasche gefunden. Niemand sonst. Es ist das übrigens ein Glück. Er hätte leicht in weniger diskrete Hände fallen können. Sie hätten ihn unter Umständen nie bekommen. Wer hätte denn gewußt, daß dieser Brief überhaupt geschrieben war? Da haben Sie ihn, gnädige Frau! Das letzte Wort eines Sterbenden. Und das einzige" . . .

Aber Liese Blanck ließ den Brief liegen. Sie sah darauf hin wie gebannt, doch sie rührte keine Hand, um ihn zu nehmen. Vielleicht erwartete sie, daß der Mann nun gehen würde. Sein Auftrag war ja erfüllt.

Aber Jueversen ging nicht. „Ich weiß ja nicht," fuhr er fort, „was meinen Bruder bewog, dieses Schreiben nicht durch die Post befördern zu lassen. Vergessen wird er es kaum haben. Möglich, daß es ihm im entscheidenden Augenblick an der Briefmarke gefehlt hat. Es kommt auch das vor, gnädige Frau. Er hatte es vielleicht eilig, ein Ende zu machen. Er hätte sich eine Marke besorgen müssen. Möglich, daß er fürchtete, dieser Aufschub könne ihn in seinem Entschluß wankend machen. Schließlich ist der Grund ja gänzlich belanglos Nur wäre Ihnen, gnädige Frau, im andern Fall diese unangenehme Stunde erspart geblieben. Mir persönlich ist es lieber so."

Liese Blanck bewegte sich auf ihrem Stuhl Sie mochte ahnen, daß der fremde Mann noch etwas von ihr wollte, ahnte vielleicht sogar unklar, was er wollte. Und sie sah ihm mit großen, unruhigen Augen ins Gesicht.

„Ich hätte Ihnen den Brief ja auch schicken können", sagte Jueversen. „Es wäre einfacher und bequemer gewesen. Die Fahrt hierher kostet mich vierundzwanzig Stunden. Ich komme aber absichtlich selbst!"

„Weshalb?" fragte die Frau plötzlich. Jueversen sah, daß sie sich gefaßt hatte. Ihm war das lieb. Er, der immer kaltes Blut behielt, haßte es, mit Menschen verhandeln zu müssen, die nicht Herr ihrer selbst waren. Er rückte seinen Stuhl dem ihren näher und beugte sich vor. Er sah ihr fest in die Augen: „Weil ich wissen muß, warum mein Bruder starb!"

Liese Blanck sah den forschenden Blick der harten, grauen Augen, sah die ganze starke Entschlossenheit seines Gesichts. „Von mir?" fragte sie.

„Ja."

Eine Pause entstand. Jueversen verwandte kein Auge von der Frau. Sie saß unbeweglich im Stuhl zurückgelehnt; über das helle Haar glitt der letzte Sonnenschimmer, das Gesicht war schon im Schatten. Die Hände hielten einander im Schoß.

Jueversen, der in seinem Leben weder viel Zeit noch viel Neigung für Frauen gehabt hatte, begriff unklar, was für ein seltsamer Reiz von dieser jungen, zarten Frau ausgehen mußte. Einem andern wäre diese einsame Dämmerstunde vielleicht sogar gefährlich geworden. Ihm dagegen nicht.

„Ich sagte Ihnen schon, gnädige Frau," begann er, „daß dieser Brief an Sie das einzige Schriftzeichen meines Bruders ist, das nach seinem Tode gefunden wurde. Ich habe den ganzen Schreibtisch durchsucht, jeden Winkel der Wohnung überhaupt. Ein Wunder übrigens, daß dies Schreiben hier vor anderen Augen als den meinen bewahrt blieb. Denn die Polizei hatte vor mir dieselbe Arbeit ausgiebig genug besorgt. Sie hat nichts gefunden. Mir nur recht. In solche Sachen soll die Öffentlichkeit nicht hinein. Aber es gab und gibt kein Wort, das an mich gerichtet ist, keinen Federstrich, der eine Erklärung an mich enthält. Ich stehe vor diesem Tod wie vor einem unlösbaren Rätsel. Und ich bin doch schließlich sein Bruder."

Jueversen holte tief Atem, ehe er fortfuhr: „Ich lebe ständig in London, gnädige Frau. Seit fünfzehn oder sechzehn Jahren. Mein Geschäft nimmt mich sehr stark in Anspruch. Und wenn ich einmal nach Deutschland herüberkomme, so geschieht es eben auch nur aus geschäftlichen Gründen. Dagegen habe ich oft wochenlang in Amerika zu tun. So kam es, daß wir uns eigentlich selten sahen, mein Bruder und ich. Höchstens ein- oder zweimal im Jahr. Und doch waren wir eigentlich zeitlebens die besten Freunde. Das spielte herüber aus den Zeiten unserer Kindheit. Ich war nur ein Jahr älter als er. Und wir waren als Kinder so treue Spießgesellen. Solch ein Band hält fest. Und reißt dann plötzlich doch, man weiß nicht wie — weiß nicht warum."

Jueversen räusperte sich. Es saß ihm etwas in der Kehle, das er nicht fortbekam. „Und nun stellen Sie sich vor, gnädige Frau: Da kommt man eines Abends aus der City nach Hause, freut sich auf das warme, behagliche Dinner, auf den ruhigen Abend. Da liegt ein Telegramm: ‚Dein Bruder ist tot. Selbstmord! Schuß in die Schläfe. Keine Beweise auffindbar!' — Glauben Sie, daß einen das faßt? An der empfindlichsten Stelle faßt, die man besitzt? Ich weiß, was Sie denken: Andere ja, den nicht! Sie irren sich. Ich bin nur kein Mensch, der das Herz auf der Zunge trägt; es ist nicht meine Art, zu lamentieren und eine Leichenbittermiene aufzusetzen. Sie haben mich wahrscheinlich für kaltherzig gehalten. Ich bin nur kaltblütig. Ich habe mich immer ganz in der Gewalt, das ist's. Man lernt das allmählich. Man braucht das, wenn man mitten im Leben steht. Ich bin an dem Abend sofort abgereist. Ich fand ihn still und kalt. Sonst nichts. Nichts als den Brief an Sie. Wundern Sie sich noch, gnädige Frau, daß ich komme und Sie frage: Warum starb er?"

„Nein", sagte Liese Blank leise — es war nur wie ein Hauch. „Aber ich kann Ihnen keine Antwort darauf geben."

Jueversen beugte sich wieder vor, so daß sich seine Unterarme auf die Knie stützten. „Ich kenne Sie ja nicht, gnädige Frau. Ich weiß nicht, wer Sie sind, ich weiß nicht, wer Ihr Mann ist. Ich las Ihren Namen neulich zum erstenmal. Aber ich weiß, daß Sie der einzige Mensch sind, der den Grund zu seinem Tod kennen kann. Sonst hätte er Ihnen nicht geschrieben. Was zwischen Ihnen und meinem Bruder bestand, danach frage ich ja gar nicht. Was er Ihnen war und was Sie ihm waren, das geht mich nichts an, und ich will es auch nicht wissen. Ich frage nur, warum er starb. Sie wissen es doch!"

Liese Blank war aufgestanden. Es war wie ein Fluchtversuch. „Ja", sagte sie tonlos.

Jueversen sprach mit rauher Stimme weiter: „Ich habe zuerst gedacht, es wären Wechselschulden oder ähnliches. Das war's nicht. Das konnte es ja auch nicht



sein. Denn in solchem Fall wäre er doch zu mir gekommen. Seine pekuniären Verhältnisse fand ich ganz geregelt. Krank war er auch nicht, soweit ich das beurteilen kann. Also was dann? Sie glauben nicht, gnädige Frau, wie quälend es ist, einzusehen, daß der einzige Mensch, den man besaß, aus unserm Leben fortgehen konnte ohne Abschied, ohne zu sagen weshalb. Und dann: ich bin immer stolz gewesen auf unsere Familie. Wir Jueversens stammen aus Friesland, haben jahrhundertelang als Kaufleute in Hamburg gesessen, von jedermann gekannt, von jedermann hochangesehen. Es ist so häßlich, so schimpflich, daß der jüngste Sproß des alten Hauses sich so fortschleicht aus dem Leben, sich heimlich drückt wie ein Verbrecher. Ohne Lebewohl, ohne Erklärung. Es sieht so feig aus, und ein Jueversen ist noch niemals feig gewesen. Ich komm darüber nicht hinweg, gnädige Frau, es läßt mir keine Ruhe. Helfen Sie mir doch, daß ich an meinen Bruder wieder denken kann wie sonst!"

Liese Blanck stand unbeweglich an dem offenen Fenster. „Ich kann nicht", sagte sie kaum hörbar. Ihre Stimme klang wie zerbrochen.

Jueversen stand auch schon längst. „Ich bitte Sie darum" . . .

Die Frau atmete schwer: „Ich darf nicht. Ich gab ihm mein Wort, zu schweigen über alles, was ihn betraf. Ich hab's gehalten solange er lebte. Ich habe kein Recht, es zu brechen, weil er tot ist."

Ein paar Augenblicke noch stand Jueversen und wartete. Im Halbdunkel des Zimmers wirkte die weiße Frau am Fenster wie eine Erscheinung. Auf der dunkeln Tischplatte leuchtete gespenstisch der Brief.

Jueversen sah, daß er nichts ausrichtete. Er fühlte mit schmerzlicher Erbitterung, daß seine Macht versagte gegenüber dieser Frau, die so unverbrüchlich einem Toten die Treue hielt. Er wartete noch, eine Minute — zwei. Dann wandte er sich zum Gehen.

Doch als er an der Tür war, hörte er ihre Stimme. Es war ein Klang wie von gesprungenem Glas: „Herr Jueversen — nehmen Sie den Brief. Ich kann nicht reden, ich darf nicht, ich hab's versprochen. Aber der Brief kommt von ihm. Ich hab ihn ja nicht gelesen, er ist mir noch fremd. Mir ist's drum, als wäre er gar nicht für mich. Ich will denken, ich hätte ihn nie gesehen, ich wüßte nicht, daß er geschrieben wurde. Ich will denken, er wäre an Sie. Nehmen Sie ihn. Sie sind sein Bruder, Sie haben ein Recht zu wissen. Sie sollen nicht gehen und schlecht denken von dem Mann, der für mich das Beste im Leben gewesen ist. Sie sollen wieder stolz sein können auf Ihren Bruder". . .

Sie nahm den Brief vom Tisch und gab ihn ihm. Es war eine so einfache, ruhige Bewegung. Und dabei liefen ihr die Tränen übers Gesicht.

Jueversen steckte den Brief zu sich. Und er küßte der Frau nur stumm und lange die Hand. Dann ging er.

Es war draußen fast dunkel, und er achtete nicht auf den Weg. Er ging fehl. Es dauerte eine ganze Weile, bis er sich zur Hauptallee zurechtgefunden hatte. Dort winkte er ein leeres Auto heran: „Zum Bahnhof!"

Als er ankam, fehlten bis zur Abfahrtzeit des Zuges noch 35 Minuten. Er setzte sich in den Wartesaal und ließ sich etwas zu essen geben. Dann las er die Zeitung.

Erst als er im Zug war, in einem ganz leeren Abteil, zog er den Brief aus der Tasche. Dem kühlen Londoner Geschäftsmann zitterten die Finger, als er ihn öffnete.

Nur wenige Worte standen darin, von derselben großzügigen Hand geschrieben: „Liese, leb wohl! Du weißt alles. Verzeih mir. Der Rest ist Schweigen."

Unsere Langsamsten.

Von K. Diederichs, Eutin. — Hierzu 10 photographische Aufnahmen des Verfassers.

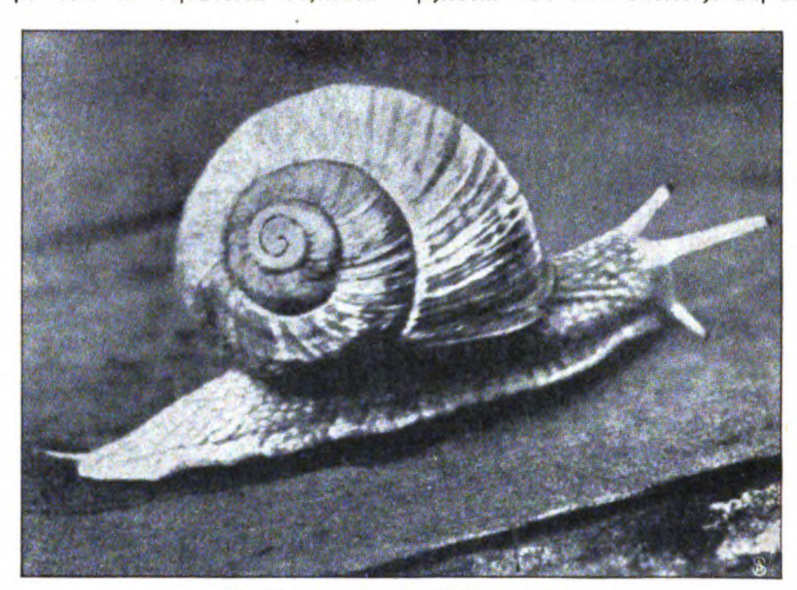
Wenn wir nach einem warmen, fruchtbaren Frühlingsregen einen Spaziergang durch Wald und Feld machen, dann begegnen wir sicher überall auf Schritt und Tritt den drolligen Schnecken, die ihre Häuschen huckepack tragen. Sie haben ihre Wintersorgen verschlafen und machen sich eben jetzt daran, nach langer Zeit wieder vom frischen, jungen Grün zu naschen.

Gleich hier sehen wir eine dicke Weinbergschnecke (Helix pomatia), die größte unserer deutschen Landschneckenarten, gemächlich an einem Krautstengel emporklettern. Mit ihrem Häuschen kann sie nicht gerade allzuviel Staat machen; es ist lediglich schlicht erdfarben, manchmal auch etwas mehr bräunlich und mit einigen dunkeln Bändern geschmückt. Im Frühling kann man nun deutlich sehen, wie die Bildung und das Wachstum eines Schneckenhauses vor sich gehen. Betrachten wir um diese Jahreszeit einmal die Mündung einer Schale genauer, so sieht man daselbst einen zarten, neugebildeten Ring, der nach und nach immer dicker und härter wird. An der Streifung der Schale ist zu erkennen, wie sie entstanden ist. Der Mörtel, aus dem die Schnecken ihre Häuser bauen, ist kohlensaurer Kalk, der mit der Nahrung oder durch Benagen kalkhaltigen Gesteins dem Körper einverleibt wird. Ihre Hütte dient den Schnecken, deren Körper ja ganz weich ist, in erster Linie als Schutz; Landschnecken werden aber außerdem noch gegen Austrocknen durch diese bewahrt. Wie belebend Feuchtigkeit auf alle Landschnecken einwirkt, kann man deutlich daran sehen, daß die Tierchen bei trockenem Wetter tage-, ja wochen- und monatelang in ihrer Schale zurückgezogen verharren; sobald aber Regenwetter eintritt, und die Luft mit Feuchtigkeit gesättigt ist, beginnen sie sich sofort wieder zu regen. Wenn wir Menschen von unseren Baumeistern verlangen, daß sie unsere Wohnhäuser zweckentsprechend und stilvoll in den Rahmen der Umgebung aufführen, dann erwarten wir von ihrer Kunst nichts mehr und nichts weniger, als was die Schnecken in aller Selbstverständlichkeit zuwege bringen. Bei ihren zierlichen und schönen Häuschen paart sich Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit mit größter Raum- und Materialersparnis. Außerdem verstehen es diese niedrigstehenden Tiere meisterhaft, sich im Häuserbau allen gegebenen äußeren Bedingungen anzupassen. Gerade auf diesen Umstand ist der ungeheure Reichtum an Schneckenhäusern zurückzuführen. Ihre größte Ausbildung und Schönheit erreichen sie zweifellos in den Meeren, besonders in denjenigen warmer Erdteile. Aus diesen Gebieten kennen wir eine überraschende Fülle der schönsten Arten, oft in abenteuerlichsten For-



men und von prachtvoller Farbe. Jedoch auch Land- und Süßwasserschnecken bergen manche prächtige Arten, wie es uns unsere Bilder veranschaulichen.

Verweilen wir zunächst noch einen Augenblick bei unserer Weinbergschnecke. Sie ist allgemein bekannt, nicht nur, weil sie die größte unserer Landschnecken ist, sondern vielmehr dadurch, daß sie als Leckerbissen gilt; besonders in südlichen Ländern hat sie viele Liebhaber gefunden, so daß sie dort in besonderen Schneckengärten regelrecht gezüchtet und gemästet wird. Beobachten wir dies bequem zu erlangende Versuchsobjekt einmal bei seiner Mahlzeit; interessant genug ist es. Die Freßwerkzeuge einer Schnecke bestehen aus zwei sich gegenüberstehenden Hälften, einer oberen, den Kiefern, und einer unteren, einem eigenartigen, zungenförmigen Gebilde, der sogen. Reibplatte oder Radula. Diese seltsame Zunge gleicht einer zierlichen Raspel; sie ist mit vielen Tausenden feinen, nach rückwärts gerichteten Zähnchen über und über bedeckt. Beim Fressen drückt nun die Schnecke diese Reibe gegen ein Blatt oder dergleichen und bewegt sie von unten nach oben, so daß jedesmal ein bißchen vom Blatt abgekratzt wird, das mit ziemlicher Schnelligkeit im Innern des Mundes verschwindet. Unser Bild auf S. 1410 zeigt die äußerst mannigfaltige Form und Gestaltung einer Schneckenzunge in stark vergrößertem Maßstab. In erster Linie hängt die Gestalt vom Bau und von der Anordnung der Raspelzähne ab. Diese wechseln, je nach der Schneckengattung, die Größe, Form und Zahl; oft ist letztere ungeheuer groß. Sie variiert zwischen ein paar einzelnen Zähnen im einfachsten Falle, wie etwa bei der Meeresschnecke Aeolis Drummondii und den vielen Tausenden unserer Weinbergschnecke, deren pantoffelförmige Zunge mit etwa 19000 Zähnchen besetzt ist. Die einzelnen Zähne sind bei allen Schneckenzungen genau in Querreihen geordnet, und eine solche Querreihe wird jedesmal hinten im Schlund, in der sogenannten Lungenscheide, von gewissen Zellen abgeschieden. So rückt Querreihe auf Querreihe nach vorn, während hinten beständig neue gebildet werden, die mit den vorhergehenden in Zusammenhang bleiben. Die Substanz, aus der diese einzigartigen Organe aufgebaut sind, ist das allen Schnecken eigentümliche Conchin, das gewisse Aehnlichkeit mit dem Chitinpanzer der Insekten hat.



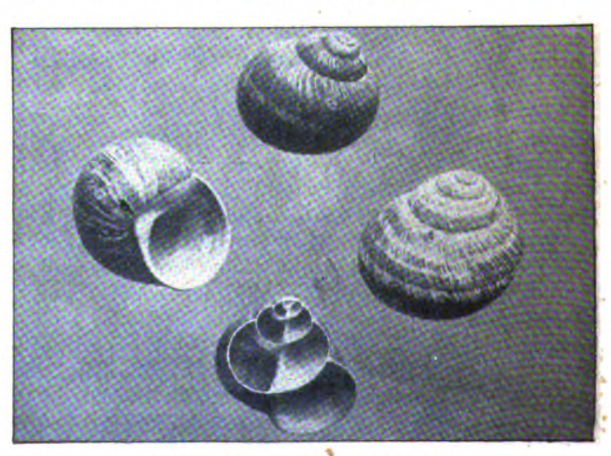
Die Weinbergschnecke (Helix pomatia).

Hat nun die Schnecke ihr Blatt verzehrt, äugelt sie auch gleich nach neuer Nahrung. Die Werkzeuge, die der Schnecke zum Erkennen ihrer Umgebung dienen, die Augen, trägt sie auf den längeren ihrer zwei Fühlerpaare. Diese „Hörner" sind äußerst empfindlich. Bringt man die Finger oder ein Stäbchen in ihre Nähe, so stülpen sie sich bei der leisesten Berührung, wie die Finger eines Handschuhs, in die schützende Fühlerröhre. Nach und nach zieht sich dann das ganze Tier in sein Haus zurück, bis die Gefahr vorüber ist. Die Endknöpfchen der langen Fühler dienen außerdem noch zum Riechen.

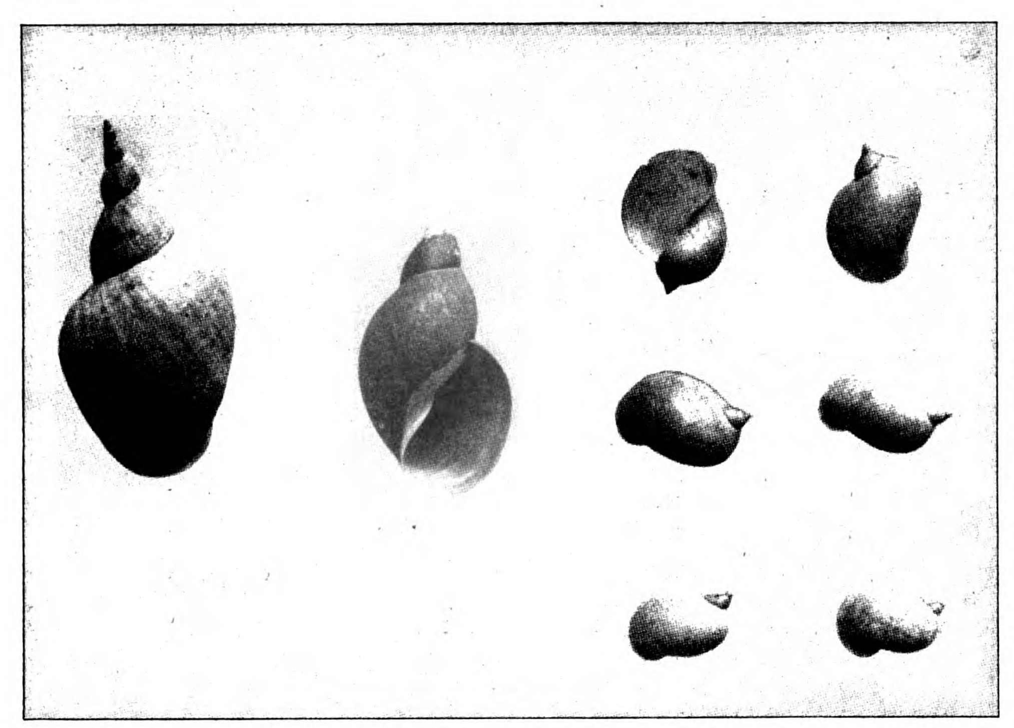
Außer der großen grauen Weinbergschnecke gibt es bei uns zulande aber auch feinere Herren, nämlich die verschiedenen Schnirkelschnecklein, die artenreichste Gattung aller einheimischen Schnecken, von der ein



Eiablage der Weinbergschnecke.



Gehäuse der Weinbergschnecke.

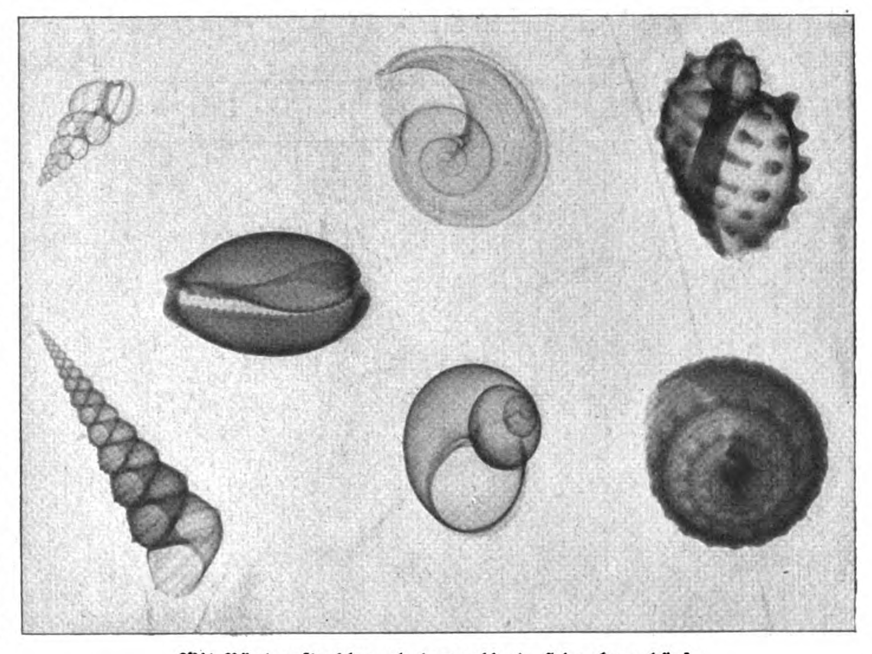


Schlammschnecken (Limnea auricularia u. Limnea stagnalis).

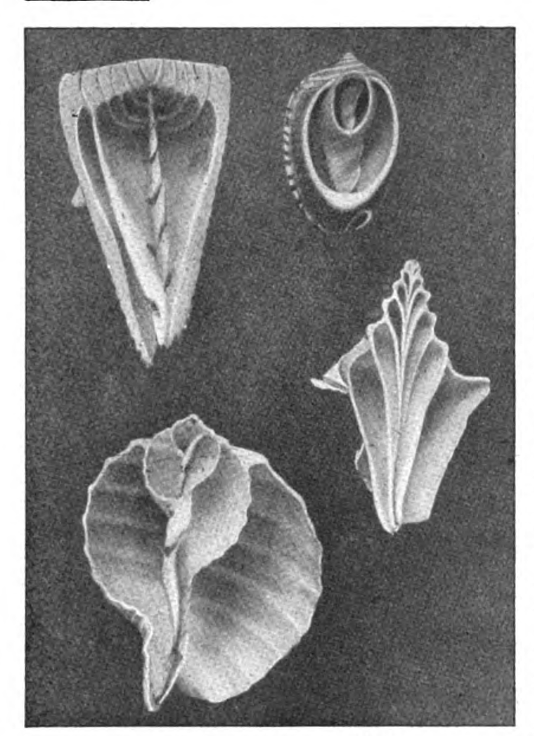
minder hübsche Arten der Gattung Helix sind die Pfeilschnecke (Helix arbustorum) und die Buschschnecke (Helix fruticum). Erstere läuft in einem netten kaffeebraunen Häuschen herum, das mit weißen Strichelchen niedlich verziert ist, und der Mundsaum ist von schöner porzellanartiger Weiße. Wundervolle zarte Häuser von reinweißer Färbung bauen sich Helix fruticum, die mehr im südlicheren Deutschland heimisch sind. Das sind im allgemeinen die auffallendsten und häufigsten Arten unserer Land-

einziger Moluskenforscher nicht weniger als 1150 Arten beschrieben hat; freilich lebt davon eine ganze Anzahl in wärmeren Ländern, und darunter sind, wie dies meist in den Tropen der Fall ist, besonders prachtvolle, eigenartige und stattliche Hausbesitzer. Am bekanntesten sind davon bei uns die Hainschnirkelschnecke (Helix nemoralis), die größte unter ihnen, und ihre kleinere Verwandte, die Gartenschnirkelschnecke (Helix hortensis). Das interessante an diesen Schnecken ist der Umstand, daß sie sich durch eine große Mannigfaltigkeit in der Färbung ihrer Häuschen auszeichnen; es gibt deren zitronengelbe, ziegelrote und seltener schokoladenbraune, und zwar entweder einfarbige oder solche mit braunen bis schwarzen Spiralbändern. Die Anzahl dieser Ringel übersteigt jedoch fünf nie, jeder einzelne kann fehlen oder sich mit dem benachbarten zu einem breiteren verschmelzen. Auf diese Weise sollen 89 Variationen der Häuschen möglich sein. Garten- und Hainschnirkelschnecken leben überall in Deutschland in Gärten, Gebüschen, Wäldern und Feldern. Unterscheiden kann man diese beiden voneinander nicht nur durch ihre verschiedene Größe, sondern hauptsächlich auch daran, daß der Rand an der Mündung bei Helix hortensis reinweiß ist, während Helix nemoralis einen schwarzen Mundsaum hat. Zwei andere weitverbreitete, nicht

schnecken, doch gibt es noch manche andere reizende Kerlchen, wie zum Beispiel das Märzenschnecklein (Buliminus detrius), deren etwa zwei Zentimeter hohe weiße Turmhäuschen eine rechte Charaktererscheinung zur Zeit der Buschwindröschen und ersten Veilchen sind. Eine andere hübsche Art, die an feuchten Stellen, in der Nähe von Gewässern häufig zu finden ist, ist die Bernsteinschnecke (Succinea putris), deren schönes, durchsichtiges, bernsteinfarbenes Häuschen wohl allgemein bekannt ist. Romantische Neigungen haben

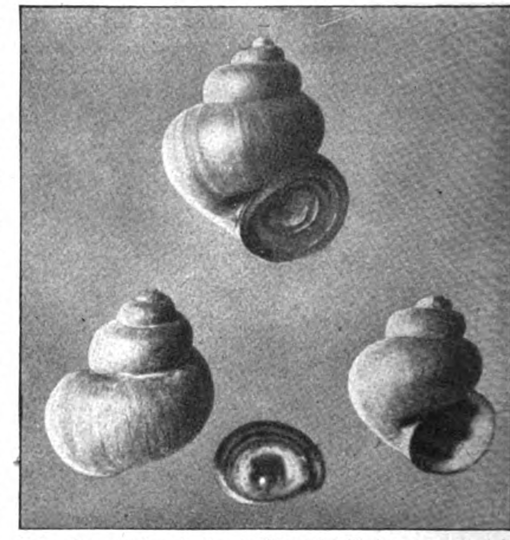


Mit Röntgenstrahlen photographierte Schneckengehäuse.

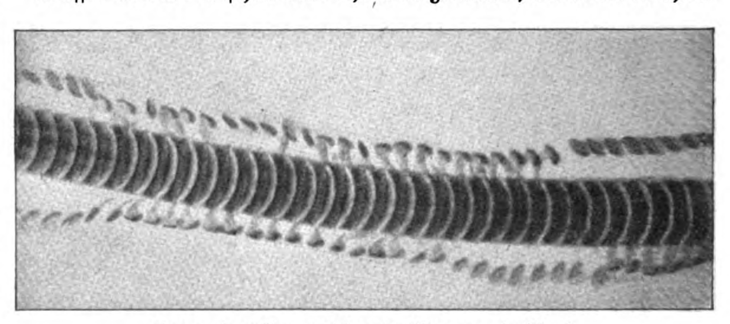


Durchschnittene Schneckenschalen.

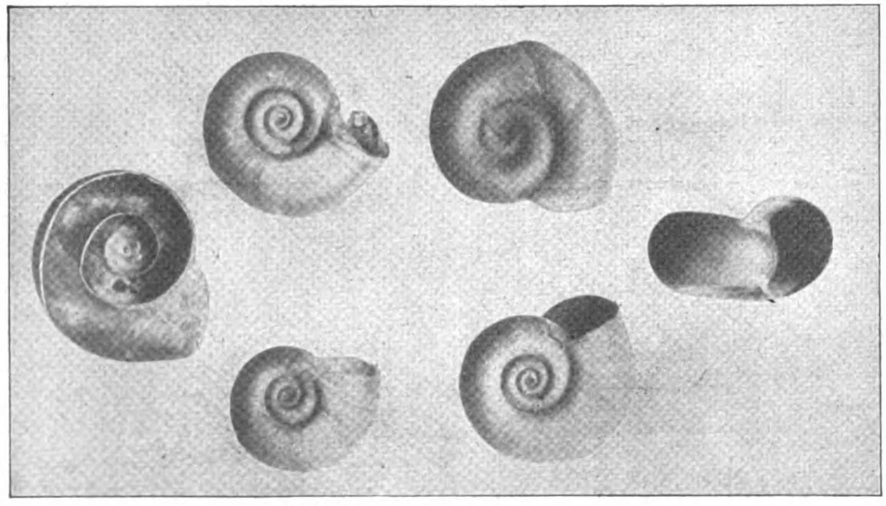
die niedlichen Schließmundschnecken (Clausilia), deren allerliebste, spitz gewundene, schön braun, violett oder gelbrot gefärbte und sehr oft seidenglänzende Häuschen an alten Stadtmauern und Ruinen stets zu finden sind. Sie suchen dort nach Flechten, die sie eifrig abweiden. Ihr kleines, höchstens 2 Zentimeter großes Gehäuse vermögen diese Schneckenarten mit einem besonderen Schließplättchen abzusperren. Die eigentlichen Zwerge unserer einheimischen Landschnecken sind jedoch noch weit kleinere Hausbesitzer, und zwar die Moos- oder Windelschnecken (Pupa). Unter ihren zahlreichen Arten gibt es solche, die in einem Häuschen von nur ein bis eineinhalb Zentimeter Länge wohnen. Im Gebirge gibt es eine solche kleine Art (Pupa arctica), die dadurch interessant ist, daß sie zweifellos ein Überbleibsel der Eiszeit ist, da sie sich sonst nur im nördlichsten Europa findet. Es ist also keineswegs leicht, diese winzigen Zwerge zu finden, und noch schwerer ist es, das lebende Tier zu beobachten, so heimlich geht es seines Weges. Wir dürfen uns deshalb auch nicht wundern, wenn, wie immer bei geheimnisvoll lebenden Tieren, auch um das Leben der Schnecken Sage und Aberglaube ihre romantischen Fäden gesponnen haben. Besonders in der Materia medica der Alten genossen die Schnecken ein gewisses Ansehen; eine aus ihnen bereitete Brühe sollte ein gutes Heilmittel für Brustkranke sein. Auch gegen Auszehrung und böse Füße sollten sie helfen. Und der gute alte Vater Gessner erzählt uns: „Es wird auch ein Wasser aus der Aeschen der Schnecken gebrandt, damit die Weyber jr Angesicht oder Gestalt schönen."



Lebendig gebärende Sumpfschnecke (Vivipara contecta).



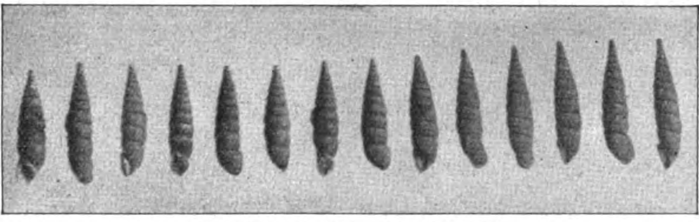
Junge der Purpurschnecke (Purpura lapillus).



Tellerschnecke (Planorbis corneus).

Außer Land- und Meeresschnecken gibt es noch eine große Anzahl verschiedener Arten, die das Süßwasser bewohnen. Jeder Fluß, jeder See, ja der kleinste Teich birgt die eine oder andere Art. Gerade die Süßwasserschnecken sind es, an denen wir die große Anpassungsfähigkeit dieser Tierklasse, an äußere Umgebung, beobachten können. So kann die Beschaffenheit der Temperatur, die Menge und etwaiges Gefälle des Wassers, die Ernährungsgelegenheit, das Vorhanden-

sein von Geröll, Sand usw., ruhiges oder bewegtes Wasser großen Einfluß auf die Größe, Gestalt und Festigkeit einer und derselben Art haben. Unter unsern Süßwasserschnecken sind die auffallendsten Arten die Schlammschnecken (Limnea), darunter in erster Linie das große Spitzhorn (Limnea stagnalis), dann die Tellerschnecken (Planorbis), worunter die Posthornschnecke (Planorbis corneus) am bemerkenswertesten ist, hat diese Schnecke doch die Eigentümlichkeit, dunkelrotes Blut zu besitzen, man hat sie daher früher auch die Purpurschnecke der süßen Gewässer genannt. Dies Rot ist aber nicht haltbar, es geht beim Eintrocknen bald in schmutziges Braun über. Uebrigens gibt es eine Varietät dieser Schnecke, die, wenigstens in ihrer Jugend, ein ganz rotes Gehäuse hat, weswegen sie auch von Aquarienliebhabern gern gepflegt wird. Als dritte große Art im Bunde unserer Süßwasserschnecken ist die Sumpfschnecke (Vivipara contecta) zu nennen. Die Farbe ihrer Schale wechselt, je nachdem die Tiere in schlammigem oder klarem Wasser leben, von einem glänzenden Blaßbraun zu trübem Dunkelbraun, oft geziert durch drei dunklere Spiralbänder.



Baumschnecke (Clausilia alplicata).

Die Porzellansammlung von Giebichenstein.

Von Dr. Wilhelm Mießner. — Hierzu 3 photographische Aufnahmen.

In dem alten Gemäuer der Giebichenstein-Burg über den seeartigen Ufern der Saale ist, wie von der Zeit vergessen, ein Schloßbau stehengeblieben mit schönen alten Gewölben. Aus dem schattigen Park steigt man zu diesem versteckten Bau hinan und ist plötzlich auf einem großen sonnigen Burghof mit altertümlichen, wappengeschmückten Gebäuden und rosenbedeckten klosterartigen Laubengängen, so daß man sich völlig in das Mittelalter zurückversetzt glaubt.

Dann findet man in dem großen massiven Treppen-



Die Tassen- und Kannensammlung.



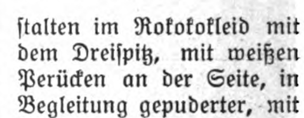


Blick in das Sammlungszimmer.

haus die gleiche schattige Kühlung wie unter den Bäumen des Parks, in dem der Hallenser seinen Sonntagsbummel macht.

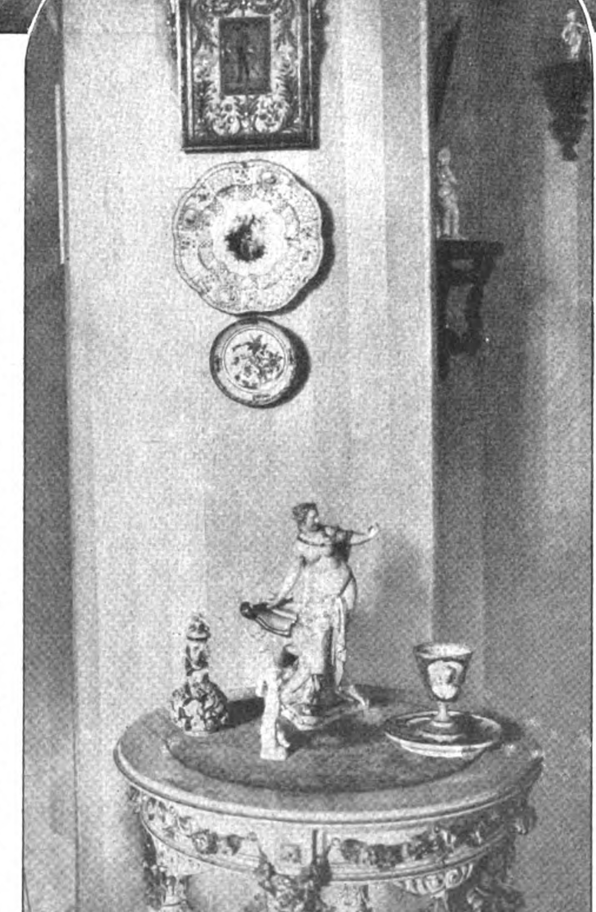
In dieser vorsichtigen Abgeschlossenheit aber ist das Schweigen und die Stille alter gepflegter Räume, die unaufdringliche Behaglichkeit alter Familien. In den Schränken stehen die Zeugen längstvergangener Freundschaften, an den Wänden hängen Kunstwerke, wie sie der Reichtum unserer Urgroßväter gesammelt hat. Erinnerungen aus mehr als zwei Jahrhunderten, wie sie die Völker sonst nur in ihren Museen sammeln, haben sich hier innerhalb einer einzigen bevorzugten Familie vererbt und leiten die Gedanken moderner, autofahrender Menschen in die Zeiten zurück, da ihre Vorfahren in Kaleschen zum Dienst des großen Königs fuhren.

Es ist, als ob all diese Schränke Spalier ständen in der Erwartung von Gestalten im Rokokokleid mit dem Dreispitz, mit weißen Perücken an der Seite, in Begleitung gepuderter, mit Schönheitspflästerchen gezierter Damen.



Ueber tausend Tassen, Vasen, Kannen und Porzellanfiguren aus allen königlichen und fürstlichen Manufakturen reden von einer Liebhaberei, die wir uns heute nur noch mit großmütterlicher Gediegenheit und Treue zusammen denken können.

Die Mutter des Besitzers Seiner Exzellenz des Herrn Generalleutnants von Vagenski-Seeben hat den Hauptteil an dieser schönen und reichen Sammlung zu den alten Schätzen hinzugefügt. Ihre Liebe zu den Gegenständen tut noch jetzt eine sorgfältige Bezeichnung der einzelnen Stücke kund, die mehr als fachmännische Kenntnisse verrät. Ihre kleine energische Handschrift zeugt davon und gibt den Stücken den besonderen Wert des Familienandenkens.



Berliner Porzellane.

Am reichsten ist natürlich im Hause dieser ostpreußischen Adelsfamilie das Berliner Porzellan vertreten. Wunderbare Stücke aus dem 18. Jahrhundert sind darunter, die „Justitia" und zahlreiche Schäferfiguren aus jener Zeit, da man in Berlin noch allen Stolz daran setzte, die Meißner Fabrikate zu übertreffen, und sich Friedrich der Große seine Porzellanmaler und Modelleure aus Sachsen holte. Oder die „Fama", ein kostbares Stück aus dem 19. Jahrhundert, neben der reizenden Wiener Bechertasse, die auf den Diplomatentees des Wiener Kongresses vielleicht eine Rolle gespielt hat.

Zarte, bemalte, dünne Meißner Tassen in den reizendsten Formen, die der junge preußische Kronprinz Friedrich am Hofe Augusts des Starken bewundert haben könnte, als ihn dieses Klein-Paris zu lebhafter Bewunderung hinriß. Und jene drolligen Meißner Fayencetassen mit den hölzernen Henkeln und verschließbaren Deckeln, deren eiserne Federn heute längst verrostet sind. Nur ihre wunderbare Bemalung nach Gemälden französischer Meister sieht noch so frisch aus wie am ersten Tag.

Auch Wien, Neapel, Sèvres, Nymphenburg, und die Petersburger Manufaktur mit ihren Grenadiertassen sind vertreten. Und daneben alle die kleinen deutschen Fürstenhöfe, die es den großen nachzumachen suchten und doch im besten Fall so etwas wie ein Provinzrokoko zustande brachten: Höchst, Fürstenberg, Ludwigsburg, Wallendorf, Gotha, Ilmenau und das schon wieder sehr wienerische oder französische Frankenthal.

Am reichsten ist die Sammlung der dunkelblauen Empiretassen, von den ersten mit Biskuitreliefs bis zu den zahllosen Schalenformen der dreißiger Jahre und den Tassen mit Löwenfüßen der vierziger Jahre. Fürstliche und private Porträte oder Ansichten geben ihnen für den Besitzer als Geschenk eine besondere Bedeutung.

Der Kunstfreund aber wendet sich zurück zu den preziösen Schalenformen der älteren Zeit, die von so entzückender Grazie und reizender Anmut sind.

Um Mitternacht.

Schwarz vermummt Frau Mitternacht
geht,
Im Garten sie leuchtende Wunder sät,
Und in den starren Apfelbäumen
Fangen Winde an laut zu träumen.

Ein Schein irrt bange durchs Gemach,
Als stände am Fenster der junge Tag.
Du hebst dein Haupt und stöhnst empor
Und sprichst im Traum, was ich dir schwor;
Im Efeu draußen die Winde wühlen
Wie du da in den warmen Pfühlen . . .

Der Mohn verblaßt, er leuchtet nicht
mehr,
Reseden und Rosen duften so schwer,
Und die Sterne wollen nicht scheinen —
Still, Marie, nicht weinen, weinen . . .

Fritz Stöber.

Der Waller.

Plauderei von Hanns Fechner.

Unsere Jugend stellt sich zur Aufgabe, bei ihren Streifzügen durch die Heimat möglichst viel von dem, „was da fleucht und kreucht", und was in den Seen und Flüssen wohnt, aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Auch ich hielt es von Jugend auf bei meinen Wanderfahrten so und freute mich ganz besonders dann, wenn ich irgendein eigenartiges, von den landläufigen Formen abweichendes Lebewesen abseits von der Heerstraße zu Gesicht bekam und beobachten konnte.

Sicherlich gibt es nicht viele, die einmal dabei waren, als von glücklichen Anglerhänden ein Waller ans Ufer gebracht wurde. Solch ein Wels oder Waller ist ein ganz seltsamer Geselle. Mit seinem ungeheuer breiten, plattgedrückten Kopf, der unverhältnismäßig zur Größe des übrigen Körpers wirkt, macht er den Eindruck eines vorsintflutlichen Ungetüms, einer Riesenkaulquappe. Die kleinen Augen, die so im Kopf stehen, daß sie alles, was über ihnen vorgeht, beobachten können, der große weite Rachen mit einer Unzahl von scharfen, kleinen Zähnchen und nicht zuletzt die Bartfäden, deren zwei sehr lange am Ober- und vier kleinere am Unterkiefer sich tastend schlängeln, deuten auf ein Leben am Grunde der Gewässer hin. Mit den aus der See kommenden Stören und Lachsen kann unser Wels es an Körpergröße wohl aufnehmen, aber nicht an Fertigkeit und Geschicklichkeit in der Schwimmkunst; das zeigen schon die fast die Hälfte des Bauches einnehmende Afterflosse und die abgerundete Schwanzflosse. Und dennoch ziert den Wels die strahlenlose Fettflosse, die sonst nur den so gewandt schwimmenden Edelfischen, den Salmoniden, eigen ist. Man versteht, daß dieser Riese unter den europäischen Süßwasserfischen, der mitunter eine Länge von vier Meter und ein Gewicht von mehreren Zentnern erreicht, es liebt, tagsüber zwischen Gestein am Boden der Seen oder in großen Uferhöhlungen träge zu liegen. Hier schnappt er wohl fort, was sich übermütig in seine Nähe wagt. Seine Hauptbeute jedoch holt er sich in dunklen Nächten oder an stürmischen Tagen, wo ihn das aufgewühlte trübe Wasser an die Oberfläche lockt und ihm den Fang erleichtert. Obgleich es sich der Wels in den meisten unserer Seen und Flüsse wohl sein läßt, so ist es doch immer ein Ereignis, wenn ein schönes Exemplar von einem glücklichen Angler gefangen, an Nachtangeln oder in den Netzen der Fischer herausgeholt wird. Auf den Markt gebracht, liegt dann der häßlich gestaltete Goliath in seinem schönen, über und über dunkelgrünlichbraun marmorierten Hautkleid als Schaustück in ungewohnter Tageshelle. Die Leute betasten vorsichtig seine schuppenlose schleimige Haut und werden ein gewisses Unbehagen nicht los: Essen könne man doch das Fleisch eines so häßlichen Fisches nicht. Und



der Fischer, den das böse macht, verteidigt den guten Geschmack des Fleisches, das er ja pfundweise verkaufen will. Unrecht hat er damit nicht, denn junger Wels schmeckt ähnlich wie Aal.

Von Welsen hat man den schmackhaften amerikanischen Zwergwels jetzt bei uns zur Aufzucht im Karpfenteich, wie es scheint mit Erfolg, eingeführt. Denn unsere einzige heimische Welsart, der Silurus glanis, ist wohl kaum für Zuchtzwecke geeignet und wird eben nur ein ausnahmsweiser Fang im Netz des Fischers bleiben. Anders steht es aber in unsern Kolonieländern. Wenige nur wissen, daß, außer Krabben und einer minderwertigen Weißfischart, gerade der Orangewels, der den Fischfluß und seine Nebengewässer hinaufzieht, der gegebene Speisefisch in Südwest ist. Er hat sich den klimatischen Verhältnissen vollkommen angepaßt und versteht es ausgezeichnet, die Unbilden der Witterung zu überwinden. Wie alle Flüsse jener Gegend, den Oranje allein ausgenommen, ist der Fischfluß ein ausgetrocknetes Rinnsal. Nur in der Regenzeit kommt er zwei- bis dreimal ab, daß heißt, er fließt, wenn es in einem Teil seines Einzugsgebietes genügend stark geregnet hat. Dann kann er sehr reißend werden, gleichgültig ob er in seiner ganzen Länge oder nur einem Teil seines Laufes fließt. Das letztere ist nämlich die Regel. Dieses Wasser verläuft sich aber in wenigen Tagen, und es bleiben nur an einigen Kolken, Löchern und Felsbänken des Flußbettes Wasserstellen zurück, die nach der Regenzeit immer kleiner werden. Von allen Flüssen des inneren Landes hat der Fischfluß bei weitem die meisten und die größten Wasserstellen, von denen sehr viele das ganze Jahr über Wasser führen. Seinen Namen hat er allerdings seines Reichtums an Fischen wegen, vielleicht auch deshalb, weil es in keinem Fluß des Schutzgebietes, der nicht mit dem Fischflußsystem zusammenhängt, Fische gibt. (Kunene natürlich ausgenommen.)

„Ich habe niemals andere Fische im Fischfluß gesehen als Welse und eine mittelgroße Sorte von Weißfischen", so teilt mir Hauptmann Wilm mit. „Die Welse gehen, wenn der Fluß abkommt, vom Oranje her flußaufwärts. Sie kommen in allen Größen; die mittelgroßen, 50—60 Zentimeter langen, schmecken am besten, die großen sind zu fett und tranig. Der größte Wels, den ich hier sah, war 1.40 Meter lang und etwa einen Zentner schwer. Mit dem Eintrocknen des Wassers bleiben sie in den Wasserstellen zurück und überdauern da die ganze trockene Zeit. Der Wels ist außerordentlich zäh, und es sind Fische aus dem Sand ausgegraben worden, der nur noch wenig Feuchtigkeit enthielt. Die Tiere wühlen sich, je kleiner die Wasserstelle wird, um so tiefer in den nassen Schlamm ein. — Die Eingeborenen, die in der Nähe des Fischflusses leben, gehen wohl auf den Fang aus. Sehr viel macht sich der Eingeborene aber nicht aus dem Fisch. Er fängt sich lieber einen Hasen oder einen Bock. Vorräte legt der Eingeborene überhaupt nicht an. Alles, was er hat, futtert er auf. Wenn man einen Eingeborenen acht Tage über Land schickt und gibt ihm für acht Tage Verpflegung mit, so setzt er sich hinter den nächsten Busch, frißt vor allen Dingen die ganze Verpflegung auf, und dann erst tritt er den Marsch an. Wenn der Eingeborene fischt, fängt er den Fisch entweder mit den Händen aus dem Schlamm, oder er macht sich einen einfachen Angelhaken aus einem Nagel oder Knochen, oder er sticht den Fisch mit dem Speer. Die Eingeborenen essen die Fische ebenso wie alles andere Fleisch auf der Asche oder der Glut gebraten."

Hauptmann Fischer schrieb mir über den Wels: „Das steinerne Gerippe Groß-Namalands wird vom Norden nach Süden vom Fischfluß gefurcht. Er sammelt die Wasser der Regenzeit, führt sie in engem, steilwandigem Bett dem Oranje zu und hält bis in die Trockenzeit hinein, auch über sie hinweg, Reste der Flut in Tümpeln fest. So war er im Hottentottenkrieg eine wertvolle Basis für beide Parteien, die von den Gefechtsfeldern in wasserarmen Steinöden hierher kamen, um aus dem Vorrat des Fischflusses neue Kraft zu schöpfen. Von weither zog unsere müden, durstigen Pferde das Wasser an. Ihre Hufe klapperten das Sandsteingewirr zur Flut hinab, die unter den Strahlen der Höllensonne träge und ekel schwelte, eine Brutstätte für Moskitos und Fliegen. Aber wer fragte danach. Roß und Reiter schluckten ohne Zaudern hinab, was der Fischfluß bot. Aber wenn die Trockenzeit fortschritt, der Himmel monatelang wolkenlos über Groß-Namaland blaute, dann schrumpften die Tümpel. Wer im August oder September hier zur Tränke kam, merkte, daß noch andere Lebewesen den Kampf um diese letzten Tropfen kämpften. Steckten unsere Reit- und Zugtiere die Köpfe in die trüben, lauwarmen Kolke, so sahen wir manchmal, wie sie erschreckt zurückfuhren, aus geblähten Nüstern prusteten und trotz allen Durstes nicht tränkten. Da lernten wir die seltsamen Bewohner kennen, die dem Fischfluß den Namen gegeben haben: Welse. Sie standen oft in qualvoller Enge in diesen unreinen Wassern. Wir fingen mit den Händen, so viel wir brauchten. Sie brachten in das ewige Einerlei von Reis und Büchsenfleisch willkommene Abwechslung. Manchem deutschen Reiter wird der Fischflußwels zur liebsten Wegerinnerung dieses Krieges geworden sein. Aber wo kamen sie her, was wurde aus ihnen, wenn die Tümpel versiegten, das Wasser unter Sonnenglut, Füßen und Hufen verschwunden, nichts übriggeblieben war als die stumpfgrauen Lehmplatten der Behälter? Es kann kein Zweifel sein, daß die Welse aus dem Oranje stammen. Sie wandern fischflußaufwärts zur Zeit des jährlichen Abkommens, wenn die Regenwasser, die sich über das Stromland ergießen, das Bett füllen und vom Fischflußmund bis ins Quellgebiet und die Nebenflüsse hinein als geschlossene Wasserstraße stehen. Oft nur für wenige Tage. Doch sie genügen, die wanderlustigen Fische in die entlegensten Winkel des Stromsystems zu locken. Sie kommen in den Löwenfluß und Leberfluß hinein, sogar bis in den Oberlauf des Kaitsaub und Hudup. Dort haben wir sie mit der Angel herausgeholt, vierhundert, fünfhundert und mehr Kilometer vom Oranje entfernt. Mit fortschreitender Austrocknung aber schieben sich erst hier, dann dort trockene Strecken in die Wasserbahn. Schon haben nur die tiefen, bald nur die allertiefsten Stellen der Flüsse Wasserbedeckung; mit stundenweiten Zwischenräumen reihen sich Teiche das Bett entlang und harren dem Ende und der neuen Regenzeit entgegen. In ihnen sind auch die Welse zur Ruhe gekommen. Sie sind in die engen Behälter gebannt wie in Gefängnisse, deren Mauern von Tag zu Tag näher rücken, deren Dächer niederer werden. Und eines Oktober- oder Novembertages ist das Becken leer. Die wanderfrohen Welse wären unrettbar verloren, würden jahraus, jahrein dem Tod verfallen, hätte die Natur sie nicht für diese Not gestählt. Sie gab ihnen die Mittel, sich der Dürre anzupassen.



Wenn der Schlamm noch nicht erhärtet ist, sich langsam zu festen beginnt, graben die Welse sich hinein, bauen sich ihre Winterkammern, in denen sie in todesähnlicher Starre die Monate verschlafen, die sie auf Wasser verzichten lehren. Kommt dann die neue Regenzeit, brausen die abkommenden Fluten wieder das Trockenbett hinab, über die versteckten Schläfer hinweg, so erwachen sie zu neuem Leben. Und vom Oranje hinauf kommen frische Scharen gewandert, die Lücken füllend, die der letzte Winter gerissen hat. Das Durchschnittsgewicht ist zwei bis drei Pfund. Im Oranje werden größere Fische, oft über einen Zentner schwer, gefangen; doch diese haben das Wandern aufgegeben und nehmen an den Ausflügen nicht mehr teil, die sie in trügerische Regenflüsse führen und einem Daseinskampf ausliefern würden, dem sie nicht mehr gewachsen wären."

Eine interessante Beobachtung Wilms möge hier noch angeführt sein, die man ebenfalls gelegentlich bei den Aalen, die ja auch Schleimhäuter sind, wahrnehmen kann.

„Es war an einem heißen Gefechtstag, daß wir abends hinunterritten zum Hudup, einem Nebenfluß des Fischflusses, um unsere Pferde zu tränken und die Nacht zu verbringen. Wir hatten lange nicht mehr richtig gegessen und waren glücklich, beim Tränken der Pferde in einem Tümpel des sonst trockenen Flusses Welse zu entdecken. Gleich nachdem das Lager bezogen war, machten wir uns an den Fang und hatten soviel Glück damit, daß wir uns nicht nur für den Abend satt essen konnten, sondern auch noch Fische für den nächsten Tag übrighatten. Ich lag mit meinen Pferden und dem Arzt meiner Kompagnie etwa einen Kilometer vom Fluß ab unter einem breiten Kameldornbaum, und als die Pferde ihren Hafer ausgefressen hatten, machten wir Wasser in die Freßbeutel und setzten dort hinein unsere Fische. Es war schon dunkel geworden, und wir saßen am verglimmenden Feuer bei einer Pfeife Tabak und hörten in den Pausen des Gesprächs jedesmal einen schurrenden Ton ganz in der Nähe. Schurr, schurr, schurr, schurr, so ging es immer. Wir paßten nun auf, und ich ließ vom Bambusen das Feuer anfachen, wir sahen aber nichts. Auf einmal fiel mir ein: Aha, unsere Welse! Ich lief zu den vier bis fünf Freßbeuteln, die zehn Schritt ab nebeneinander zusammengelehnt an einen Stein gestellt worden waren, und sah zu meinem Erstaunen im Schein des Lagerfeuers, daß nur noch wenige Fische da waren; aber neben den Freßbeuteln war der Sand feucht, und von da führte schnurgerade eine sonderbare Spur hinunter zum Fluß. Ich ließ einen Jungen mit einem Feuerbrand leuchten und folgte der Spur, und bald hatten wir unsere Ausreißer wieder. Die Welse hatten den kürzesten Weg zum Wasser eingeschlagen, und die vordersten waren bereits einhundertzwanzig Meter weit in dem tiefen, völlig trockenen Sand gekommen. Sie waren ringsum so voll Sand, daß sie sich vom Boden gar nicht abhoben; ich konnte sie nur an der Bewegung erkennen. Das ist gewiß ein Zeichen nicht nur ungeheurer Zähigkeit, sondern auch eines vorzüglichen Ortssinns dieser Tiere. Das war im Jahr 1905."

Das Seemannsheim in Buenos Aires.

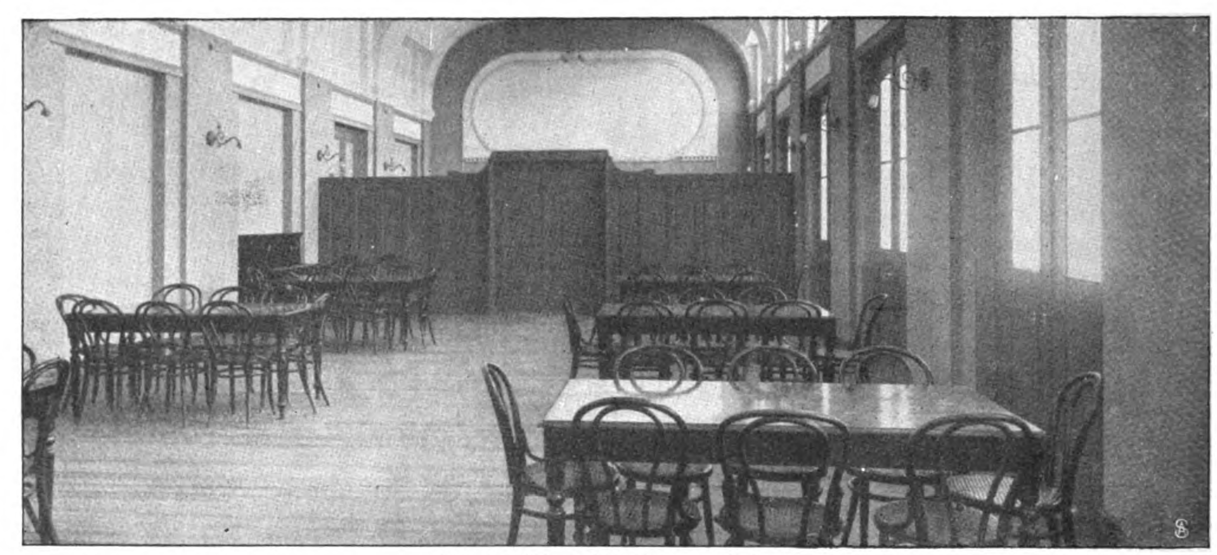
Hierzu 2 photographische Aufnahmen.

Am 1. Mai 1901 wurde das erste deutsche Seemannsheim in Buenos Aires in der Almirante Brown eröffnet. Der Besuch des neuen Heims war befriedigend. Da sich nun aber, seit dieses Seemannsheim bestand, bald die Notwendigkeit herausstellte, die Arbeit auf eine sichere Grundlage zu stellen, wurde am 3. Juli 1902 der Verein „Deutsches Seemannsheim" gegründet. Damit war die Arbeit im wesentlichen in die Bahnen geleitet, in denen sie noch heute weitergeführt wird. Aus der Folgezeit sind dann als die beiden Hauptfortschritte zu nennen: die Einrichtung der eigenen Heuerstelle und der Bau des eigenen Heims. Schon bald nach der Eröffnung dieses Heims stellte sich die Notwendigkeit heraus, etwas zu tun, um den Gästen des Heims Stellen an Bord zu vermitteln. Nach mancherlei Versuchen wurde im Heim eine eigene Heuerstelle eingerichtet. Aber bereits Ende 1903 stellte sich heraus, daß das bisherige Heim zu klein war. Daher mußte es erweitert werden, das Haus Calle Dulce 253 wurde gemietet und im Januar 1904 bezogen. Am 1. Februar 1905



Ansicht des Seemannsheims.





Der Speisesaal des Seemannsheims.

konnte dann der Vorsitzende berichten, daß ein Gesuch um Gewährung eines Grundstückes zum Bau eines deutschen Seemannsheims an das Ministerium des Innern eingereicht sei. Nach Bewilligung des Grundstückes wurde sofort mit den Vorarbeiten für den Bau des Heims begonnen und die schon längst unternommenen Sammlungen für den Baufonds mit neuem Eifer fortgesetzt sowie weitere Schritte zur Sicherstellung der Baukosten getan. So konnte denn endlich der Bau in Angriff genommen werden. Das neue Heim Avenida Azopardo Ecke Carlos Calvo wurde im Juli 1912 bezogen und entspricht in jeder Weise den gestellten Anforderungen. Es ist in allen Teilen mit elektrischer Beleuchtung versehen und enthält in Zimmern, zu 4 und 6 verteilt, im ganzen 60 Mannschaftsbetten, große moderne Bade- und Wascheinrichtungen, einen großen Eßsaal für die Mannschaften, Schreib- und Leseraum (die beide zu einem großen Festsaal vereinigt werden können), 2 Offizierzimmer, Offizier-Eß- und Badezimmer und außer den Verwaltungsräumen helle, luftige Wirtschaftsräume, Küche usw., die sich um einen in der Mitte des Heims gelegenen Garten gruppieren.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 34. Berlin, den 22. August 1914. 16. Jahrgang.

Wofür England Krieg führt.

Vom Kaiserlichen Legationsrat Dr. Alfred Zimmermann.

Je mehr die Entrüstung und Überraschung über den schnöden Überfall des Dreiverbands ruhigeren Erwägungen Platz machen, um so mehr gewinnt die Überzeugung an Boden, daß der Deutschland aufgezwungene Krieg leider unvermeidlich war. Wie sich die Dinge in der Welt einmal gestaltet hatten, wäre, wie es der verstorbene Staatsmann F. von Holstein schon seit Jahren gefürchtet, das Deutsche Reich über kurz oder lang doch von seinen verbündeten Feinden vor die Frage gestellt worden, ob es die Entscheidung über seine Lebensinteressen ihnen überlassen oder einen Kampf mit erdrückender Übermacht im ungünstigsten Augenblick aufnehmen wolle. Frankreichs alter, unstillbarer Racheburst hat natürlich nicht zum wenigsten zu dieser Gestaltung der Weltlage beigetragen. Umsonst sind alle Freundlichkeiten Deutschlands, umsonst das Großziehen gewaltiger gemeinsamer Interessen zwischen den so eng aufeinander angewiesenen Nachbarn auf den verschiedensten Gebieten gewesen. Das mit Deutschlands Hilfe geschaffene mächtige Kolonialreich hat die maßgebenden Kreise Frankreichs den Verlust von Elsaß und Lothringen nicht verschmerzen lassen. Es hat sich gezeigt, daß in Frankreich die republikanische Staatsform ebensowenig wie früher die monarchische die unruhige Abenteuerlust im Zaun zu halten imstande ist, die Frankreich im Lauf der Zeiten so oft zum Störer des Weltfriedens gemacht hat. — Auch die unersättliche echt asiatische Ausdehnungs- und Eroberungssucht, die die Russen seit Jahrhunderten auszeichnet, spielt unter den Ursachen des heutigen Weltbrandes keine geringe Rolle. Aber schwerlich würde er so bald zum Ausbruch gekommen sein, wenn nicht seit Jahren England diesen Krieg in aller Ruhe kaltblütig und planmäßig vorbereitet hätte.

In Deutschland hat man sich zu einem Krieg niemals entschlossen, wenn nicht die heiligsten Güter, Freiheit und Ehre, Haus und Hof, auf dem Spiel standen. Selbst gegen Kriege, die späteren Gefahren vorgebeugt hätten, hat sich stets das Gewissen der Nation empört. In England ist dagegen der Krieg von alters her ein Geschäft gewesen wie ein anderes auch. In dem Inselreich fechten eben nicht die Bürger um Weib und Kind, um Hab und Gut und den Bestand des Vaterlandes, hier schützt das Meer vor dem Eindringen des Feindes, und das Kriegführen wird durch gut bezahlte Söldner besorgt. Nur wer für Handel und Gewerbe oder ruhiges bürgerliches Leben ungeeignet ist, läßt sich hier zum Dienst in Heer und Flotte anwerben. Jeder ist da willkommen, und die englischen Werber scheuen bekanntermaßen vor keinem Mittel zurück, um genug Mannschaften für Heer und Flotte zusammenzubringen. Während andere Völker im Krieg, selbst wenn er siegreich ist, ein Gottesgericht, eine schwere Heimsuchung erblicken, sehen die Engländer darin von alters her nur die gute Gelegenheit, sich durch Seeraub und dergleichen zu bereichern. Mit Entrüstung haben sie im Lauf der Zeiten mehr als einmal Friedensbemühungen zurückgewiesen. Mehr als ein englisches Ministerium ist gestürzt infolge der Entrüstung der englischen Handelswelt über die Störung ihrer Raubgeschäfte durch einen vorzeitigen Friedenschluß!

Seit mehr als zwei Jahrzehnten hatte sich bei den Drahtziehern der englischen Politik, wie Eingeweihten bekannt, die Überzeugung herausgebildet, daß noch gefährlicher als die Übermacht Rußlands und der Vereinigten Staaten für England ein gar zu starkes einiges Deutschland sei. Einflußreiche englische Politiker hegten nun schon zu Anfang der neunziger Jahre die Auffassung, daß ein Zerfall Österreich-Ungarns in absehbarer Zeit unvermeidlich sei, und daß dann das Deutsche Reich das Erbe antreten werde. Damit würde Deutschlands Einfluß von der Nordsee bis zum Mittelmeer reichen und das Gleichgewicht Europas zu Deutschlands Gunsten in einem nach ihrer Ansicht für England unerträglichen Maß verschoben werden. Von dieser durch keine Tatsache gerechtfertigten Erwägung ausgehend, hat England seit Anfang der neunziger Jahre planmäßig Maßregeln getroffen, um den angeblichen gefährlichen Bestrebungen Deutschlands rechtzeitig entgegenzutreten. Es begann damit, mit größtem Nachdruck die Beilegung seiner uralten Zwistigkeiten mit Frankreich zu betreiben. Trotz aller Schwierigkeiten, die ihm dabei durch die Franzosen in den Weg gelegt worden sind, hat England diesen Gedanken nicht aus den Augen gelassen und schließlich nach langen Mühen unter erheblichen Opfern glücklich durchgeführt. Die Verträge von 1899 und 1904 haben die Streitpunkte zwischen beiden Mächten, um die sie früher schwere Kämpfe geführt, aus der Welt geschafft und das „herzliche Einvernehmen" herbeigeführt. — Zu gleicher Zeit hat England eine Reihe wichtiger Maßnahmen getroffen, um seine Stellung in seinen überseeischen Besitzungen so gut wie nur irgend möglich zu befestigen. Die Einverleibung Transvaals, die Zustimmung zur Errichtung eines fast selbständigen australischen Bundes waren die wichtigsten Schritte in dieser Hinsicht. Die Vernichtung der Burenherrschaft in Transvaal ist, dafür befinden sich die Beweise in den Händen der deutschen Reichsregierung, bereits im Frühling des Jahres 1895 von der englischen Regierung auf dem später eingeschlagenen hinterlistigen Weg ins Auge gefaßt und sorgfältig vorbereitet worden! Da Deutschland die Hand zu diesem Verbrechen nicht, wie England gewünscht hat, bot, wuchs von da

an noch der Haß gegen das Reich in England. Seit dem Regierungsantritt König Eduards drängte daher der Gedanke der Lahmlegung und Einkreisung Deutschlands alle andern Erwägungen zurück. Wenn Anfang 1895 ein englischer Minister mit dem Gedanken eines Zusammengehens mit Frankreich und Rußland gegen Deutschland nur gespielt und seine Verwirklichung wohl kaum selbst für möglich gehalten hatte, so ist König Eduard von vornherein kaltblütig auf dieses Ziel losgesteuert. Deutschlands Flottenbauten, seine Einmischung und Festsetzung in Ostasien, seine Bestrebungen in Westafrika, seine Bagdadbahnpläne erschienen König Eduard und seinen Beratern als unerträgliche Anmaßungen, denen ein Ende gesetzt werden müsse. Kein Mittel war ihnen zu schlecht, um dies Ziel zu erreichen. Eine Toryregierung hat diese Politik eingeleitet, ein liberales Kabinett hat sie unentwegt fortgesetzt. — Ein Beweis, wie tiefe Wurzeln der Haß gegen Deutschland schon seit langem in England geschlagen hat! — Bezeichnenderweise haben die Liberalen die Hauptvertreter der deutschfeindlichen Politik Sir Edward Grey und Churchill von den Tories übernommen. Wer die Tätigkeit dieser Männer aufmerksam beobachtet hat, konnte nicht im Zweifel sein, daß England längst entschlossen war, den ersten günstigen Augenblick auszunützen, um Deutschlands Machtstellung gründlich zu brechen. Das verbreitetste englische Blatt, das von jeher innige Fühlung mit den Leitern der dortigen Politik unterhalten hat, erklärte denn auch kaltblütig, noch vor Eintritt Englands in den Krieg: England sei gezwungen, für das „Gleichgewicht" (Balance of power) auf Frankreichs und Rußlands Seite zu treten. Aber den Engländern ist es bei diesem Kampf nicht allein um die Wegnahme der deutschen überseeischen Besitzungen, die Zerstörung der deutschen Flotte, die Vernichtung des deutschen Handels und die Schwächung des deutschen Wirtschaftslebens zu tun, ihnen schweben auch noch weitere Vorteile, von denen sie vorsichtig schweigen, vor. Hat schon der japanische Krieg mit den darauf folgenden Unruhen Rußlands Macht bedeutend geschwächt und Englands asiatischem Besitz damit eine größere Sicherheit gegeben, so kann es jetzt unter allen Umständen mit einer noch viel stärkeren Erschütterung des ihm so gefährlichen russischen Kolosses rechnen. Man wird, darüber ist kein Zweifel möglich, in England sich über jede Niederlage, die den Russen etwa zuteil werden sollte, im stillen herzlich freuen. Jede Schwächung der Russen kommt ja den Besitzungen der Engländer in Indien und ihrer Politik in Ostasien zugute.

Aber noch weit mehr Nutzen verspricht sich der weitschauende englische Politiker von dem jetzigen Krieg hinsichtlich der Stellung Englands zu den Vereinigten Staaten. Wenn England in dem Kampf seinen besten Kunden, das Deutsche Reich, schwer schädigt und womöglich ruiniert, und wenn auch seine anderen Abnehmer dabei erheblichen Schaden leiden, so ist das ja nichts im Vergleich zu den Verlusten, die dieser Krieg den Vereinigten Staaten mittelbar und unmittelbar zufügen muß. Die Vereinigten Staaten sind heute das drittgrößte Handelsvolk der Erde. Wenn Englands Handel zurzeit einen Wert von etwa 28 Milliarden Mark darstellt, beläuft sich der des Deutschen Reiches auf rund 21, der des Handels der Vereinigten Staaten auf etwa 17 Milliarden Mark. Beinah die Hälfte des Umfangs des ganzen amerikanischen Handels entfällt auf den Verkehr mit Europa. Neben England sind Deutschland, Frankreich, Holland und Belgien die besten Abnehmer und Lieferanten der Vereinigten Staaten. Sie sind es sogar noch in höherem Maß, als es aus den Ziffern der Handelstatistik sich ergibt. Geht doch ein großer Teil der Waren, die England aus Amerika bezieht, weiter nach dem europäischen Festland, wie auch England viele europäische Waren nach Amerika verfrachtet. Welche Wirkung unter solchen Umständen der jetzige Krieg auf Handel und Wandel der Vereinigten Staaten ausüben muß, ergibt sich von selbst. Nicht nur für den Augenblick werden letztere großen Schaden leiden, sondern sie werden auch für die Zukunft schwer bedroht, und das um so mehr, wenn England sein Ziel erreicht, die große Schiffahrt Deutschlands und Frankreichs mit den Vereinigten Staaten so gut wie mit anderen überseeischen Ländern zu vernichten. Nach den letzten statistischen Aufzeichnungen betrug der Anteil der amerikanischen Schiffahrt in den eigenen Häfen nur 10 Prozent des Umfangs der auswärtigen. Mehr als zwei Drittel der die Vereinigten Staaten besuchenden Schiffe trug schon jetzt die englische Flagge. Nicht weniger als 24½ Millionen Registertonnen zählten die in amerikanischen Häfen einlaufenden Schiffe. Die deutschen brachten es davon nur auf etwa 4½ Millionen, die französischen und holländischen je auf eine Million. Sollte es Englands Politik glücken, das Monopol der Schiffahrt mit den amerikanischen Häfen zu erreichen, so bedeutet das also für die Vereinigten Staaten nicht allein einen schweren wirtschaftlichen Nachteil, sondern auch eine politische Gefahr. Die Engländer würden die Frachtpreise willkürlich festsetzen und den Amerikanern geradezu für den Verkehr mit der Außenwelt die Bedingungen vorschreiben können. Nicht weniger nachteilig für die Amerikaner ist schon jetzt die Vernichtung der deutschen Kabelverbindungen mit den Vereinigten Staaten. Der Wettbewerb wird ausgeschaltet, Englands Einfluß in der Welt ins Maßlose gesteigert. Und auch noch andere Vorteile zum Schaden Amerikas versprechen sich die Engländer. Längst ist ihnen der Einfluß, den die Amerikaner in Ostasien üben, im höchsten Maß unbequem. Nicht weniger unangenehm empfinden sie das Auftreten der Vereinigten Staaten in Mittel- und Südamerika. Es ist kein Geheimnis, wie entrüstet die englischen Politiker über Amerikas Haltung in der Panamakanal- und Mexikofrage sind. Hier wie in Ostasien würden die Verhältnisse nach der Fertigstellung des Panamakanals sich noch erheblich ungünstiger für England gestalten. Schon ist es wegen des Kanals, wie erinnerlich, mehrfach zu scharfen Zusammenstößen zwischen der englischen und amerikanischen Diplomatie gekommen. Vielfach tauchte die Gefahr auf, daß der beiderseitige Interessengegensatz zu weiteren und größeren Schwierigkeiten führen werde. — Wohl nicht mit Unrecht kann sich England in allen diesen Dingen nach glücklicher Beendigung des Krieges und Verschiebung der Verhältnisse in Europa zu seinen Gunsten eine wesentlich günstigere Stellung versprechen. Hat es doch dann seine gefürchtetsten europäischen Gegner mattgesetzt und kann, ohne die Gefahr eines Angriffs im Rücken, seine volle Macht gegen die Amerikaner wenden. — Die Welt hat gestaunt, als England den Franzosen, mit denen es jahrhundertelang Kriege geführt, und denen es so lange den denkbar schwersten Schaden bei jeder Gelegenheit zugefügt hat, vor zehn Jahren Marokko und den Schlüssel zur Straße von Gibraltar freiwillig überließ. Man hat nicht weniger gestaunt, als das christliche, bei jeder Gelegenheit zum Kampf gegen die Ungläubigen aufrufende England ein Bündnis mit dem heidnischen Japan schloß. Die diesen Schritten zugrunde

liegenden weitreichenden Pläne aber haben nur sehr wenige Leute außerhalb Englands rechtzeitig durchschaut. Die öffentliche Meinung in Deutschland hat den Warnungen vor den gefährlichen Plänen König Eduards jahrelang kaum ernstliche Beachtung geschenkt. Auch jetzt sind über die wahren Absichten Englands die Meinungen in der Welt noch sehr geteilt. Wer seine Politik innerhalb der letzten drei Jahrzehnte aufmerksam beobachtet hat, wird sich aber kaum im Zweifel befinden, daß es ihm auch augenblicklich sehr viel weniger um das Wohl oder Wehe Frankreichs, Rußlands und der Serben als um seine künftige Weltstellung zu tun ist. Die Vereinigten Staaten spielen dabei die wichtigste Rolle. Die Rücksicht auf sie dürfte daher beim heutigen Vorgehen Englands ausschlaggebend sein. Man kann nur hoffen, daß die Amerikaner die Gefahr richtiger erkennen, als es seinerzeit in Deutschland der Fall war, und geeignete Gegenmaßregeln zu treffen nicht versäumen.

Krieg und Ernte — Schwert und Pflug.

Von Professor Dr. H. Dade, Generalsekretär des Deutschen Landwirtschaftsrats.

Die deutsche Frau hat dem Vaterland das herrlichste Gut, die streitbare Jugend, geopfert. Ja, damit nicht genug, auch den eigenen Gatten hat ihr der männermordende Krieg vielfach vom heimatlichen Herd gerissen. Sie steht verlassen und entsagungsvoll da. Doch blickt sie mit Gottvertrauen in die Zukunft, weiß sie doch selbst am besten, in wieviel sorgenvollen Tagen und Nächten sie sich um die geistige und körperliche Entwicklung ihrer Söhne bemüht hat. Welche Keime voll Kraft und Gemüt sie tief in die Kindesseele unaustilgbar gesenkt hat. Die lodernde Flamme, die in diesen Tagen wie zur Zeit der alten Germanen vulkanisch aus unserem Volk emporschlug, wir verdanken sie der deutschen Mutter. Und während die Träne der Abschiedstunde und des ungewissen Wiedersehens sich in ihr Auge stiehlt und die Wange hinabrollt, ist sie doch innerlich stolz bewegt, und mit leuchtenden Augen blickt sie selig und traumverloren auf die waffengeschmückte Gestalt ihres Sohnes, der wie der Kriegsgott selber vor ihr steht. Glücklich und beneidenswert die Eltern, die Schwester und die Braut, die heute Streiter an die Grenze entsenden können, um das Vaterland gegen eine Welt von Feinden zu verteidigen.

Trotz dieser Kampfesfreude hat sich in weite Schichten unseres Volkes eine Sorge geschlichen. Es ist nicht die Angst um die Männer, die draußen im Feld stehen, sondern die stille Furcht, daß daheim nicht alles in Ordnung bleibt, daß die Familie, Frau und Kinder, Not leiden müssen, daß Nahrungssorgen sie bedrohen werden. Wir, die daheimgebliebenen Männer, würden ewige Schmach und Schande auf uns häufen, wenn wir die Millionen Familienangehörigen, die Haus und Hof bewachen, nicht von dieser Sorge befreien und vor wucherischen Preisen schützen würden. Wie steht es im Krieg um die Ernährung des Volkes?

Während des Krieges ist die Bevölkerung noch schärfer als im Frieden in zwei Gruppen geteilt, in die Militärbevölkerung, Heer und Marine, und in die Zivilbevölkerung. Während das Militär im Frieden nur etwa ein Prozent der Gesamtbevölkerung ausmacht, steigt sie im Krieg bis auf etwa zehn Prozent. Daraus ergibt sich, daß die Ernährung des Heeres und der Marine, die neben der Bewaffnung und Bekleidung den wichtigsten Pfeiler der Kriegsrüstung bildet, jetzt einen viel größeren Anteil an der Lebensmittelversorgung des ganzen Volkes hat als im Frieden. Für sie muß selbstverständlich sofort und in erster Linie gesorgt werden. Die über 60 Millionen Menschen, die daheim bleiben, wollen aber auch ernährt sein, wenn ihr durchschnittlicher Bedarf pro Kopf auch mit Rücksicht auf den großen Prozentsatz der Kinder, der weiblichen Bevölkerung und der alten Leute lange nicht so stark ist wie beim Militär. Ein gut verpflegtes Heer mit einer darbenden Zivilbevölkerung im Rücken ist aber im Krieg ebenso verhängnisvoll wie umgekehrt eine gut lebende Zivilbevölkerung mit einem schlecht ernährten Heer. Beides führt zum Untergang. Es muß deshalb während des Krieges für die Ernährung der Militär- und Zivilbevölkerung gleichzeitig gesorgt werden.

Heer und Marine treffen bereits im Frieden Vorkehrungen, um bei Ausbruch des Krieges auch in der Verpflegung gerüstet dazustehen. An Dauerwaren wie Konserven jeder Art wird bereits im Frieden in eigenen Werkstätten so viel hergestellt, daß der Kriegsbedarf völlig gedeckt ist. Getreide wird dagegen bisher im Frieden für Kriegszwecke nur wenig gelagert. Man ist in dieser Hinsicht von der großzügigen Kriegsmagazinverwaltung der preußischen Könige im achtzehnten Jahrhundert zurückgekommen, wohl, weil die heute erforderliche Menge Getreide zu gewaltig wäre, um sie in kostspieligen Lagerhäusern aufzuspeichern, und weil die Lagerung selbst wegen der unsicheren Haltbarkeit des Getreides mit einem zu großen Risiko verbunden sein würde. Doch wird die Zukunft auch diese Kriegsrüstung im Frieden vielleicht noch einmal gebieterisch fordern. An Getreide braucht das Heer Roggen für die Brotnahrung und noch mehr Hafer für die Pferde. Für die fortlaufende und gesicherte Lieferung dieser Artikel während des Krieges haben Armee und Marine bereits im Frieden Verträge teils mit großen Handelsfirmen, teils mit den Produzenten selbst oder deren Vereinigungen, den Genossenschaften, abgeschlossen. Eine solche Organisation erst zu schaffen, nachdem der Krieg bereits ausgebrochen ist, würde zu spät sein. Auch das erforderliche Schlachtvieh für den Fleischbedarf der Militärbevölkerung wird durch ähnliche Verträge und Ankäufe wie beim Getreide gewonnen. Da die Preisspekulation erfahrungsgemäß in außergewöhnlichen Zeiten, wie im Krieg, sich besonders des Getreides bemächtigt, hätte von einer angesehenen Stelle unmittelbar nach dem Ausbruch des Krieges der Versuch gemacht werden sollen, durch einen patriotischen Aufruf an alle Landwirte die Lieferung der beiden unentbehrlichsten Kriegsbedürfnisse, Roggen und Hafer, sicherzustellen. Eine große Anzahl von Landwirten hätte sich nur mit einem Teil der Ernte an der Lieferung zu einem mäßigen Preis zu beteiligen brauchen, und die so wichtige Frage der Getreideversorgung des Heeres wäre für den ganzen Feldzug mit einem Schlage aus der Welt geschafft. Doch ist dieses Ideal wohl zu schön, um jemals verwirklicht zu werden. Aber auch ohne seine Erfüllung ist die ausreichende Verpflegung von Heer und Marine als eine völlig gesicherte anzusehen, selbst wenn der Krieg ein volles Jahr in An-



spruch nehmen sollte. Wie steht es demgegenüber mit der Ernährung der Zivilbevölkerung?

Dies führt uns zu der entscheidenden Frage der Produktion von Lebensmitteln. Daß die einheimische Ernte für die Ernährung von Armee und Marine genügt, ist über jeden Zweifel erhaben. Die Lebensmittel für das Kriegsheer sind vorhanden und müssen herbeigeschafft werden, koste es, was es wolle, erforderlichenfalls durch gesetzliche Zwangslieferung, durch sogenannte Requisition. Doch könnte es noch fraglich bleiben, ob die eigene Landwirtschaft auch den noch größeren Lebensmittelbedarf der Zivilbevölkerung decken kann.

Seit dem Ausbruch des Krieges ist gesetzlich jede Ausfuhr von Lebensmitteln verboten, um nicht nur die Erzeugnisse der eigenen Landwirtschaft, sondern auch die vor dem Krieg vom Ausland eingeführten Nahrungsmittel für die Kriegzeit festzuhalten. Gleichzeitig sind gesetzlich alle Zölle auf Lebensmittel, wie auf Getreide, Vieh, Fleisch usw., aufgehoben, so daß diese zollfrei eingeführt werden dürfen. Da aber die uns feindlichen Staaten, wie insbesondere Rußland, auch ihrerseits die Ausfuhr von Lebensmitteln verboten haben, so findet vorläufig eine Einfuhr nur wenig statt, und wir sind in der Ernährung, abgesehen von den Vorräten aus der früheren Einfuhr, allein auf die Ergebnisse der einheimischen Landwirtschaft angewiesen. Was kann sie mit der zum Teil noch auf dem Feld stehenden und wachsenden Ernte leisten?

Die deutsche Landwirtschaft zahlt in diesem Krieg dem Vaterlande mit Zins und Zinseszins zurück, was Reich, Bundesstaaten, Provinzen und Kreise sowie die gesamte nicht landwirtschaftliche Bevölkerung in den letzten Jahrzehnten an Opfern zu ihrer Gesundung und zur Ertragsteigerung des Kulturbodens dargebracht haben. Wäre dies nicht geschehen, so würde sich das Wort Moltkes mit Schrecken erfüllt haben, daß der Krieg schon verloren sei, bevor noch der erste Flintenschuß losginge, wenn Deutschland sich nicht mehr selbst ernähren könnte.

Unsere Getreideernte von Weizen, Roggen, Spelz, Hafer und Gerste ist in den letzten 25 Jahren um über 10 Millionen Tonnen und die Brotgetreideproduktion von Weizen und Roggen allein um 5 Millionen Tonnen gestiegen. In derselben Zeit hat die Kartoffelernte die enorme Steigerung um 20 Millionen Tonnen erfahren. Die Vermehrung der Getreideproduktion hat zur Folge gehabt, daß die Mehreinfuhr von Weizen und Roggen in den letzten 20 Jahren trotz der enormen Volksvermehrung absolut auf der durchschnittlichen Höhe von etwa 1½ Millionen Tonnen stehengeblieben, aber im Verhältnis zur Bevölkerung von 32 Kilogramm pro Kopf im Jahr 1900 auf 21 Kilogramm im Jahr 1913 gesunken ist. Berücksichtigt man auch die stark gestiegene Mehrausfuhr von Mehl, die in den letzten Jahren über 300,000 Tonnen betrug, so wird das Verhältnis noch günstiger.

Nach der amtlichen Statistik wurden im Erntejahr 1910/11 25½ Millionen Tonnen Getreide geerntet, 1911/12 stieg die Ernte auf 26¼ Millionen Tonnen, 1912/13 auf 28⅓ Millionen Tonnen und 1913/14 auf 30¾ Millionen Tonnen, das ist in den letzten vier Jahren eine fortgesetzte Steigerung um über 5 Millionen Tonnen. Die Produktion von Brotgetreide allein betrug in den letzten fünf Jahren durchschnittlich etwa 16 Millionen Tonnen, während die Brotnahrung der 68 Millionen Bevölkerung nur etwa 12 Millionen Tonnen und die Aussaat kaum 1½ Millionen Tonnen erfordert.

Die diesjährige Getreideernte wird die Rekordernte des Vorjahrs nicht erreichen, aber noch eine gute Mittelernte abgeben. Zu ihren Gunsten kommt hinzu, daß das Brotgetreide jetzt in besserer Beschaffenheit als im Vorjahr geerntet ist und deshalb ein viel größerer Prozentsatz der Ernte als 1913 für die Brotnahrung verwendet werden kann. Jedenfalls ist die Brotversorgung unseres Volkes, einschließlich der gesamten Zivilbevölkerung, bis zur nächsten Ernte im Sommer 1915 absolut sichergestellt. Einzig und allein der Weizen wird voraussichtlich im Laufe des nächsten Jahres etwas knapp werden, wenn es nicht gelingen sollte, ihn einzuführen.

Unsere Ernte schreitet rasch ihrem Ende entgegen, sie ist durch den Krieg nicht verzögert. Der Arbeitermangel ist durch gegenseitige Hilfe und durch den Zustrom aus nicht landwirtschaftlichen Gewerben mehr als gedeckt. Nur ein Pferdemangel macht sich infolge der Aushebung mehrfach bemerkbar, es wäre deshalb erwünscht, daß ihm aus städtischen Kreisen bald abgeholfen würde, und daß es unsern braven Truppen im Osten gelingen möge, noch mehr Kosakenpferde einzubringen und sie der Landwirtschaft zuzuführen. Sonst müssen eben Ochsen und Kühe vor den Wagen und Pflug gespannt werden. Für den Ausdrusch der Ernte wäre weiter zu wünschen, daß der Kohlenmangel durch baldige Zulassung des Eisenbahntransports beseitigt würde. Es ist dankbar anzuerkennen, daß alle Behörden, mit dem preußischen Landwirtschaftsminister Frhrn. von Schorlemer an der Spitze, auf das eifrigste bemüht sind, daß die Ernte unversehrt für die Volksernährung eingeheimst wird.

Die Ernteaussichten unserer Feinde sind zum Teil erheblich schlechter als bei uns. In Rußland wird der Ausfall der Weizenernte gegenüber dem Vorjahr amtlich auf über 4 Millionen Tonnen oder fast 20 Prozent geschätzt, bei Hafer auf etwa 23 Prozent, während Roggen fast in der gleichen Höhe geerntet werden wird. Doch wird im nördlichen Rußland die starke Einfuhr von Roggen aus Deutschland und in Finnland unser Mehlexport fehlen. Frankreich, das infolge seiner schwachen Bevölkerung in normalen Jahren in der Lebensmittelversorgung noch unabhängiger vom Ausland dasteht als Deutschland, wird einen Fehlbetrag seiner Weizenernte haben, die eine Einfuhr erforderlich macht und nicht wie bei uns durch Roggen ersetzt werden kann. Großbritannien ist zu vier Fünfteln seines Brotbedarfs von der Zufuhr aus überseeischen Ländern abhängig. Es ernährt sich gegenwärtig vom Weizen der Vereinigten Staaten. Die Bekanntmachung der englischen Admiralität, daß für fünf Monate Lebensmittel im Land seien, ist deshalb skeptisch aufzufassen. Würde es unsern flinken Kreuzern gelingen, an der Westküste Englands oder im Atlantischen Ozean die Weizen- und Fleischschiffe abzufangen, würde der Krieg mit England in vier Wochen beendet sein.

Nun zu unserer Fleischversorgung. Die deutschen Viehbestände sind niemals so stark angefüllt gewesen wie gegenwärtig. Die Tatsache, daß die Viehpreise durch den Ausbruch des Krieges fast gar nicht beeinflußt sind, beweist am besten, daß wir gut versorgt sind. Allerdings wird sich in nächster Zeit ein Mangel an Kraftfuttermitteln wie an Futtergerste für die Schweinemast herausstellen, doch muß versucht werden, durch vermehrte Herstellung von Trockenkartoffeln unmittelbar nach der Ernte, schon im September und Oktober, einen Ersatz für Gerste und Mais zu schaffen. Glücklicherweise wird die Kartoffelernte voraussichtlich befriedigend ausfallen.



Der weiße „Goeben".

Frei nach Uhland. Von Ludwig Ganghofer.

Drei Dreadnoughts am sizilischen Riff,
Die wollten vernichten ein deutsches Schiff.

Das lag im messenischen Hafen verwahrt
Und faßte Kohlen zur Todesfahrt.

Des Schiffes tapferer Führer sprach:
„Uns fangen lassen? O pfui der Schmach!

„Hinauf die Flagge! Den Hammer gefaßt
Und nagelt sie fest an den deutschen Mast!

„Da stiehlt uns keiner die kostbare Zier,
Die Flagge weht, und wir sinken mit ihr."

Sie dachten an Heimat und Weib und Haus.
Und sangen. Und: „Hurra!" Und fuhren hinaus.

Und die es sahen vom Ufer her,
Bekreuzten sich und sprachen nicht mehr.

Die Dreadnoughts lagen auf lauernder Wacht
Und hatten schon klar zum Gefecht gemacht.

Und während sie spähten im blauen Raum,
Da hatten die Drei einen englischen Traum.

Der Erste:
„Mir träumte, ich klopfe mein Pfeiflein aus,
Da sauste der weiße ‚Goeben' heraus."

Der Zweite:
„Und eh er sich wandte zur Flucht herum,
Da brannt ich ihm eins auf die Schnauze,
bumm!"

Der Dritte:
„Und als ich den ‚Goeben' versinken sah,
Da telegraphiert ich: Viktoria!"

Und während sie sprachen, die grimmen Drei,
Da rauschte der weiße „Goeben" vorbei.

Spie deutsches Feuer und Glut und Tod
Und war entronnen der tückischen Not.

Und ehe die Drei noch erwachten im Rauch,
Da hatten sie Löcher im englischen Bauch.

Der „Goeben" lachte: „Empfehle mich,
Mit dem berühmten Gedankenstrich!"

wenn sie auch die Riesenernte des Vorjahres wohl nicht erreichen wird. Die Heuernte ist eine gute und sichert uns unsern Rinderbestand sowie die Milch- und Butterversorgung.

Immerhin möchten wir jeder Familie empfehlen, im Krieg zu der altväterlichen Sitte zurückzukehren und rechtzeitig ein ganzes Schwein einzuschlachten, um in den Dauerwaren Schinken, Speck, Pökelfleisch und Wurst einen eisernen Bestand zu schaffen, der in Zeiten höherer Preise in Angriff genommen werden kann.

Der freundliche Leser möge aus allem diesen zur Beruhigung ersehen, daß die Brot-, Fleisch- und Kartoffelnahrung und, wie für die Gesundheit der Kinder noch hinzugefügt werden mag, auch die Milchnahrung völlig sichergestellt sind. Auch der Zucker wird, da die große Ausfuhr fortfällt, reichlich zur Verfügung stehen. Nur die Fischnahrung wird vorläufig eine Einschränkung erfahren.

Aber die besorgte Hausfrau, die eine große Kinderschar um sich hat, wird noch sagen: Ja, was nützt mir das, wenn ich für Brot, Milch, Fleisch und Kartoffeln im nächsten Bäcker-, Fleischer- und Gemüseladen so hohe Preise zahlen muß, daß mein in der jetzigen Kriegszeit spärliches Einkommen dazu nicht „langt". Und sie hat recht. Die Lebensmittelversorgung des deutschen Volkes, für die zwar nach der Ernte ausreichende Vorräte vorhanden sein werden, ist trotzdem nur unter der Voraussetzung gegeben, daß die Lebensmittel selbst auch in die Hände der minderbemittelten Konsumenten gelangen und nicht zum Gegenstand einer wucherischen Ausbeutung des Volkes gemacht werden. Hierin liegt die größte Gefahr.

Es ist deshalb dankbar zu begrüßen, daß unmittelbar nach der Kriegserklärung ein Reichsgesetz erlassen worden ist, nach dem für Nahrungs- und Futtermittel sowie für Heiz- und Leuchtstoffe Höchstpreise sowohl im Groß- als auch im Kleinhandel von den Landesbehörden festgesetzt werden können. Wird diese Befugnis ausgeführt, so ist sie als die segensreichste Maßnahme während der Kriegszeit anzusehen. Gewiß sollen der Landwirt, der Müller, der Groß- und Kleinhändler sowie Bäcker und Fleischer einen guten Preis während des Krieges haben, aber sie alle sollen nicht aus dem Grund die Waren künstlich zurückhalten, um wucherische Preise zu erzielen, die mit der Ernte in keinem Verhältnis stehen. Jede Hausfrau sollte hierbei etwas Polizei üben und dem nächsten Polizeiamt sofort Mitteilung machen, wenn sie auf wucherische Preise stößt. Da Brot und Gebäck nicht nach Gewicht, sondern nach Stück verkauft werden, wäre neben dem Höchstpreis nach Gewicht auch das Mindestgewicht selbst für ein Fünfzigpfennigbrot und für zwei Schrippen und Knüppel zu je fünf Pfennig vorzuschreiben.

Neben einer gesunden Preispolitik hängt die Sicherstellung der Volksernährung noch weiter davon ab, daß die gesamte Anbaufläche für die Wintersaat in dem gleichen Umfang und ebenso sorgfältig im Herbst bestellt wird wie in Friedensjahren. Dieser Faktor wiegt unendlich schwer, weit schwerer, als mancher glauben mag. Beansprucht doch die Wintersaat allein fast 60 Prozent der gesamten



Getreidefläche. Es muß insbesondere für die Beschaffung und den Transport von Kunstdünger, wie Kali, Salpeter, Superphosphat usw., rechtzeitig gesorgt werden. Auch wäre dahin zu wirken, daß alles Saatgut von dem Ankauf für Nahrungszwecke ausgeschlossen bleibt.

Draußen an der Grenze stehen Millionen streitbarer Männer und schützen unter unserm Heldenkaiser mit eisernem Schwert das Vaterland. Ihnen verdanken wir es, daß die Daheimgebliebenen wie im tiefsten Frieden leben können, und daß der eiserne Pflug bereits die Scholle bricht, um die Mutter Erde auf die Wintersaat vorzubereiten, damit die Volksernährung auch für das Erntejahr 1915/16 sichergestellt wird. Gott schütze die heimischen Fluren vor dem verheerenden Kriegsbrand.

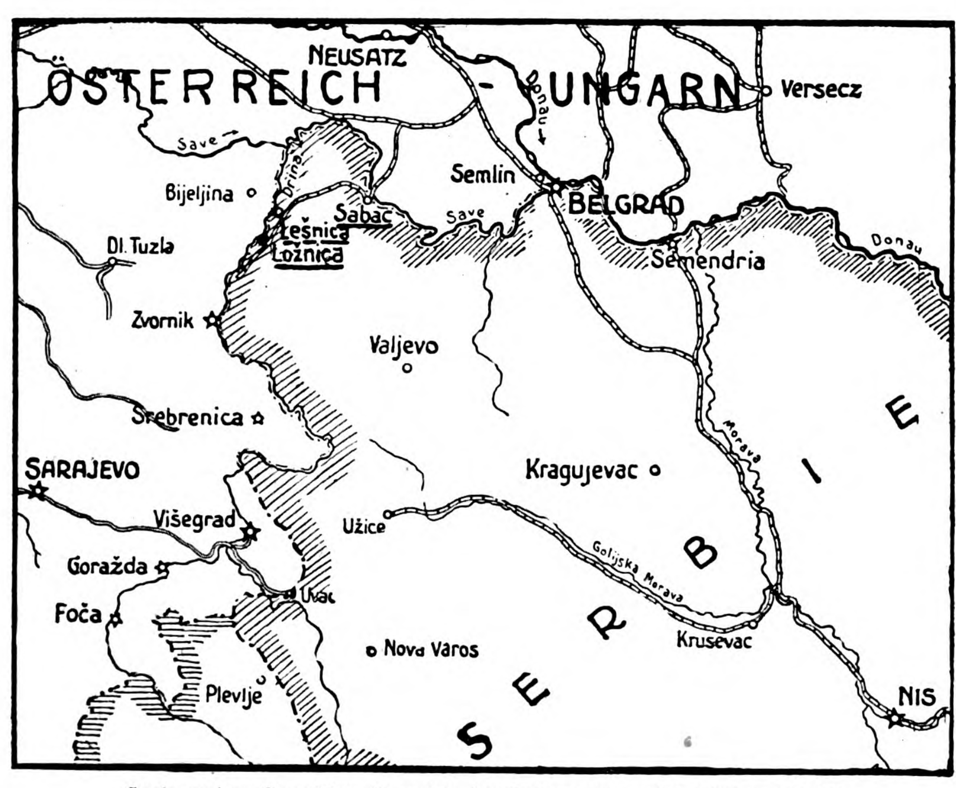
Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Eine ruhige, in Erz gepanzerte Festigkeit ruht über den deutschen Landen. In freudiger Siegeszuversicht hoffen wir auf die Großtaten unserer Söhne und Brüder, die einer Welt von Feinden im Bewußtsein unserer gerechten Sache gegenüberstehen. Unser Kaiser hat sich ins Feld begeben, ein Zeichen dafür, daß der Aufmarsch unserer Armee beendet ist. Und nur eine kurze Spanne Zeit kann uns von dem Augenblick trennen, wo die eisernen Würfel rollen und die sieghafte Tapferkeit unserer Heere in strahlendem Glanz sich zeigen wird zum Schrecken unserer Feinde. Möge dem glücklichen Beginn ein weiterer glücklicher Verlauf folgen!

Überall ist es bisher gut gegangen. Im Osten sind die moskowitischen Horden zurückgewiesen, im Westen haben wir bereits Erfolge zu verzeichnen, die das ganze Vaterland mit Stolz und Genugtuung erfüllten. Lüttich, Mülhausen und Lagarde zeugen davon, daß die alte deutsche Kraft ungebrochen weiter blüht. Auch von unseren Bundesgenossen hören wir nur Erfreuliches; sie haben den serbischen Mördern bereits gezeigt, daß ihnen eine Abrechnung bevorsteht, die ihnen die Luft zu ähnlichen Untaten für alle Zeiten nehmen wird. Der Einmarsch in serbisches Gebiet ist überall siegreich gewesen, dem entschlossenen Vorgehen der österreichisch-ungarischen Truppen konnte nirgends erfolgreicher Widerstand entgegengesetzt werden. Auch auf dem russischen Kriegschauplatz sind die schwarzgelben Fahnen siegreich geblieben, in allen Grenzgefechten hat sich gezeigt, daß die österreichisch-ungarische Armee nur von einem Geist beseelt ist, nämlich, den heiligen Boden des Vaterlandes vor den Hunnen und ihren wilden Scharen zu schützen. Wie die deutschen Truppen wurden auch die Oesterreicher überall als Befreier von den Bewohnern begrüßt, die hoffen, daß der Knutendespotie nunmehr endgültig der Garaus gemacht werden wird.



Ein deutscher Botschaftsbeamter in Petersburg ermordet.
Hofrat Kattner †



Karte zu dem siegreichen Vorgehen der Oesterreicher auf serbischem Gebiet.
Die serbischen Truppen werden aus den Stellungen von Lesnica und Loznica herausgeworfen.

*

Ein nicht nur dem Völkerrecht, sondern überhaupt jedem menschlichen Gefühl hohnsprechender Mord ist in Petersburg an dem seit dreißig Jahren im deutschen konsularischen und diplomatischen Dienst in Rußland tätigen Hofrat Alfred Kattner von dem aufgehetzten und vertierten Pöbel begangen worden. Die russischen Behörden konnten und wollten das Gebäude der deutschen Botschaft nicht schützen, fanatische Massen drangen ein, zerstörten alles, setzten das Haus in